WIDENER
HN JB6I I

Digitized by Google

Coll copl fo.
Gus 9505.5
Auc 97-8

AE 11431

Digitized by Google

Digitized by Google

Carinthia.

Zeitschrift

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geschichtverein und naturhistorischen **Landesmuseum**

in Kärnten.

Redigirt von

Dr. Heinrich Weil.

Fünfundfünfzigster Jahrgang.

1865.

Klagenfurt.
Druck von Ferd. v. Kleinmayr.

Digitized by Google

Aus 39505.5

~~Aus 87.3~~

Harvard College Library

AUG 16 1916

Hohenzollern Collection

Gift of A. C. Coolidge

Digitized by Google

Carinthia.

№ 1. Jänner 1865.

Ueber die innere Einrichtung der Burgen, das Leben in denſelben, die Art des Angriffes und die Vertheidigung der Burgen.

Vortrag, gehalten im kärntneriſchen Muſeum in Klagenfurt, am 16. Dezember 1864.

Von **Max** Ritter von **Moro.**

Am Schluſſe des Vortrages, den ich über den Bau der kärntneriſchen Burgen am 11. Dezember verfloſſenen Jahres gehalten hatte, ſagte ich, daß ich mir ein anderes Mal erlauben werde, über die innere Einrichtung der Burgen, das Leben in denſelben, endlich die Art des Angriffes und der Vertheidigung der Burgen zu ſprechen.

Wenn ich bei Schilderung dieſes Gegenſtandes nur das zum Maßſtabe nehmen wollte, was uns in Kärnten ſelbſt an innerer Burgen Einrichtung erübriget, und was uns urkundlich über das friedliche und kriegeriſche Leben unſerer Vorfahren bekannt iſt, ſo ließe ſich freilich nur wenig ſagen, denn es erübrigt uns aber nur Weniges. Wenn man jedoch das, was in uns benachbarten Ländern (wo im Weſentlichen die gleichen Verhältniſſe wie in unſerem Vaterlande obwalteten) erhalten iſt, mit den wenigen Reſten, welche ſich bei uns befinden, zuſammenhält, ſo kann man beiläufig Folgendes annehmen:

Die Thore der Burgen waren, ſelbſt in friedlichen Zeiten, in der Regel verſchloſſen. Nahte ſich Jemand denſelben, ſo verkündete dieß gewöhnlich ein auf dem Wartthurme oder auf der Ringmauer weilender Wächter mittelſt eines Hornes. Geſchah dieß nicht, und gelangte man unangemeldet an die Thore, ſo mußte man, um Einlaß zu erwirken, den Thorwart, wenn man nicht von ihm bemerkt worden war, durch ein Zeichen zur Oeffnung des Thores, und bei Vorhandenſein einer Zugbrücke, zum Niederlaſſen derſelben auffordern. Dieſes Zeichen wurde gewöhnlich durch

Digitized by Google

die an den Thoren angebrachten Klopfringe gegeben. Bei manchen Burgen bestanden aber zu diesem Zwecke eigene, vor den Thoren aufgehängte Schalltafeln, welche, angeschlagen, einen sehr lauten Ton gaben. In der Halle des Thorthurmes, in dem in der Regel der Thorwart wohnte, und sich aufhielt, befanden sich die Vorrichtungen, welche die dicken Ketten und Taue, die zum Aufziehen und Niederlassen der Zugbrücke dienten, in Bewegung setzten. Die Ketten oder Taue selbst liefen durch runde, in den Mauern über dem Thore befindliche Löcher. Die Zugbrücke bestand aus starkem Holze, und verstärkte, wenn sie aufgezogen war, das Thor. War der Graben breit, so überdeckte die Zugbrücke nur einen Theil desselben, über den anderen führte eine feste, auf hölzernen oder gemauerten Pfeilern ruhende Holzbrücke. Die Thorflügel waren aus dickem Holze angefertiget und in der Regel mit Eisen beschlagen. In einem derselben war häufig ein kleines Einlaß-Pförtchen für Fußgeher angebracht, wie dieß z. B. an einigen Thoren von Hochosterwitz der Fall ist.

Hinter dem Thore war in der Halle bisweilen noch ein aus Holz oder Eisen angefertigtes Fallgitter, wie ein solches im obersten, vierzehnten Thore von Hochosterwitz noch erhalten ist. Die Fallgitter bestanden, wie ich schon in meinem vorjährigen Vortrage anführte, aus unten zugespitzten, durch Querhölzer verbundenen Pfählen oder Eisenstangen, welche aufgehängt waren, und schnell herabgelassen werden konnten. Da diese Gitter den Uebelstand hatten, daß, wenn nur an einer Stelle ein Hinderniß unterschoben wurde, die ganze Vorrichtung zum Stehen kam, so erfand man später das sogenannte Orgelwerk, an welchen die einzelnen vertikal geordneten Pfähle oder Stangen zwar in einer geschlossenen Reihe, aber ohne mechanische Verbindung niederfielen, so, daß wenn ein Hinderniß ein oder das andere Stück aufhielt, doch die übrigen herabfallen konnten.

Das Innere der Burg enthielt ein Zimmer oder einen Saal für den Verkehr der Männer und Gäste (Palas, Rittersaal), die Wohnzimmer für den Burgherrn und dessen Familie, die Zimmer für das Dienst- und Vertheidigungspersonale, die nöthigen Wirthschaftslocalitäten, wie Küche, Keller ꝛc., die zur Aufbewahrung des Rüstzeuges und zu Verließen verwendeten Räume, gewöhnlich eine Kapelle, und endlich in den meisten Burgen eine Stallung für die Reitpferde.

Die Thüren der Wohnzimmer, Kammern und Gewölbe waren dick, aus hartem Holze, hatten einfache Schlösser, und hingen in der Regel ohne Verkleidung in der Thüröffnung. Die Thüren zu den Verließen,

Digitized by Google

Rüſtkammern und dergleichen Räumen, die man vorzugsweiſe ſchützen wollte, waren entweder ganz von Eiſen oder mit Eiſenblech beſchlagen.

Die Fenſter hatten theilweiſe keinen andern Schutz als Bretterladen, die auch nicht immer in Angeln hingen, ſondern gewöhnlich zu beiden Seiten in die Mauern zurückzuſchieben waren. Ein beſſerer Schutz derſelben beſtand darin, daß ſie zwar nicht verglaſt, aber mit feinen Darmhäuten bezogen wurden, ungefähr im 15. Jahrhunderte endlich erſchienen Glasſcheiben, welche in der erſten Zeit klein und von runder, ſpäter von ſechs und achteckiger Form waren, und durch kleinere Einfaſſungen zuſammengehalten wurden. In den Fenſterniſchen findet man in der Regel zu beiden Seiten des Fenſters gemauerte Sitze angebracht, was darauf hinweiſet, daß die Burgbewohner ſich gerne an den Fenſtern aufhielten, und das bequeme Ausſchauen für ſie ein beliebtes Vergnügen war.

Der Boden beſtand zumeiſt aus Eſtrich, welcher in ſpäterer Zeit und in reicher ausgeſtatteten Burgen den Steinfließen, Ziegeln oder feinerer Töpferarbeit Platz machte. Im Winter wurde er mit Heu, Stroh oder Matten bedeckt, und bei feſtlichen Gelegenheiten mit friſchen Blumen beſtreut oder mit Teppichen belegt, die theils gewirkt, theils durch Frauenhände geſtickt waren.

Die Zimmerdecken bildeten da, wo ſie nicht durch Gewölbe erſetzt waren, einfache Balken, ſpäter findet man hier und da getäfelte Plafonds.

Die Wände der Zimmer waren in der Regel mit glattem weißem Mörtel überzogen, bisweilen waren ſie bemalt. In Nußberg, Liebenfels u. ſ. w. ſieht man noch Reſte von Wandmalereien. Man hatte aber auch ganz mit Holz ausgetäfelte Zimmer, wie ſolche in Frauenſtein, Groppenſtein noch zu ſehen ſind. Wollte man eine Räumlichkeit ſchmücken, ſo geſchah dieß insbeſondere dadurch, daß man an den Wänden oder längs derſelben an Stellagen Teppiche aufhing. Um die Burgbewohner auf den rauhen Höhen und in den mangelhaft verſchloſſenen Zimmern vor Kälte zu ſchützen, waren die Oefen groß, aus Ziegel- oder Töpferarbeit, die bisweilen mannigfaltig verziert war, aufgebaut. Nicht ſelten findet man anſtatt der Oefen Kamine, deren Mäntel uns in einigen Burgen, wie in den großen Thürmen von Petersberg und Geyersberg in Frieſach noch erhalten ſind.

Die Küchen hatten große Herde und bisweilen ungeheuere Schornſteine. Die in den Burgruinen von Petersberg und Geyersberg in Frieſach nach erhaltenen pyramidalen, oben zu einer Oeffnung ſich zuſammenziehenden Gewölbe ſind ſo groß, daß man den

Digitized by Google

Räumen, über denen sie sich befinden, allenthalben eine andere Bestimmung zuweiset, wie man z. B. die Localität in Petersberg, über welcher einer dieser großen Schornsteine sich erhebt, gewöhnlich als die Schmelze der Friesacher Münzstätte bezeichnet; und doch waren diese Gewölbe offenbar nur die Schornsteine der Burg-Küchen. In diesen Küchen, welche oft den Unterhaltungs- und auch den Arbeitsplatz eines Theiles der Burgleute bildeten, befanden sich gewöhnlich ringsum Bänke und neben dem Herde Stangen zum Trocknen der durchnäßten Gewänder.

Bei der großen Vorliebe, die man im Mittelalter für das Baden hatte, bestand wohl in den meisten Burgen eine eigene Bade-Stube. Fehlte diese, so hatte man doch gewiß Bade-Wannen, welche man in die Wohnzimmer brachte.

Zur Bewaffnung der Mannschaft in den Burgen war ein Vorrath von Rüstungen und Waffen unerläßlich, daher eine Rüstkammer sich wohl in jeder Burg befunden haben wird.

Die Waffen bestanden hauptsächlich aus Spießen, Hellebarden, Armbrüsten mit ihren Bolzen und Schwertern. Nach Erfindung des Schießpulvers befand sich in jeder solchen Rüstkammer wohl auch eine Anzahl von Handbüchsen, Doppelhaken und bisweilen ein oder mehrere große Geschütze. Ein interessantes Exemplar eines solchen ist das Geschütz, welches gegenwärtig in diesem Landhause unter den Arkaden des Ganges, gegenüber dem Fürstensteine steht. Dieses Geschütz befand sich ursprünglich auf der Burg Petersberg in Friesach und wurde vom Herrn Friedrich Edlen v. Knappitsch, Besitzer der ehemaligen Herrschaft Friesach, dem kärntnerischen Geschichtvereine großmüthig zum Geschenke gemacht. Es dürfte aus der Hälfte, vielleicht sogar aus dem Beginne des 15. Jahrhunderts herrühren und hatte, wie seine Construktion anzeiget, die Bestimmung, steinerne Vollkugeln zu schießen. Die einzige in Kärnten noch vorhandene Rüstkammer ist in Hochosterwitz, welche jedoch, seit die Franzosen im Jahre 1809 die auf der Burg bewahrten Geschütze und alle Angriffswaffen, mit Ausnahme einiger Armbrüste, wegführten, fast nur Rüstungen und zwar meistens nur einfache Knappenrüstungen enthält.

Die Haupteinrichtungsstücke in den Wohnzimmern bildeten große Bettstellen, hölzerne Truhen zur Aufbewahrung der Habseligkeiten, schwere eichene Tische, hölzerne Stühle und Bänke. Häufig findet man in die Mauer gefügte Wandschränke oder bloße Mauerblenden, letztere besonders in den Fensternischen. Kostbarkeiten wurden in der Regel

Digitized by Google

nicht in den Wohnzimmern, ſondern im großen Thurme aufbewahrt, oder doch in kriegeriſchen Zeiten dorthin gebracht. Im 13. Jahrhundert waren die Zimmer in den bedeutenderen Burgen ſchon mit mehr Bequemlichkeit ausgeſtattet, ja es gab um dieſe Zeit bei Reichen ſogar ſchon Federbetten mit ſchönen Ueberzügen von Thierfellen. Die Stühle und Tiſche wurden da ſchon mit Schnitzwerk verziert und erſtere mit Pölſtern, letztere mit Tüchern, gewöhnlich aus weißen Linnen, bedeckt. Ein Betſchemel mit einem Heiligenbilde, ein Schrank mit Arzneien, in ſpäterer Zeit ein Spinnrad und bei größerer Wohlhabenheit ein Stickrahmen bezeichneten die Kemenate der Burgfrau.

Zur Beleuchtung verwendete man Holzſpäne auf eiſernen Leuchtern und Talglampen, in ſpäterer Zeit Oel und Kerzen, welche letztere auf eine Spitze, die die Stelle der Vertiefung in unſeren jetzigen Leuchtern vertrat, aufgeſteckt wurden.

Die Speiſen wurden in Schüſſeln aufgetragen, deren Stoff ſich nach dem Reichthume der Beſitzer richtete. Als Trinkgefäß dienten in älteſter Zeit Thierhörner, ſpäter Becher aus Holz und Metall. Löffel und Gabeln ſah man auf den Tafeln des Mittelalters nur ſelten, auch Meſſer wurden nicht für jeden Tiſchgaſt hingelegt, ſondern die Geſellſchaft begnügte ſich mit einer geringeren Anzahl.

An der Außenſeite der Gebäude, gewöhnlich der Thürme gab es in vielen Burgen Sonnenuhren, man ſieht ſelbe z. B. noch in Mannsberg, Eberſtein, Grades u. ſ. w. Auch findet man an die Wand gemalte Abbildungen von ſeltenen Thieren, die im Bereiche der zur Burg gehörigen Wälder und Gewäſſer gefangen oder erlegt wurden, z. B. am Corridore in Hollenburg. Endlich waren ober den Thoren, in den Hallen und Gängen häufig Wappen und Inſchriften, bisweilen auch Bildhauerarbeiten angebracht, wie dieß insbeſondere in Hochoſterwitz noch zu ſehen iſt.

Von den Burg-Kapellen waren nicht alle zum Meſſeleſen eingeweiht und mit den hierzu nöthigen Gefäßen und Paramenten verſehen, ſondern viele derſelben waren nur zur häuslichen Andacht beſtimmt. Als Zeichen der Einweihung kann es angeſehen werden, wenn ſich an den Wänden gemalte Krenze befinden, die gewöhnlich ein Band oder Kranz umgibt und in denen hier und da auch Spuren eingeſchlagen geweſener geweihter Nägel zu finden ſind.

In den Gefängniſſen waren ein Paar Steinblöke zum ſitzen und einige Ringe zum Anfeſſeln der Gefangenen die einzige Einrichtung.

Digitized by Google

Häufig befanden sie sich in den Thürmen unter dem Erdboden, hatten also keinen Eingang an den Seiten, es wurden daher die Gefangenen mit Winden hinab gelassen und wieder heraufgezogen, und ihnen eben so die Lebensmittel durch eine Oeffnung von oben hinab gereicht. Abgesehen von den Schauergeschichten, welche über solche Verließe erzäht worden, ist es die Wahrheit, daß die Gefangenen in diesen kleinen, finsteren, feuchten Räumen, wo ihnen oft selbst das Stroh zum Lager fehlte, elend existirten und in kurzer Zeit, wenn auch nicht ihr Leben, so doch ihre Gesundheit arg gefährdet war.

Die Jagdgeräthschaften als: Bogen, Pfeile, Armbrüste, Messer, Spieße, Fangeisen, Netze und in späterer Zeit Feuergewehre befanden sich theils in eigenen Jagdzimmern, die man noch in einzelnen Burgen z. B. in Frauenstein, Mannsburg u. s. w. an den Wandmalereien erkennt, theils in den Zimmern der Burgbewohner vertheilt.

In Burgen endlich, in welchen Pferde gehalten wurden, was wohl in den meisten der Fall war, mußte natürlich auch ein Vorrath an Sätteln und Geschirren bestehen. Die Wagen waren im Mittelalter noch sehr unbequem construirt und es mag sich wohl nur in sehr wenigen Burgen einer befunden haben, da es üblich war, daß auch die Frauen sowohl kleine Ausflüge als Reisen zu Pferde machten. Dieß bestätigen auch die Wege, welche zu unseren Burgen führen, von denen die meisten steil und schmal, daher auch nur für Fußgeher und Pferde, aber durchaus nicht für Wagen geeignet sind.

Das Leben in den Burgen theilte sich in ein friedliches und ein kriegerisches, und wir wollen zunächst das erstere betrachten:

Die friedlichen Beschäftigungen der Männer bestanden in der Sorge für die täglichen Bedürfnisse, in der Leitung der zur Burg gehörigen, in der Regel freilich nur unbedeutenden Landwirthschaft, in der Pflege der im Bereiche der Burg gelegenen kleinen Gärten und in der Beaufsichtigung und Einhaltung der Gebäude, so wie deren innerer Einrichtung. Die Pflege der oft zu den Rechten der Burgbesitzer gehörigen Gerichtsbarkeit unterbrach bisweilen die Einförmigkeit dieser Beschäftigungen. Der Burgherr hielt da seine Gerichtstage meistens nach altem Herkommen im offenen Hofe oder vor der Burg unter einem Baume. Nicht selten folgte dem Urtheilsspruche schnelle blutige Vollziehung. Zu den Hauptbeschäftigungen gehörte auch die Jagd. Die zu jener Zeit selbst in den Ebenen und Mittelgebirgen ausgedehnten,

nur selten durch menschliche Wohnungen unterbrochenen Wälder und die Lage der Burgen in unmittelbarer Nähe, ja häufig in der Mitte derselben begünstigten das Jagen auf das zahlreiche Wild, welches ein Hauptnahrungsmittel der Burgbewohner bildete. Die Jagd war ferner schon wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Kriege, daher als Mittel, die Körperkräfte für denselben auszubilden und sich in Führung der Waffen zu üben, eine stets beliebte Beschäftigung des kampfsüchtigen Mittelalters. Endlich nahm auch die Beaufsichtigung und Verpflegung der Gefangenen, an denen es selten in einer Burg fehlte, die Burgbewohner in Anspruch. Die Gefangenen waren entweder im Kriege eingebrachte, oder in Privatfehden gemachte, oder solche, welche aus Raubluft auf der Straße ergriffen und bis zur Zahlung des Lösegeldes ihrer Freiheit beraubt wurden, bisweilen waren es auch Verbrecher, welche von den Burgherren vermöge der ihnen zustehenden Gerichtsbarkeit eingekerkert wurden.

Eigene Geistliche gab es wohl nur in wenigen unserer heimatlichen Burgen, denn, obwohl der größte Theil derselben Kapellen hatte, so waren wahrscheinlich die meisten von diesen nur zur häuslichen Andacht bestimmt und konnten nur die Einkünfte bedeutender Burgenbesitzer ausreichen, um ununterbrochen einen Geistlichen zu unterhalten.

Um das Leben der Frauen in den Burgen beurtheilen zu können, muß man vor Allem ihre Stellung dem Manne gegenüber betrachten. Vor dem 11. Jahrhunderte trat der Mann entschieden in den Vordergrund und das Weib stand bescheiden zurück. Um diese Zeit entstand jedoch ein von Frankreich ausgehender Umschwung, der durch die Kreuzzüge und durch die Berührung der Franzosen mit ihren arabischen Nachbarn in Spanien herbeigeführt wurde *).

Nun bewegten sich die Frauen im Mittelpunkte des Lebens, die Männer waren nur mehr ihre Diener und Anbeter und es begann die sogenannte ritterliche oder höfische Zeit. In Deutschland hat dieses Leben erst in späterer Zeit Platz gegriffen, ging nur wenig in das Blut des

*) In den byzantinischen Ländern, in denen sich altrömische und altgriechische Kultur eigenthümlich gemischt und weiter gebildet hatte, so wie bei den Arabern in Spanien, welche, Erben einer alten Bildung, in Wissenschaft und Kunst über den christlichen Völkern standen, lernten die abendländischen Ritter ein Leben reich an geistigen und sinnlichen Feinheiten, reich an Poesie und Schwärmerei kennen. Bereitwillig nahmen die lebenslustigen Südfranzosen Sitten und Gebräuche ihrer muhamedanischen Feinde an, erhoben die Frauenliebe über Alles und gaben dem Minnedienste die höchste Bedeutung.

Volkes über und dauerte nicht lange. Bald nach der Mitte des 13. Jahrhundertes ist nur mehr ein Schatten davon übrig, und die Frau tritt wieder in ihr natürliches Verhältniß zurück.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß sich die Bewohnerinnen der Burgen unter Leitung der Burgfrau der Besorgung der Wirthschaft, der Verfertigung und Ausbesserung von Kleidungsstücken, der Erziehung der Kinder und Pflege der Kranken und Verwundeten widmeten. Spinnen am Rocken und Weben war eine Beschäftigung selbst der vornehmsten Frauen. (Die Spinnräder sind erst im 15. Jahrhunderte erfunden worden.)

Zu den Vergnügungen der Frauen gehörten Würfel- und Schachspiel, im 13. Jahrhunderte scheinen auch schon die Karten erfunden gewesen zu sein. Das Singen war bei den Frauen vom 13. Jahrhunderte an beliebt, auch Instrumental-Musik wurde von ihnen betrieben, und zwar: Harfe, Lyra und wälsche Fiedel (eine dreisaitige Fiedel). Die Kunst zu lesen und zu schreiben war bei den Frauen gemeiner als bei den Männern, ja es entbehrten derselben selbst berühmte Dichter, wie Ulrich von Lichtenstein, Wolfram von Eschenbach ꝛc., da durch das Mittelalter hindurch die Wissenschaft im Allgemeinen den Männern weibisch und pfäffisch erschien.

Eigentlich *gesellige Belustigungen* gab es auf den Burgen selten, und nur Besuche von Nachbarn, Reisenden, Pilgern, Krämern, wandernden Spielleuten und Sängern unterbrachen die Einförmigkeit des täglichen Lebens. Bei den wenigen und schlechten Verbindungsmitteln, bei der Unkenntniß des größten Theiles der Burgbewohner im Lesen und Schreiben, erhielt man von den Vorgängen in der Welt fast ausschließend nur durch die Erzählungen fremder Ankömmlinge Kunde. Insbesondere waren es wandernde Spielleute, von denen man Sitten und Gebräuche anderer Länder erfuhr, sowie sie für Männer und Frauen die Vermittler der Poesie des Tages waren. Die in Deutschland seit der ältesten Zeit mit Recht gepriesene Gastfreundschaft, verbunden mit dem Bedürfnisse nach Mittheilungen öffnete jedem Wanderer bereitwillig die Thore der Burg. Von den Zeiten der Kreuzzüge an gehörten Pilger, die vom heiligen Lande zurückkehrten, zu den nicht seltenen Gästen. Mag auch unter diesem Kleide mancher Betrug gespielt, und mögen Pilger deßhalb den Burgbewohnern bisweilen verdächtig geworden sein, so waren solche Wanderer auf den einsamen Burgen doch stets willkommen. Man denke sich eine Familie in einer unserer hochgelegenen, schwer

zugänglichen Burgen, wie z. B. in Alt-Finkenstein, Hohenwart oder Sternberg, Alt-Linnenberg am Göseberge u. s. w. zur Winterszeit, und man wird sich vorstellen können, mit welcher Freude ein Ankömmling aus fremdem Lande aufgenommen wurde.

Die Gäste wurden mit aller Zuvorkommenheit behandelt und ihnen in der Regel zuerst ein Bad gegeben. Die Sorge für diese Erquickung gehörte zu den willkommensten Aufmerksamkeiten, wie überhaupt das Baden im Mittelalter von Männern und Frauen als ein großer Genuß geschätzt wurde. Waren die Ankömmlinge nicht hinreichend mit Wäsche und Kleidern versehen, so wurden ihnen solche gereicht. Die Bewirthung geschah mit aller Sorgfalt, und wußten die Gäste die Burgbewohner durch Erzählungen, Musik oder Tanz zu unterhalten, so suchte man ihren Aufenthalt so viel als möglich zu verlängern, und beim Abschiede wurden sie von vermöglichen Burgherren nicht selten auch noch beschenkt. Diese Bedeutung fremder Ankömmlinge war auch die Hauptursache, daß die Bewohnerinnen sich so gerne auf Balkonen, Söllern, und an den Fenstern aufhielten, um in die Ferne zu sehen, ob sich ein Reisender der Burg nahe.

Gab es in der Burg ein Fest, so wurde es insbesondere im Palas und im Hofraume, der gewöhnlich einen Rasenplatz mit einem großen Baume oder mehreren Bäumen hatte, gefeiert, daher auch, wie ich schon im Vortrage über den Bau der Burgen erwähnte, der Palas häufig einen Balkon oder ein großes Fenster dem Hofraum zu hatte, von dem aus man bequem in denselben sehen konnte. Festtage wurden gewöhnlich mit dem Besuche der Messe begonnen, in die man sich im feierlichen Zuge begab. Doch war es gewöhnlich gerade nicht die Frömmigkeit, welche die Gesellschaft dahin führte, sondern man betrachtete die Kirche häufig als Gesellschaftsort, wo vertrauliche Gespräche geführt wurden. Nach der Messe wurde der Morgenimbiß genommen, und war dieser vorüber, so schritt man zu allerlei geselligen Unterhaltungen. Bei dem darauf folgenden Hauptessen trennten sich häufig die Geschlechter, theils in verschiedene Räume, theils im selben Raume an verschiedene Tische. Französischer Einfluß führte endlich in der höfischen Zeit den Brauch, daß beide Geschlechter paarweise bei Tische saßen, auch in Deutschland ein. Die Bedienung bei Tische geschah im ritterlichen Kreise durch Knappen. Die Speisen bestanden größtentheils aus Fischen, Geflügel und Rauchfleisch mit sehr gewürzter, aber in der Regel mangelhafter Zubereitung; ebenso wurde auch der Wein gewürzt. Wie die Speisen,

ſo mag auch der Wein auf den heimatlichen Burgen nicht am beſten geweſen ſein, da, wie ſowohl Urkunden als auch Reſte von Weingärten in der Nähe vieler Burgen darauf hinweiſen, man ſich mit einheimiſchem Weine begnügte, der, wie bekannt, in unſerem Klima und Boden nicht am beſten gedeiht und bei der damaligen noch geringeren Cultur auch von noch geringerer Qualität als jetzt geweſen ſein dürfte. Die Gaſtmahle wurden faſt immer durch Geſang erheitert, und Spielleute unterhielten die Tiſchgenoſſen durch Lieder, Inſtrumentalmuſik und Vortrag von Erzählungen. Auch mußte bisweilen jeder der bei Tiſche Anweſenden ein Liedchen ſingen oder eine Geſchichte erzählen. Die Poeſie war im Mittelalter auf das Engſte mit der Muſik verknüpft, und der Dichter hatte nicht nur die Worte, ſondern auch die Weiſe dazu zu erfinden, und begleitete den Geſang auf der Harfe, Fiedel oder Rotte, einem Saiteninſtrumente, das zwiſchen Harfe und Fiedel die Mitte hielt. Nach aufgehobener Tafel ſuchte Jeder den ihm angenehmſten Zeitvertreib im Schach- oder Bretſpiele oder mit Würfeln, ein Theil luſtwandelte, oder unterhielt ſich im Freien mit Ballſpiel; Waffen- oder Leibesübungen, denen die Frauen zuſahen, wurden abgehalten; man ließ Falken oder andere Stoßvögel ſteigen, es wurden Tänze und mancherlei Spiele begonnen. Der Tanz war vorzugsweiſe ein ruhiger, gehender, und wurde entweder durch Spielleute mit Inſtrumental-Muſik oder von den Tänzern ſelbſt mit Geſang begleitet. Die Abendmahlzeit ging unter denſelben Verhältniſſen, wie das Hauptmahl vor ſich, auf ſie folgten bisweilen noch Unterhaltungen und Trinkgelage, gewöhnlich aber ging man bald zu Bette.

Was den Ton, der bei dieſen Unterhaltungen herrſchte, anbelangt, ſo mag er allerdings kein feiner geweſen ſein, denn unſere Ritter in den Burgen auf rauhen Bergeshöhen waren gerade Degen mit rauher Hand und Zunge, und die Frauen waren einfach und ungeziert. Es wird daher oft derb hergegangen ſein, allein gewiß blieben auch die lächerlichen Spitzfindigkeiten im Minnedienſte, welche zur höfiſchen Zeit im Weſten Europa's gangbar waren, weg oder kamen wenigſtens nur ausnahmsweiſe vor.

Bei ſolchen Feſten kam endlich oft auch manche ernſte Angelegenheit zur Verhandlung und zum Abſchluſſe. Da die Burgen in der Regel den erſten Geſchlechtern des Landes gehörten, ſo wurden in ihren Mauern die wichtigſten Angelegenheiten nicht nur des Familienlebens (wie Eheverlöbniſſe, letztwillige Anordnungen, Schenkungen, Käufe u. dgl.) ſondern auch jene des Landes, wie Zuzüge zum Heere des Landesfürſten, Bündniſſe für und wider denſelben u. ſ. w. verabredet. Daher ſind ſo

viele Urkunden aus Burgen datirt, daher oft von jener großen Anzahl von Zeugen gefertiget, welche eine schöne Jagd, ein fröhliches Gelage, oder ein gemeinsam ausgefochtener Streit da zusammengeführt hatte.

Turniere dürften auf unseren heimatlichen Burgen, außer in Friesach (wo namentlich das von Ulrich von Liechtenstein beschriebene große Turnier im Jahre 1216 oder 1217 stattfand) und in St. Veit (zur Zeit, als die Herzoge aus dem Hause Spanheim dort residirten) nicht abgehalten worden sein, und die bei manchen Burgen befindlichen ebenen Plätze (sogenannte Turnierplätze) waren wohl nur Plätze zu ritterlichen Uebungen.

Wenden wir uns nun zu dem kriegerischen Leben in den Burgen.

Wenngleich Krieg und Fehden, und in Folge derselben Belagerungen von Burgen die Bewohner nicht ununterbrochen in Anspruch nahmen, so glich doch die Beschäftigung des wehrhaften Theiles derselben jener eines Platzes, dem mehr oder weniger Gefahr droht. Plötzliche Ueberfälle einer Burg, um ein wirkliches oder vermeintliches Recht durchzusetzen, um Rache zu nehmen, auch wohl nur, um Beute zu machen, waren zur Zeit des Faustrechtes etwas ganz Gewöhnliches, daher in einer Burg die Einrichtungen immer derart getroffen sein mußten, daß man solchen Ueberfällen nicht unterlag, und selbst längeren Belagerungen trotzen konnte. Darum waren auch die Beschäftigungen der männlichen Burgbewohner vorzugsweise kriegerische, ja es bestand die Erziehung der Söhne des Burgherrn fast ausschließend in Abhärtung des Körpers zur Ertragung der mit dem Kriege verbundenen Beschwerden, in der Ausbildung der Körperkraft, in Uebungen im Reiten und in der Führung der Waffen. Kriegerische, von den Burgen ausgehende Unternehmungen, sei es in Landes-Angelegenheiten oder in Privatfehden, sei es endlich, um reisende Kaufleute oder andere Wanderer aufzugreifen und ein Lösegeld zu erzwingen, kamen alltäglich vor, und nahmen den wehrhaften Theil der Burgbewohner ununterbrochen in Anspruch.

Die Oberleitung der Vertheidigung und aller kriegerischen Unternehmungen hatte der Burgherr, und in dessen Abwesenheit der Vogt oder Pfleger. Die Anzahl der Kriegsknechte war nach dem Vermögen des Burgherrn, und der Ausdehnung der Burg sehr verschieden, auch wurde sie in besonders kriegerischen Zeiten möglichst erhöht, in welchem Falle man wohl auch die zu friedlichen Beschäftigungen bestimmten Burgbewohner, und die Landleute, welche sich aus ihren

ſchutzloſen Wohnungen in die Burg flüchteten, wehrhaft machte. Jede Burg mußte jedoch gewiß einige, nur zur Bewachung, und im Falle des Angriffes, zur Vertheidigung beſtimmte Diener gehabt haben. So bedurfte wohl jede Burg eines Thorwartes, weil das Thor in der Regel geſchloſſen war, und ſchon wegen der Verrichtungen der Burgbewohner außer derſelben oft geöffnet werden mußte, hauptſächlich aber, weil eine ſorgſame Bewachung des Zuganges wohl die erſte Bedingung der Sicherheit der Burg war. Auch auf den hohen Wartthürmen werden gewöhnlich Wächter beſtanden haben, um Feinde, oder (in Raubburgen) Beute zu erſpähen und Signale von benachbarten Burgen zu bemerken. In gefährlichen Zeiten, oder in Burgen, welche durch ihre Lage oder Bauart nicht gut geſchützt waren, mag außerdem noch ununterbrochen ein Theil der männlichen Bewohner zur Wache verwendet worden ſein.

Die erſte und vorzüglichſte Sorge in einer Burg war dahin gerichtet, ſelbe vor einer Ueberrumpelung zu ſchützen; man entfernte alſo in der unmittelbaren Nähe derſelben alle Bäume und Gebüſche, hinter denen ein heranſchleichender Feind ſich hätte verbergen können. Die Berge und Hügel, auf deren Spitze ſich die Burgen erhoben, waren alſo in der Regel größtentheils oder wenigſtens in der Nähe der Mauer, kahl, und der ſchöne Laubſchmuck, der jetzt die Burg-Ruinen umgibt, wuchs erſt ſpäter, als die Burgen ihre eigentliche Bedeutung verloren hatten. War doch ausnahmsweiſe ein Wald ganz in der Nähe der Burg, ſo gebot es die Vorſicht, daß derſelbe, wenn auch nicht täglich, ſo doch in gefährlichen Zeiten öfters zu Fuß und zu Pferd, bisweilen auch mit Hunden durchſucht wurde. Eine weitere Vorſicht beſtand darin, daß man das innere Thor der Burg mit dem äußeren in dem Vorwerke oder der Umfaſſungsmauer nie zugleich öffnete. Wenn man alſo Jemanden durch das äußere Thor einließ, ſo blieb das innere Thor ſo lange verſchloſſen, bis das äußere hinter dem Eingetretenen wieder zugemacht worden war. Auch wurde für Fußgeher in der Regel nur das kleine Einlaß-Pförtchen, durch welches nur eine Perſon auf einmal eintreten konnte, geöffnet. Wenn aber auch Vorſicht gegen einen Handſtreich bei der Beſatzung ſtets zu vermuthen war, ſo wurde, wenn man die Einnahme einer Burg beabſichtete, doch gewöhnlich zuerſt ein Ueberfall verſucht. Die Angreifenden nahten ſich alſo ſo unbemerkt als möglich der Burg, ſprangen oder kletterten in den Graben, ſuchten durch unbewachte Oeffnungen einzudringen, mittelſt Leitern einzuſteigen oder die Zugbrücken-Ketten mit Hellebarden abzuhauen.

Mißlang dieſer Verſuch, ſo ſchritt man zur Belagerung, und da mußte natürlich die Lage und Bauart der Burg über die Art und Weiſe entſcheiden, auf welche dieſelbe unternommen wurde. Befand ſich vor der Burg ein Graben, ſo war die erſte Aufgabe, denſelben mit Erde, Holzbündeln, ausgeriſſenem Gebüſche u. dgl. auszufüllen. War dieß geſchehen, und war die Mauer nun zugänglich, ſo ſuchte man bisweilen ſelbe einzuhauen, einzuſtoßen oder zu unterminiren, bisweilen aber trachtete man, ohne die Zerſtörung der Mauer zu unternehmen, ſie mit Leitern zu erſteigen oder hölzerne Thürme an ſelbe zu ſchieben, und von der Höhe dieſer Thürme auf die Mauer, und in das Innere der Burg zu dringen.

Wollte man eine Mauer durch Spitzhacken einhauen oder mittelſt eines Mauerbrechers (nämlich eines zugeſpitzten, bisweilen mit Eiſen beſchlagenen Balkens) einſtoßen, ſo war es vor Allem nothwendig, die Vertheidiger, welche von der Höhe der Mauer dieſen Angriff zu verhindern ſuchten, durch Bogenſchützen möglichſt entfernt zu halten, und die, welche die Mauer mit Zerſtörungswerkzeugen angriffen, zu ſchützen, was durch gedeckte, hölzerne Häuschen, die auf Rädern an die Mauer geſchoben wurden (ſogenannte Katzen), oder andere dergleichen Schutzdächer, geſchah.

Das Unterminiren hatte entweder den Zweck, unbemerkt durch einen ausgearbeiteten unterirdiſchen Gang in die Burg zu dringen, oder die Mauer zu untergraben, ſelbe ſo zum Einſturze zu bringen, und über die Breſche einzudringen.

Geſtattete die Stellung oder Stärke der Mauer das Einhauen oder Einſtoßen derſelben nicht, und war, wenn ſie z. B. auf Felſen aufgeführt war, auch das Unterminiren nicht ausführbar, ſo verſuchte man bisweilen einen Angriff mit Sturmleitern, der jedoch, wenn man den ungleichen Kampf der einzelnen, auf ſchwankenden Leitern ſtehenden Angreifer mit den auf der Höhe der Mauer frei und ſicher ſich bewegenden und geſchützten Vertheidiger bedenkt, nicht leicht, und wohl nur dann gelingen konnte, wenn man die Beſatzung zu überraſchen im Stande war, oder mit großer Uebermacht angriff.

Beſſer führte es zum Ziele, wenn man dem Platze mit hölzernen Sturm-Thürmen nahe rückte, und von der Höhe derſelben auf die Mauer zu gelangen ſuchte.

Die Sturm-Thürme, welche man auch mit dem Namen Burgfriede bezeichnete, wurden vor der zu belagernden Burg aus Balken zu-

ſammengefügt, mit einem dichten Bretterſchutze verſehen und mittelſt Walzen oder Rädern an die Mauer geſchoben. Sie mußten an Höhe der Mauer mindeſtens gleichkommen, und beſtanden gewöhnlich aus drei Geſchoßen, die durch Leitern verbunden waren. In dem unterſten Geſchoße ſpielte der Mauerbrecher, zu oberſt auf der Plattform waren Bogenſchützen aufgeſtellt, welche die Vertheidiger von den Zinnen der Mauer zu entfernen ſuchten, und in der mittleren Abtheilung befand ſich die Brücke aufgeſtellt, welche man im entſcheidenden Momente auf die Mauer niederließ, und über welche dann die Angreifer auf ſelbe drangen. Die Wirkſamkeit dieſer Thürme hing daher vorzüglich von Ueberhöhen der Mauer ab, welche dagegen die Vertheidiger dadurch, daß ſie die Mauer durch Balken und allerlei Material erhöhten, zu vereiteln ſuchten. Die Angreifer erſannen daher bisweilen eine Liſt und conſtruirten einen Doppelthurm. Dieſer war in der Art aufgebaut, daß ſich in dem Sturm-Thurme ein den Vertheidigern der Burg nicht ſichtbarer, beweglicher, kleinerer Thurm befand. Die Beſatzung traf nur gegen die ſichtbare Höhe des äußeren Thurmes ihre Vorkehrungen; im entſcheidenden Momente aber, als der Thurm ſchon an die Mauer gerückt war, wurde der innere Thurm mit Winden in die Höhe getrieben, überragte die Mauer, die Brücke wurde niedergelaſſen und die Angreifer gelangten über ſelbe auf die Mauer. Der Angriff durch die Sturm-Thürme wurde durch eine Menge von Wurf- und Schleudermaſchinen, die man mit dem allgemeinen Namen Antwerke bezeichnete, unterſtützt, welche hauptſächlich den Zweck hatten, die Fortificationen der Burg, namentlich die Zinnen und Schutzdächer derſelben, hinter denen die Vertheidiger geborgen waren, zu zerſtören. Wir kennen eine Menge Namen für ſolche Angriffs-Maſchinen, wie Blyde, Mange, Triboc ꝛc., ſind jedoch leider über die Conſtruction derſelben noch im Unklaren, da uns keine ſolchen Maſchinen erhalten worden ſind, und wir über ſelbe nur theilweiſe Beſchreibungen beſitzen. Die Projektile beſtanden zumeiſt aus großen Steinen. Um die Burg in Brand zu ſtecken, warf man Bränder, Feuerpfeile, Pechkränze u. dgl. hinein. Auch ſuchte man der Beſatzung durch das Hineinſchleudern ekelhafter Gegenſtände, wie Unrath in Fäßern, Aeſern, ja ſelbſt menſchlicher Leichen, den Aufenthalt unerträglich zu machen und ſie dadurch zur Uebergabe zu zwingen.

Die Vertheidigung gegen dieſe verſchiedenartigen Angriffe wurde größtentheils mit Handgeſchoß und Handwaffen bewirkt, denn zu Wurfmaſchinen bot der ſchmale Wallgang und das enge

Gebäude zu wenig Raum. Steine, ſiedendes Waſſer, Pech, geſchmolzenes Blei wurden auf die Angreifenden von der Höhe der Mauer herab geſchüttet. Die Thore wurden bisweilen ſogar vermauert und die gefährdeten Stellen der Burg mit Bogenſchützen vertheidiget, die hinter den Zinnen und Schußlöchern einen geſicherten Platz hatten. Die Wurfmaſchinen ſuchte man vorzüglich durch Brandpfeile zu zerſtören, den Minen begegnete man durch Contreminen, die Arbeit des Mauerbrechers wurde durch dazwiſchen geſchobene Polſter gehindert, die Sturm-Thürme ſuchte man anzuzünden oder durch gegengeſtemmte Balken umzuwerfen. Hatte die Mauer ernſtlichen Schaden gelitten, ſo führte man hinter ihr ſchnell eine neue auf, oder erſetzte ſie durch Pfahlwerke. Endlich unternahm man Ausfälle, um die Belagerungs-Arbeiten und Maſchinen zu zerſtören.

Gelang es den Angreifenden die Mauern zu zerſtören oder die Vertheidiger von den Mauern zu vertreiben und in das Innere der Burg einzudringen, ſo zog ſich die Beſatzung in den innerſten feſteſten Theil der Burg, in der Regel den großen Thurm zurück, wo dann, weil dieß einerſeits für die Belagerten der letzte Zufluchtsort war, anderſeits den Belagerern, wenn ſie dieſen feſten Platz einnehmen wollten, noch bedeutende Arbeiten und Menſchenopfer bevorſtanden, gewöhnlich capitulirt wurde.

Wenn eine Burg wegen ihrer Lage auf unzugänglichen Felſen auf keine Weiſe mit Erfolg angreifbar war, ſo blieb wohl nur das Mittel, ſie durch *Aushungern* zur Uebergabe zu zwingen, übrig, was jedoch, weil die Burgen gewöhnlich gut verproviantirt waren, oft lange dauerte, oder gar nicht zum Ziele führte, indem die Belagerer durch die lange Belagerung ermüdet, ſelbe wieder aufhoben.

Die *Erfindung des Schießpulvers* bewirkte in der erſten Zeit keinen bedeutenden Unterſchied in der Angriffs- und Vertheidigungsweiſe der Burgen. Einige plumpe, langſam zu bedienende Handbüchſen wurden unter die Armbrüſte gemiſcht, und ausnahmsweiſe ſchleppte man ein ſchweres Geſchütz herbei, welches große Steinkugeln in langen Zwiſchenräumen gegen die Burg ſchleuderte. Dabei blieben aber noch die alten Wurfmaſchinen in Anſehen und Gebrauch. In ſpäterer Zeit nach beſſerer Ausbildung der Feuerwaffen, traten eigentliche Beſchießungen von Burgen häufiger ein, ſchweres Geſchütz wurde aufgeführt, in die Mauer Breſche geſchoſſen, die Beſatzung von den Wällen vertrieben, und dann, wenn nicht eine Capitulation zu Stande kam, geſtürmt. Analog mit

diesen Angriffsmitteln schritt auch die Vertheidigung fort. An die Stelle der rohen Handbüchsen traten weittragende, besser eingerichtete Doppelhacken, und auf den Wällen, so wie den vorspringenden Bastionen wurden Geschütze aufgestellt. So befand sich in Hochosterwitz bis zum Jahre 1809 eine bedeutende Anzahl großer Geschütze.

Leicht wurde übrigens die Einnahme der Burgen auch nach Einführung der Feuerwaffen nicht. Denn bei der Lage der meisten Burgen auf isolirten Höhen und Felsen war es ohnehin schwer, theilweise unmöglich, die damaligen schwerfälligen Geschütze in wirksamer Schußweite gegen selbe aufzuführen; aber auch die Widerstandsfähigkeit der mit vortrefflichen Mörtel sorgfältig aufgeführten Mauern war nicht gering, und in Anbetracht der noch mangelhaften Construction der Geschütze nicht zu unterschätzen.

Eingenommene Burgen wurden, wenn sich nicht die Belagerer in ihnen festsetzen wollten, gewöhnlich, wenn auch nicht ganz, so doch theilweise zerstört. Man zündete die Bedachungen an, zertrümmerte einen Theil der Ringmauer, füllte den Graben an den wesentlichsten Stellen aus und machte so die Burg wenigstens für eine kurze Zeit zur Vertheidigung unfähig. Da jedoch die Zerstörung des festen Mauerwerkes nicht so leicht war, so blieb der größte Theil desselben gewöhnlich stehen, und die Burgen wurden in nicht langer Zeit wieder hergestellt.

Von unseren heimatlichen Burgen wurde wohl nur ein sehr kleiner Theil in Folge feindlicher Einnahme zerstört, ja es ist bekannt, daß unsere bedeutendsten Burgen, wie z. B. Petersberg in Friesach, Hochosterwitz, Griffen u. s. w. gar nie eingenommen wordrn sind. Der bei weitem größte Theil derselben wurde im 17. Jahrhunderte, als unsere Vorfahrer ihre Wohnungen in den Ebenen aufschlugen, von ihnen verlassen und der allmäligen Zerstörung dur die Elemente preisgegeben.

Gering ist in Kärnten die Anzahl der noch erhaltenen Burgen, groß dagegen die der Ruinen und Trümmer dieser mittelalterlichen Bauten. Ihr Anblick führt unwillkührlich unsere Gedanken in jene Zeit zurück, wo diese einst so stolzen Herrensitze das Land beherrschten und in diesen nun öden Mauern noch reges Leben waltete.

Unſere Landsleute in Nordamerika.

Von **Heinrich Hermann.**

Kein Land in der Welt iſt von ſo verſchiedenen Volksſtämmen bewohnt, als Nordamerika. Seitdem England dort feſten Fuß gewonnen, ſuchten Flüchtlinge aus Europa daſelbſt ihre Unterkunft. Die politiſche und religiöſe Duldung, das dem Europäer zuſagende Clima, die Fruchtbarkeit des Bodens, die dünne einheimiſche Bevölkerung, der leicht zu vermittelnde Verkehr zur See, waren die Faktoren, welche auf das Einwandern aus Europa und das Gedeihen der Colonien einwirkten, ſo wie andererſeits Frankreich nördlich in Canada und ſüdlich in Louiſiana durch Miſſionen und Niederlaſſungen ſich die einheimiſchen Indianer und die Früchte der Pflanzungen zu gewinnen ſuchte. Ohne uns in eine weitläufigere geſchichtliche Auseinanderſetzung einzulaſſen, erwähnen wir bloß, daß bereits im Jahre 1733 einige hundert vertriebene Salzburger mit ihren Predigern Bolz und Groneu in Georgien, dem Schauplatze der jetzigen Kämpfe, ſich niederließen, und die Stadt Ebenezer am Savanahfluſſe gründeten. Indeſſen dieſe Anſiedlung verſchwand gegenüber den vielen Colonien der Anglikaner. Die Deutſchen, die von allen Seiten herbeiſtrömten, wären im Stande geweſen, hätten ſie ſich vereinigt, verſchiedene reindeutſche Staaten zu bilden; allein da ſie religiöſe Spaltung und Stammesfeindſchaft auseinander hielt, ging das germaniſche Element in dem der Yankees unter. Mit der Conſtituirung der amerikaniſchen Freiſtaaten, nach einem ſiebenjährigen Kampfe mit dem Mutterlande, durch den Frieden vom Jahre 1782, wurde die Verbindung derſelben auch mit Oeſterreich durch den Hafen von Trieſt angebahnt. Thaddäus Meyer befuhr im Intereſſe des Eiſen- und Stahlhandels Kärnten's die atlantiſchen Häfen, und Franz von Silbernagel fungirte als öſterreichiſcher Conſul zu New-York. Indeſſen die Wanderung nach Nordamerika blieb bis 1815, von Deutſchland aus noch ſehr vereinzelt, und erſt von da an erhielt ſie theilweiſe durch die Verarmung im Vaterlande, man denke ſich die Hungersnothjahre von 1814 bis 1818 und die zunehmende Uebervölkerung in der langen Friedensperiode bis 1848, einen erhöhten Zuwachs.

Die politischen Wieren seit dem Jahre 1830 gaben zur Auswanderung in Deutschland einen verstärkten Antrieb,*) und als nach dem Revolutionsjahre 1848 die Emigration, die gezwungene wie freiwillige, wie wir später sehen werden, förmlich organisirt wurde, ward auch Oesterreich von ihr ergriffen. Von Polen, dessen Held Kosciusko schon unter Washington als dessen Adjutant, dann als General diente, gingen seinem Beispiel folgend einzelne Polen nach den Freistaaten; doch da nur Krieg und nicht die Arbeit und Künste des Friedens sie zog, hörte die Emigration dahin größtentheils auf. Reichlicher war der Abfluß aus Böhmen, und neuestens aus Krain und Kärnten nach den vereinigten, nun zweitheiligen und feindlichen Staaten, während Tirol seinen Menschenüberfluß an Südamerika, und zwar nach Brasilien in die Gegenden der gemäßigten Zone am Rio Grande abgab.

Wir haben uns seit einem halben Jahre zum Geschäfte gemacht, die Briefe unserer Landsleute von dort und wo solche sich nicht vorfanden, die Notizen von ihnen zu sammeln, und es hat sich ein unerwartet bedeutendes Resultat davon herausgestellt, welches wir um so mehr hier zu veröffentlichen uns gedrungen fühlen, als nicht nur die Theilnahme an dem Schicksale unserer Landsleute uns die Kenntnisse desselben erwünschlich und interessant macht, sondern auch für zukünftige Fälle sich eine Zahl praktischer Rathschläge, wohlthätiger Erfahrungen und Vorsichten ergiebt, so wie selbst bei sich dort ergebenden Erbschaften die Kenntniß des Ursprunges und der Abkunft unsre überseeischen Stammesgenossen die Beweisführung der Berechtigung für Agnaten erleichtert. Wir sondern unsere Mittheilungen nach der uns gebotenen Veranlassung und der verschiedenen Richtung der Wanderungen in drei Gruppen: in die der Kärntner, welche die alten vereinigten Staaten zum Ziele ihrer Ueberfahrt wählten, in jene, welche nach dem neu acquirirten Staate Texas, und endlich jene, welche nach Californien und Nevada, als die neuestens hinzu gekommenen Staaten

*) Man rechnet die Zahl der Deutschen in Nordamerika auf 5 Millionen, wovon die Hälfte aus dort gebornen, aber noch immer ihrer Nation angehörigen Abkömmlingen besteht. In der Weltstadt New-York befinden sich unter der neuestens eine Million betragenden Bevölkerung wenigstens 120.000 Deutsche, die ein eigenes Stadtviertel bewohnen; nach dieser Stadt hat Cincinnati am meisten derselben, nämlich 70.000, nicht viel weniger St. Louis, Baltimore 50.000 u. s. f. nur in den Sklavenstaaten sind deren weniger, Texas ausgenommen. In den von New-York nördlich gelegenen sechs Staaten leben am wenigsten Deutsche, da dort die Heimat der Yankees (Natives und Know Nothings) ist.

überſchifften. Zum Führer dienten uns außer jenen Original-Correſpondenzen und Mittheilungen die Werke des bekannten Reiſenden Friedrich Gerſtäcker, ſeine „Reiſen“ nach Californien, 2 Bände, Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1853; ſeine Miſſiſſippibilder, 3 Bände, Dresden und Leipzig bei Arnold 1847; Die „Wanderungen durch die Prairien und Wüſten im weſtlichen Nordamerika von Balduin Mölhauſen, Leipzig bei Mendelſohn 1860; „Land und Leute in Amerika“ von Theodor Grieſinger, 2 Theile. Stuttgart bei Kröner 1863; „Das Leben in den vereinigten Staaten“ von Albert Gloß bei Wiegand in Leipzig, 2 Bände, 1864. „Die Geſchichte und Beſchreibung der vereinigten Staaten“ von Roux de Rouchelle, Ueberſetzung bei Schweizerbart, Stuttgart 1839; dann außer Stielers Handatlas und ſeinen neueſten Nachträgen die Karte von Californien und Nevada bei Leander Ranſon in St. Franziſko vom Jahre 1863.

I.

Zur Zeit, wo Texas, das Land der Verheißung, Californien, das Land des Goldes in Europa kaum mehr als dem Namen nach bekannt waren, wendeten ſich die Europamüden durchaus den Oſtküſten der alten Staaten der Republik zu. Wenn wir nun mit dieſem Kapitel unſerer heimiſchen Wanderer beginnen, wollen wir dieſelben vorzüglich nach ihrer chronologiſchen Reihenfolge aufführen, indem bei ihrem meiſtens unſtäten Aufenthalte in den vereinigten Staaten eine örtliche Klaſſifizirung unthunlich iſt.

Der erſte, welcher den Reigen beginnt, iſt Ignaz von Fradeneck, Sohn des Fürſt Roſenberg'ſchen Güterinſpektors Johann v. Fradeneck, geboren im Jahre 1779; er widmete ſich in Trieſt der Handlung, verließ dieſen Ort im Mai 1804, und begab ſich auf einem nordamerikaniſchen Schiffe, ohne Vorwiſſen ſeiner Eltern und Verwandten, von Hoffnungen auf die leichte Erwerbung größerer Glücksgüter getrieben nach Nord-Amerika. Zwölf Jahre vergingen, ohne daß ſeine väterliche Familie, meiſtens wohl in Folge der damaligen kriegeriſchen Zeitverhältniſſe, von ihm eine Nachricht erhielt; erſt im Jahre 1816 erfuhr man durch ſeine brieflichen Mittheilungen, daß er nach verſchiedenen Schickſalen und Prüfungen zu Mount Bethel in Pennſylvanien am Delaware in dem County (Canton) Northampton 60 engl. Meilen von Philadelphia und 6 von Eaſton, in dem Handlungshauſe Call eine Anſtellung fand. Er verehelichte ſich dort mit der Tochter eines Fabrikinhabers und erzeugte mit ihr mehre Kinder. Nachdem das Etabliſſement Call's ſich aufgelöst hatte, übernahm er in Ermanglung einer andern gleichen Anſtellung eine

Landschule zu Mount Bethel und leitete sie von 1818 bis 1829. Mit dem nicht bedeutenden Erbtheile seiner Frau kaufte er später eine kleine Besitzung zu Bainfield bei Easton an, welche aber in Folge nachtheiliger Ereignisse wieder geopfert werden mußte. Er starb in drückenden Verhältnissen ein halbes Jahr nach seiner Gattin im Jahre 1858 und hinterließ einen verheiratheten Sohn, eine verheirathete Tochter und mehre Enkel.

Wie wir erfahren, wanderten noch andere unserer Landsleute als ein Kronthal, ein Opelt, wahrscheinlich aus ähnlichen Gründen, gleichzeitig nach Nordamerika, von deren Schicksal wir jedoch nichts wissen.

Ein davon ganz verschiedener Antrieb führte den Kärntner Doktor Ernst Ritter von Glaunach zu Kotzenstein nach den vereinigten Staaten. Er hatte das Studium der Medizin absolvirt, wurde k. k. Bezirksarzt zu Klosterneuburg, trat in den Orden der Redemptoristen und folgte vor ungefähr dreißig Jahren dem Rufe als Missionär dahin. Von New-York aus wanderte er in die Südstaaten und erlag nach kurzer Zeit in einem Spitale dem Dienste der Menschheit. Wir erhielten von ihm sehr eingehende Briefe über den Culturstand der einzelnen Staaten, über Manufakturen und Gewerbe, und mußten doppelt den Verlust dieses so vielseitg gebildeten Mannes bedauern.

Eine von dem Schicksale so Vieler verschiedene glückliche Stellung ward unserer Landsmännin, Ursula Trunk, geboren beim Betschnia zu St. Martin bei Rosegg, vorbehalten. Sie ging nach Triest um 1838 in Dienst, heirathete einige Jahre darauf den Kellner eines dortigen Gasthofes, Namens Ditz, einen gebornen Würtemberger, und beide wanderten, ihr künftiges Schicksal auf das Spiel zu setzen, nach New-York. Sie fingen da einen Kleinausschank mit Spirituosen an; Glück und Geschick ließen sie ihr Geschäft fort und fort erweitern, bis sie zum Besitz eines der ersten Hotels alldort kamen. Im Jahre 1863 besuchten sie ihre Heimath, mit dem Vorsatze, sich in Würtemberg ein Gut anzukaufen; indessen, da sie von dem Käufer ihres Hotels nicht befriedigt wurden, kehrten sie dahin zurück, um ihre Wirthschaft wieder selbst zu betreiben. Bei ihrem Besuche allhier fiel die feine Bildung, die vortheilhafte Gestalt und Haltung dieser Carinthe-Amerikanerin allgemein auf. Wenngleich der Hauptzweck der Reise nicht erreicht wurde, hatte sie doch die Folge, daß die Ditz den größten Theil ihrer Familie, der ihr folgen wollte, mit nach New-York nahm, und zwar ihre Schwester Theresia Trunk und deren Tochter Ursula; Maria Tscheinigg, geborne Trunk und

Tochter Theresia, geboren zu Krottendorf, Pfarre Damtschach, ihre Brüder Simon Trunk, Bürstenbinder und Franz Trunk, Hafner, die alle nun beholfen von ihr, in der ersten Stadt der neuen Welt ihr Leben fristen, wahrscheinlich auch zur höheren Geltung bringen, da der Familie eine besondere Rührigkeit und Begabung angeboren ist.

Eben dahin wanderte vor einem Jahrzehente der Sohn des k. k. Zollbeamten in Klagenfurt Perko, welcher anfangs dem Handelsstande angehörig, durch inwohnende Neigung und Geschicklichkeit geleitet, sich dem Atelier eines Bildhauers in New-York einverleibte.

Auch das Katsch- und Lavantthal Kärntens, wenn gleich durch Lage und Natur sehr verschieden, lieferten ihr Contingent für Nordamerika. Der zu St. Peter im Katschthale geborne Schuhmacher Johann Illwitzer, welcher in Graz verheiratet, kümmerlich sein Brod erwarb, wanderte bereits im Jahre 1850 über Hamburg, sammt Weib und zwei Kindern, nach New-York. Seine Reise dauerte, wie wir es aus seinem ersten Briefe an dessen Bruder entnahmen, über 60 Tage, es war ein Segelschiff, welches ihn und die Seinen barg; bei seiner Ankunft indessen fand er gute Aufnahme, Arbeit in seinem Fache, und sein Weib als Wäscherin, so daß er die Hoffnung aussprach, sich bald die Selbstständigkeit erwerben zu können, worüber wir jedoch nichts weiteres erfuhren.

Ihm folgte sein Pfarrgenosse Franz Ramsbacher, Karlbauersohn am Wirnsberge, der im Jahre 1854 von Winterthur in der Schweiz, wo er bereits einige Jahre zugebracht hatte, über Havre sich nach New-York begab, dort ein halbes Jahr in Arbeit stand, dann nach Richmond, der Hauptstadt Virginiens zog, von wo er nach Verlauf dreier Jahre, nachdem er die Tochter eines Elsässers, Magdalena Ortscheid geheirathet, mit Schwiegermutter und Schwager nach Casville am Missisippi in Wisconsin übersiedelte. Dort kaufte er sich Land, erbaute sich eine Wohnung und wirthschaftete als Farmer. Sein erster Brief vom 21. Februar 1855 aus Richmond athmet freiheitliche Luft, sein Gemüth ist gehoben und seine Aussichten glänzend, daher er seine Brüder Heinrich und Peter zu gleichem Unternehmen einladet, so sehr sein Herz es schmerzlich fühlte, wenn auch sie von der geliebten Mutter sich trennen sollten. Ganz verschieden klingt sein zweiter Brief vom 7. Juli 1862 aus Casville. Er hat seine Gattin, zwei Kinder verloren, nur eine Tochter ist ihm geblieben, und „obgleich, schreibt er, die Zeiten hier in Folge des Krieges (der jedoch Wisconsin nicht berührt) ziemlich schlecht

ſind, verdiene ich mir doch immer genug, um anſtändig zu leben". Jetzt ſind mehr als zwei Jahre vorüber, und man kann denken, um wie viel mehr ſein ſonſt kräftiges Gemüth noch herabgeſtimmt ſein wird.

Von dem geſegneten Lavantthale und zwar von Wolfsberg, wo Sebaſtian Setari, geboren zu Meran in Tirol, ſeit Jahren als Lederer ſeßhaft, verehelicht mit Maria Biſchof aus Eibiswald, ſein Fortkommen gefunden hatte, wanderte derſelbe vor einem Jahrzehente nach dem Staate Teneſſee und bearbeitet zu Wartborg, Morgan County, einen Farm, den er von Doctor Fallwirkel, bei dem ſich ſeine Schwägerin Eliſabeth als Wirthſchafterin befand, in Pacht erhielt. Weitere Nachrichten fehlen uns

Unſeres Landsmannes Joſef Lorber, bekannt durch ſeine Reiſen und ſeinen Aufenthalt im Oriente wie in Amerika, Schweſter Maria heirathete den aus Kärnten zu Mauten gebürtigen Joſef Jochum, mit dem ſie zu New-York ſich befindet, wo er in der Nähmaſchinenfabrik eines gewiſſen Planer als Werkführer angeſtellt iſt.

Intereſſant für uns ſind beſonders auch die drei Brüder Joſef Georg und Gottlieb Koch, Landleute aus Pattendorf beim Eingange des Möllthales, die einen bisher ungewöhnlichen Weg nach den vereinigten Staaten einſchlugen, indem ſie ihre gemeinſchaftliche Fahrt nach Canada richteten, wo ſie am 12. Juni 1854 in Quebek landeten und von da auf dem St. Lorenzſtrome nach Montreal fuhren, wie ſie drei Monate als Bräuer ſich verdingten. Ihr Brief von dort, gefertigt den 20 October 1854, beweiſet ihre ſeltene Entſchloſſenheit, ihr Sprachtalent, indem ſie ſich in kurzer Zeit die engliſche Sprache, ſo weit es ihre Stellung erforderte, eigen gemacht hatten und ihre Gabe ſich ſchnell in Alles zu finden. Sie durchwanderten von da, indem Montreal wegen der Ueberfüllung mit Leuten ihnen nur kargen Verdienſt bot, die Fahrt auf den canadiſchen Seen benutzend, die Staaten Michigan und Wisconſin, um im nördlichen Illinois bei Galena, wo auf Blei gebaut wird, wieder feſten Fuß zu faſſen, indem ſie ſich Grund und Boden ankauften. Wir verlaſſen ſie hier, indem bereits die Carinthia vom Jahre 1856 Nr. 11 die detaillirten Nachrichten von ihnen, ſo wie die von 1862 Nr. 4 den zuletzt von dorther eingelangten Brief des Bruders Joſef vom 6. September 1861 enthält, womit er bekannt gibt, daß ſie damals einen bedeutenden Landbeſitz ſich eigen und urbar gemacht und am 1. September 1860 die Scheine als Bürger der Vereinigten Staaten ſich verſchafft hatten. Georg durchreiſte in der Zwiſchenzeit dieſelben beinahe in ihrem ganzen Umfange und beabſichtigte ſchlüßlich nach Californien zu gehen, um wie er ſich ausdrückt, die Welt kennen zu lernen.

Eine wenn auch untergeordnete, doch immer in dieſe Reihe gehörige Perſon iſt Maria Uſchnigg, geboren zu Klagenfurt im Jahre 1833, welche in die Dienſte des amerikaniſchen Ingenieurs Gilbert, der zu Pola bei dem Hafenbaue ſich verwendete, getreten, mit ihm nach Cheſter im Staate Conecticut überſiedelte, von wo aus ſie in obiger Eigenſchaft zu ſeiner Tochter in New-York in das Haus kam.

Wir ſchließen für diesmal vorſtehendes Verzeichniß mit drei Individuen ab, wovon die beiden erſteren dem geiſtlichen, das letzte dermalen dem Militärſtande angehört. Jene ſind die Gebrüder Röſch, gebürtig zu Pörtſchach in der Pfarre Töllerberg bei Völkermarkt. Als der bekannte Biſchof und Apoſtel der Indianer Nordamerika's, Friedrich Baraga, ein Krainer von Geburt, vor einem Decennium nach Oeſterreich für eine Zeit wiederkehrte, um neue Gehilfen für ſein ſchwieriges Miſſionswerk ſich zu erwerben, da ſchloſſen ſich die beiden Brüder, damals Lavanter Seelſorgs-Prieſter ihm an und folgten bei ſeiner Rückkehr nach Amerika. Joſef Röſch ließ ſich als Miſſionär verwenden und iſt an den Seen der Erzdiöceſe New-York thätig. Georg Röſch trat in den Orden der Redemptoriſten und hält ſich in der Diöceſe Baltimore auf. Er ſteht brieflich fortwährend mit ſeinem Vaterlande in Verbindung, ſendete bald nach ſeiner Hinkunft an den naturhiſtoriſchen Verein in Klagenfurt verſchiedene Beiträge für die zoologiſche Sammlung, und noch gegenwärtig dem Oberhirten ſeiner Geburts-Diöceſe theilt er die Blätter der Baltimorer Volkszeitung gleich nach ihrem Erſcheinen mit.

Wir kommen damit an den jüngſten der Wanderer nach den alten Staaten Nordamerika's, den gebornen Wolfsberger Benno Wohlgemuth oder Francis Eder, wie er dort heißt. Er hatte hier als angehender Handelsbefliſſener und Comptoiriſt bei Merlin und R. v. Rainer conditionirt; doch trotz ſeiner Brauchbarkeit und Beliebtheit ergriff ihn der Trieb in der neuen Welt ſein Glück zu verſuchen. Mit Empfehlungen unſeres Amerikafreundes Lorber verſehen, ſchiffte er nach New-York über, eigentlich mit der Abſicht, ſich von dort nach Californien zu begeben. Ein ungünſtiger Zufall hinderte das Einlangen der Ordre Lorbers bei dem betreffenden Banquier. Wohlgemuth, als er am 24. März 1862 in New-York ankam, und ſich an denſelben wendete, mußte zu ſeiner nicht geringen Verlegenheit die verneinende Antwort vernehmen. Um ſich nicht vollends aufzehren, und ſein Quartier im Hotel Park, dem Volksgarten am Rathhauſe New-York's, in dem jede Nacht Hunderte Heimatloſer ihr Lager aufſchlagen, nehmen zu müſſen, ſah er ſich in der Lage in einer Tabakfabrik Arbeit zu nehmen und da er da

nicht aushalten konnte, zu gleichem Zwecke sich bei einem Farmer zu verdingen. Da man eben damals, wo der Krieg mit den Südstaaten eine ungünstige Wendung genommen, mit allen nur erdenklichen Mitteln Freiwillige, für die Armee anzuwerben bemüht war, verschwendete man auch an Penne alle möglichen Versprechungen, um ihn zu gewinnen. Unter den vorhandenen Umständen gelang dieses Bemühen bei unserem vereinsamten, verlassenen Landsmann, für den jedoch in der Zwischenzeit, ohne daß er es wußte, der Credit bei dem Wechsler bereits flüssig geworden, um so eher, als man bei seiner Behauptung, er tauge nicht für die Musquete, die Aussicht auf eine Verwendung bei einem Magazine oder sonst im Schreib- und Verwaltungsfache vorspiegelte. Es war den 13. Juni 1862, wo Wohlgemuth sich anwerben ließ und zuerst in die Potomacarmee unter Hallek und Hooker eingereiht wurde. Eine Zeit verwendete man ihn als Prtvatdiener, bald jedoch trat er wieder unter die Waffen, machte die Schlacht bei Chattanoga und die bei Lookout Mountain mit. Anfangs des Jahres 1864 wurde er zur zweiten Brigade der zweiten Division des zwanzigsten Armeecorps transferirt, welches unter Sherman gegen Johnston zu operiren und Atlanta zu nehmen bestimmt war. Sein Regiment erhielt seit dem Treffen bei Gettysberg, ob seines Wohlverhaltens den Ehrennamen: „Stonewall-Regiment". Bei Mill Creek Mountain gegen Morgan wurde es in Tirailleurs aufgelöst, kämpfte in dieser Verwendung am 8. und 15. Mai, so wie am 25. bei Dallas, wo er im Vordertreffen zu stehen kam. Der Feind räumte bald darauf seine Position. Am 12. Juni 1864 schrieb er zum letzten Male seinem Vater, es war aus dem Lager bei Marietta, wahrscheinlich sind seitdem mehrere Briefe an denselben nicht zugekommen, wie es bei unseren Correspondenzen aus Amerika öfter der Fall war und sich im Laufe des Krieges desto leichter erklären läßt. Trübe Vermuthungen bemächtigten sich unser, da wir lasen, daß Sherman nach der Besetzung von Atlanta den kühnen Zug gegen Savanah antrat, der ihn mitten durch Feindes Land unter den größten Entbehrungen, Strapazen und Gefahren führte. Doch unsere Befürchtungen sollten sich nicht erwahren, im Gegentheile sollte ein an sich unglücklicher Zufall unseren Landsmann ferneren Wechselfällen des tödtlichen Kampfes entziehen, denen er früher mit seltenem Geschicke entgangen war. Ein Brief vom 20. November 1864, von ihm an einem seiner Freunde hier geschrieben, berichtet, daß im Verfolge der Operationen gegen Süden, sich die Nothwendigkeit ergab, einen Sumpf zu überbrücken, um ihn für das schwere Geschütz passirbarer zu machen; Wohlgemuth wurde dazu commandirt, als Pionnier mitzuwirken. Man mußte mitunter mannsdicke Bäume fällen und zube-

reiten, und dabei geſchah es, daß ihm ſeine Axt ausglitſchte und am Fuße ſchwer verwundete. So dienſtunfähig wurde er zurückgebracht, kam in Heilung, wo er jedoch, wenn auch hinkend, die Gelegenheit erſah, auf der nächſten Eiſenbahn nach New-York zu gelangen und dort bei Lincolns Wiederwahl ſeine Stimme für ihn als amerikaniſcher Bürger abzugeben. Er iſt nun in der Kanzlei eines Armeeſpitales in Verwendung, was ihm den Vortheil verleiht, ſich in der Sprachkenntniß mehr auszubilden. Dieſes und die zahlreichen früheren Schreiben beweiſen, mit welch ungeſchwächtem Muthe, ruhiger Hingebung und ſeltener Reſignation Benno ſein unvorhergeſehenes, hartes Schickſal erträgt. Voll Enthuſiasmus für Abraham Lincoln und Sherman weiß er ihrer Vorſorge Dank, mit welcher ſie den Nachſchub von Mundvorrath trotz aller Hinderniſſe vermittelten, obſchon er uns mit lebhaften Farben die oft wiederkehrende Noth der Kämpfenden und Lagernden ſchildert, wo ſie mit dem Wenigen, was ſie vorfanden oder um theueres Geld ſich verſchaffen konnten, vorlieb nehmen mußten, ſo z. B. wie ein Marquetender, von Geburt ein Deutſcher, eine Art Pfannenkuchen, das kleine Stück um einen Dollar feilbot, welches man, ſo lange was da war, mit Hinopferung ſeiner Baarſchaft kaufte und mit Heißhunger verzehrte. Nun glaubt unſer Landsmann, da er von obigen Datum an in nicht ganz neun Monaten ſeine dreijährige Dienſtzeit vollendet, wenn es ihm indeſſen gelingt, das Spaniſche ſich bis zu einem gewiſſen Grade eigen zu machen, die ihm angebotene Condition in einer der erſten Buchhandlungen New-Yorks, welche nach Mexike und den Süden Amerika's verſendet, antreten, oder, wenn dieſes nicht ginge, nach Californien abgehen zu können, wozu ihm die erneldete Subvention noch immer vorbehalten iſt, und wir ihm vom Herzen Glück und Gedeihen vom Himmel wünſchen, welcher ihn bisher ſo augenfällig beſchützet.

Noch haben wir zwei Landsleute zu erwähnen, die zwar nicht mehr unter die in Amerika Weilenden gehören, jedoch einen Beitrag zu den dort gemachten Erfahrungen liefern. Es iſt Auguſt G. v. G. und Max G., die in Folge der Ereigniſſe vom Jahre 1848 nach New-York ſich begaben, um in den Nordſtaaten unterzukommen. Beide haben durch die Schwielen an ihren Händen den Beweis zurückgebracht, daß Amerika keineswegs das vielgeträumte Eldorado ſei, wo man nach dem Glücke nur zu haſchen brauche, ſondern das Land, wo Jedermann ohne Unterſchied der Geburt und des Standes, nöthigenfalls das Brod im Schweiße ſeines Angeſichtes verdienen muß. Erſterer weilt nun wieder in Oeſterreich, während ſein Schickſalsgenoſſe, welcher nach ſeiner Hinüberkunft im Dienſte der Republik die kaum erſt entdeckten Goldlager Californiens unterſuchte, darüber eine Brochüre

schrieb, dann mit dem Verdienten sich eine Farm unweit Washington ankaufte, die er von einem Genossen beholfen, bearbeitete, später nach Europa zurückkehrte, nach mehrjährigen Aufenthalte bei Zürich in der Schweiz, in der Nähe von Bruchsal auf eigener Villa, mitten im Geranke von Reben, sich und seinen Erinnerungen zu leben.

Wir behalten uns vor in Erwartung weiterer Einläufe durch nachträgliche Beiträge diese erste Rubrik noch weiters zu vervollständigen, wo wir dann am Schlusse der dritten die Uebersicht der gegenwärtigen Zustände Nordamerika's und die Folgerungen für kommende Fälle darzustellen beabsichtigen. (Fortsetzung folgt.)

Die Montan-Industrie im Verwaltungsjahre 1863 in Kärnten.

T—sch—k. Die nun vorliegenden, das genannte Jahr betreffenden Daten geben folgendes Gesammtbild des Bergwerk-Betriebes in Kärnten für diese Periode. (Die Ergebnisse für das Jahr 1862 siehe im Heft 4, Seite 187.)

Was zuvörderst die räumliche Ausdehnung des Bergbaues betrifft, so hat die Zahl der Freischürfe 190 gegen das Vorjahr um 30 abgenommen, dagegen ist der Flächenraum der verliehenen Bergwerksmassen, der in der Zahl von 11,892.205 Quadratklafter seinen Ausdruck findet, so ziemlich gleich geblieben, indem statt der im Wege der Auflassung oder Entziehung zur Löschung gelangten Bergwerksmassen neue Verleihungen eingetreten sind. Als die wichtigsten neuen Einrichtungen werden hervorgehoben: Die Aufstellung je einer Dampfmaschine bei dem Braunkohlenwerke Homberg und bei dem Friedrichsstollen Werkskörper in Bleiberg, die Verlängerung der Eisen-Förderbahnen von 11.820 auf 13.919 Current-Klafter, welche Verlängerung in Heft durchgeführt wurde, ferner die Errichtung von zwei schwedischen Gasöfen und die Einführung des Bessemerns daselbst.

Die bedeutende Reduction des Arbeiter-Personales von 8005 auf 7160 hatte seine Ursache in dem Mangel an Absatz für Roh-Eisen und für Eisenwaaren, wie in den niederen Bleipreisen und ließ auch nur eine Vermehrung des Vermögensstandes der 45 Bruderladen (mit Beginn des Jahres 300.659), um 65 Gulden zu.

Unter den Arbeitern fanden 37 Verunglückungen, darunter 7 schwerere und 3 tödtliche statt.

Bei den einzelnen Zweigen der Bergwerks-Production ergaben sich folgende Verhältnisse:

Die Roheisen-Erzeugung erreichte im Jahre 1863 die Summe von 789.223 gegen 941.131 Centner des Jahres 1862, somit um 151.908 Centner weniger. Die Ursachen dieses Darniederliegens der der Eisen-Industrie wurden in der bekannten Petition der kärnt. Eisen-Industriellen an den Landtag in Klagenfurt in 9 Punkten präcisirt und insbesondere ist es der Umstand, daß dem Lande ein geeigneter, mineralischer Brennstoff fehlt, warum nicht der gegründeten und berechtigten Aufforderung nach einem billigen Roheisen entsprochen werden konnte, ungeachtet Kärnten Lagerstätten der besten Eisensteine, großartige, mit allen neueren Verbesserungen ausgestattete Hochöfen u. s. w. besitzt. Gleich der Roheisen-Production ist auch die Gußeisenerzeugung zurückgegangen und betrug im Jahre 1863 nur 6191, daher um 4205 Centner weniger als im Jahre 1862, wie auch um 117.925 Centner weniger an Eisensteinen erzeugt wurden. Im Ganzen wurden bei Eisenschmelzwerken 11,344.649 Cubikfuß Holzkohlen verwendet.

Die Bleierzeugung im Betrage von 59.336 Centnern ist gegen 1862 um 3400 Centner zurückgeblieben, wobei die vielen Hindernisse, womit der Bleibergbau in Kärnten zu kämpfen hat, in Betrachtung zu ziehen sind, wie die Abbauwürdigkeit der Erzmittel, der Mangel an Wasser, bisweilen selbst an Trinkwasser bei vielen Bergwerken, die hohe Lage der Bergbaue, das durch keine bergmännische Theorie vorhinein zu bestimmende, somit unregelmäßige Bleierzvorkommen in Unterkärnten und in einigen Gegenden Oberkärntens und bei Bleiberg die große Zersplitterung des Besitzes und das Nichtzustandekommen einer bereits wiederholt angestrebten Union desselben u. s. w.

Dagegen zeigte die Höhe der Zinkerzeugung von 36.421 Ctr. eine Vermehrung von 920 Centnern. Die Verhüttung geschah jedoch außer Landes und zwar in Sagor in Krain, in Lichtenwald in Steiermark und in Ivanec in Croatien. Die im Jahre 1863 etwas gesteigerte Erzeugung von Graphit, nämlich 421 Ctr., ist in Kärnten überhaupt unbedeutend.

Eine Folge der bedauerlichen Geschäftsstockung in der Eisen-Industrie war auch, daß im Vergleiche mit dem Vorjahre um 527.230

Centner weniger, nämlich im Ganzen bloß 792.043 Centner Braunkohlen erzeugt wurden.

Entsprechend diesem Zustande der Bergwerks-Production mußte auch der Geldwerth desselben in der Höhe von 3,490.331 fl. 83 kr. gegen das Jahr 1862 den bedeutenden Rückgang von 847.683 fl. 34 kr. nachweisen. An Bergwerks-Abgaben entfielen 45.877 fl. 41 kr. Bis Ende 1863 waren beim Bergbaue auf Kohlen 5 Dampfmaschinen mit 80 Pferdekraft und eine in Bleiberg mit 10 Pferdekraft in Verwendung.

Notiz.

Mit Bezug auf die Notiz im 12. Hefte 1864, Seite 569, „Ein Priesterjubiläum" freuen wir uns, die Mittheilung machen zu können, daß Se. k. k. Apostolische Majestät mit Allerhöchster Entschließung vom 26. Dez. v. J. dem Gurker fürstbischöflichen Domkapitular und Konsistorialrathe Heinrich Hermann in Anerkennung seines vieljährigen verdienstlichen Wirkens für die Kirche und den Staat das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens allergnädigst zu verleihen geruht haben.

Literatur.

Albert Guzman's, k. k. Lieutenants, Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge des Jahres 1859. Mit lyrischem Anhang. Aus dem Nachlasse des Verstorbenen, herausgegeben von Robert Hamerling. (Wien, Karl Schönewerk, 1864.)

Wenn es ein Mittel gäbe, die Kritiker zu veranlassen, lyrische Gedichte eines Unbekannten, die noch dazu als Anhängsel eines Prosawerkes erscheinen, aufmerksam zu durchlesen und nicht bloß zu durchblättern, so würde eben auf den poetischen Theil dieser Veröffentlichung mit Nachdruck die Aufmerksamkeit gelenkt und dem Publicum die Kenntniß einer poetischen Kraft von seltener Art vermittelt werden. Aber die Kritik ist bis jetzt fast durchgehends bei den prosaischen Memoiren des jungen Kriegers stehen geblieben, an welchen wir die schlichte und doch anspre-

chende Form, die naive Treue der Darſtellung und den ſich kundgebenden friſchen Lebensmuth des Autors allerdings auch anerkennen; doch möchten wir zunächſt das Urtheil über den Guzman'ſchen Nachlaß nach der poetiſchen Seite hin ergänzen. „Es ſproßt in den öſterreichiſchen Alpenländern," ſagt der Herausgeber in ſeinem Vorwort, „manche würzige Blüte der Poeſie, von welcher die literariſchen Marktplätze und die „Büchertiſche" der Recenſenten ſich nichts träumen laſſen. Ein traumhaft zartes Element geht durch die Lieder der noriſchen Poeten, potenzirt ſich aber in einzelnen Fällen, wie in Ferdcher von Steinwand's und Fritz Pichler's Balladen zu wahrhaft genialen Tönen der kräftigſten und edelſten Poeſie. Einiges in Guzman's erzählenden Dichtungen klingt an die großartige Weiſe der letzteren an, während in den rein-lyriſchen ſich die Verwandtſchaft mit einer ganz anderen, durch den pikanteſten der modernen Lyriker vertretenen Richtung kund gibt." Dieß Urtheil deutet die Hauptrichtungen der Guzman'ſchen Lyrik an, läßt aber noch die Mannigfaltigkeit der Töne nicht ahnen, die auf den wenigen Blättern des lyriſchen Anhanges angeſchlagen werden. Kräftige, bedeutende Züge, ein Colorit, das an Lingg erinnert, zeichnen gleich das erſte Gedicht in der Reihe: „Alexanders Tod" aus. Einen intereſſanten Gegenſatz dazu bildet die ſtimmungsvolle, zarte, farben- und blütenreiche Romanze „am Quadalquivir." „Vulkan und ſeine Cyklopen" iſt ein Stück von überraſchender Schönheit und Energie des ſchildernden Ausdruckes, während „Cain" ein echt dramatiſches Pathos in kräftigen Jamben hervortreten läßt. Die „Lieder" erinnern allerdings an Heine, wir müſſen aber geſtehen, daß uns die Heine'ſche Manier in dieſen Liedern weniger peinlich berührt, als dieß bei andere Nachahmern des Unnachahmlichen der Fall iſt. Wenn auch nicht dem Grade, beſaß doch der Art nach, das Guzman'ſche Talent eine gewiſſe innere Verwandtſchaft mit dem Heine'ſchen. Ein Paar Stücke des Anhanges legen auch für einen glücklichen Humor Zeugniß ab, über welchen der Dichter verfügte. Ausgezeichnet ſind die Sonette. Friſche und Kraft der Gedanken ſchließt hier mit edler Gediegenheit des Ausdruckes einen Bund, der ſelten iſt. Eigenthümlich rührend aber wirken die beiden Schlußſonette: „Auf den Tod meines Freundes L. Morocutti." Es ſind Trauerklänge, mit welchen der Dichter, ohne es zu ahnen, das paſſendſte Grablied für ſich ſelber ſang. Er erzählt, wie er mit ſeinem Freunde in begeiſterten, jugendmuthigen Geſprächen beiſammen ſaß. —

„Zu ringen nach dem höchſten, ſchönſten Preiſe
Der Poeſie, das ſchwuren wir uns leiſe,
Und lauter fühlten wir die Herzen pochen.

Nicht wollten wir nach eitlem Flitter ringen,
Das wahrhaft Schöne treuen Sinnes erſtreben,
Und zu dem Gipfel der Vollendung dringen.

Darauf haben wir uns Hand und Kuß gegeben,
Und fröhlich ließen wir die Gläſer klingen,
Gefüllet mit dem edlen Saft der Reben."

Dann fährt er um den Frühgeſchiedenen klagend fort:

„Dahin, dahin! Zerriſſen iſt das Blatt,
Sein ſchrecklich Veto hat der Tod geſchrieben
Mit ſchwarzen Lettern. Uns iſt nichts geblieben,
Des Schickſals Zorn den Blütenkranz zertrat.

Eh' noch der Früchte holde Zeit genah't
Dort ſchon der Baum, die Hoffnungen zerſtieben,
Wie leichter Sand, vom Winde fortgetrieben,
Wie Flocken, die das Meer verſchlungen hat.

Den edlen Freund, den Dichter, ach, ſie haben
Ihn heut gelegt tief in den Schooß der Erde,
Die Rieſenpläne ſind mit ihm begraben.

Das Feuer iſt verkohlt am Opferherde,
Wo wir gebracht den Muſen unſ're Gaben,
Und unſern Zukunftstraum bedeckt die Erde."

Vermiſchtes.

Naturgeſchichtliches.

(Angleſitkryſtalle aus den Bleibergbauen von Schwarzenbach und Miß in Kärnten.) Herr Dr. V. v. Zepharovich überſandte der k. Akademie der Wiſſenſchaften eine Mittheilung über die Angleſitkryſtalle aus den Bleibergbauen von Schwarzenbach und Miß, als Ergänzung einer in den Sitzungsberichten der Akademie vom Jahre 1859,

erſchienenen größern Arbeit, der Monographie des Bleivitriols von Dr. V. v. Lang, für dieſe lagen aus Kärnten nur Kryſtalle von Bleiberg zur Unterſuchung vor. Das Angleſitvorkommen von Schwarzenbach war ſchon früher bekannt; in Miß, unweit von Schwarzenbach, hat man das Mineral aber erſt in neuerer Zeit beobachtet. Die Schwarzenbacher Kryſtalle können den ausgezeichnetſten von anderen Fundorten würdig angereiht werden; bei waſſerklarer Maſſe und anſehnlichen Dimenſionen bieten ſie einen bemerkenswerthen Formenreichthum; Flächen, 17 verſchiedenen Geſtalten angehörig, konnten an ihnen nachgewieſen werden; darunter 3 bisher nicht beobachtete: 2 Pyramiden $^1/_3$ P und $^1/_4$ P und ein Domm $^1/_3$ P ∞. Die neuen Pyramiden erſchienen ebenfalls an den Kryſtallen von Miß — alſo Uebereinſtimmendes der beiden nachbarlichen Vorkommen bei auffallender Verſchiedenheit für den erſten Blick — in dem allgemeinen Typus der Formen. An den beiden beſchriebenen Lokalitäten, wie an den meiſten übrigen bekannten, bildet Galenit, mehr oder weniger zerſtört, die Unterlage der Angleſitkryſtalle; auch die Begleitung von rohrigem Limonit wird in Schwarzenbach nicht vermißt, während in Miß nette Cerussitkryſtalle, 2 Generationen angehörig, vor und nach der Angleſitbildung aufgetreten ſind.

(Welwitschia mirabilis.) Wohl den wenigſten unſerer Leſer dürfte die Entdeckung bekannt ſein, welche unſer berühmte Landsmann Dr. Fried. Welwitſch im Jahre 1860 in St. Paolo de Loanda, an der Weſtküſte Afrika's machte. Er fand einen Baum, der ſich bei mächtigem Umfange nur 2 Zoll hoch über die Erde erhebt und ſo den größten Gegenſatz zu den rieſigen Adanſonien bildet, deren 6000jährige Kronen die Ufer des Senegal beſchatten und die alljährlich noch Blüten und Früchte tragen, wahrhaftige Bilder ewiger Kraft und Verjüngung. Dieſe Zwergbäume wurden ſeither auch von Baines und Anderſon im Lande von Damaras und am Cap Negro wieder aufgefunden. Die Linnean-Society in London erhielt Exemplare dieſer merkwürdigen Holzpflanze, und der Botaniker Hooker beſchrieb ſie in den Schriften der genannten Geſellſchaft, und bildete ſie in allen ihren Theilen vollſtändig ab, ſo daß über die Exiſtenz derſelben nunmehr kein Zweifel mehr obwalten kann. Zu Ehren des Entdeckers wurde ſie Welwitschia mirabilis genannt.

Sie wächſt an ſandigen Stellen, wo außer ihr nur wenige zarte Graspflanzen gedeihen. Anderſon berichtet, daß er an einer ſolchen Stelle einmal etwa fünfzehn Welwitſchien beiſammen getroffen habe, und daß dieſer Pygmäen-Wald einen ſonderbaren Anblick gewährte. Die neue

Pflanze gehört in eine eigene Familie des Pflanzenreiches, welches mit unſeren Coniferen und den exotiſchen Caſuarinen in einer entfernteren Verwandtſchaft ſteht, und die in Europa nur durch eine einzige Gattung (Ephedra) vertreten iſt; der Stamm derſelben iſt holzig, ragt, wie erwähnt, nur 2 Zoll über den Boden und breitet ſich da tiſchartig aus, ſo daß er, von oben beſehen, mit ſeiner braunen zerſchrundenen Rinde und zwei lappenförmigen Vorſprüngen einem Rieſenlaibe ſchwarzen Brotes nicht unähnlich ſieht. Am Seitenrande des Stammes entſpringen die zwei Blätter, von denen jedes etwa 6 Fuß lang und am Ende zerfaſert und gekräuſelt iſt; ſie berühren mit ihrer Fläche theilweiſe den Boden.

Zur Zeit der Blüthe erhebt ſich aus dem obern Theile des Stammes eine mächtige, etwa einen Fuß lange Riſpe mit aufgerichteten kegelförmigen Früchten, welche den Zapfen unſeres Lärchenbaumes an Größe, Geſtalt und Färbung nicht unähnlich ſehen. Die eigentlichen Blüthen, mit ihren Piſtillen und Antheren ſtehen zwiſchen den carminroth gefärbten Schuppen des Fruchtzapfens, wo ſich zur Zeit der Reife auch der Same findet

Die Eingebornen benützen ſeit Langem das Harz, welches dieſer Zwergbaum ausſchwitzt, das ſie Tumbor nannten; ein Name, der auch auf die Pflanze ſelbſt übertragen wurde. Die Hottentotten nennen ſie „Ghories," die Damaras „Nyanka-Hykamkop," welche Namen alle uns wohl ſeiner Zeit die Alles erforſchenden Philologen zu verdolmetſchen in der Lage ſein werden. Seit der Entdeckung von Rafflesia Arnoldi, einer blätter- und faſt ſtielloſen Rieſenblume von 2 bis 3 Fuß im Durchmeſſer, welche auf den Sunda-Inſeln an den Wurzeln von Ciſſus-Arten paraſitiſch wächſt, iſt im Reiche Floreus ein intereſſanterer und merkwürdigerer Fund nicht gemacht worden.

(Entdeckung von Giftorganen bei Fiſchen.) Seit den älteſten Zeiten werden viele Fiſche, der Wunden halber, die ſie mit ihren auf den Kiemendeckeln und in der Rückenfloſſe angebrachten Stacheln beizubringen im Stande ſind, von den Fiſchern gefürchtet; hieher gehören viele Rochen, welsartige Fiſche, und vor allem die Meerdrachen oder Petermännchen (Trachinus vipera und Trachinus draco), denen aus dieſem Grunde, zum großen Aerger der vergleichenden Anatomen, gleich nach dem Fange die beſprochenen Stacheln von den Fiſchern abgebrochen werden, weshalb auch wenige vollſtändig unverſehrte Exemplare auf den Märkten zu bekommen ſind. Cuvier und ſeine Nachfolger konnten weder Giftorgane, noch das Gift leitende Canäle bei dieſen Fiſchen entdecken, und ſchrieben die Bös-

artigkeit der von ihnen verursachten Wunden der Gestalt des Stachels und der dadurch veranlaßten argen Zerfleischung zu. Im Mai 1849 gelang es Herrn Isaak Byerley Esq. und dessen Freunde Dr. Inman bei Trachinus eine längs der Kante des Kiemendeckel-Stachels hinlaufende Furche aufzufinden, welche mit der den Stachel bis an die Spitze umhüllenden Haut einen Kanal bildet; doch ein Giftorgan wurde auch diesmal vergebens gesucht, und nur der von allen Fischen ohne Ausnahme abgesonderte Schleim konnte durch diesen Canal der Wunde zugeführt werden, mußte jedoch, wie viele Beispiele lehrten, bei Trachinus von besonders irritirender Beschaffenheit sein. Am 22. März l. J. endlich machte Dr. Albert Günther in der zoologischen Gesellschaft zu London das Resultat seiner, an einem Fische der Familie der Batrachoiden, aus Guatemala, Thalassophryne reticulata, vorgenommenen diesbezüglichen Untersuchungen bekannt. Er fand an dem 10½" langen Fische einen einzelnen scharfen Dorn an jedem Kiemendeckel und zwei solche in der Rückenflosse, jeder 8‴ lang. An der Spitze fand er eine Oeffnung, durch welche er mit der Sonde (in diesem Falle eine steife Schweinsborste) in ein an der Basis gelegenes, eine rahmartige Flüssigkeit enthaltendes Säckchen gelangte, das mittelst einer Röhre mit dem Schleimkanal-System des Fisches in Verbindung stand. Die Seltenheit des ihm zu Gebote stehenden einzigen Exemplares ließ Injectionen oder weitere anatomische Untersuchungen nicht zu, doch wurden solche für die nächste Zukunft, nach Anlangung einer zweiten Sendung aus Panama, in Aussicht gestellt. Niemand wird es wohl beifallen, diesen komplicirten Apparat als einen, für harmlose Zwecke geschaffenen zu betrachten, und die Anwesenheit von Giftorganen bei Fischen ist somit endlich zweifellos festgestellt; der Unterschied von jenen der Giftschlangen liegt nur darin, daß wir es mit keiner einzelnen Giftdrüse, sondern mit einem Reservoir, das den giftigen Körperschleim auffammelt und behufs Einführung in die mit dem Stachel beizubringende Wunde bereit hält, zu thun haben.

Bodenkultur.

(Aufbewahrung des Blütenstaubes.) In dem Bulletin der Gartenbaugesellschaft an der Rhone wird ein neuer und sehr interessanter Fall mitgetheilt, in welchem getrockneter Blütenstaub seine befruchtenden Eigenschaften bewahrte. Für die Praxis ist dieser Gegenstand wichtig genug, um strebsame Gärtner zu selbstständigen Versuchen

zu veranlaſſen. Wichtig iſt er zumal für die diöciſchen Pflanzen, von denen bisweilen nur das eine oder das andere Geſchlecht in dem Gewächshauſe vertreten iſt, für ſonſtige Kreuzungsverſuche, wenn die Artpflanze, mit deren Pollen man zu befruchten wünſcht, noch wenig verbreitet iſt. Das Factum, über welches jenes Bulletin berichtet, iſt folgendes: Am 5. Jänner 1862 wurde in Lyon der Blütenſtaub von Gesneria cinnabarina geſammelt und um ihn gegen Licht und Feuchtigkeit zu ſchützen, in Papier eingeſchlagen. Im Jänner 1863 wurden einige Körner dieſes Pollens zur Befruchtung derſelben Varietät der Gesneria cinnabarina benutzt, von welcher er genommen war. Die Operation gelang auf das Vollſtändigſte.

(Baumwollencultur in Venetien.) Die günſtigen Reſultate, welche die in Süditalien zuerſt gemachten und dann noch in einigen Diſtricten Oberitaliens nachgemachten Verſuche mit der Einführung der Baumwollencultur erzielten, haben mehre angeſehene und erfahrene Agricultoren Venetiens angeregt, dieſen wichtigen Productionszweig auch hierlands zu cultiviren. Bereits wurde eine erſehnliche Anzahl von Baumwollſtauden gezogen und ſchon im nächſten Frühjahre wird in mehren Gemeinden Venetiens Baumwolle angebaut werden. Nach den Reſultaten anderer Länder, mit gleichen klimatiſchen Verhältniſſen hofft man hier ſchon in wenigen Jahren dahin zu gelangen, wenigſtens einen Theil des Bedarfes an Baumwolle für dieſe Provinz durch eigenen Anbau zu decken.

(Das Mutterkorn.) Ueber die Entſtehung des Mutterkorns iſt ſchon viel vermuthet und behauptet worden, die meiſten Angaben haben ſich aber als unzuläſſig erwieſen. So glaubt man noch ziemlich allgemein, das Mutterkorn erſcheine nur in naßen Sommern, während es doch in trockenen Sommern ebenfalls und oft weit reichlicher angetroffen wird. Nach den Beobachtungen Schlanzig's, welche durch anderwärts, namentlich in Schleſien und Oeſterreich gemachte Erfahrungen beſtätigt werden, entſteht dieſe Krankheit des Roggens durch den Biß eines ein Drittel Zoll langen, hellbraunen Käfers, Rhagonycha melanura, welcher jedes Jahr im Juni zahlreich erſcheint. Nach dem Verblühen des Roggens, wenn die Körner ſich bilden, und noch zart und weich ſind, ſetzt er ſich an den Aehren feſt und ſaugt den wichtigen Inhalt der Körner aus. An der verwundeten Stelle des Korns tritt dann eine etwas klebrige Flüſſigkeit hervor, welche widrig riecht, ſpäter eintrocknet,

verhärtet und als ein Deckelchen abfällt. Bald darauf ſchwellen die verwundeten Körner auf, ſehen anfangs blaß aus, nehmen dann eine gelbliche Farbe an, die immer dunkler wird, ſtrecken ſich auch in die Länge und bilden allmälig ſo das Mutterkorn.

Zur Länder- und Völkerkunde.

(Neuer Fund von menſchlichen Körpern in den Ausgrabungen von Pompeji.) Da uns die Ausgrabungen von Pompeji das Leben der alten Römer von manchen Seiten beſſer und klarer erläutern, als die erhaltenen Nachrichten der klaſſiſchen Schriftſteller, ſo iſt es erklärlich, daß jeder neue Fund das allgemeine Intereſſe erregt und dieß um ſo mehr, wenn er menſchliche Leichen ſelbſt enthält. Am 29. September 1864 hielt der italieniſche Naturforſcher de Luca einen Vortrag in der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris über die chemiſche Beſchaffenheit von in letzter Zeit in Pompeji gefundenen Knochen, unter welchen auch ſolche von Menſchen vorkommen. Aus dieſem Vortrage wollen wir hier zunächſt nur eine kurze Skizze über die Art und Weiſe einſchieben, wie dieſe alte Stadt ſo tief unter die Erde gekommen und mit ſo mächtigen Schichten lockeren Geſteines überdeckt worden iſt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Veſuv lange vor jenem Ausbruche, der den Untergang von Pompeji bewirkte, ein thätiger Vulkan geweſen ſei; es ſcheint aber auch, daß er im Jahre 79 nach Chriſti ein erloſchener Vulkan geweſen, denn bis dahin war nicht einmal eine Sage von einem Ausbruche desſelben vorhanden. Auf dem Berge beſtand nur ein großes, eingeſenktes, mit wildem Wein überranktes Becken, in welchem Spartakus während des Sclavenkrieges mit 10.000 Mann gelagert hatte, und an ſeinem Fuße blühten die jetzt überſchütteten Städte. Der Veſuv hatte damals keinen Kegel, der frühere war in den Schlund zuſammengeſtürzt, und es beſtand ſomit eine völlige Verſtopfung desſelben. Dieß war auch die Urſache, daß jene erſte hiſtoriſche Eruption eine ſo ungeheuere geweſen. Nicht Lavaſtröme, ſondern Schlammfluthen ſind es, welche Pompeji und Herkulanum ſtellenweiſe in einer Mächtigkeit von 112 Fuß überdecken. Dieſe Decke iſt aber auch nicht das Product einer einzigen Eruption, ſie rührt von mehreren Ausbrüchen her. Aus dem Krater wird oft Tage lang ſtaubartig, feinzertrümmertes Lavageſtein, Bimsſteine ꝛc., die vulcaniſche Aſche mit großer Heftigkeit und in unge-

heuerer Quantität ausgeworfen. Es vermischt sich diese vulcanische Asche mit den Wasserdämpfen, welche mit enormer Gewalt aus dem Krater in die Lüfte sich erheben, und so gestaltet sich die prachtvolle Pinienſäule, welche 1000—7000 Fuß hoch aufsteigt und bei der Verdichtung des Dampfes als vulcanischer Platzregen aus dem Wolkenschirm am oberen Theile der Pinie um den Vulcan niederfällt. In der Gestalt von Schlammfluthen wälzen sich dann Wasser und Asche die Berge und Hügel hinab, bekleiden und erfüllen ganze Thäler, und bleiben nach ihrer Austrocknung als Tuffgestein zurück. Diese weiche zähe Masse muß daher von jedem Gegenstande, den sie überzogen, einen höchst getreuen Abdruck liefern. Wenden wir uns nun wieder zu den Mittheilungen des de Luca über die Funde. In einer kleinen Straße von Pompeji fand man einen offenen Raum unter einer Masse von Trümmern, in welchem Gebeine zum Vorschein kamen. Sogleich goß man Gyps mit Wasser vermischt hinein. Nach kurzer Zeit war der Gyps verhärtet und nach vorsichtiger Abnahme der Tuffdecke, erhielt man den getreuen Abdruck von 4 Leichen, genau so, wie die sterbenden Menschen zur Zeit der Tuffbedeckung beschaffen waren. Zwei Leichen lagen zusammen und zwei andere von einander getrennt. Einer dieſe Körper gehörte einer Frau an, bei welcher sich eine Anzahl von Münzen und Schmucksachen fanden, welches andeutete, daß sie auf der Flucht war und sich mit ihren Kostbarkeiten zu retten suchte. Man konnte sehr gut ihren Haarputz und das Gewebe der Kleidung erkennen. Die rechte Hand mit dem Arme streckt sie von dem Körper aus, die linke Hand erhebt sich in gedrehter Stellung, und sie ist zusammengepreßt. Die ganze Stellung gibt einen Zustand der Agonie zu erkennen.

Neben ihr lag eine andere Frau und ein junges Mädchen; jene konnte die Mutter des letzteren gewesen sein. Sie hatten das Ansehen, als schliefen sie auf einem Bette, sie lagen so, daß sich der Kopf der einen bei den Füßen der anderen befand. Das junge Mädchen hatte ihr Kleid über den Kopf geschlagen, wie zum Schutze gegen die niederfallenden Massen, sie stützte sich auf einen Arm; eine Hand ist halb geöffnet, so als wenn sie damit etwas festgehalten hätte.

Der vierte Körper gehört einem Manne an, vielleicht einem Soldaten. Er lag auf dem Rücken. Seine Kleidungsstücke sind sehr ausgezeichnet, Sandalen trägt er an den Füßen, selbst die Nägel

unter den Sohlen ſind erkennbar. Die ganze Leiche hat ein martialiſches Anſehen.

Die gegenwärtigen Ausgrabungen in Pompeji liefern überhaupt ſchöne Reſultate und werden vortrefflich geleitet. So hat man denn auch jüngſt einen großen vierſeitig behauenen Marmorblock aufgefunden, auf welchem auf ſeinen vier Seiten ein römiſcher Kalender in Schriftzügen eingemeißelt iſt. Er enthält intereſſante Nachrichten aus dem Gebiete der alten Aſtronomie, der Landwirthſchaft und der Religion, namentlich ſind die römiſchen religiöſen Feſte darin verzeichnet.

Meteorologiſches.

Witterung im Dezember 1864.

Beklagen wir uns, und zwar häufig mit ſehr begründetem Rechte, über unſere ſtrengen Winter, ſo müſſen wir dem Wetter aber auch unſere Anerkennung nicht verſagen, wo es uns gnädiger war, als andern. Der vergangene Dezember war nicht überall ſo ſchön und mild wie bei uns, er war vielmehr im größten Theile Europa's ſehr kalt und ſtürmiſch. Wie der November geendet, begann der Dezember mit ziemlich ſtrenger Kälte im Nord und Oſt unſeres Welttheiles, in Moskau — 18.0 in Riga — 19·3, Petersburg — 14·5). Unter dem Einfluſſe von Südweſt-Stürmen, die um die Mitte des Monats in der Nordſee und dem baltiſchen Meere herrſchten, verſchwand die Kälte, welche aber um Weihnachten in Mitteleuropa ſehr empfindlich war, indem in (Moskau — 20·1, Odeſſa — 12·0, Leipzig — 12·5, Wien — 12·7°) andauernd tiefe Temperatur beobachtet wurden, gegen Ende des Monats jedoch war wieder überall ziemlich gleichmäßig Wärme verbreitet.

In Kärnten war die Witterung den ganzen Monat über ſehr gleich und regelmäßig, die geringe Schneelage, welche am 12. gefallen war, war in der darauf folgenden warmen Witterung ſchon am 19. wieder verſchwunden, am 23. fiel faſt den ganzen Tag aus blau durchſchimmerter Wolkendecke ſehr trockener, kryſtalliniſcher Schnee, der jedoch kaum eine 3 Zoll hohe Decke bildete, und gegen Ende des Monats die Felder nicht mehr vollkommen deckte. Dabei blieb die Temperatur, obwohl der Luftdruck in fortwährendem Schwanken war, ziemlich gleich-

mäßig. Sie ſtieg in Klagenfurt am 1. noch auf + 3·7., fiel am 7. auf das Minimum von nur — 7·9, und war im Mittel nur — 2·11. — Auch auf den Höhen war die Temperatur ſehr gleichmäßig vertheilt. Die höchſte, meiſt am 1. wurde mit 3 bis 4° beobachtet, nur in Sachſenburg ſtieg ſie auf + 7·0 und am hohen Obir 6300′ Seehöhe war ſie an den drei ſonnigen Tagen, 7. bis 9. + 5·0. Die tiefſte Temperatur war an den meiſten Stationen — 8 bis — 10, nur in Raibl, Luggau und am Hochobir fiel ſie auf — 12·0, im Bad Vellach auf — 13·0. — Die mittlere Temperatur war zwiſchen — 2 und 3½ Graden, am hohen Obir — 3·98 in St. Peter und Luggau — 4·1. — Der Niederſchlag war nirgends ſehr bedeutend, nur bei 5‴, nur in Raibl war er wieder bedeutend, nämlich 44·2, in Luggau 35·2, Saifnitz 23·8. — Die meiſten Tage war eine gleichmäßige Wolkendecke über den Himmel ausgebreitet, und daher an den meiſten Stationen ſehr viel trübe Tage.

Die mittleren Witterungselemente im Vergleich mit den normalen (welche die eingeſchloſſenen Zahlen geben), waren folgende in Klagenfurt: Luftdruck: 321·87 (320·87). Luftwärme: — 2·11 (— 2·92). Feuchtigkeit der Luft + 2, Niederſchlag 5·39 (24·13). Bewölkung 8·00 (4·08).

Mittheilungen aus dem Geſchichtverein.

Aus dem Vereine getreten iſt: Herr Valentin Hermann, Curatpfarrer zu Obermillſtatt.

Als Geſchenke wurden dem Vereine gütig gewidmet: Vom Vereine für Meklenburgiſche Geſchichte und Alterthums-Kunde: deſſen Jahrbücher und Jahresbericht 29. Jahrgang. — Enthält intereſſante Mittheilungen über Höhlen-Wohnungen und Pfahlbauten in Meklenburg.

Von der königl. baier. Akademie der Wiſſenſchaften in München: deren Sitzungsberichte; I. Heft IV. und V.; II. Heft 1 von 1864.

Vom Muſeum Francisco-Carolinum in Linz deſſen 24. Jahresbericht und 19. Lieferung der „Beiträge" zur Landeskunde von Oeſterreich ob der Enns.

Vom Vereine für Hamburgiſche Geſchichte in Hamburg deſſen Zeitſchrift. Zweites Heft des zweiten Bandes neuer Folge.

Von der Geſellſchaft für Salzburger Landeskunde deren Mittheilungen für das Vereinsjahr 1864.

Vom germaniſchen Muſeum in Nürnberg: Anzeiger für Kunde deutſcher Vorzeit Nr. 9 und 10 vom Jahre 1864.

Vom Herrn Wieſer, Offizial der hieſigen k. k. Landeshauptkaſſe: Thereſianiſche Hammerordnung für Steiermark.

Vom Herrn Dechante und Stadtpfarrer in Völkermarkt, Andreas Alliantſchitſch: Ein ſehr gut erhaltenes gedrucktes Miſſale vom Jahre 1498 mit dem Wappen des Erzbiſchofes von Salzburg, Leonhard von Keutſchach.

Vom Herrn Domcapitular Heinrich Hermann: Original-Abſchied (mit Siegel) für den kaiſ. Hauptmann Georg Welh, ausgeſtellt von Jakob Reichsgrafen von Leslie, Hofkriegsraths-Präſidenten, General-Feldmarſchall und „Beſtellten Obriſten über ein Regiment zu Fuß" am 28. März 1690.

Vom Herrn Peter Ritter v. Rittinger, k. k. Miniſterialrathe im Finanz-Miniſterium wurde dem Geſchicht-Vereine im Namen des Comité's, durch welches dem in den Ruheſtand getretenen Chef der k. k. Aerarial-Bergwerks-Verwaltung, Sr. Excellenz Herrn k. k. Miniſterialrath Karl Freiherrn von Scheuchenſtuel, die ihm von den montaniſtiſchen Fachgenoſſen in Oeſterreich gewidmete Denkmünze übergeben wurde, ein Exemplar dieſer Medaille im Bronce — wie das begleitende Widmung-Schreiben lautet — „zur Aufbewahrung für immerwährende Zeiten" zugeſendet, nachdem der gefeierte Jubilar „dem Herzogthume Kärnten durch ſeine Geburt angehört und hierlandes ſeine dienſtliche Thätigkeit begann".

Vom Herrn Ferdinand Hauſer, k. k. Rathe und emeritirtem Bürgermeiſter der Landeshauptſtadt Klagenfurt: 12 antike Silbermünzen (2 Kaiſer- und 10 Familien-Münzen) aus dem Zollfelde.

Vom Herrn Anton v. Scheuchenſtuel, k. k. Landesgerichtsrathe in Penſion wurde dem Vereine über Bitte der Vereinsdirektion, das lithographirte Portrait, Sr. Excellenz des Herrn k. k. Miniſterialrathes Karl Freiherrn v. Scheuchenſtuel als Geſchenk übergeben.

Vom Herrn Franz Biber, k. k. Landesgerichtsrathe in Penſion: 3 Stück franzöſiſche Aſſignatſcheine.

Vom Herrn Alois Weiß, Scriptor des Geſchichtvereines: Eine Sammlung von nahezu 200 Stück Siegel-Abdrücken.

Ankäufe:

a) Denkmale deutſcher Baukunſt, Bildnerei und Malerei, von Ernſt Förſter. 223. bis 225. Lieferung

b) Allgemeine Weltgeſchichte von Cäſar Cantu, 73. bis 75. Lieferung.

c) Geſchichte Kaiſer Ferdinand's II. von Friedrich v. Hurter. 4. Band.

d) Deutſches Staats-Wörterbuch von Dr. J. C. Bluntſchli u. K. Brater. 83. und 84. Heft.

e) Das neue Teſtament in griechiſcher Sprache. Pariſer-Druck vom J. 1549.

f) Gloria Austriae seu Compendium genealogico-historicum de serenissima Domo Lotharingica. Ceniponli 1718.

g) 2 Orig. Urkunden auf Pergament (eine vom Jahre 1479 mit 2 anhäng. Siegeln, eine vom Jahre 1660).

h) Ein alter Stuhl mit geſchnitzter Lehne.

i) Waffen: 4 Hellebarden ſeltener Form; 2 Schwerter; 2 Dolche.

Roheisen- und Blei-Preise am Beginn des Jahres 1865.

Eisen-Preise.

Köln: Holzkohlen- und Spiegeleisen per Zollcentner 1½ — 1¾ Thlr., Cokes-Roheisen affinage 1⅛ — 1⅛ Thlr., graues 1½ — 1⅝ Thlr., schottisches Nr. 1 1⅝ — 1⅞ Thlr., Stabeisen grobes 3⅛ — 3⅜ Thlr., Gußstahl 22 — 24 Thlr., Puddelstahl 10 Thlr., Edelstahl 14 Thlr.

Berlin: Schlesisches Holzkohlenroheisen 1 Thlr. 23 Sgr., Cokes-Roheisen 1 Thlr. 20 Sgr.; Stabeisen gewalzt 3¾ — 4 Thlr., geschmiedet 4⅓ — 4½ Thlr.

Auf österr. Währung und Gewicht berechnet:

Köln per Meiler zu 10 Wiener Cntnr.: Holzkohlen- und Spiegeleisen 25 fl. 20 kr. — 29 fl. 40 kr., Cokes-Roheisen affinage 21 fl. — 23 fl. 50 kr., graues 25 fl 20 kr. — 26 fl. 88 kr., schottisches Nr. 1 26 fl. 88 kr. — 28 fl. 56 kr., Stabeisen grobes 53 fl. 76 kr. — 57 fl. 12 kr., Gußstahl 359 fl. 60 kr. — 403 fl. 20 kr., Puddelstahl 168 fl., Edelstahl 255 fl. 20 kr.

Berlin: Schlesisches Holzkohlen-Roheisen 29 fl. 68 kr., Cokes-Roheisen 28 fl., Stabeisen gewalzt 63 fl. — 67 fl. 40 kr., geschmiedet 72 fl. 80 kr. — 75 fl. 60 kr.

Kärntnerisches Roheisen loco Hütte 27 — 29 fl.

Blei-Preise.

Köln per Zollcentner: Raffinirtes Weichblei 6½ — 6⅝ Thlr., Hartblei 6 — 6⅛ Thlr., Goldglätte 6⅛ — 6⅜ Thlr., Silberglätte 5⅔ — 6 Thlr.

Berlin: Tarnowitzer 6⅞ Thl., sächsisches 6⅝ Thlr.

Auf österr. Währung und Gewicht berechnet:

Köln per Wiener Cntnr.: Raffinirtes Weichblei 10 fl. 64 kr. — 10 fl. 92 kr., Hartblei 10 fl. 8 kr. — 10 fl. 36 kr., Goldglätte 10 fl. 42 kr. — 10 fl. 50 kr., Silberglätte 9 fl. 74 kr. — 10 fl. 8 kr.

Berlin: Tarnowitzer 11 fl. 6 kr., sächsisch 10 fl. 92 kr.

Durchschnittspreise der Lebensmittel zu Klagenfurt im Dezember 1864.

		fl.	kr.			fl.	kr.
Weizen	der Vierling	4	50	Speck, geselchter	das Pfund	—	40
Roggen		3	40	„ roher		—	38
Gerste		2	80	Schweinschmalz		—	50
Hafer		1	50	Eier	das Paar	—	5
Heide		3	—	Hendl		—	60
Mais		3	16	Kapaunen		2	—
Brein (gestampfte Hirse)	der Vierling	7	44	Enten		1	—
Erbsen		4	42	Gänse		1	75
Linsen		5	—	12″ Scheiterholz, hartes	loco Lend eine n. ö. Klftr.	4	30
Fisolen, weiße		5	—	12″ Scheiterholz, weiches		3	30
„ rothe		4	50	30″ Scheiterholz, weiches		5	30
Erdäpfel		—	—				
Rindschmalz	das Pfund	—	53⅓	Heu	der Zentner	1	—
Butter		—	50	Stroh		—	55

Herausgegeben vom kärntnerischen Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Klagenfurt. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Heinrich Weil. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

№. 2. Februar 1865.

Unsere Landsleute in Nordamerika.

Von **Heinrich Hermann.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Aus dem Canalthale wanderte Anton Tomasini, gebürtig zu Tarvis, wo seine Eltern seßhaft waren, im Jahre 1850 als Uhrmacher in die Ferne. Er hatte im 9. Jägerbataillon gedient, wurde 1848 blessirt und in Folge dessen entlassen. Auf seiner Wanderung gelangte er 1852 nach Hamburg, schiffte nach England über und von da nach New-York. Dort arbeitete er eine Zeit, etablirte sich dann zu Great Morlow und hatte als Uhrmacher vielen Zuspruch. Indessen, da er durch Spekulationen und durch Unterschlagung der Gelder auf der keinen Ersatz leistenden Post herbe Verluste erlitt, verließ er sein Geschäft, hing seinem Triebe nach Abenteuern nach und begab sich in die noch unkultivirten Gegenden, wo er jedoch mit genauer Noth den Waffen der Wilden entging. Seine eingehenden Naturschilderungen sind äußerst anziehend; Schade, daß wir sie nicht geben können. Nach diesem Umzuge fing er im Jahre 1858 in Baltimore ein kleines Juwelengeschäft an, doch er that es nur zur Noth, sein Gemüth zog ihn fort nach fernen Zonen, um die Welt in ihrem weiten Umfange zu sehen. Er wollte nach Australien und begab sich daher nach New-Orleans, von wo er den 21. August 1859 zum letzten Male seinen Eltern schrieb, die im gleichen Jahre nach einander der Tod hinwegraffte. Das Klima in New-Orleans schreckte ihn, da das gelbe Fieber dort im Jahre 1858 16.000 Menschen getödtet hatte, so sehr übrigens sein Geschäft gut ging. Was weiter aus ihm geworden, wissen wir nicht, wahrscheinlich hat er, um jenem sich zu ent-

*) Der ursprünglich beabsichtigte Schluß, worin die Auswanderer nach Californien und Nevada behandelt werden sollten, muß nun leider, in Folge Ablebens des Verfassers, unterbleiben. Anm. d. Red.

ziehen, den Weg nach Auſtralien geſucht. Erwähnungswerth iſt es, daß er, von dem üblen Erfolge des Krieges von 1859 in Italien unterrichtet, den Wunſch ausſpricht, noch einmal ſeinen Stutzen gegen die Reichsfeinde ergreifen zu können. Ein Bruder befindet ſich im Oriente, der andere in der mexikaniſchen Armee, vielleicht führt ſie ihr Schickſal noch einmal zuſammen.

Auch von unſerem ſonſt ſo ruhigen heimiſchen Krapfeld, zog ein weibliches Individuum in jenes Land des fernen Weſtens, Maria Schreiber, geboren zu Dürnfeld, Pfarre St. Peter bei Taggenbrunn, heiratete den in Trieben in Oberſteier als Sattler ſeßhaften Anton Lenz. Durch Fleiß und Wirthſchaftlichkeit tilgten ſie bald die Schuldenlaſt des Hauſes; indeſſen bei aller heitern Ausſicht im Vaterlande ergriff ſie beide, wahrſcheinlich angefacht von Außen, das Auswanderungsfieber. Im Juni 1853 ſchifften ſie ſich in Bremen ein, gelangten nach einer vierzigtägigen Fahrt, auf welcher ſie unter Anderem eines ungeheuren Walfiſches anſichtig wurden, nach New-York und von dort mit Dampfſchiff und Dampfroß nach St. Louis, den Ort ihrer Beſtimmung. Es war am 15. Auguſt, dem Namensfeſte der Gattin, wo ſie, tief ergriffen von dem herrlichen Anblicke, den ihnen die hunderte von Thürmen und Giebeln der Stadt, die ſich in den Fluthen des Rieſenſtromes Miſſiſſippi ſpiegelten, gewährten, die jenſeitigen Ufer betraten, in die kath. Cathedrale eilten, um Gott zu danken und ihm die Rückgebliebenen zu empfehlen. Sechzig engliſche Meilen von St. Louis kauften ſie ſich um 1000 Dollars, 300 hatten ſie auf die Reiſe, wovon 100 auf hier leicht erſetzliches Gepäcke verwendet, eine Farm; doch ſo glücklich die Wirthſchaft ſich anließ, warf nach Kurzem das Fieber beide Gatten auf das Krankenlager, ſo daß ſie, um dem verderblichen Clima im Süden von Miſſouri zu entgehen, ihr Anweſen um 1500 Dollars wieder verkauften und dafür in St. Louis eine Cigarrenfabrik, dann ein Tapezier- und Möbelgeſchäft mit Erfolg betrieben. Lenz war bei der Präſidentenwahl ein Gegner Lincolns, entging jedoch dem Dienſte als Soldat, nicht ohne als Sattler drei Monate lang bei Fremonts Leibgarde zu dienen.

Von den Brüdern Koch erfahren wir aus dem letzten Briefe Joſeph's an ſeine Mutter, datirt vom 5. März 1864, daß Georg Soldat wurde, im 46. Regimente Illinois diente, welches ſich in allen Schlachten ſehr auszeichnete, gegenwärtig in Teneſſee ſteht, wo er monatlich 30 Dollars bezieht. Gottlieb ging, wie vorausgeſehen, nach Californien, verwendete ſich in einer Eiſengießerei, dann in einem Brauwerke, wo er viel verdiente, aber bei

der großen Theuerung, welche die Dürre des Sommers 1863 und der folgende ſchneeloſe Winter verurſachte, es wieder verzehrte. Die Brüder ſind Lincoln's treue Anhänger, und Joſeph noch immer Farmer in Illinois.

II.

Bald nachdem Amerika entdeckt und von den Spaniern als ihr künftiges Eigenthum in Beſitz genommen war, wurde ihnen daſſelbe von andern ſeefahrenden Nationen, den Engländern, Franzoſen, Portugieſen, Holländern und ſelbſt Dänen an einem oder dem andern Punkte ſtreitig gemacht und behauptet. Nur allein Deutſchland betheiligte ſich nicht an dieſen Eroberungen und nicht einer ſeiner vielen Fürſten und freien Städte, ſondern ein Privatmann Bartholomäus Welſer in Augsburg, erhielt von Kaiſer Karl V., als König von Spanien, über geleiſtete Vorſchüſſe von nicht weniger als zwölf Tonnen Goldes an Zahlungsſtatt jenen Küſtenſtrich am karaibiſchen Meere ſüdlich von den Antillen, welcher von ihm „Klein Venedig", ſpaniſch Venezuela genannt wurde. Dieſe große und herrliche Provinz, welche jedoch ob ihres heißen Himmelſtriches weniger für deutſche Anſiedlungen geeignet war, wurde nun von den Rothſchilds jener Zeit mit eigenen Schiffen befahren und deutſche Anſiedler dort untergebracht; allein als es im Begriff war, für immer ein deutſches überſeeiſches Königreich zu bilden, verſetzten die Religionsunruhen und der ſchmalkaldiſche Krieg die Welſer in die Lage, ſich dieſer Beſitzung wieder zu entäußern und ſie an König Philipp II. in Spanien gegen eine verhältnißmäßig kleine Entſchädigung zurückzugeben. Eine ähnliche Gelegenheit ſchien nach drei Jahrhunderten gekommen zu ſein, als die am Venezuela, entgegengeſetzten, Ufer im Golf von Mexiko gelegene, Provinz Texas ſich im Jahre 1836, nach einem glücklichen Kampfe, von Mexico losrieß und ſelbſtſtändig conſtituirte. Die Machthaber dieſes zwar ausgedehnten, aber dünn bevölkerten Landes ſuchten ſich in der Vorausſicht, daß es über kurz oder lang wieder ein Beſtandtheil, wenn nicht von Mexico, doch der Texas von zwei Seiten umgebenden vereinigten Staaten werde ſein müſſen, Coloniſten zu verſchaffen und machten den Auswanderungsluſtigen die einladendſten Verſprechungen. Dieſe letztern und der allgemeine, wenn auch durch Agenten vorſätzlich weit übertriebene Ruf von der Fruchtbarkeit, dem angenehmen Kluna und den vielen Verbindungen der Provinz Texas, veranlaßten im Jahre 1844 mehrere deutſche Fürſten und Standesherrn ſich zu Mainz zu vereinen, ihren deutſchen Mitbrüdern, um deren Noth im Vaterlande ſie wußten, eine neue Heimat zu verſchaffen und ſo in jenem fernen Lande ein neues Deutſch-

land zu gründen. Der Verein erwarb ſich von der damaligen Regierung von Texas ausgedehnte Länderſtrecken, und verſprach nun jedem Deutſchen, der dorthin auswandern wolle, gegen Einzahlung von 300 fl. vollſtändig freie Ueberfahrt, ſo wie ein fertiges Blockhaus nebſt 160 Acres (je ungefähr zu 1100 Quadr. Klftr.) Grundfläche, während eine Familie, die 600 fl. einzahlte, die doppelte Anzahl von Aeckern bekommen ſollte. An der Spitze des Vereines ſtand der Prinz Karl von Solms Braunfels, deſſen Beſitzungen, ſo wie die Stadt und das Reſidenzſchloß Braunfels unſern Wezlar, einſt reichsunmittelbar, nun im preußiſchen Regierungsbezirke Koblenz, liegen. Bis zum März 1846 waren bereits 3000 Deutſche auf den vom Vereine gemietheten Schiffen in Texas eingetroffen; allein ſie mußten, da man ſie nicht ſogleich mit ihrem Habe in den nordweſtlichen Theil des Landes, welchen der Stieler'ſche Atlas in der Karte von Nordamerika eigens mit gelber Farbe, in der Beugung des Grenzfluſſes Colorado, als das Gebiet oder die Colonie des deutſchen Mainzer Vereines ausmarkt, überführen konnte, monatlang in der ungeſunden Hafenſtadt Matagordo verweilen, wo ſie Hunger und Krankheit decimirten. Viele von ihnen konnten gar nicht in die ihnen verheißene geſunde, weil mehr gebirgige Gegend am Colorado gelangen, ſondern mußten in dem Strich Landes am obern Guadalupe ſich niederlaſſen, wo man die anfangs aus elenden Hütten beſtehende Stadt Neu-Braunfels gründete, die nun auf allen Karten figurirt. Weiter gegen Norden erhielt ſie eine Schweſterſtadt, Namens Friedrichsburg. Indeſſen den armen Coloniſten hatte man nicht Wort gehalten und ſie ſtatt mit jener Zutheilung, wenn ohne Familie, nur mit 10 Acres und einem halben als Bauarea und die mit Familien mit dem Doppelten bedacht.

Unter dieſen Verhältniſſen wurde Texas, wie vorausgeſehen, ein Staat der Republik in Nordamerika, allein dieſes Verhältniß änderte in den Angelegenheiten der Colonie nichts, im Gegentheile die Aufregung in Deutſchland nach dem Jahre 1848 war den Abſichten der Unternehmung nur förderlich, da ſie die großartige Geldſpekulation mit den Ländereien durch den Andrang der Emigranten begünſtigte, wie wir es ſpäter aus den Briefen eines Landsmannes ſelbſt hören werden. Der Fürſt von Solms-Braufels leitete noch immer die Einwanderung nach Texas im Großen; nach ihm befaßte der bekannte Julius Fröbel zu Rudolſtadt ſich mit der Correſpondenz und Inſtradirung der Deutſchen, und in Texas ſelbſt war es der geweſene Kapitän Roos, welcher die Ankömmlinge unterbrachte und von ihnen ſich die erworbenen Grundſtücke bezahlen ließ. Da das Unternehmen

in den Händen von Nichtkatholiken war, so wurden die Aufforderungen an die Wanderluſtigen auf dem Wege der confeſſionellen Stimmführer verbreitet und es nahmen faſt nur Evangeliſche den Weg nach dieſer Seite.

Der erſte, welcher in Kärnten ſich dazu entſchloß, war Thomas Teng, Tiſchlermeiſter aus Himmelberg. Seine Umgebung in der Heimat ſchildert ihn als einen geſchickten Arbeiter in ſeinem Fache, dem es nur an angeſtrengter Verwendung fehlte. Sein Kopf war mit überſpannten Ideen angefüllt, er befaßte ſich mit naturwiſſenſchaftlicher und ökonomiſcher Lektüre und hatte überdieß einen beſonderen Hang zu Abenteuern. Es war im Jahre 1851, wo er mit ſeiner Ehegattin und zwei Söhnen die Ferne ſuchte. Seine Correſpondenz mit Kapitän Roos hatte ſchon mehr als ein Jahr früher begonnen, und dieſer war es, welcher die Auswanderer unſeres Oberlandes, denen man mit Recht Wisconſin als das paſſendſte Ziel geſchildert hatte, dahin brachte anſtatt dieſem, der Geſundheit und der gewohnten Bearbeitung des Bodens am meiſten zuſagenden Lande, Texas zu wählen, wobei ihm eine bedeutende Proviſion in Ausſicht ſtand. Die Schilderung, welche die Briefe Tengs uns von Texas machen, ſind ganz mit denen, welche ſein Nachfolger und Schickſalsgenoſſe Stranner davon entwirft, übereinſtimmend, daher wir ſie dahin ſparen und nur noch erwähnen, daß Teng in der Stadt St. Antonio de Bexar ſich um 1800 fl. C. M. ankaufte, anfangs als Möbeltiſchler arbeitete, dann wegen ſeines neu zu bauenden Hauſes mit ſeinem Nachbar in einen Prozeß gerieth, den er verlor, ſo daß er an ſeinen Mitteln herabgekommen, genöthigt war, bei einer Geſellſchaft, die mit einem Steinbruche Geſchäfte machte, ſich als Zimmermann bleibend unterzubringen.

Gleichzeitig mit Teng wanderte dahin Simon Eder, geweſener Beſitzer der Gaſſer Realität im Rauth, in der Gemeinde Feld. Der Beſtand ſeiner Familie war aus den Briefen, welche ſeiner erwähnen, nicht zu erſehen, und wir müſſen uns begnügen, die zufälligen Mittheilungen Stranner's zu benutzen. So viel geht aus denſelben hervor, daß er im Jahre 1854 in St. Antonio de Bexar in Texas neben ſeinem Landsmanne Teng eine Behauſung beſaß. Da ihm der Aufenthalt alldort nicht zuſagte, wollte er im Winter von 1854 auf 1855 über den Hafen Galveſton nach New-Orleans und von da in die geſunderen Nordſtaaten, in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Stranner, überſiedeln; doch Familien- und Geldrückſichten hielten ihn in Galveſton zurück und da indeſſen Stranner weiter reiſte, verlor dieſer ſeine Spur, und erfuhr erſt im Jahre 1857, daß Eder

noch lebe, ſich an ſeiner Seite zu wohnen ſehne, ohne deſſen eigentlichen Aufenthaltsort zu erfahren.

Wir kommen damit an die gemeinſame Wanderung, welche die drei Landleute aus der Gegend von Gmünd: Johann Stranner, Simonbauer zu Aich, Georg Dulnigg, Weiherer zu Zlating, Paſtorat Trebeſing, und Johann Grübler, Weber zu Saps, Paſtorat Fiſchertratten im Jahre 1853 vollführten. Dieſe drei, ſämmtlich verehelicht, nahmen ihre Familie mit. Die Straner's beſtand aus 4, die Dulnigg's aus 5 Individuen, die Grübler's, der vom Handwerke ein Binder, aus 4 kleinen Kindern, ſo daß ſich die Zahl der Köpfe, einſchließlich die Frauen, auf 19 ſummirte. Dulnigg disponirte mit einem Vermögen von 4000 fl., Stranner mit kaum der Hälfte, die er noch dazu nach dem Verkaufe ſeiner Realität nur theilweiſe und mit vielen Schwierigkeiten und manchen Verluſten bezog. Grübler, der nur über 4 — 500 fl. verfügte, wovon den größten Theil die Reiſe nahm, konnte nur dem harten Looſe entgegenſehen, nach ſeiner Ankunft in Amerika als Handarbeiter ſich zu verdingen. Bei ſeiner Abreiſe erklärte er, er würde Niemanden ſchreiben, wenn es ihm ſchlecht ginge; er hat es gehalten und wir können ſein Schickſal, da uns über ihn keine Mittheilungen vorliegen, nur ahnen.

Von den dreien war Stranner der begabteſte. Schreiber dieſes lernte ihn bei ſeiner Anſtellung in Gmünd näher kennen. Er fand in ihm einen geraden, ehrlichen, religiöſen und vielbeleſenen Mann von ungemeiner Wißbegierde, welche ihn beſonders mit geographiſchen Werken beſchäftigte und in die Ferne zog. Seine uns vorliegenden Briefe ſind mit vieler Sach- und Menſchenkenntniß abgefaßt, ſie dringen tief in alle Verhältniſſe und geben ein klareres Bild von den Weſt- und Südſtaaten Nordamerikas, als viele der neueren und neueſten Geographien. Es thut uns nur leid, da dieſelben nur freundſchaftliche Mittheilungen ohne innern Zuſammenhang und zu umſtändlich ſind, ſie nicht durchaus wörtlich geben zu können, was wir uns nur für einzelne Stellen vorbehalten.

Die Geſellſchaft begab ſich nach dieſen auf die Eiſenbahn in Marburg und kam den 25. Oktober 1853 in Hamburg an, ging Tags darauf nach England zur See, wo ſie am 28. zu Liverpool ankerte, nicht ohne durchaus ſtark ſeekrank geworden zu ſein. Durch eine zahlreiche Schaar Irländer vermehrt ſetzten unſere Reiſenden am 3. November ihre Fahrt auf den Ozean am Borde eines Kauffahrteiſchiffes fort; am 4. Dezember bekamen ſie St. Domingo in Weſtindien zu Geſicht, konnten aber erſt am 23. December, durch eine Windſtille zurückgehalten, New-Orleans erreichen, wo

man im Gegentheile von Europa alles in ſchönſter Blüte antraff. Den 25. Morgens gingen ſie wieder mit einem Dampfer in die See und landeten am 29. Abends im Hafen Indianiola, dem Endziele ihrer Seefahrt. Nach kurzer Raſt verließen unſere Landsleute am 2. Jänner 1854 dieſen Ort und kamen den 10. zu St. Antonio de Bexar an, wo ſie ſo glücklich waren, ſogleich ihre Landsleute Teng und Eder zu erfragen, welcher letzterer ſie beherbergte, wo dann alle drei Familien ein gemeinſchaftliches Quartier mietheten. In ſeinem zweiten Briefe vom 12. Auguſt 1854, der erſte vom 26. Jänner gelangte erſt den 16. April nach Trebeſing, geht Stranner auf die Schilderung ſeines Aufenthaltes zu St. Antonio und des Landes ein. „Indianiola," ſchreibt Stranner, „der Landungsplatz in Weſttexas iſt eine Stadt von weniger Bedeutung, meiſtens aus Bretterhäuſern beſtehend und vom gelben Fieber in Sommermonaten ſtark heimgeſucht. Die 160 engliſchen Meilen (man rechnet nicht ganz fünf auf eine deutſche Meile), lange Straße nach St. Antonio führet tagelang durch unüberſehbare, meiſtens baumloſe Ebenen, die bewachſenen Stellen ſind mit verkrüppelten Eichen beſetzt, nur hie und da erblickt man eine Farm, wo Indigo und Mais gebaut wird. Die Pferdezucht, die zwar im Großen betrieben wird, liefert nur unanſehnliche, die Rindviehzucht große und wohlgenährte Thiere. An Halmfrüchten iſt in Texas nicht zu denken, da bei ungeheurer Hitze, wo die Sonne im Sommer faſt ſenkrecht ob den Häuptern, das Thermometer zwiſchen 29 und 32 Grad + Reaumur, und nie unter dem Gefrierpunkt ſteht, jedoch heftige Nordwinde wehen, ſchießt das Halmgetreide gleich auf und kommt weder ordentlich zur Reife, noch bringt es ein anderes als nur kümmelartiges Korn. Außer Mais wachſen noch am liebſten Bataten, die jedoch unſere an Geſchmack nicht erreichen, ſondern zu ſüßlich ſind. An Obſt gedeihen hier nur Pfirſiche und etwas Feigen. Blumengärten gibt es hier keine, und die wenigen Blumen, die hier im Freien wachſen, haben als den Charakter ihrer Urſprünglichkeit die ſcharfen Dornen; ebenſo ſchecht ſteht es mit dem Gemüſe, welches ſelten und ſehr theuer iſt. Vögel gibt es weder viele noch ſchön ſingende, und ich weiß nicht, wo Viktor Bracht, Stermann in St. Anton, und derjenige, welcher ſich zum Geſchäfte machte, Unwahrheiten nach Europa zu ſenden, den ſchönen Vogelgeſang gehört hat, den er beſchreibt." Aehnliches müſſen wir leider auch von andern geographiſchen Werken ſagen, wie z. B. von dem des Dr. Heinrich Berghaus, welcher in ſeiner 45 Seiten langen Schilderung von Texas dasſelbe als ein Zauberland erſcheinen läßt, und ſich gewaltig, jenen nachſchreibend, über die Einwanderer entrüſtet, welche es nicht ſo finden. Nach Stranner iſt

über Texas das Werk J. Werners, zu haben bei G. Fröbel in Rudolstadt, noch das wahrheitsgetreueste.

So viel ist gewiß, daß jetzt der Baumwollenbau sehr in Aufnahme ist, die man vielfach über Matamoros in Mexico absetzt, was aber nur so lange dauern dürfte als der Krieg, da Ost- und Süd Texas selbst ein Sclavenstaat ist. „Die Jagd, besonders auf Hirschen, ist jetzt noch ergiebig, so daß man bei den Hütten der deutschen Einwanderer davon Stücke an den Bäumen hängen sieht. Da das Land an Holz, denn außer jenen Eichen und einigen Cedern — an den Flußufern gibt es nur einige mit wilden Nußbäumen, Tannen und Fichten bewachsenen Strecken — arm ist, und an Wasser Mangel herrscht, wird es sich nie zur Urbarmachung eignen, und der Export, welcher jetzt gegen den Import wie zu 10 steht, sich nie zu einer besonderen Höhe erheben.

Das Land kostet zwischen St. Anton und Braunfels unkultivirt von 5 bis 30 Dollars per Acker; hinter Friedrichsburg nur 5 Cents. Die Stadt St. Anton besteht meistens aus einstöckigen steinernen Häusern, mitunter auch Hütten, mit 5 — 6000 Einwohnern, wovon der dritte Theil Deutsche, auch finden sich darin bei 300 Stores, d. i. gemischte Waarenhandlungen. Von da zieht sich nach Neu-Braunfels ein Kalksteinlager, schlecht bewaldet und dürre. Neu-Braunfels ist wohl auf eine große Ausdehnung berechnet, aber fast nur aus Breterhäusern bestehend, so daß viele deutsche Einwanderer, enttäuscht von ihren Erwartungen, entweder nach St. Anton herab oder vom Lande hinaus ziehen.

Was die Handwerker in Texas betrifft, so werden Möbeltischler so lange einen guten Verdienst haben, als nicht Eisenbahnen die Einfuhr fertiger Arbeit von den Nordstaaten begünstigen; dieses ist bei den Schneidern, außer den für Frauen, überhaupt bei allen denen, so Kleider und deren Bestandtheile liefern, der Fall. Noch bezahlt man Maurer und insbesonders Wagner am besten. Wir nährten uns meistens von Fleisch, wovon das Pfund hier 4 Cents, 100 auf einen Dollar, und Kaffee. Anfangs ohne Beschäftigung, allein überzeugt, daß sich mit dem Landbau von mir nichts anfangen lasse, entschloß ich mich für einen Maurer mich auszugeben, und ich verdingte mich an einen Meister um einen Dollar täglich in so lange, bis ich die hiesige Art der Arbeit erlernt haben würde; indessen gelang es mir nach drei Wochen bei einem andern täglich 1 ½ Dollar zu verdienen, meinem Sohn, als Gehilfe 75 Cents und meiner Tochter, die ebenfalls bei dem gleichen Meister in Dienst trat, nebst der Kost 3 Dollars monatlich zu verschaffen. Das Quartier kostete uns monatlich 5 Dollar.

Der Culturzuſtand ſteht, was Religion und Sittlichkeit betrifft, auf einer niedrigen Stufe. Die Religion heißt Dollarreligion, beſonders auch bei Deutſchen. Hier wird Sonntags Vormittag meiſtens gearbeitet; fragt man, wo iſt deutſcher Gottesdienſt, ſo heißt es: im Gaſthaus. Eine Gemeinde zu gründen iſt hier nicht thunlich, es fehlt an jeder Grundlage, an dem Glauben der Wiedervergeltung jenſeits, für welchen einzig die Wiſſenſchaft und das Leben diesſeits geſetzt wird. Nach dem Zeugniſſe der Zeitung von Louisville im Staate Kentucky ergaben ſich voriges Jahr in Texas 90 Mordthaten, ohne daß die Thäter beſtraft wurden.

Bei ſolchen Verhältniſſen, wo ich mit meinen beſchränkten, nur tropfenweis fließenden Mitteln ohnehin auf keinen Länderkauf denken konnte, entſchloſſen wir uns, das iſt ich, Dulnigg und Eder den Winter 1854 St. Anton zu verlaſſen, ihn entweder in Galveſton oder New-Orleans, wo es gute Arbeit gibt, zuzubringen, und dann in die Nordſtaaten, beſonders die am Ohio, wo Clima und Boden für Deutſche am beſten geeignet ſind, zu wandern und letztere ſich Land anzukaufen. Wie richtig Stranner die Verhältniſſe anſah, beweiſt der Ausſchnitt eines Zeitungsblattes von St. Louis aus Miſſouri, welchen er Anfangs 1859 einſandte, und worin es unter der Aufſchrift Texas heißt: „Viele deutſche Anſiedler aus dem nordweſtlichen Theil des Staates, bereiten ſich zur Ueberſiedlung nach Mexico vor. Sie beabſichtigen, ſich in Coahuila niederzulaſſen, wo ihnen der Gouverneur Langberg bedeutende Vortheile bietet. Wahrſcheinlich wird ein großer Theil der deutſchen Bevölkerung in den Counties Guadaloupe, Bexar, Comel, Medina und Gillespie, die auf 15 — 20000 Perſonen geſchätzt wird, ſich dieſer Bewegung anſchließen."

Aus einem ſpätern Briefe Stranners aus Davenport im Staate Jowa vom 10. Juli 1855, da ſein früherer aus New-Orleans vom 18. Nov. 1854 verloren gegangen, erfahren wir ſeine und ſeiner Genoſſen fernere Schickſale. Er hatte den 29. Oktober 1854 St. Anton verlaſſen, wo jedoch ſein Schwager Dulnigg, der ſich dort angekauft und Geld ausſtändig hatte, zurückblieb, deſſen älteſter Sohn jedoch mit Stranner fortzog. Eder, wie wir gehört, verweilte in Galveſton, und ſo kam jener mit ſeiner Familie allein in New-Orleans an, welches er in acht Tagen verlaſſen und auf dem Miſſiſſippi nach den Nordſtaaten fahren wollte. Indeſſen eine furchtbare Kataſtrophe brach über ihn herein. Seine jüngere Tochter Katharina, die ſchon in St. Anton gekränkelt, ſtarb, nachdem ſie ſechs Wochen am Siechenbette gelegen. Das Vaterherz war dabei noch durch den qualvollen Vorwurf gekränkt, ſie durch ſeine Auswanderung dem Tode überliefert zu haben,

und er ſuchte Troſt bei ſeinem vormaligen Pfarrer in Trebeſing, dem er auch ſonſt treue Freundſchaftsdienſte und Mittheilungen verdankte, und an den er ſeine meiſten Briefe richtete. Kaum war dieſer Schrecken vorüber, ergriff ihn ſelbſt die Cholera, und zwei Monate ſchwebte er zwiſchen Leben und Tod. Doktor Neumaier, ein Baier, und die Pflege der Seinen retteten ihn. Durch dieſen erfuhr er, in welche Lage er ſich begeben hatte. New-Orleans, die Stadt von 100.000 Einwohnern in der Ausdehnung von vier Stunden, am Miſſiſſippi gelegen, deſſen ſumpfige Niederungen in heißer Jahreszeit giftige Dünſte aushauchen, war 1853 vom gelben Fieber, wie alle Jahre, aber damals in einem kaum erhörten Grade, heimgeſucht worden. Die Zahl der Todten ſtieg auf 4 — 600 täglich, die Särge blieben auf den Kirchhöfen ſtehen, und ſelbſt gegen 5 Dollars für die Stunde wollte niemand ſie begraben. Es ergaben ſich ſchauerliche Scenen, wovon uns Stranner mehrere beſchreibt. Auch außer dieſer Schreckenszeit begräbt man hier die Leichen ohne Sang und Klang, faſt ohne alle Begleitung. Es ſchauderte Stranner vor dieſer Todtenſtadt, wie er ſie nennt, wo ſelbſt das Mitgefühl erſtorben, und er ſuchte je eher deſto lieber davon zu kommen, um ſo mehr, da er nicht Arbeit fand. Hier machte er einen Rückblick auf ſeine Erlebniſſe und beklagt das Loos derjenigen, ſo ohne auf Arbeit gewohnt zu ſein, nach Amerika kommen. „Ich ſah," ſchreibt er, „in Texas Barone, die den Farmern das verlorne Vieh aufſuchten, und ihre Frauen baarfuß laufen; ſo in Europa Schullehrer und Kaufleute waren, in Zuckerplantagen bei einer Koſt arbeiten, die hier einzig in Maisbrod, etwas Speck und ſchwarzem Kaffee beſteht.

Am 11. Februar 1855 fuhr Stranner mit ſeiner Familie von New-Orleans ab und kam zu Waſſer bereits den 19. zu St. Louis in Miſſouri an. Dieſe große Stadt iſt zur Hälfte von Deutſchen bewohnt, treibt bedeutenden Handel mit Weizenmehl, geſalzenem Schweinfleiſch und Speck. Schweine im Großen werden um 3 Cents das Pfund verkauft, und es iſt in St. Louis überhaupt am wohlfeilſten zu leben, nur die oft wiederkehrende Cholera macht den Aufenthalt gefährlich. In dieſer Jahreszeit war die Kälte ſehr groß, ſo daß er kaum ausgehen konnte. Den 2. April, ſobald der Miſſiſſippi in ſeinem obern Bette vom Eiſe befreit war, fuhr Stranner mit den Seinen auf demſelben nach Davenport in Jowa ab, wo er am 8. ankam, um da ſich im Sommer aufzuhalten. Auch hier fand er nichts zu thun, und beſchloß daher noch weiter nördlich, nach Minneſota hinauf zu fahren, wo er, wie man es ihm ſchilderte, wohlfeiles Land und geſundes Klima finden würde. Nicht weniger als 300 engliſche Meilen dauerte dieſe

Fahrt, während Stranners Familie indeſſen in Davenport zurückblieb; doch wie getäuſcht fand ſich unſer Reiſender. Die Lebensmittel, bei der kargen Bevölkerung und dem fehlenden Anbau des Landes, waren theuer, oft kaum zu erhalten, die herumſchwärmenden Rothhäute bedrohten mit ihren ſichern und oftmals vergifteten Pfeilen den Wanderer. Indeſſen ſchien ihm zu Wabasha, in mehr ſüdlicher Lage und bevölkerter Gegend (44 Grad nördl. Breite), der Aufenthalt angemeſſen, indem er dort ſehr wohlfeil ſich ankaufen konnte, was er auch that.

Die Fahrt auf dem obern Miſſiſſippi ſchildert uns Stranner als wenig einladend. Hohe Ufer umgeben und dichte Wälder umſäumen ihn, nur hie und da erblickt man eine Farm und in einigen Häuſern den Embryo einer künftigen Stadt. Der Staat Minneoſota iſt einer der jüngſten und der nördlichſt gelegene gegen Canada; der Sommer iſt verhältnißmäßig heiß, ſo daß alle Früchte, wie in Kärnten, wovon Mais jedoch mehrmals eine Ausnahme macht, zur Reife kommen; aber der Winter, der mit November beginnt und erſt mit März oft April endet, iſt ob der Nordſtürme furchtbar kalt, ſo daß das Thermometer auf 40, ſelbſt 42 (?) Grad fällt und der Miſſiſippi eine zwei Schuh dicke Eisdecke trägt. Stranner wurde in Folge einer Verkältung augen- und nervenkrank, ſein Gemüth litt ungemein und die dort ſo koſtſpielige ärztliche Hilfe fruchtete nicht. Da verſchaffte ihm ſeine Tochter Eliſabeth, die in einem Wirthshauſe diente, von einem dortigen Kellner ein homöopathiſches Mittel, auf das er genaß. Indeſſen das Land um Wabasha herum kam in Prozeß; eine Geſellſchaft Franzoſen, Häfbritt genannt, Miſchlinge, deren Mütter Indianerinnen geweſen, ſprach das Eigenthum davon an, und gewannen den Rechtsſtreit, dem nach allgemeiner Anſicht die Beſtechung der gegentheiligen Rechtsvertreter mit 20000 Dollars ſolche Wendung gab. Die Settler, welche nicht um einen höhern Preis ſich neu einkaufen wollten, mußten abziehen und unter ihnen war auch Stranner. So hatte er das Jahr 1856 und 1857 unter Leiden und Verluſten zugebracht. Anfangs November 1857 fuhr er von Wabasha — er hatte von St. Anton in Texas bis dahin 2500 engliſche Meilen Wegs, freilich faſt nur zu Waſſer, zurückgelegt — wieder nach St. Louis, wo er auf die Kunde, daß 5 Millionen Acres Land von 12 Cents bis zu 1 ¼ Dollars der Acker zu verkaufen ſeien, ſich dazu entſchloß, ſich mit dem Wenigen, was er hatte, anzukaufen, da er ohnehin in St. Louis damals nicht genug Arbeit bekam. Auf die einladendſte Schilderung der ſich mit dem Verkaufe aus zweiter Hand befaſſenden Mäkler machte ſich Stranner den 20. März 1858 mit ſeinem Sohne auf, ſelbſt Augenſchein zu nehmen. Sie gingen auf einer

neu angelegten, auf 85 engl. Meilen bemessenen, Eisenbahn gegen Westen, wo sie eine Menge irischer Arbeiter antrafen. Als sie 25 Meilen zurückgelegt hatten und es Abend geworden, begegneten sie zweien Männern, die sie ihrer Sprache nach für Amerikaner hielten. Statt ihren freundlichen Gruß zu erwiedern, riefen sie ihnen ein „Halt" zu und machten Miene, sie anzugreifen. Stranner und Sohn bereiteten sich mit Revolver und Bowie Messer zur Abwehr; doch da sie noch weitere zwei Männer kommen sahen, ergriffen sie vor der doppelten Uebermacht in den nahen Wald die Flucht. Eine Zeit verfolgt, fanden sie im Dunkel der Nacht unter den dichten Aesten einer Eiche Schutz. Am dritten Tage wieder zurückgekehrt, beschlossen sie einen zweiten Platz am Ufer des Mississippi, wo der Agent 320 Acres für 65 Dollars zu verkaufen versprochen hatte, zu besehen, behufs dessen sie 60 Meilen den Fluß hinabfuhren. Auch hier sahen sie sich in ihren Erwartungen von der Qualität des Bodens betrogen, indem derselbe von der gangbaren Straße weit entlegen, nur einen düstern Urwald bot.

Die Schilderung, die uns Stranner von dem dortigen Culturleben macht, ist eben so wenig einladend für Auswanderungslustige. Er sagt, die eigene Bewaffnung, welche ich und mein Sohn uns verschafften, ist hier nothwendig, denn Mord und Todtschlag sind alltäglich. Man liest in den Zeitungen fortwährend von Raub, Raufereien und Nothzucht, wo die Opfer der Lust in den meisten Fällen auf haarsträubende Weise ermordet werden. Immerhin trägt das Aeußere das Gepräge des Wohlstandes; man sieht Frauen der Farmer in Seide, Schleier und mit Sonnenschirmen in die Städte kommen, vor denen ein Bauer in Kärnten den Hut ziehen und einen Katzenbuckel machen würde; indessen gibt es auch hunderte von Armen und Nothleidenden, so daß im letzten Winter in vielen Städten Suppenanstalten errichtet werden mußten, um sie vor dem Hungertode zu retten. Hier fliegen Niemanden gebratene Vögel in den Mund; an Professionisten und Handarbeitern hat dieses Landes keinen Mangel, nur wer wenigstens 700 — 1000 Dollars über seine Reisekosten in den Händen behält, mag als Farmer auf eine ruhige Zukunft hoffen. So unser Landsmann Stranner. Seine letzten Briefe aus St. Louis lauten vom 1. Jänner und 20. September 1859. Ersterer beschreibt die Noth, welch die Geldkrisis im Herbste 1857 angerichtet, das Stillstehen vieler Fabriken, während jedoch, wie jetzt bei uns, die Lebensmittel wohlfeil waren. Der Mississippi trat im Frühjahr 1858 meilenweit aus und machte ungeheuren Schaden an Feldern, Häusern, ja ganze aufkeimende Städte nahm er weg. Stranner brachte sich seinerseits noch so endlich fort. Außerdem vernahmen wir Dulniggs Ableben,

jedoch, daß es sonst seiner Familie gut gehe. Mit Diesem schließt sich unsere Mittheilung über unsere ursprüngliche Texaner Colonie; denn von 1859 an haben wir von Stranner und Consorten keine Briefe mehr und können nur hoffen, da Maier, der Bruder des Musterlehrers Joseph Maier zu Trebesing vor Kurzem nach Nordamerika abging, daß es ihm gelingen möge, uns Nachricht von dem Schicksale seines Freundes Stranner zu geben.

†

Heinrich Hermann,

Domkapitular von Gurk, Franz Josephs-Ordensritter und Jubelpriester,

wurde am 29. Jänner d. J. Nachmittags 4 Uhr in seinem 72. Lebensjahre in ein besseres Jenseits abgerufen.

Domherr Heinrich Hermann.

(Biographische Skizze.)

Kaum hat die „Carinthia" in ihren letzten Heften die erfreulichen Mittheilungen gemacht, daß ihr ältester und fruchtbarster Mitarbeiter sein Priesterjubiläum gefeiert, daß er für seine Verdienste für Kirche und Staat mit dem Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens geschmückt wurde, so wird ihr auch schon die traurige Pflicht, den Heimgang des edlen Greises zu melden, der gewiß in den weitesten Kreisen tief betrauert wird, geht doch mit ihm wieder ein Stück des guten alten Kärnten zu Grabe. Es möge mir vergönnt sein, seine biographische Skizze zu zeichnen, denn wenn auch gewiß manche andere Feder gewandter ist als die meine, so wird doch gewiß keine von größerer Liebe und Verehrung geführt; Hermann war ja mein erster Religionslehrer, er reichte meinen Eltern und Geschwistern die letzten Tröstungen der Religion, er taufte und traute meine Schwester, er war mir, so lange ich denken kann, ein väterlicher Freund, ein liebenswürdiger Gesellschafter, und nannte sich selbst den Spiritual unserer Familie.

Er ward im Jahre 1793 im Moſer'ſchen Hauſe in Klagenfurt geboren, ſeine Mutter war nämlich eine geborne Moſer. Sein Vater war ſtänd. Zeichenmeiſter in Klagenfurt, wurde ſpäter nach Graz überſetzt, und war ein wackerer Maler. Hermann's Jugend war eine vielbewegte, ſie fiel in die Zeit der franzöſiſchen Invaſionen; in einem Gaſthauſe wohnend konnte er viel ſehen und erleben, was er bis in ſein ſpätes Alter in lebhafter Erinnerung behielt und mit der ihm eigenthümlichen Friſche erzählte. Dieſe Erlebniſſe und eigene Anſchauungen bildeten auch eine reichliche Quelle für die Verfaſſung der Geſchichte jener Zeit. Begreiflicher Weiſe entfaltete ſich in dem feurigen Knaben eine große Neigung zum Kriegerſtande. Seine Mutter ſtellte ihm aber vor, daß er als Soldat eher ſeiner Familie zur Laſt fallen, als ihre Stütze ſein würde, was ſie für die zahlreiche Familie, die den Vater früh verloren, von ihm erwartete. So entſchied ſich Heinrich für den geiſtlichen Stand, deſſen Stolz und Zierde er wurde, und las am 14. September 1814 ſeine erſte Meſſe. Beſeelt von der reinſten Frömmigkeit und Menſchenliebe, von der wahrſten Religiöſität, prunkte er doch nie damit, war nie unduldſam gegen Verirrte oder Andersglaubende. Im Beichtſtuhle, am Krankenbette waren ſeine Worte, ſeine Tröſtungen wahrhaft erhebend.

Zu jung zur Seelſorge, blieb er, nachdem er zum Prieſter geweiht war, noch ein Jahr in Klagenfurt, dann kam er als Kaplan nach Guttaring, ſpäter nach St. Veit und wieder als Stadtkaplan nach Klagenfurt, überall als Prieſter und Menſch hochgeachtet, als Geſellſchafter geſucht. Fürſtbiſchof Mayer beförderte ihn zum Hofkaplan und zum Konſiſtorialkanzler, ſchon damals ſeine amtliche Verwendbarkeit erkennend. Nach Mayers Tode wurde Gündl Fürſtbiſchof von Gurk. Dieſer, ein edler Menſchenkenner, erkannte Hermanns herrliche Eigenſchaften und zeigte ihm großes Wohlwollen. Hätte der Tod Gündl nicht ſo raſch ereilt, ſo würde Hermann wohl eine ſeinen Verdienſten entſprechende Carriere gemacht haben. Im Jahre 1843 wurde er zum Dechant von Gmünd ernannt. Er lebte auf dieſer paritätiſchen Station, wie ſich wohl nicht anders erwarten ließ, im ſchönſten Frieden mit ſeinen proteſtantiſchen Nachbarn, denen er auch manche materielle Unterſtützung gewährte. Aber hier durchlebte er auch ſchwere Zeiten. Die Unterthanen erfüllten ihre Verpflichtungen nicht mehr, die Wirthſchaftsgebäude brannten ihm ab ꝛc. Da wurde er endlich 1851 von ſeinem alten Freunde, Fürſtbiſchof Slomſchek als Domherr nach St. Andrä berufen und fühlte ſich glücklich, in einem beſcheidenen, aber ruhigen Hafen einzulaufen. Der Fürſtbiſchof hatte das 4. Jahr

Theologie für die angehenden Priester aus seiner Diözese nach St. Andrä verlegt und betraute Hermann mit der Professur der Pastorale, der praktischen Seelsorge, wozu er wohl nicht leicht eine bessere Wahl hätte treffen können. Für Hermann war es ein Genuß, das Andere zu lehren, worin er durch sein ganzes Leben so verdienstlich gewirkt. Jene Jahre waren auch die genußreichsten meines eigenen, persönlichen Verkehrs mit ihm. Wenigstens wöchentlich einmal brachte er einen ganzen Tag bei mir zu; da tauschten wir uns jene Erlebnisse, unsere Lesefrüchte, wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts aus, sprachen über seine kärntnerische Geschichte, die er damals noch in Arbeit hatte, machten mit andern Freunden ein harmloses Spiel u. s. f.

Als dann im Jahre 1859 das Bisthum Lavant nach Marburg übersiedelte und der kärntnerische Theil desselben dem Bisthum Gurk einverleibt wurde, sollte auch Hermann mit dem Capitel nach Steiermark wandern. Das war wohl die schwerste Zeit seines Lebens und ich glaube, er hätte die Trennung vom Vaterlande nicht überlebt. Der neu kreirte Fürstbischof von Gurk, Dr. Valentin Wiery, der ihn dem Vaterlande erhalten wollte, berief ihn aber als Domherrn nach Klagenfurt, und übertrug ihm das Referat über Kirchenbauten und Diözesanbuchhaltung, worin er unermüdlich wirkte.

So brachte er die letzten Jahre seines Lebens heiter und zufrieden, allgemein geschätzt und geliebt wieder in seiner Vaterstadt zu, bis ihn bald nach seiner Jubelfeier, die er aus angeborner Bescheidenheit in aller Stille gefeiert hatte, und kurz nach der Anerkennung seiner Verdienste durch den Franz Joseph-Orden nach sechstägiger Krankheit am 29. Jänner 1865, viel zu früh für seine Freunde der Tod ereilte. In seinem Testamente bedachte er auch das von seinem Gönner, Fürstbischof Wiery, gestiftete Knabenseminar.

Am 31. Jänner wurden seine sterblichen Ueberreste bestattet, der Fürstbischof, tief ergriffen, nahm selbst die Einsegnung vor. Trotz des heftigen Schneefalles war eine äußerst zahlreiche Menschenmenge versammelt, viele begleiteten die Leiche zu Wagen oder zu Fuß bis zur letzten Ruhestätte, man sah nur tief ernste, ergriffene Mienen, und viele Thränen fließen.

Zum Schlusse will ich noch seiner Thätigkeit auf dem literarischen Felde gedenken. Hermann begann im Jahre 1820 mit seinen geschichtlichen Arbeiten und eröffnete seine Lukubrationen mit einer Geschichte der

Hauptpfarrkirche in Klagenfurt, die im Jahre 1821 in der „Carinthia“ erschien. Er durchforschte das bisher noch unbekannte Archiv von St. Veit, welches einen besondern Urkundenreichthum darbot, die Archive am Magistrate zu Klagenfurt, im Schlosse Hallegg, zu Pulst, Straßburg, den beiden Ordinariaten Gurk und Lavant, Millstatt und Gmünd, durchlas die Rathsprotokolle und Schriften der Herren Stände sowohl als des Magistrates, so wie er sich aus dem geheimen Archive in Wien eine große Anzahl Urkundenregesten auf seine Kosten verschaffte. Er verlegte sich mehrere Jahre auf die Ausbeutung und Erklärung der für die heimische Geschichte so wichtigen, aber schwer verständlichen Reimchronik Ottokars von Horneck, wovon er in der „Carinthia“ 1821 — 1824 eine Zahl Proben lieferte und woran er damals mit Professor Schach in Mainz und später allein arbeitete. Auch ward er hiebei durch die Mittheilungen aus den St. Pauler Urkundensammlungen, so wie des Herrn Mitherausgebers des Handbuchs der kärntnerischen Geschichte unterstützt. Die vorzüglichsten Früchte dieser Vorarbeiten waren: Die Geschichte der Hauptstadt Klagenfurt, jene der alten Hauptstadt Kärntens, St. Veit, die Topographie von Klagenfurt, die Genealogien der Grafen von Lodron, Grafen und Fürsten von Khevenhüller, Fürsten von Rosenberg, endlich sein Hauptwerk, das Handbuch der Geschichte Kärntens in der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. Dieses wurde in der „Carinthia“ so ausführlich besprochen, daß es wohl unnöthig erscheint, eingehender darauf zurückzukommen. Aber noch ein anderes Unternehmen muß hier angeführt werden, dessen Ausführung wohl zum größten Theile der Energie und Vaterlandsliebe unseres verewigten Freundes zu danken ist. Ich meine die Ansichten von Kärnten, herausgegeben von Joseph Wagner. Wagner glaubte, durch einen unglücklichen Versuch mit den lithographirten Bildern des Lavantthales nicht abgeschreckt, doch an das schon lange von Hermann im Entwurfe gehegte Werk, die Herausgabe von Illustrationen Kärntens mit Text, in der Art, wie einst Valvasor, sich wagen zu können. Es bedurfte tüchtiger Vorarbeiten, namentlich im Gebiete der Lithographie, es brauchte einen auslangenden Fond, eine hinreichende Anzahl Subskribenten. Für erstere sorgte die Leon'sche lithographische Anstalt, für letztere Hermann als Garant, indem er sich an alle hohen, reichen und patriotischen Kärntner wandte, und dadurch 1000 fl. an Vorschüssen, so wie 500 Abonnenten erzielte. Die Bearbeitung des Textes, wozu eine Zahl Vaterlandsfreunde die Beiträge lieferten, übernahm gleichfalls Hermann. So wurde das Werk unter der Aufschrift: „Ansichten von Kärnten“ in 100 Blättern in 25 Heften à 1 fl. nach unend-

lichen Schwierigkeiten gefördert. Wagner unternahm dann eine zweite Ausgabe in kleinerem Format, das Album, wobei er wiederholt seine Rechnung fand. Keine Provinz Oesterreich's hatte damals ein gleichstehendes Werk aufzuweisen. Noch müssen wir seine Genealogie der Grafen Thurn, die Ende 1863 in der „Carinthia" erschien, erwähnen, so wie seiner in den letzten Jahrgängen desselben Blattes vertheilten Lebensbilder aus der Vergangenheit, welche wohl vorzüglich dem älteren Kärntner werthvolle Erinnerungsblätter waren. Sein letzterschienener Aufsatz im Jännerhefte der „Carinthia": „Unsere Landsleute in Amerika", zeigt, daß sein reger frischer Geist noch nicht abgenommen hatte. Rührend war es, daß er noch zwei Tage vor seinem Ende die Fortsetzung desselben*) der Redaktion übersandte, in dem man sieht, daß selbst der Schmerz der Todeskrankheit sein Interesse an der „Carinthia" nicht schmälern konnte. Der hist. Verein besitzt noch einen ungedruckten kulturhistorischen Aufsatz über die Zeit der Sponheimer von ihm. Ich kann nicht unerwähnt lassen, daß er für seine vaterländischen Arbeiten nicht nur keine Honorare bezog, wohl aber sich seine Materialien mit großen Kosten selbst verschaffte, daß er neben oft spärlicher Anerkennung manche unverdiente Kränkung, Zurücksetzung, Verkennung erfahren mußte.

Der Verlust Hermann's als Priester, Mensch und Geschichtschreiber ist für Kärnten unersetzlich; das Vaterland wird sein Andenken treu bewahren und ihn zu den Besten seiner Söhne zählen.

Die Wälschen in der Sage.

Vorliegende Abhandlung von Valentin Pogatschnigg, Docenten der Handelsgeschichte an der Akademie in Graz, bespricht nach einer kurzen Einleitung „Die Sage von den Wälschen", welche sich in verschiedenen Ländern Deutschland's Bergschätze gewonnen haben, hat somit für das Alpenland Kärnten, welches seit uralten Zeiten in seinen Bergen einen namhaften Metallreichthum verborgen hatte, für die Kulturgeschichte Kärnten's ein besonderes Interesse. Nachdem Val. Pogatschnigg die Sage von den Schätze suchenden Wälschen in ihrer

*) Diese Fortsetzung bildet den ersten Aufsatz des gegenwärtigen Heftes; — ein letzter Gruß an die Freunde der Carinthia! Anm. d. Red.

geographiſchen Verbreitung, ihre Geſchichte, ihr Alter und die kritiſche Methode dieſelbe zu behandeln, beſprochen hat, beſchließt er das Ganze mit einem hiſtoriſchen Exkurſe. Denn dieſer Sagenkreis wird hier mit der Geſchichte in Verbindung gebracht. Schon eine oberflächliche Betrachtung reicht hin zur Einſicht, daß in dieſer weit verbreiteten Sage ein Problem vorgelegt werde, welches nicht allein den Sagenforſcher vom Fache, ſondern auch den Hiſtoriker herausfordert und anzieht. Es iſt hier nicht von Märchen die Rede, worin überirdiſche Mittelkräfte zwiſchen dem Göttlichen und Menſchlichen auftreten und handeln, z. B. Feen und Elementargeiſter, ſondern fremde, induſtrielle Menſchen, welche auf eine myſteriöſe Weiſe kommen und verſchwinden. Man kann ſie ausländiſche Metallurgen und Schatzgräber heißen. Allerdings verbirgt auch dieſer Sagenkreis den Kern einer Geſchichte oft in einer ſehr harten Schale, welche die neueſte beſſere Kritik erbrochen hat, ſo ſchwer es auch ſein mag, aus der Mannigfaltigkeit der Sagen, die ſchwankender Natur ſind, einen feſten geſchichtlichen Grund zu präcipitiren und ein ſicheres Ergebniß für die Geſchichte zu gewinnen. So wird Sage, Spruch und Brauch beim Volke eine wunderbare Chronik, in welche die Menſchen aller Zeiten die Myſterien ihres innerſten Gemüths- und Gedankenlebens eingetragen haben. Oft führt uns die Sage an der Hand der Poeſie auch in fern liegende Zeiten und Zuſtände zurück, gar oft klingen Erinnerungen wirklicher Begebenheiten aus ihren Tiefen wieder. So liefert die Sage einen erklärenden Kommentar zur Geſchichte, da die Wiſſenſchaft die Methode erfand, welche bei ſtrenger Kritik zu einigermaßen brauchbaren Reſultaten führt. Es folgt nämlich der unveränderten, ſachgetreuen Wiedergabe der Sage eine Vergleichung derſelben mit den einzelnen gleichartigen Sagen der Heimat und der Fremde. Dann werden in der eingehenden Analyſe die verbundenen Elemente geſondert, rangirt und der Prozeß angegeben, durch welchen dieſelben ſich zur Einheit eines Sagenkreiſes verquickt haben. So werden oft durch die Sagen richtige Daten für die Geſchichte geläutert und gerettet. Zu dieſem Zwecke heben wir die Sage von den Gold ſuchenden Wälſchen in Kärnten heraus, die ſich in ſchönen Variationen an vielen Orten und Gegenden unſeres Alpenlandes wiederfindet. Ich halte mich bei der Aufzählung dieſer Sagen nicht an die Ordnung, in der ſie Pogatſchnigg aufführt; ich mache vielmehr einen Kreis von Maria Elend im Roſenthale hinauf ſüdweſtlich nach Oberkärnten, ins Möllthal, von da nördlich nach der Grenze von Oberſteier und dann nach Oſten zur Koralpe und nach

Süden in das Kankerthal. Ein Hirte im untern Roſenthale weidete bei Maria Elend auf der Höhe des Cervic ſein Vieh und bemerkte einmal, wie ein Wälſcher, der ſich unbeachtet glaubte, zu einem freiſtehenden Buſche trat, mit dem Körper nach rückwärts drei Kreuze ſchlug und dann auf den Knieen gegen den Buſch hinrutſchte, den Buſch leicht auseinander ſchob und durch eine verborgene Oeffnung zur Tiefe hinunterſtieg. Bald kehrte er ſchätzebeladen denſelben Weg wieder zurück. Als nun der Hirt allein war, verſuchte er daſſelbe Manöver, das der Wälſche gemacht hatte. Unten in der Grube fand er nun viele glänzende Steine, von welchen er, ſo viel er nur tragen konnte, mit ſich nach Hauſe nehmen wollte. Aber der Wälſche überraſchte den Hirten, als dieſer die Grube verlaſſen hatte und drohte ihm mit dem Tode, wenn er etwas davon verrathen würde. Nachdem er ihm noch das heilige Verſprechen abgenommen hatte, alljährlich für die weitere Erlaubniß der Benützung dieſes Metallſchatzes einen Zins nach Mailand zu ſchicken, entfernte er ſich, und ward in jenen Gegenden nie mehr geſehen. Als nun der Hirte das nächſte Jahr nach Mailand kam, um dem Wälſchen ſeinen Tribut zu entrichten, und durch die Gaſſen der Stadt wanderte, ſah er jenen Wälſchen am Fenſter eines großen, prächtigen Palaſtes, der ihm zuwinkte. Der Deutſche ging in den Palaſt des Wälſchen, der ihn aufs Beſte bewirthete, ſo daß der Hirte ganz ſtutzig darüber wurde. Dann ſollte er aus einem großen Kruge trinken. Kaum hatte er des Kruges Rand berührt, erblickte er lauter blanke Dukaten darin, welche der Wälſche dem Hirten beim Abſchiede zum Geſchenke gab. Als nun der Hirte nach Hauſe kam, ließ er zum Danke die Kirche des heil. Oswald bauen.

Nach einer andern Sage im Roſenthale loosten mehrere Wälſche untereinander, wer von ihnen in die ſehr tiefe, erſt entdeckte Goldgrube hinabſteigen ſollte, nachdem ſie noch früher übereingekommen, daß der durch das Loos beſtimmte nach dem 9. Sacke nicht mehr hinuntergelaſſen würde. Schon war der 8. Sack herauf gefördert und der Mann zum letzten Male hinuntergeſeilt. Allein ſie ließen ihn in der Grube, um mit ihm nicht die Schätze zu theilen. Ohne Erfolg rief der Unglückliche nach Hilfe. Voll Verzweiflung ging er in der Grube herumtappend und kam endlich zu einem Gange, der wie ein Stern hell leuchtete. Es war ein Karfunkelſtein. Bei den Alten waren ſie Edelſteine, beſonders die Rubine; der feuerrothe, goldglänzende, auch im Dunkeln leuchtende machte in der Fabel den Träger des Steines unſichtbar. Noch zu Anfang des

19. Jahrhundertes gehörte der Karfunkel in der myſtiſch-romantiſchen Schule zum Bilde des unbekannten Etwas, das ſie in überſchwenglichem Gefühle zu empfinden vermeinte. Von einem ſolchen Karfunkelſtein brach der armſelige Wälſche in der Höhle ein Stück und bediente ſich desſelben als einer Leuchte bei ſeinem Gange im Dunkeln. Plötzlich hörte er ein Geräuſch, wie ein Rauſchen eines Waſſers, dem er folgte, bis er zur Mündung dieſes unterirdiſchen Baches kam, aus welcher ihm das Tageslicht entgegenleuchtete. Mit vieler Mühe wand er ſich glücklich hinaus. Aber von ſeinen Gefährten war keine Spur mehr zu entdecken.

Eine weitere Sage ſpielt zu Swetſchach (Sveče) im Roſenthale. Da kehrten einmal zwei Wälſche in einem Bauernhauſe ein, deſſen Eigenthümer kurz vorher geſtorben war. Um Mitternacht erſchien ihnen der Geiſt des Verſtorbenen und befahl ihnen, in der Kirche beim Altare unter der Platte ein reiches Erzlager zu ſuchen.

In der nächſten Mitternacht wälzten ſie die kaum bemerkbare Platte weg und ließen einen mitgenommenen Knaben in die Tiefe hinab. Unten rauſchte ein kaltes Waſſer und Gold und Silber war in Menge zu ſehen So viel er konnte, legte er in das Schaff, das gefüllt hinaufgezogen wurde. Als der Knabe das dritte mal das Schaff hinaufreichte, wurde er zurückgeſtoßen und die Platte wieder darüber gewälzt. Dann fand man weder die Wälſchen mehr, noch die Grube. Nun begegnet uns die Sage von einem Italiener, der auf der Jepcaalpe ſüdlich von Latſchach und ſüdöſtlich von Villach etwa noch vor 100 Jahren aus einer nicht mehr kenntlichen Grube edles Metall holte. Er blieb über Nacht auf der Alpe in der Hütte bei der Sennerin, und bezahlte ſeine Unterkunft jedesmal mit zwei Stück Thalern. Ein Latſchacher Bauer, Eigenthümer der Alpe, beauftragte die Sennerin, die Wiederkehr des Wälſchen am Rande des Gebirges durch Feuer zu künden. Der Bauer überraſchte ſodann wirklich den fremden Goldgräber und nöthigte ihn mit vorgehaltenem Schießgewehre zur Theilung der Ausbeute. Erſchreckt überließ der Wälſche ihm die Goldgräberei gegen die Verpflichtung, daß er alljährlich am Pfingſtſonntage den halben Gewinn nach Görz bringe. Der Bauer brachte wirklich am feſtgeſetzten Tage einen Sack voll Gold nach Görz zum Wälſchen, der ihn unter fürchterlicher Drohung ſchwören ließ, daß er auch künftig die beſtimmte Frohne nach Görz liefern wolle Der Bauer hielt den Schwur gewiſſenhaft und wurde ſehr reich. Am Sterbebette vertraute der Bauer das Geheimniß einem andern Latſchacher an, der ebenfalls viel Nutzen daraus gezogen habe. Als er große

Mengen seines Goldes in Verkehr gebracht habe, sei er in den Ruf eines ausgezeichneten Chemikers gekommen. Er bereicherte seine Verwandten und ließ die Kirche zu Latschach neu aufbauen. Diese Sage ist auch in der Gegend von Villach und Faak verbreitet und bildet das Lieblingsthema der Aelpler auf den dortigen Gebirgen.

In einer andern Gegend um Maria Elend im Rosenthale führte ein Wälscher öfters einen Krug bei sich, der sehr schwer zu tragen war, in einen Wald, dessen Besitzer ihm dahin einmal nachschlich und sah, wie jener vor einem im Gebüsche verborgenen Felsen stehen blieb und nach rückwärts drei Kreuze schlug, worauf sich der Fels öffnete, daß der Wälsche hintreten konnte. Als dieser nun mit gefülltem Kruge die Höhle verlassen hatte, trat der Bauer mit einem Prügel bewaffnet vor ihn hin mit der Frage: was er hier auf seinem Grunde zu thun habe? Der so bedrohte Wälsche mußte ihm Alles entdecken und versprechen, den Gewinn mit ihm zu theilen. Seit Jahren benützte er nämlich hier eine Queckfilberquelle; würde der Bauer das Geheimniß verschweigen, so wolle er ihm auch die Benutzung entdecken. So wurde der Bauer bald sehr reich. Auch im Gailthale spielt in der Nähe des Reiskofels eine Sage von den Wälschen, die auf dem öden Steinfelde Gold fanden, das dort verborgen lag und sie Jahr aus Jahr ein zu graben kamen. Auf der sogenannten Leiter fanden sie das fläzzeste Gold. Die Gummerer, sagte einmal Jemand, werfen der Kuh oft einen Stein nach, der mehr werth ist als die Kuh selbst. An der Grenze des Möll- und Drauthales am Lemnizgraben, an die wälsche Alm knüpft sich die Volkssage von einem wälschen Männlein, welches vor kaum 100 Jahren dort nach Gold gegraben habe. In einem ledernen Ränzchen trug dieser Wälsche die gewonnenen Golderze nach Venedig. Dort wurden die Erze kunstgerecht geschmolzen, um das edle Metall zu allerlei Schmucksachen zu verarbeiten und zu verwerthen. Auf der Alpe zeigte ihm die Wünschelruthe die Fundstellen des verborgenen Goldes an; sie war auch seine Wegweiserin unter der Erde im wilden Gebirge. Im Möllthale auf der Hochalpe bei Kolbnitz wurden viele Schätzesucher von den Goldmassen in den schwarzen See hingezogen, unter Andern auch Wälsche. Ein Wälscher entlehnte immer beim Almhirten ein paar Zugochsen und lohnte es demselben damit, daß er die Ochsen mit Gold an den Hörnern zurückschickte. Nördlich von Maltein liegt nicht fern unter dem Gipfel des 9571 W. F. hohen Sonnenblickes ein Alpensee. Im Grunde desselben sollen viele Schätze liegen und eine

Menge reinen Goldes. Wälſche riſſen den Boden der Ochſenhütte heraus, und bedienten ſich desſelben als eines Floſſes, und ſchafften mit langen Stangen (an welche ſie ihre Schuhe banden) das Gold heraus. Nördlich von Malta am Faſchaunernock (8812 W. F. hoch) ließen die Wälſchen einen Mann in die Grube hinunter, der dann weiter geſchloffen und beim Frauenwandl herauskam. An der Stangalpe birgt die ſogenannte Freimannshöhle in ihrem Innern unermeßliche Schätze, wozu aber den Eingang ein ſchreckliches Ungethüm drohend verſperrt. Doch Wälſche beſuchten dieſe ſogenannte Freimannshöhle ſehr oft. Eine ſteile Felſenwand mit eingehauenen Stufen heißt noch jetzt die wälſche Leiter. Im Norden zwiſchen Oberſteier und Kärnten auf der Krebenze iſt in der ſogenannten Derflinger Höhle ein kleiner See ohne merklichen Zu- und Abfluß. Hier ſtellten ſich jährlich Wälſche ein, um Gold zu waſchen und den gelben Sand fortzutragen. Einmal wurde in eine ſolche Grube, deren es dort mehrere gibt, ein Knabe hinuntergeſeilt, der, was an Gold und Edelſteinen dort zu finden war, fleißig ſammelte und den oben wartenden Fremden brachte. Dieſe aber ließen nach Empfang der Ausbeute den Knaben wieder in die Grube hinunter und überließen ihn ſeinem Schickſale. Seitdem war keine Ausbeute mehr zu machen.

Bei Guttaring beherbergte ein Bauer die alljährlich dahinkommenden Wälſchen gegen gutes Geld. Dieſe ſagten endlich zum Bauer: Jetzt haben wir ſchon ſo viel, was wir, unſere Kinder und Kindskinder brauchen werden. Dieſe raſch verbreitete Rede zog noch viele andere Menſchen zur Grube, in welche bisher nur Wälſche ein- und ausgeſtiegen waren. Allein die Andern, die ſich jetzt hineinwagten, fanden keinen Ausgang mehr und kamen jämmerlich um. Nur ein Bauer, der auch darin Gold ſuchte, war am andern Tage oben auf der Alm bei einer Mündung herausgekommen. Eine andere Sage im Görtſchitzthale verjüngt ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht von der am Schloſſe Silberberge bei dem nahen Hörafelde verſunkenen Stadt Höra und von den verſchwundenen Bergſchätzen, welche einſt die Herren von Silberberg ſo reich und mächtig machten. Nun gehen wir nach Oſten: Auf der Koralpe von Speif abwärts, links nach der Ebene waren einſt reiche Goldgruben, in welche ein Hirte von Wälſchen hinuntergelaſſen wurde, und darin Waſſer und dahinter Goldzacken fand.

Von dieſen nahm er nun ſo viel er tragen konnte mit ſich. Allein die Wälſchen nahmen ihm alles Gold weg und ließen ihn unbelohnt weiter ziehen. Nun ſind wir im Kankerthale bei der letzten Schatzſtelle.

Hinter der Kappel fanden dort die Wälschen Blei, Gelbbleierz und Zink, ohne daß es kund wurde, wohin sie diese Metallschätze brachten. Die übrigen ähnlichen Sagen, die Val. Pogatschnigg noch aus andern Ländern anführt, übergehen wir hier, weil wir das vaterländische Interesse zuerst im Auge haben und selbe zu viel Raum hier einnehmen würden. Zu bemerken ist noch, daß die Wälschen beim Chronisten Aventinus Walen heißen, die sich auf Gold verstanden. Im Tiroierlandreim werden sie Walchen genannt. Man soll, heißt es darin, den armenischen Stein (lapis Armenius) nicht offenbaren, weil sonst der Walchen viele im Lande herumfahren, alle Berge und Thäler durchstreifen, um was Köstliches zu entdecken, und heimlich aus dem Lande zu tragen. Auch auf der Bildertafel mit dem Voldersberg im Unterinthale heißt es: In diesen Bergen sind an mehreren Orten Walchen, die man hat das Erz davon tragen sehen. Indeß kennt man sie in Tirol, in der Schweiz und in Salzburg auch unter dem Namen Venetianer und Venedigermännchen, dann führen sie nur in den mitteldeutschen Ländern vorwiegend den Namen Walen, Wahlen, Walchen; in Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain sind sie nur als Wälische oder Wälsche bekannt. Auch sind die Bergsagen in Krain, Kärnten, Steiermark, Oesterreich, Mähren und Böhmen mehr konkrete Gestalten, als in andern Ländern. Aber allen Sagen ist gemeinsam die Hindeutung auf einen lang dauernden, heimlich im Großen und Kleinen betriebenen Wechselverkehr zwischen italienischen und deutschen Ländern. Der Hauptsache nach sind die Wälschen unserer Bergsagen wandernde italienische Krämer und Bergwerker, welche die Bergschätze besser auszubeuten verstanden, als die eingebornen Landeskinder. Allerdings hatten die Kelten auch Bergwerke. Aber die bessere und mehr kunstgerechte Metallurgie brachten ihnen die Fremden aus dem Süden. Bei Strabo lesen wir: „Einst hatten die Taurisker den Italienern erlaubt, auf den Bergen um Aquileja herum in den reichen Goldbergwerken zu graben; da sei sogleich das Gold in Italien um den dritten Theil wohlfeiler geworden. Als nun die Taurisker dies bemerkten, schlossen sie jene ausländischen Bergarbeiter von ihrem Bergbau aus und behielten ihn für sich allein. Strabo beruft sich bei dieser Nachricht auf Polybius, der schon 150 Jahre vor Christus dieses Zeugniß für den Bergbau der Taurisker niederschrieb. Er erklärt selbst, daß man vom Geschichtschreiber strenge Wahrheit fordere. Denn die Geschichte, die der Wahrheit entbehre, sei eine unnütze Erzählung. Strabo bezeichnet im 5. Buche

Noreja als eine Stätte von sehr einträglicher Goldwäscherei und großer Eisenwerke. Auch über die alten Veneter berichten die römischen und griechischen Klassiker. Von den letztern erwähnt schon Homer in der Ilias 2. B. V. 852 der Heneter in Paphlagonien, welche später mit den Venetern in Italien in Verbindung gebracht wurden. Livius leitet sie von den Henetern aus Paphlagonien her. Sie waren nach Homer Bundesgenossen des Priamos, wohnten am Flusse Parthenius auf der südlichen Küste des schwarzen Meeres, wo sie eine Stadt Amisos bewohnten; sie kamen dahin aus dem Innern Kappadokiens und auf andern Zügen selbst allmälig sogar bis an das adriatische Meer und verschwinden in Asien in der Folge. Diese adriatischen Heneter (Veneter) glaubten selbst ernstlich an ihre asiatische Herkunft und gaben sich als Meder aus. Das am meisten Anerkannte ist, sagt Strabo, daß die Heneter der beträchtlichste Stamm der Paphlagonen waren, zu dem auch Pylaimenes gehörte. Daher folgten ihm zum Heerzuge die meisten Heneter, und kamen nach Trojas Fall nach Thrakien und nach langer Irrfahrt in das jetzige Henetike am adriatischen Meerbusen. — Zahlreiche Spuren weisen bestätigend nach Paphlagonien zurück, wo noch ein Stock des Volkes zurückblieb, das sich in der Folge Kappadoker nannte, ohne seinen frühern Namen aufzugeben.

Denn zu Alexanders Zeit gab es freie, mit Paphlagonien verbundene Heneter. Kornelius Nepos sagt: Die Paphlagonier gingen von Henetos nach Italien und wurden nachher Veneter genannt. Uebrigens waren die Heneter in Paphlagonien viel gebildeter, als die eigentlichen Paphlagonier. Nach Polybius 217 unterschieden sie sich an Sitten und Tracht nur wenig von den Kelten, obgleich sie eine andere Sprache hatten. Jedenfalls waren die Veneter eingewanderte und den Kelten an Bildung überlegen. Ihre Schrift bestand nach Niebuhr aus erkünstelten etruskischen Charakteren. Da aber, wie Inschriften beweisen, in den Alpen hier Etrusker wohnten, so dürften die Veneter selbe von ihnen erlernt haben. Obwohl Contzen unsere Veneter zu Slaven stempeln möchte, so gesteht er doch selbst, daß er dafür keine Beweise aus alten Quellen beibringen könne. Wer sind denn die Welschen? Auch diese kamen aus Asien. Denn Plinius, der ältere, diese lebendige Encyclopädie des Wissens der Alten erzählt uns im 6. Buche, K. 12, daß die Vali oder Walen hinter der kaukasischen Pforte an den gordiäischen Gebirgen wohnten, welche Gold und Metall zu graben verstanden. Also läßt uns hier nicht die Gleichheit der Beschäf-

tigung mit dem Bergbau, ſondern vorzüglich auch die Identität des Namens auf dem geſchichtlichen Zuſammenhange mit unſern metallſuchenden Walen oder Wäliſchen mit Grund ſchließen, die nur in Kärnten, Krain, Steiermark und Oeſterreich unter dieſem Namen in den Bergſagen erſcheinen. Der fremde Einfluß aus dem Süden auf die Metallurgie in unſern Ländern wird auch noch durch archäologiſche Belege beſtätiget. Ich berufe mich auf die in der neueſten Zeit ausgegrabenen Alterthümer ſüdlich von Hallſtatt im Lande ob der Enns, im Salzkammergut auf einem Hochplateau. Profeſſor Dr. Weinhold findet hier wie ſonſt bei derartigen Anticaglien einen Zuſammenhang und eine Abhängigkeit der Gieß- und Schmiedekunſt der Alpenvölker von Italien, namentlich von den Etruskern. Dieſes wird bei einigen Anticaglien ganz unläugbar für jeden, der ſich nicht ſeine Augen durch die großkeltiſche Brille verdorben hat, welche da die Selbſtſtändigkeit dieſes Stammes herausfindet. Ebenſo hat man zu Strettweg bei Judenburg in Oberſteier einen Wagen ausgegraben, der durch die Arbeit ſeinen etruskiſchen Charakter ausſpricht. An keltiſchen Urſprung, ſagt Dr. Weinhold, iſt ob der techniſchen Gewandtheit gar nicht zu denken. Auch Koch ſagt in ſeinen Alpenetruskern S. 13, daß der Handel aus dem Süden nicht ausreiche, das zu erklären, was die Etrusker von den Egyptern beſaßen und in ſich verarbeitet haben; dieß ſei weit mehr als das, was man auf dem Handelsweg erwerbe. Koch erklärt auch die alten Etrusker für die Philiſtäer, die bekanntlich gute Metallurgen waren. Aber eben dieſe ſollen nach Theophraſtus Paracelſus in den Alpen hier viel gewohnt haben. Es iſt etwa in Chroniken gefunden, ſagt er, daß die Philiſtiner in dieſen Landen viel gewohnt haben. Und wie man noch deren Sachen halb in andern fremden Ländern Antiquitates findet, die von Philiſtineriſchen ausgegangen, alſo gleichmäßig werden ſie in Carinthia aufgefunden. „Dann hebt Hohenheim ihre Kunſtfertigkeit in der Metallurgie und im Bergbau hervor.“ Es weist, ſagt er weiter, auch der Verſtand aus, daß Kärnten zu denſelbigen Zeiten in allen Metallen überflüſſig begabt geweſen und Japhets Kinder inſonderheit mit den metalliſchen Künſten begnadet (waren), auch daß ſie aus Liebe der Erze in den Landen blieben, hat ſich auch alles dieſes nachmals befunden. Es beweiſt ſich auch daß dieſes Land Kärnten mit Künſten die erſten in dieſem deutſchen Lande geweſen, was da angetroffen hat die Metalle. — Denn ältere Bergwerke mögen die Chroniken nicht anzeigen, ſondern ſind in dieſem Lande erſtlich gelernt worden, und dann in andere Länder getragen und

demnach in andern Ländern auch Bergwerke gefunden worden und nach dem kärntneriſchen Gebrauch in das Werk gebracht.“ So Hohenheim, der Kärnten ſein zweites Vaterland nennt und bei den Fuggern, die Bergwerke in Oberkärnten hatten, im Dienſte ſtand. Seine vielen und fernen Reiſen brachten ihn mit ausländiſchen Gelehrten zuſammen, ſo daß er Chroniken, die nun verlore gegangen ſind, noch benutzen konnte.

Dr. Carlmann Flor.

Einige Bemerkungen über Cretinismus.

Von Raimund Kaiſer.

In tauſendfacher Geſtalt regt und bewegt ſich täglich vor uns die Erſcheinung des „Lebens“, allein was ſelbes eigentlich iſt, wiſſen wir nicht und werden es nie wiſſen. Erde, Luft und Meer ſind bekanntlich mit unzähligen, wenn auch öfters nur mikroſkopiſchen Lebensgeſtalten erfüllt, täglich fliegen dieſelben, ſo zu ſagen vor unſern Augen, z. B. in Geſtalt von Flechten an einem neuen Ziegeldache an, oder gewinnen, ſich zerſetzend und mit andern Grundſtoffen ſich verbindend, neue Formen; allein woher all' dies Leben komme oder wohin es entſchwinde? wir wiſſen es nicht und zerbrechen uns den Kopf darüber vergebens. Die Grundſtoffe, aus welchen der Thier- und Pflanzenleib aufgebaut iſt, ſind bekannt und nicht minder der in dieſen Körpern fortwährend ſich ergebende Stoffwechſel, aber einen Grashalm hervorzubringen oder einem an Blutarmuth leidenden Menſchen normale „Ernährungsflüſſigkeit“, welche etwa von einem Chemiker fabriksmäßig erzeugt würde, mitzutheilen, vermögen wir nicht. Wir wiſſen: das Gehirn iſt das Organ des Denkvermögens, allein die Art und Weiſe dieſer Thätigkeit einzuſehen war bisher vergeblich und wird es wahrſcheinlich auch für immer verbleiben. Nur um einen aliquoten Theil geringer iſt das Gehirn eines Cretins im Entgegenhalt gegen das eines mit geſundem Verſtande begabten Menſchen und dennoch umfängt ewige Nacht ſeinen Geiſt! — Und wie viele dieſer wahrhaft Erbarmungswürdigen gibt es noch in unſerem engeren Vaterlande Kärnten! So manche dieſer Unglücklichen ſah ich im Verlaufe meiner beinahe dreißigjährigen Seelſorgszeit; ihr Anblick hatte für mich nichts mehr Ungewöhnliches, weder in Ober- noch, und zwar vorzüglich in Unterkärnten. Aber Ein ſolches Individuum, und zwar eine junge

Cretine von 18 bis 20 Jahren werde ich zeitlebens nie vergeſſen, denn ihr Anblick war grauenhaft. Während ihr Körper naturgemäß zur vollen Blüte ſich entfaltete, war von einem geiſtigen Vermögen, wenigſtens äußerlich, keine Spur vorhanden, und ſo ungern ich es auch ſage, kann ich es doch nicht verſchweigen: thieriſch und unbeſtimmt glotzten ihre Augen in den Tag hinein und nur die bloße Geſtalt eines Menſchen war ihr übrig geblieben. Der Sprache unfähig, ſaß oder lag ſie den ganzen Tag und das ganze Jahr hindurch zuſammengekauert und ſtill in einem Winkel der elterlichen Rauchſtube, oder kroch bisweilen, des Gehens kaum mächtig, auf allen Vieren von einem Orte zum andern oder hinaus ins Freie Der Anſtand verbietet es mir, ihr eckelhaftes Gebahren zu beſchreiben und jederzeit ergriff mich das innigſte Mitgefühl, wenn mich ein Geſchäftsgang in dieſes Haus und in ihre Nähe führte. Unwillkührlich drängte ſich mir bei ihrem Anblicke immer die Frage auf: gibt es denn durchaus keine Hilfe für dieſe Unglücklichſten der Menſchen und gar kein Mittel, um ſolchen bedauernswerthen Pasquillen auf unſer Geſchlecht für künftige Generationen wenigſtens vorzubeugen?

Mit Freude las ich daher vor ungefähr einem Jahre in der Grazer „Tagespoſt" die Aufforderung eines Menſchenfreundes an Alle, welche ſich für dieſe Sache intereſſiren, ihre über Cretinen gemachten Erfahrungen und Beobachtungen zur etwaigen Bekämpfung des Uebels öffentlich bekannt zu geben. Dieſer Aufforderung nun in einem kurzen Aufſatze über den bezüglichen Gegenſtand nachkommend, ſprach ich mich nach den theils von mir ſelbſt gemachten Beobachtungen, theils nach den mir von redlichen Menſchen, welche lange Zeit in der Nähe von Cretinen lebten, zugekommenen Mittheilungen in Kürze dahin aus, daß außer der Zeugung im Zuſtande der Trunkenheit, namentlich eines klaſſiſchen Branntweinduſels und einem für die Entwicklung der Gehirnmaſſe gewiſſe ungünſtige Beſtandtheile führenden Waſſer, vorzüglich die Ueberfütterung der Kinder mit mehligen, inſonderheit grobmehligen fetten Speiſen zur Geneſis dieſes ſchrecklichen Uebels am meiſten beitrage. Denn junge Kinder, welche nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen bewährter und beobachtungsfähiger Menſchen in der ganzen Zeitdauer, in welcher ſie naturgemäß mit Mutter- oder Kuhmilch ernährt wurden, keine Spur des Cretinismis zeigten, verfielen allmählig in denſelben, als ihnen anſtatt der vorerwähnten natürlichen Nahrung ein grobmehliger fetter Brei dargereicht wurde, und ſie, im Beſitze eines kräftigen Verdauungsapparates gierig und in Menge davon genoſſen.

Ich finde nun meine damals geäußerte Ansicht in der bekannten Zeitschrift „Die Gartenlaube“ im 8. Hefte des laufenden Jahres von dem bekannten Doktor Beck, Professor der pathologischen Anatomie zu Leipzig und Verfasser des „Buches vom gesunden und kranken Menschen“, wenigstens in Bezug auf die naturwidrige Nahrung vollständig bestätigt. Mag man nun über die „realistischen“ Ansichten dieses deutschen Arztes denken und urtheilen wie man wolle, so müssen ihm selbst seine ärgsten Gegner insoferne Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm gründliche anatomische Kenntnisse, vielseitige ärztliche Praxis und aufrichtiges Wohlwollen gegen seine Nebenmenschen nicht fremd sind. Seine „Strafpredigten für Mütter und Erzieher,“ worin er, ähnlich einem eminenten Kanzelredner, gegen manche unter ihnen eingerissene Unsitte donnert, deßhalb donnert, weil in ihre Hände vorzüglich das körperliche und geistige Wohl der Kinder durch eine vernünftige Erziehung gelegt ist und er also von ihnen Vermeidung mancher dießbezüglichen Mißgriffe künftig erwartet, sind ebenso köstlich als dankenswerth; seine gute Intention verdient volle Anerkennung.

Es sei mir daher erlaubt, seine in Nr. 8 der „Gartenlaube“, Seite 510 und 511 unter der Aufschrift: „Der angefütterte Blödsinn“ geäußerte Meinung wörtlich hier zu reproduziren:

„Es gibt ein Organ im menschlichen Körper, welches zum großen Nachtheile der ganzen Menschheit von den Erziehern viel zu wenig gekannt und beachtet wird. Daher kommt es denn aber auch, daß der Mensch der Jetztzeit nur das Produkt des Zufalls und nicht das einer naturgemäßen, vernünftigen Erziehung ist. Ob ein Mensch gut oder böse, klug oder dumm, herrschsüchtig oder sklavisch, abergläubisch oder aufgeklärt u. s. f. ist, das hat er in der Regel nur dem Zufalle nicht selten in Gestalt einer alten Kindermuhme, zu verdanken. Das darf aber nicht so fortgehen; eine auf die im menschlichen Körper herrschenden göttlichen Naturgesetze gegründete richtige Erziehung muß andere, bessere, vollkommenere und gesündere Zukunftsmenschen schaffen. Und das kann nur mit Hilfe jenes Organes erreicht werden, welches Gehirn heißt und in der Schädelhöhle des Kopfes, von einer festen knöchernen Wand rings umgeben, geschützt liegt.

Der Mensch hat zur Zeit von allen Geschöpfen das vollkommenste Gehirn und kann deßhalb auch, sobald dasselbe nur durch richtige Erziehung zum richtigen Arbeiten gewöhnt wird, am vollkommensten denken, fühlen und wollen. Das Thier mit seinem kleinern, unvollkommenern

Gehirn wird dieß, auch bei der ſorgfältigſten Erziehung, niemals in ſolcher Vollkommenheit thun können wie der Menſch. Wohl aber kann ein Thier, zumal eins aus den höheren Thierklaſſen (Affe, Hund, Elephant), weit verſtändiger ſein und handeln als ein Menſch, deſſen Gehirn unvollkommen entwickelt oder von aller Erziehung fern gehalten wurde, wie dieß bei Blödſinnigen der Fall iſt. Was übrigens die Erziehung (Gewöhnung) des Gehirns zu immer beſſerer, vollkommenerer Thätigkeit betrifft, ſo läßt ſich nicht bloß bei dem Menſchen, wenn wir die jetzigen mit den früheren vergleichen, ſondern auch bei den Thieren ein bedeutender Fortſchritt wahrnehmen. Viele unſerer jetzt lebenden Thiere (wie Hunde, Pferde und andere Hausthiere), ſind weit klüger und beſſer als ihre Vorfahren und das macht bloß ihre beſſer gewordene Erziehung nicht nur durch den Menſchen, ſondern auch durch die ſchon etwas gebildeteren Eltern dieſer Thiere. — Wir wollen jetzt nachweiſen, wie eine falſche Ernährung des Kindes im erſten Lebensalter dem Gehirn ſo ſchaden kann, daß es zum richtigen Erlernen ſeiner Thätigkeiten ganz unfähig wird und fürs ganze Leben blödſinnig bleibt. — Beim neugebornen Menſchen zeigt ſich die ovale Kapſel, in welcher das Gehirn eingeſchloſſen liegt, und die den oberſten Theil des Kopfes, den ſogenannten Schädel bildet, noch nicht überall knöchern hart, wie dieß ſpäter der Fall iſt, ſondern ſtellenweiſe noch häutig-, ſehnig- oder knorplig weich und elaſtiſch, ſo daß ſie deßhalb allmählig auch noch ausgedehnt (der Schädel größer) werden und einen immer größer werdenden Raum in ihrem Innern (eine ſich erweiternde Schädelhöhle) enthalten kann.

Nur bei dieſer Einrichtung, daß nämlich die Hirnkapſel auch nach der Geburt noch längere Zeit ausdehnbar iſt, wird es dem Gehirne möglich bis zu der Größe zu wachſen und dabei den Schädel zu vergrößern, welche zu ſeinem ordentlichen geiſtigen Thätigſein nöthig iſt. Bei dem Umfange, welchen das Gehirn zur Zeit der Geburt und in den erſten Lebensjahren hat, iſt von verſtändig ſein und werden gar keine Rede, und es würde alſo das Gehirn, wenn es dieſen Umfang zeitlebens behalten müßte, niemals zum ordentlichen Denken, Fühlen und Wollen befähigt werden können. Der Menſch mit einem ſolchen kleinen Gehirne muß fürs ganze Leben mehr oder weniger blödſinnig bleiben. Und das eben iſt gar nicht ſelten der Fall, wenn die Hirnkapſel früher als es ſein ſollte, vielleicht ſogar bald nach der Geburt vollſtändig hart wird, und nun nicht mehr durch das Gehirn erweitert werden kann. Das Gehirn wird dadurch in ſeinem Wachsthume aufgehalten, bleibt widernatürlich

klein und behält zeitlebens die Größe und Thätigkeit wie beim Kinde. Natürlich wird in ſolchen Fällen auch der Kopf in ſeinem obern oder Schädeltheile auffallend klein erſcheinen. Man bezeichnet dieſen durch Hartwerden (Verknöchern) der Hirnkapſel bedingten und wegen der dadurch gehemmten Entwicklung des Gehirnes vom Blödſinn begleiteten Zuſtand als Kleinköpfigkeit, Microcephalie.

Wie kann nun ein ſolches vorzeitiges, Blödſinn erzeugendes Hartwerden (oder Verknöchern) und Kleinbleiben der Hirnkapſel (des Schädels) zu Stande kommen? Die Wiſſenſchaft iſt zur Zeit noch nicht im Stande, mit Sicherheit darüber genaue Auskunft zu geben, auch ſind die Urſachen ohne Zweifel verſchiedenartige. Mit großer Wahrſcheinlichkeit läßt ſich aber annehmen, daß eine dieſer Urſachen eine widernatürlich große Menge desjenigen Stoffes im Blute iſt, welcher die Verknöcherung zu Stande bringt, den Knochen ihre Härte und Feſtigkeit verleiht und ohne welchen die Knochen weich, biegſam, knorplig, häutig bleiben. Dieſer Stoff heißt „Knochenerde" und beſteht vorzugsweiſe aus phosphorſaurem Kalk, dem etwas kohlenſaure Kalkerde und phosphorſaure Talkerde beigemiſcht iſt Die Knochen erhalten dieſe Erde aus dem Blutſtrome, ins Blut gelangt ſie durch die genoſſenen und verdauten Nahrungsmittel, und dieſe nehmen ſie aus der uns umgebenden anorganiſchen Natur, aus dem Erdboden und Mineralreiche auf. Da wir nun wiſſen, daß die Knochenerde durch die Speiſen und Getränke (Waſſer) unſerm Blute und durch dieſes den Knochen zugeführt wird; da wir ferner mit ziemlicher Sicherheit vermuthen können, daß, wenn zu viel oder zu wenig von dieſer Erde in das Blut geſchafft wird, die Knochen als hauptſächlichſte Ablagerungsſtelle für dieſelbe, auch am meiſten dadurch zu leiden haben, ſo iſt es doch ſicherlich erlaubt, zu fürchten, daß, wenn einem kleinen Kinde, zumal dem Säugling, deſſen Knochen noch nicht vollſtändig gehärtet ſind, eine kalkreichere Nahrung, als ſich gehört, verabreicht wird, dadurch die noch weichen Knochen desſelben widernatürlich ſchnell, nämlich vor der gehörigen Zeit, hart werden, die Gehirnkapſel alſo viel zu zeitig unausdehnbar wird.

In der Muttermilch befindet ſich die Knochenerde in ſolcher zweckmäßiger Menge und Beſchaffenheit, daß ſie die Verknöcherung der noch weichen kindlichen Knochen weder widernatürlich beſchleunigt, noch verlangſamt. Die Milch iſt deßhalb auch, abgeſehen von ihren übrigen, dem kindlichen Körper ebenfalls angepaßten und unentbehrlichen Beſtandtheilen (beſonders Käſe und Butter) das allein naturgemäße und zweck-

mäßige Nahrungsmittel für den Menſchen in ſeinem erſten Lebensalter. Nur ganz dumme Mütter können ſagen: „Mein Kind wird von der Milch nicht ſatt.“ — Die Kuhmilch enthält weit mehr Mineralbeſtandtheile, als die Mutter- und Ammenmilch, und es muß deßhalb dieſer Milch, beim Aufziehen des Kindes damit, etwas Waſſer, ſowie auch Milchzucker und Sahne zugeſetzt werden. — Eine mehlige, breiige Nahrung iſt für das Kind im erſten Lebensalter die allergefährlichſte, inſofern ſie viel zu reich an erdigen und unverdaulichen Stoffen und viel zu arm an nährenden Beſtandtheilen iſt. — Auch das Waſſer, welches zur Verdünnung der Kuhmilch benützt wird, iſt nicht unberückſichtigt zu laſſen, da ein mit großen Mengen Kalkſalzen verſetztes, ſogenanntes hartes Waſſer die kindlichen Knochen doch vielleicht auch vorzeitig hart machen könnte.

Angefüttert könnte alſo der Blödſinn dadurch werden, daß man einen jungen Weltbürger ſeine naturgemäße Nahrung, und das iſt die Muttermilch, nicht ſaugen läßt, ſondern denſelben durch künſtlich zubereitete, wohl gar durch breiige Nahrung aufzieht und daß man dadurch zum vorzeitigen Hartwerden des Schädels, ſowie zum Kleinbleiben des Gehirns Veranlaſſung gibt.“

Soweit der denkende, den Müttern und Erziehern einen weiſen Fingerzeig gebende Arzt. Wer unter den Landleuten von Kärnten (und wahrſcheinlich gilt es auch für Steiermark) längere Zeit gelebt und ſich in dieſer Beziehung etwas umgeſehen hat, der wird auch oft genug wahrgenommen haben, wie ſo manche Eltern in ihrem Unverſtande ihren einjährigen oder auch nur ein halbes Jahr alten Sprößlingen oft mächtige Portionen von grobmehligen, tüchtig „abgeſchmalzenen“ Klöſen einſchoppten, und wenn ſie auch nicht mehr eſſen wollten oder konnten, ſie dennoch mit Gewalt ihnen in den Mund ſtopften! Und wenn dann der Vater oder die Mutter oder auch wohl beide zugleich an Verſtandesgaben nichts weniger als excellirten, mithin die Entwickelung und Erziehung ihres eigenen Gehirns auf einer mehr oder minder niedern Stufe geblieben iſt, wie hätten dann ihre Nachkommen zu einem normalen Gehirne gelangen können?

Wohl aber iſt es erfahrungsmäßig, daß bei den Descendenten eines ſolchen Elternpaares, wovon der eine Theil mehr oder weniger blödſinnig, der andere aber mit natürlichem Menſchenverſtande begabt und kropflos iſt, Blödſinn und immenſe Kröpfe ſich immer mehr verlieren und in mehreren Generationen endlich ganz aufhören. Die Natur ſucht

alſo dergeſtalt die eingeriſſene Degeneration von ſelbſt langſam wieder auszugleichen. — Daß mehrere Urſachen zur Geneſis des Cretinismus beitragen, unter denen die grobmehlige fette Nahrung, kalkhaltiges Waſſer und Zeugung im Zuſtande der Trunkenheit als die vorzüglichſten müſſen genannt werden, dürfte kaum zu leugnen ſein; ob die genannten Urſachen aber die einzigen Quellen des Uebels ſind, oder auch noch andere uns bisher unbekannte Momente dazu beitragen, muß bei dem Umſtande, als wir nicht wiſſen, was das Leben eigentlich iſt, wie es entſteht und wie die Funktionen des Denkens im Gehirne vor ſich gehen, dahin geſtellt bleiben.

Nächtliche Reiſe.

Von J. Petſchenegg.

Sterne, die ich wandernd grüße
Gehen ruhig ihre Bahn.
Ach! Wer mich zu ihnen ließe!
Freudig ſchwebt' ich himmelan.

Träte in den ſchönen Reigen
Lichtumfloſſ'ner Wandler ein;
Keine Trauer kann ſich zeigen,
Wo ſich Welten ewig freu'n.

Keine böſe Stunde ſchreckte
Mich auf meiner Fahrt zum Licht,
Und aus gold'nen Träume weckte
Mich der Menſchen Treiben nicht.

Und die Herrlichkeiten alle,
Die des Höchſten Schöpfung zählt,
Würden kund mit einem Male,
Eine neue Wunderwelt.

Sterne, die vorüberſauſen,
Merkt' ich alle mir im Flug,
Säh' die Weſen, die dort hauſen,
Wohin nie das Sehrohr trug.

Und ſo zög' ich weiter, weiter
Bis zum Urſprung alles Seins,
Bis ich mit dem Weltenleiter
Wär' ein unzertrennlich Eins.

Sieh! Da kam aus jenen Höhen
Brauſend eine Stimme her,
Wie die Flamm' im Windeswehen,
Wie der Sturm im wilden Meer:

Stets, vermeſſ'ner Sohn der Erde,
Hebſt du hoch dein Haupt empor,
Sinnſt, daß dir zu Eigen werde,
Was der Höchſte ſich erkor.

Glühſt vor brennender Begierde,
Dich zu tauchen in das All,
Und vergiſſeſt deine Würde
In des Taumels Wogenſchwall.

Freiheit iſt nur dir verliehen,
Der Natur Geſetz iſt Zwang;
Und die Freiheit willſt du fliehen
In des Herzens wildem Drang?

Gehe, Thor! Vergiß des Strebens,
Das ſo unwerth deiner iſt;
Tauche dich in's Meer des Lebens,
Das allein das Sein verſüßt!

Handle froh im Menſchenkreiſe,
Schaffe viel und wirke weit,
Denn nur ſo führt deine Reiſe
In den Schooß der Ewigkeit.

Aus der Oper.

Klagenfurt, im Februar.

Der Standpunkt der Cultur in vergangenen Zeitperioden ſpiegelt ſich im Leben der großen Städte nicht nur nicht einzig und allein ab, ſondern es wäre nicht ſchwer zu beweiſen, daß die Culturgeſchichte aller Zeiten und faſt aller Völker, ihre meiſten und unverfälſchteſten Beiträge aus dem Leben Einzelner, aus den Zuſtänden kleinerer Genoſſenſchaften bezieht. Je größer die Zahl der an einem Orte wohnenden Menſchen iſt, je verwickelter ihre Verkehrsverhältniſſe ſich geſtalten, je größer die Extreme im Beſitz und in den mit ſolchem zuſammenhängenden Gewohn-

heiten erſcheinen, deſto trüber und verwirrter wird das Lebensbild, deſto leichter iſt man Täuſchungen ausgeſetzt, wenn man das Charakteriſtiſche in dem jeweiligen Stadium der Entwicklung herausſuchen, wenn man die Periode gleichſam auf ihren geiſtigen Gehalt prüfen, auf ihr wirkliches Schrot und Korn probiren will. Von dieſem Geſichtspunkte aus werden Sie es vielleicht gerechtfertigt finden, wenn ich Ihnen in ſo ungezwungener Form wie heute, auch künftig meine Gedanken über geiſtige und ſoziale Erſcheinungen bei uns eröffnen werde, indem ich von der Vorausſetzung ausgehe, daß die „Carinthia" ein paſſender Ort iſt, um die Spuren der auch bei uns mit jedem Jahrzehent immer ſchneller ſich umgeſtaltenden Culturformen in ſich aufzunehmen, und ſie vielleicht zum Nutzen und Frommen ſpäterer Generationen aufzubewahren. Wenn wir es ſo unternehmen gleichſam antizipando einige Striche für das künftige Bild zu liefern, das ſich die Epigonen von uns entwerfen werden, ſo iſt es uns auch erlaubt, unſerer Phantaſie in Ausmalung ſpäterer Zuſtände die Zügel ſchießen zu laſſen, wobei ſich freilich mancher wehmüthige Zug in jenes Bild miſchen wird. So könnte es leicht geſchehen, daß wir auf den Gedanken kommen, dieſe Herren Epigonen würden es gar nicht der Mühe werth finden, die vergilbten Hefte mit der Aufſchrift „Carinthia" zu durchblättern und ſich über die Gedanken ihrer Altvordern zu unterrichten; es könnte geſchehen, daß ſo ein aufgeblaſener Epigone — ein Epitheton, welches, wenn man in der Entwicklung nur eine arithmetiſche Progreſſion annimmt, ſchon ſehr glimpflich wäre — während er, ähnlich wie heutzutage nach geraucher Cigarre an einem Stück Zucker ſaugt, zu deſſen Bereitung vielleicht unſere heutigen guten ehrlichen Knochen mitverwendet wurden, ſich, weil er unſer gegenwärtiges Deutſch ſo wenig verſteht, als wir das Nibelungenlied oder gar Ulfila's gothiſche Bibelüberſetzung ohne eingehende Studien, mit hochmüthigem Achſelzucken von dem „antiquariſchen Plunder" wegwendet; ſei es darum, wir wollen uns durch ſolche Reflexionen in unſerem Vorhaben nicht irre machen laſſen, und käme einſt ſelbſt ein zweiter Omar, welcher es für zweckmäßig fände, die Bibliothek des hiſtoriſchen Vereines oder Landesmuſeums zu verbrennen.

Ich beginne ſomit meine zwangloſen Mittheilungen, und zwar mit der Oper; iſt doch die Muſik die jüngſte der Künſte auch diejenige, welche von Tag zu Tag, ja man könnte ſagen von Stunde zu Stunde im Leben der Völker größern Raum gewinnt und mit ihren ältern Schweſtern erfolgreich in Concurrenz getreten iſt. Unſere hieſigen Theaterzuſtände mögen noch ſo viele Angriffſeiten der Kritik darbieten, ſo muß doch die

Aufführung zweier Opernwerke in der heurigen Saison als ein aus mehreren Rücksichten erfreuliches und alle Anerkennung verdienendes Ereigniß begrüßt werden, wir meinen die Aufführung der „Dinorah" von Meyerbeer und der „Zauberflöte" von Mozart. Für heute lassen Sie mich bloß von der letztern sprechen. O quae mutatio rerum! rufen wir dabei mit dem Musensohne, dem der als Vorspiel zur Feier des Universitäts-Jubiläums in Wien entsponnene Streit zwischen Professoren- und Doktorenkollegium es schwer macht zu entscheiden, ob er Professor, ob er „bloß" Doktor oder nicht gar am liebsten „bemoostes Haupt" werden solle. Wir meinen aber jenen Ausruf nicht ironisch und noch weniger im Sinne des achselzuckenden Fashionables, dem Alles fade scheint was nicht nach dem Modejournal gearbeitet ist, sondern ganz ernsthaft, ernsthafter vielleicht als es sich für einen harmlosen Briefsteller ziemt. Ja welche Veränderung seitdem in der Musik, im Texte, in den Musikern und im „hochverehrungswürdigen" Publikum! Die Zauberflöte! welches Stück Culturgeschichte und welcher Glanz künstlerischen Ruhmes liegt nicht in diesem einen Worte. Wo sind die Zeiten, wo man noch von Tugend, Vernunft und Weisheit, wie sie auf den drei Eingangsthürmen zu Sarastro's Palast wörtlich verzeichnet sind, sprechen durfte ohne — ausgelacht zu werden!? Wo sind aber auch die Zeiten, wo man glaubte, das tausendfach verschlungene Gewebe der Welt in ein paar Fäden zerzausen zu können, von denen die Kette Vernunft und der Einschlag Tugend hieß, wo man nur Licht und Schatten, nur Tugend und nur Laster, auf der einen Seite nur Vernunft und auf der andern nur Thierheit kannte, von jenem bedeutungsvollen Halbdunkel aber gar nichts wußte, in welchem der heutige Forscher jene Extreme in einander übergehend ertappt, in dem aber freilich auch der französische Romanschriftsteller seine tugendhaften Phrynen und die edlen Scheusale schildert. Es war die Zeit der Blüte des Freimaurerthums, wo Tausende aus Begeisterung für ziemlich unverständliche, wenigstens lebenlose Abstraktionen auf dem Polizeiamte Fatalitäten hatten, wo ein im gewöhnlichen Umgang sonst ganz liebenswürdiger „Sarastro" sich plötzlich die Tugend in einem solchen Grade in den Kopf setzte, daß er es für löblich und der Weltverbesserung äußerst zuträglich hielt, irgend einen jungen Menschen, z. B. den „Tamino" auf eine höchst ungesetzliche Weise und ganz im Widerspruche mit dem Strafgesetze festzuhalten, und ihn verschiedenen Prüfungen und selbsterfundenen moralischen Martern zu unterwerfen, um herauszubringen, ob besagter junger Mensch in die Gemeinschaft der „Weisen" zugelassen werden oder

wieder beim Weisheitstempel hinausexpedirt werden solle. Kam er aber endlich nach „mit Vorzug“ bestandenen Prüfungen, welche der Librettodichter Schikaneder äußerst volksthümlich durch Hunger und Durst, Feuer und Wasser darstellen ließ, in den ersehnten Weisheitstempel, dann wurde er zur Belohnung in die „großen Geheimnisse“ eingeweiht, welche sich beiläufig in den monumentalen Satz zusammenfassen lassen: „Ich bin dein Vater Sephises, — Und sage dir nicht mehr als dieses.“ Ein anderes Zeitmerkmal findet sich in der ebenfalls dualistischen Trennung der Menschen in civilisirte und Naturmenschen, in welcher Trennung eigentlich nur der damals für absolut gehaltene Unterschied zwischen Geist und Materie, Civilisations- und Naturstaat kurz der Standpunkt Rousseau's durchschimmert.

Da sehen wir nun auf der einen Seite den mit ganz tüchtigen Legitimationspapieren und seinen glänzenden Kleidern nach zu schließen auch mit einer gespickten Geldbörse versehenen „Prinz“ Tamino, und auf der andern Seite den nur mit Federn bekleideten Naturmenschen „Papageno“ seines Zeichens ein Vogelfänger, welcher gar nicht einmal weiß daß es eine Welt gibt, der aber trotz seiner unverschämten Unschuld ein sehr bestimmt ausgesprochenes Liebesbedürfniß an den Tag legt. Auch eines der Rousseau'schen Grundrechte des Naturmenschen! Den Sauerteig in dieses lammweiße Osterbrot müssen nun natürlich die Damen bringen, welche sämmtlich dem Zwischendeck in dem Weltschiffe, unter welchem die ordinären Menschen und über dem die Götter sich befinden, angehören; wir haben da nämlich als perennirende dei oder vielmehr deae ex machina die Königin der Nacht mit ihren äußerst gut dressirten drei Genien und dann die reizende Tochter der Ersteren, Namens Tamina; das Vogelweibchen „Papagena“ kommt zur Completirung von zwei glücklichen Paaren erst zu Ende, wo sie sich mit ihrem männlichen Ebenbilde in einer Abhandlung über Stammbaumbildung singend ergeht, womit Schikaneder augenscheinlich den Höhepunkt natürlicher Unschuld ausdrücken wollte. Diese überirdischen, genienhaften Mithilfen lagen nämlich schon im Geiste der dramatischen Schöpfung jener Zeit, wenigstens des volksmäßigen Dramas und wurden erst viel später, nachdem die Kritik in Form humoristischer, ja selbst sarkastischer Behandlung wie z. B. bei den Volksstücken Raimund's, das Mystische ihrer Erscheinung unbarmherzig zerstört hatte, von der Dichtung aufgegeben.

Dem Allem durfte aber auch der Intriguant nicht fehlen, welche Rolle der wahren bête noire jener Zeit, dem „Mohren“ zufiel. Aeußerlich und innerlich schwarz, das war das Rezept für die Mohren.

Und doch können wir uns des Mitgefühles nicht erwehren, wenn derſelbe zu ſeiner Rechtfertigung gewiſſermaſſen, in jener Mondſcheinſcene und in leidenſchaftlicher Haſt, beim Anblick der ſchlafenden Tamina die Worte ſingt: „Alles fühlt der Liebe Freuden — Alles herzet, liebt und küßt — Und ich ſoll die Liebe meiden — Weil ein Schwarzer häßlich iſt“. Es ſind dies nach unſerm heutigen Geſchmacke keine ſchönen Verſe aber wenigſtens ſtimmungsrichtig; dagegen dürfte die Vorſteherin einer höhern Töchterſchule bei der Arie der Tamina: „Bei Männern, welche Liebe fühlen — fehlt auch ein gutes Herze nicht“, Worte, welche eigentlich ziemlich viel Beobachtung und man möchte ſagen Routine verrathen, wohl etwas die Naſe rümpfen. Geradezu aus der Rolle fällt aber Schikaneder, wenn er Saraſtro den Virtuoſen auf der Saite der Tugend ſeiner ſchönen Gefangenen die impertinenten Worte ins Geſicht ſingen läßt: „Zur Liebe kann ich dich nicht zwingen — Doch ſchenk ich dir die Freiheit nicht“. Doch nun genug des Scherzes! In jenen Formen liegt ein gehaltvoller Kern, in jenen Abſtraktionen, der Frucht philoſophiſcher Arbeit liegt ein ſittlicher Schatz, und im Freimaurerthume, das wir heute zu belächeln geneigt ſind, vernimmt das geübte Ohr das Geraſſel der Waffen, mit welchen eine Geiſterſchlacht geſchlagen werden ſollte, die Sehnſucht nach einer beſſeren Weltordnung, den Drang nach menſchenwürdiger Freiheit. Heute können wir lächeln, wo jene Schlacht im Ganzen genommen zu unſern Gunſten geſchlagen und gewiß wenigſtens die Präliminarien des Friedensvertrages unterzeichnet ſind.

So wichtig aber auch für die Oper das Libretto iſt, ſo iſt es im Grunde dem muſikaliſchen Theile gegenüber nur Nebenſache. Ueber dieſen eigentlich noch ein Wort zu verlieren, hieße Eulen nach Athen tragen. Dieſes Werk iſt in ſeinen außerordentlichen Schönheiten und — ſeinen Schwächen bereits längſt erkannt; obwohl dieſe Oper hinter ſeinen andern größern Werken zurückſteht, ſo hat ſich Mozart doch durch die Ouverture zur Zauberflöte allein ſchon einen Ruhmestempel erbaut. Nur auf Ein Moment möchte ich noch aufmerkſam machen; es iſt oft bewundert worden, wie es Mozart möglich war, auf ſolch' ſchlechte Verſe, auf ſo hausbackene Worte ſo herrliche Melodien zu finden, und man hat ſich ausgemalt, welche Sphärengeſänge er geſchaffen hätte, wenn ihm Texte wie den heutigen Tonſetzern zu Gebote geſtanden wären. Darüber habe ich nun meine eigenen Anſichten.

Schlechte Verſe! Zugegeben, daß damals ſchon ein Göthe, ein Schiller geſprochen hatten, ich frage aber, ſprechen wir neben Hochdeutſch

nicht auch unſern heimiſchen Dialekt, eſſen wir nebſt Torten nicht auch Schwarzbrod? Das waren damals eben keine ſchlechten Verſe, es waren nur keine ſo hohen, wie ſie zu jener Zeit bereits erklungen waren im deutſchen Dichterwald. Aber Sprache, Empfindungen und Gedanken wechſeln ewig im Laufe der Zeiten, und Manches, was uns heute ſchaal und leer vorkommt, erſchien früher als ein ganz anſtändiges Reimwerk. Alle Achtung vor Gellert, aber wer würde heutzutage anheben: „Um das Rhinoceros zu ſehen"?

Das Wichtigere iſt aber dies, daß zur Zeit Mozarts noch nicht der Augenblick gekommen war, wo man die Anforderung ſtellte, daß der muſikaliſche Ausdruck möglichſt genau dem ſprachlichen Begriffe angepaßt ſei. Obgleich dann der große Gluck dieſe Fährte ſchon betreten hatte, wurde dieſe Anforderung doch erſt in neueſter Zeit von Richard Wagner in allem Ernſte auf theoretiſchem Wege geſtellt, und erſt von ihm in größern Werken mit Conſequenz angeſtrebt. Mozart kümmerte ſich alſo eigentlich ſehr wenig um die Worte, er ließ ſich von ihnen nur im Allgemeinen die Stimmung diktiren, und ließ dann unbekümmert wie der junge Phöbus die Sonnenroſſe ſchießen, ſeine unſterblichen Melodien aus ſeinem Herzen perlen.

Der Raum, den ich mir vorgeſteckt, iſt aber wie ich jetzt leider ſehe zu Ende, die Parze am Setzkaſten ſchneidet mir den Faden ab. Nächſtens vielleicht mehr. H. W.

Glockenweihe in St. Paul.

Aus St. Paul erhielt die Direktion des Geſchichtvereines durch die Güte des dortigen Vereins-Gaucorreſpondenten, des hochw. Herrn Stiftskapitulars P. Hugo Breyer, ausführliche Mittheilung über die am 26. Dezember 1864 ſtattgehabte Weihe der für die alte Pfarrkirche St. Erhard im Markte St. Paul beſtimmten vier neuen Glocken.

Wir geben nachfolgend einen Auszug dieſes in die Vereins-Chronik vollinhaltlich aufgenommenen Berichtes.

Einem lange gefühlten und vielbeklagten Mangel abzuhelfen, hatten ſchon im Jahre 1863 mehrere opferwillige Pfarr-Inſaſſen zur Beiſtellung dreier neuer Glocken für die genannte Pfarr- und zugleich Friedhofskirche im Markte St. Paul ſich vereiniget. Die Weihe dieſer Glocken fand am

8. Februar 1864 statt und ist in heimatlichen Zeitungsblättern geschildert worden.

Leider vermißte man am neuen Geläute die reine Stimmung. Diese zu erzielen, ließen sich die wackern Pfarrgenossen nicht nur zu dem Opfer bereit finden, die zwei kleineren Glocken umgießen zu lassen, sondern sie entschlossen sich auch, noch eine vierte Glocke im Gewichte von 11 Centnern 27 Pfund anzuschaffen.

Diese große Glocke erhielt nebst den zwei kleineren umgegossenen am St. Stephanstage, den 26. Dezember v. J. vom hochwürdigen Abte des Stiftes St. Paul, Herrn P. Ferdinand Steinringer mit angemessener Feierlichkeit die kirchliche Weihe.

Sämmtliche vier neuen Glocken sind aus der Werkstätte des Glockengießers Ludwig Korrentsch in Wien hervorgegangen, wiegen zusammen nahezu 24 Centner und kosteten die bedeutende Summe von 2.300 fl. ö. W., welche ausschließlich mittelst der, durch die eifrige Thätigkeit des frühern Stiftskaplans, nunmehrigen Pfarrers zu St. Martin im Granitzthale, Hrn. P. Bernhard Wicher, und des k. k. Steuer-Einnehmers, zugleich Bürgermeister-Stellvertreters in St. Paul, Herrn Andreas Dörflinger, gesammelten freiwilligen Spenden der gesammten Pfarrgemeinde bestritten wurde.

Seit dem 27. Dezember 1864 tönen die harmonischen Klänge des neuen Geläutes vom Thurme des uralten, vor zwei Jahren durch die Munifizenz des hochw. Herrn Stiftsabtes würdig renovirten Gotteshauses und geben jetzt auch das tägliche dreimalige Ave-Zeichen, welches früher von dieser Kirche nie ertönte.

Notiz.

Se. Majestät der Kaiser haben in huldvollster Anerkennung der Verdienste der Rauscher'schen Eisenwerks-Compagnie zu Heft in Kärnten um die Einführung, Verbreitung und Vervollkommnung des Bessemer-Verfahrens in Oesterreich, das Allerhöchste Wohlgefallen ausdrücken lassen, ferner aus gleichem Anlasse dem Berg- und Hüttenverwalter der Rauscher'schen Eisenwerks-Compagnie, Friedrich Münichsdorfer zu Heft das goldene Verdienstkreuz mit der Krone zu verleihen geruht.

Vermischtes.

(Eine dreifache goldene Hochzeit) fand im Maltathale am 23. d. M. in der Pfarrkirche zu Maltein statt. Die Männer sind: 79, 76 und 74, die Weiber 78, 75 und 70 Jahre alt. Sie verehelichten sich Anno 1811, 1812 und 1815. Die Feier war auf Ansuchen der Jubelgreise und Jubelgreisinnen ganz einfach und wenig bekannt, und wohl auch deßhalb nicht zahlreich besucht. — Sowohl die kirchliche als außerkirchliche Ceremonie machte auf Jedermann einen eigenthümlichen Eindruck, und wohl schwerlich wird einer der Anwesenden ein zweites solches interessantes Fest erleben.

(Fabriksbrand.) Am 27. Jänner Abends nach halb 7 Uhr war in der zur Bleiweißfabrik des Herrn Baron Herbert gehörigen Tischlerei ein Brand ausgebrochen, welcher schnell die anstoßende Essigfabrik, das Essigmagazin und ein Kohlenmagazin ergriff. Trotz der von allen Seiten herbeigeeilten Hilfe und der thätigsten Anstrengungen war es nicht möglich, die vom Feuer ergriffenen Objekte zu retten, doch wurde ein Weitergreifen des Brandes auf die umliegenden zahlreichen Fabriksgebäude glücklich verhindert.

Die Generalversammlung des kärntnerischen Geschicht-Vereines für das Sonnenjahr 1864,

welche zuerst auf den 31. Jänner 1865 anberaumt war, wurde, wegen des an diesem Tage stattgehabten Begräbnisses des Herrn Domkapitulars Heinrich Hermann, am 3. Februar d. J., um 4 Uhr Nachmittags, unter dem Vorsitze des Vereins-Direktors Max Ritter v. Moro, abgehalten.

Einschließlich des Vereinsausschusses waren 16 Mitglieder anwesend.

Der Vorsitzende eröffnete die Sitzung, indem er das tiefe, schmerzliche Bedauern über das Ableben des Domkapitulars, Herrn Heinrich Hermann aussprach, durch welches das Heimatland Kärnten und speziell der Geschichtverein einen sehr schweren Verlust erlitten haben. Er erwähnte in

tiefbewegender Rede der hohen Verdienste des Hingeschiedenen um die vaterländische Geschichtforschung und seines bis in die letzten Tage vor seinem Tode unermüdeten Wirkens für die wissenschaftlichen Interessen der von ihm stets treu und innig geliebten Heimat, und schloß mit den Worten: „Ehre dem Manne, der durch sein Wirken für das Vaterland sich in diesem ein unvergängliches Denkmal errichtet hat." — Die Versammlung gab ihrer Theilnahme durch Erheben von den Sitzen Ausdruck.

Hierauf verlas der Vereins-Sekretär A. Ritter v. Gallenstein den Rechenschaftsbericht für das Verwaltungsjahr 1864. In diesem wurde den Vereinsmitgliedern die demnächst erfolgende Ausgabe des neunten Heftes der Vereins-Jahresschrift angekündigt und der befriedigenden Erfolge erwähnt, welche durch die Herausgabe der Monatschrift „Carinthia" unter der Aegide des naturhistorischen Landesmuseums und des Geschichtvereines im Jahre 1864 erzielt worden sind. Mit Worten des wärmsten lebhaftesten Dankes wurde der unermüdeten, hingebenden Thätigkeit gedacht, mit welcher Herr Dr. Carlmann Tangl an der Fortsetzung des „Handbuches der Geschichte Kärntens bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern" ununterbrochen arbeitet, von welcher das 1. Heft bereits im Druck erschienen ist, das 2. Heft der Vollendung nahe unter der Presse liegt, das 3. bereits seit einem halben Jahre als vollkommen fertiges Manuscript in Händen der Geschichtvereins-Direktion sich befindet und das 4. ebenfalls binnen Kurzem als vollendete Handschrift das Arbeitspult des hochbegabten, mit Jünglingskraft und jugendlichem Feuereifer diesem Werke sich widmenden Herrn Verfassers verlassen wird.

Hiernächst berichtete der Vortragende, daß die durch die eifrige Thätigkeit des Vereins-Ausschußrathes, Herrn F. M. v. Jabornegg-Altenfels, in's Leben gerufene kärntnerische Chronik bereits bis zum Schlusse des Jahres 1863 vorgediehen sei, und daß der Geschicht-Verein im abgewichenen Sommer 1864 die 4723 Nummern zählenden, für die Geschichte Kärntens vielfach wichtigen und interessanten Archivalien erhalten habe, welche aus dem Archive der in Graz bestandenen k. k. Finanz-Landesdirektion für Steiermark, Kärnten und Krain ausgeschieden und dem Geschichtvereine über sein Ansuchen überlassen worden sind, bei welchem Anlasse der Herr Direktor des historischen Vereines für Steiermark, Dr. Göth, durch die thätigste Förderung der bezüglichen Verhandlungen und durch die persönliche Ueberwachung und Leitung der sehr entsprechend durchgeführten Verzeichnung dieser reichen urkundlichen Materialien den Anspruch

auf den lebhafteſten herzlichſten Dank des kärntneriſchen Geſchichtvereines ſich erworben habe.

Mit der Mittheilung über die (im September- und Oktober-Hefte der „Carinthia" 1864 ausführlich beſprochene) Betheiligung des Geſchicht-Vereines an den Forſchungen über Pfahlbauten in den Seen Kärnten's ſchloß die Berichterſtattung über die wiſſenſchaftliche Thätigkeit des Vereines.

Nach Erwähnung der dem Geſchichtvereine im Jahre 1864 gewidmeten zahlreichen Geſchenke, unter denen die reichen Beiträge vom hohen Landtage und der löblichen Sparkaſſa-Direktion per 500 fl. und 300 fl., ſowie die Spende des Herrn Hofrathes Ritter von Tſchabuſchnigg per 50 fl. hervorgehoben wurden, gab der Vortragende eine Ueberſicht der im Perſonalſtande des Vereines eingetretenen Veränderungen, welcher zufolge dieſer im Jahre 1864 durch den Tod ein Ehrenmitglied und 7 ordentliche Mitglieder und durch freiwilligen Austritt 4 Mitglieder verloren hat, wogegen demſelben 8 neue Mitglieder beigetreten ſind.

Die Einnahmen der Vereins-Kaſſe haben 1684 fl. 47 kr., die Ausgaben 1676 fl. 13 kr. betragen und iſt mit dem Schluſſe des Sonnenjahres 1864 ein Kaſſareſt per 8 fl. 34 kr. ausgewieſen worden.

Nach Beendigung des Berichtsvortrages verlas der Vorſitzende eine vom Mitgliede Herrn Baron Paul Herbert, der Vereinsdirektion ſchriftlich übergebene Motion, worin der Wunſch ausgeſprochen wurde, daß der bisher ſehr verzögerte Druck und die Herausgabe der (wie auch im Berichte erwähnt ward) im Manuſcripte bereits bis zum 4. Hefte vorgediehenen Fortſetzungen des Handbuches für die Geſchichte Kärnten's möglichſt beſchleuniget werden und die Vereinsleitung hierauf geeigneten Einfluß nehmen und daß von dieſer auch für die baldige Bearbeitung der ſo wichtigen Epoche der Kärntner Herzoge aus dem Hauſe Sponheim thätig Sorge getragen werden möge.

Der Vereinsdirektor gab, mit Berufung auf den eben vorgetragenen Bericht, noch einige, den bisherigen Verlauf der Drucklegung entſchuldigende Mittheilungen. Er betonte, bezüglich der Ausarbeitung der Sponheimer Periode wiederholt die ſchon im vorjährigen Rechenſchaftsberichte dargeſtellte Nothwendigkeit der möglichſt ſorgfältigen Aufſammlung und Vorbereitung des außerordentlich reichhaltigen und auch außerhalb des Landes, vielfach zerſtreuten urkundlichen Materials für ſelbe, und ſprach die zuverſichtliche Hoffnung aus, daß es bis zu deren Vollendung gelingen werde, auch für die ſchließliche Zuſammenſtellung der eigentlichen Geſchichte dieſer

Epoche eine befähigte Hand zu gewinnen, indem er beifügte, daß schon das nächste (zehnte) Heft der Vereinszeitschrift zwei bedeutende, auf diese Periode der vaterländischen Geschichte Bezug nehmende Arbeiten bringen werde, nämlich: eine Abhandlung „über das Verhältniß der Kärntner Herzoge aus dem Hause Sponheim zu den Hohenstaufen" vom nun seligen Herrn Domkapitular Heinrich Hermann und „die Nekrologien von St. Paul" vom Herrn Professor P. Beda Schroll.

Hierüber beschloß, nach dem Antrage des Vereinsmitgliedes Dr. Heinrich Weil, die Generalversammlung mit Stimmeneinhelligkeit: dem Vereinsausschusse zur Pflicht zu machen, daß er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf die möglichst schnelle Drucklegung der im Manuscripte bereits vorliegenden, so wie der aus den Händen des Herrn Verfassers noch zu gewärtigenden Fortsetzungen des Handbuches einwirke, und denselben zu ermächtigen, daß er mit der Verlagsbuchhandlung in Unterhandlung trete, um von Seite derselben die Uebernahme der Verpflichtung, bei dem Drucke bestimmte vereinbarte Fristen einzuhalten, zu erwirken, und daß er im äußersten Falle selbst die Geldmittel des Vereines in Anspruch nehme, um das vaterländische Geschichtwerk auf eine andere als die bisherige Weise zu veröffentlichen.

Meteorologisches.

Witterung im Jänner 1865.

Wenn wir die Durchschnitte der im vergangenen Jänner in Klagenfurt beobachteten Witterungselemente mit den aus der Beobachtungsreihe von 50 Jahren berechneten mittleren oder normalen vergleichen, so finden wir darin mehrfache Abweichungen, ja selten vorgekommene Erscheinungen. So ist der normale Luftdruck im Jänner 320·67 P. Linien, heuer war er nur 317·91, wir müssen zurückblicken bis zum Jahre 1814, um einen solchen wieder zufinden. Die normale Temperatur des Jänner ist —5.8, heuer war sie nur — 3·74; in den letzten 52 Jahren waren nur 15 Jahre mit noch wärmern Jänner: (1863 mit — 0·95, 1856 mit — 2·93, 1851 mit — 1.55, 1845 mit — 1·40, der wärmste Jänner 1834 hatte — 0·23, der kälteste 1864 aber — 10·47). Die tiefste Temperatur wurde erst am 30. mit — 13·3 beobachtet; im Durchschnitt fällt das Thermometer einmal im Jänner auf — 16·3, und es waren in den letzten 52 Jahren wieder nur 15, in welchen es nicht unter — 13·0 gefallen ist (1863 nur — 10·3, 1853 nur — 8·2, 1845 auf — 11·0, 1834 gar nur auf — 5·5).

Dabei war der Luftdruck wie die Luftwärme fortwährend im ſtarken Schwanken, wie ſelten. Dabei waren die Niederſchläge häufig und ziemlich bedeutend; in Summa betrugen ſie 2·4 Zoll Waſſerhöhe, davon kommt 0·8″ auf Regen, das übrige war Schnee; nach 50jährigem Durchſchnitt iſt der Niederſchlag im Jänner nur 1·4, und davon nur 0·5″ Regen; es regnet im Durchſchnitt nur an einem Tage und ſchneit an 4 Tagen; heuer war die Anzahl der Tage mit Regen 5, die der mit Schnee 9. — In den letzten 50 Jahren waren nur 7 Jahre mit noch mehr Niederſchlag im Jänner: (1863 mit 2·45, 1856 mit 2·73, 1843 mit 6·1 u. ſ. f.) Ganz auffallend groß war die Zahl der Tage mit Nebel, deren 17 gezählt worden, während ſie im Jänner durchſchnittlich nur 5 beträgt. Der vergangene Jänner war alſo bei extrem ſchwachem Luftdruck warm feucht, reich an Regen, Schnee und Nebel und ſehr wechſelndem Wetter.

Denſelben Charakter hatte das Wetter auch in den höhern Gegenden Kärnten's; kälter als Klagenfurt im Durchſchnitt war Tröpelach (— 4·5), Bad Villach (— 3·9), der hohe Obir (— 4.1), faſt ſo kalt: Wieſenau (— 3·0), Kappel (— 3·0), Gottesthal (— 3·3), St. Paul (3·0); wärmer hingegen Saifnitz (— 2·8), Hausdorf (— 2·7), St. Peter (— 2·5), Maltein (— 2·3), Raibl (— 2·3). Die größte Kälte wurde vom 1. bis zum 4. in Tröpelach (— 16·1), Sachſenburg (— 13·8), Maltein (— 11·4), St. Peter (— 11·0), ſonſt überall am 29. oder 30. beobachtet, in Raibl nur — 10·2, Saifnitz — 11·9, Gottesthal — 12·0, Wieſenau — 10·3 u. ſ. f. Die Niederſchläge waren nur in Raibl bedeutend, wo ſie 3·3″ betrugen.

Schon der tiefe Luftdruck zeigt das Vorherrſchen der warmen ſüdweſtlichen Luftſtrömungen an. Schon am 7. und 8. begannen ſolche mehr oder weniger ſtürmiſch über Europa zu wehen, am 10. Morgens war in Petersburg und ſelbſt in Haparanda Thauwetter, das bis zum 20. anhielt, während heftige Stürme mit Gewittern in faſt allen Theilen unſeres Welttheiles wütheten, und am 27. und 28. theilweiſe wiederkehrten. Wir verſpürten in Kärnten dieſe ſtürmiſche Witterung nur als ruhiges Thauwetter, das vom 13. bis 18., und am 28. viele Niederſchläge brachte und nur durch (in Raibl, Tröpelach ꝛc.) wahrgenommenes Wetterleuchten die fernen Stürme andeutete. Zu Ende des Monats trat im Norden allmählig Kälte ein und am 31., wo bei uns die tiefſte Temperatur beobachtet wurde, waren in Moskau — 14·4, in Petersburg — 9·3, in Haparanda bei ſtarkem Nordwinde — 17·8.

Diözesan-Notizen.

Auszeichnung. Der hochwürdige Herr Domkapitular und Konsistorialrath Heinrich Hermann erhielt durch allerhöchste Entschließung vom 26 Dezember 1864 das Ritterkreuz des k. k. Franz Josephs-Ordens.

Ernennungen: Der Herr Pfarrer zu Himmelberg, Johann Freiherr von Aichelburg wurde als Administrator des Dekanalamts und der Schuldistriktsaufsicht zu Feldkirchen bestellt.

Herr Matthäus Scherwitzl, Administrator der Pfarre St. Georgen am Sandhof, wurde zum Konsistorial-Sekretär, 2. Fürstbischöflichen Hofkaplan und Schriftführer bei den Fürstbischöfl. Gurk. geistl. Ehegerichte ernannt.

Herr Joseph Martinis hat die ihm verliehene Pfarre Micheldorf vor ihrem Antritte resignirt und wurde selbe dem Pfarrer zu Steinbichl, Herrn Martin Krabath, die Pfarre Hohenpressen dem Herrn Kaplan Albin Jörger und die Pfarre Feistritz ob Grades dem Pfarrer am Kamp, Herrn Lorenz Mattel verliehen. Herr Johann Marinitsch, Pfarrvikar zu Mieger, wurde auf sein Ansuchen als Administrator der Pfarre St. Georg am Sandhof, Herr Philipp Lobe, Stadtpfarrkaplan in St. Leonhard als Provisor der Pfarre Kamp, Herr Karl Krammer als Provisor der Pfarre Feldkirchen, Herr Joseph Hrobatin, ernannter Provisor von Feistritz ob Grades als Kaplan in St. Leonhard, Herr Provisor Johann Oberjörg als Stadtpfarrkaplan zu St. Andrä und Herr Joseph Sketh als Kaplan in Stift Griffen angestellt. Herr Eduard Theusch wurde als Kaplan in Grafenstein belassen. Die Pfarre Steinbichl wird vom Kuraten zu heil. Dreifaltigkeit am Gray, die Pfarre Grafenbach vom Pfarrer zu Diex mitprovidirt.

Als Kapläne wurden übersetzt: Herr Gustav Stangl von Althofen nach St. Georgen am Längsee und Herr Franz Lippitz von St. Michael nach Althofen.

Gestorben: Titl. Herr Mathias Egger, Konsistorialrath, Dechant, Schuldistriktsaufseher, Pfarrer zu Feldkirchen und Jubelpriester, am 2. Jänner; Herr Georg Illgo, Pfarrer von Grafenbach, am 18 Jänner; welche dem frommen Andenken empfohlen werden.

Mittheilungen aus dem Geschichtverein.

Dem Verein als ordentliches Mitglied beigetreten ist Herr Severin Christen, Kapitular des Stiftes St. Paul.

Im Jänner 1865 sind dem Geschichtvereine folgende Geschenke zugegangen:

Von Herrn Adam Doppler, fürsterzbischöflichem Consistorialrathe und Archivar in Salzburg, Ehrenmitgliede des kärntnerischen Geschichtvereines 2c.

a) Historisch-statistisches Handbuch der Erzdiözese Salzburg in ihren heutigen Grenzen. 2. Band, 1 Heft.

b) Personalstand der Säcular- und Regular-Geistlichkeit des Erzbisthumes Salzburg. 1865.

c) 16 Urkunden-Auszüge, einem alten Salzburger Copialbuche entnommen.

d) Reiſe durch einige Theile vom mittäglichen Deutſchland und Venedig. Erfurt 1791. (Auch Kärnten berührend)

Dieſen Geſchenken fügte der hochwürdige wohlwollende Geber noch einen Beitrag per 10 fl. für die Vereinskaſſe bei.

Von der Vorſtehung des hieſigen naturhiſtoriſchen Landes-Muſeums: Die bisher im Drucke erſchienenen ſechs Hefte des Muſeums-Jahrbuches.

Von der königl. bairiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in München: deren Sitzungsberichte. Jahrgang 1864. II. Heft II.

Vom „Vereine für Geſchichte der Deutſchen" in Böhmen:

a) Beiträge zur Geſchichte Böhmens, Abth. II. Band II. Enthält: Aberglauben und Gebräuche in Böhmen und Mähren.

b) Vereins-Mittheilungen. 3. Jahrgang; Heft Nr. 2 und 3.

Abtheilung III, Band II enthält: Die Kaiſerburg zu Eger und die an dieſes Bauwerk ſich anſchließenden Denkmale. Mit 19 Tafeln und mit Illuſtrationen.

c) Mitglieder-Verzeichniß des Vereines.

Von Herrn J. Karl Schuller, k. k. Statthalterei-Rathe in Hermannſtadt, Ehrenmitgliede des kärntneriſchen Geſchichtvereines: Gedichte aus dem Engliſchen des Charles Boner (Herausgegeben vom Herrn Geſchenkgeber.)

Vom „Germaniſchen Muſeum" in Nürnberg: Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit. Nr. 11 vom Jahre 1864.

Von Herrn Joſeph Reiner, Gewerks-Miteigenthümer und Direktor ꝛc. in St. Veit: Ein alterthümliches, reich mit Perlmutter verziertes Eßbeſtek

Ankäufe:

a) Allgemeine Encyclopädie von Erſch und Gruber. 77., 78. und 82. Band.

b) Handbuch des Herzogthums Kärnten. 1865.

c) Mittelhochdeutſches Wörterbuch von Wilhelm Müller und Friedrich Zarncke. 2. Band, 2. Abtheilung. — 2. und 3. Lieferung. (Buchſtabe S.)

d) Die Geſchichtſchreiber der deutſchen Vorzeit; in deutſcher Bearbeitung herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke und K. Ritter. 12. Jahrhundert. 5. Band; 2. Hälfte.

e) Allgemeines Künſtler-Lexikon von Dr. Klunzinger. 37. — 39. Lieferung.

f) Mittheilungen der k. k. Central-Commiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmale. 9. Jahrgang. November und Dezember 1864.

Im Tauſchwege erworben:

Sechs alte Stühle (Anfang des 17. Jahrhunderts) mit geſchnitzten Lehnen.

Mittheilungen aus dem naturhiſtor. Landes-Muſeum.

I. Erworben im Schriftentauſche:

1, Öfversigt af kongl. Vetenskaps Akademiens: Stockholm 1864.

2. Muſeum Francisco Carolinum in Linz, 24. Bericht 1864.—Enthält nebſt Andern einen Aufſatz „Aus der volksmäßigen Ueberlieferung von P. A. Baumgarten, eine Aufzählung in Oberöſterreich im Volke bekannter Aberglauben. — Funde von Ursus-spelaeus zu Kremsmünſter.

3. Sitzungsberichte der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften 1. und 2. Abtheilung, Jänner 1864. — (Enthalten: Zepharovich Studien über den Idokras. — Ettingshauſen Beiträge zur Kenntniß der Farrenkelette. — Leitgeb, zur Kenntniß der Hartwegia comosa. — Zwei Aufſätze von Hyrtl — Haidinger über Meteoriten ꝛc. ꝛc.

4. Compte-rendu de la Société Impériale Geographique de Russie. Petersburg 1863.

5. Bulletin de la Société Imperiale des Naturalistes de Moscou III 1864.

6. Sitzungsberichte der königl. bairiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in München 1864. I.: 4 und 5, II.: 1.

7. Mittheilungen des naturwiſſenſchaftlichen Vereines in Steiermark 1864.

8. Neunzehnter Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft in Emden 1864, und deren meteorologische Beobachtungen durch Dr. Prestel 1864.

9. Jahresbericht der Wetterauischen Gesellschaft für gesammte Naturkunde in Hanau.

10. Schriften der kön. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg 1864.

II. Erkauft:

1. Spektral-analytische Untersuchungen der Metalle von H. F. Brasack Eine sehr verdienstvolle, ausgezeichnete Arbeit, die beigegebene colorirte Tafel zeigt die Spectra sehr genau.

2. Die Bastardbefruchtung im Pflanzenreich von Max Wichura. Dieses ausgezeichnete Schriftchen ist die Frucht langjähriger, sorgfältiger, direkter Forschung, verwirft die Speziesskrämerei so gut als den reinen Darwinismus, und sollte die in selbem verfolgte Methode den Naturforschern zum Vorbild dienen. Wir empfehlen dessen Beischaffung allen Botanikern auf's Wärmste.

3. Lehrbuch der kosmischen Physik von Dr. Joh. Müller. Braunschweig 1865.

4. Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1864.

5. Die rationelle Zucht der Süßwasserfische und einiger in der Volkswirthschaft wichtiger Wasserthiere von Dr. Molin. Ein mit vielem Fleiße und großer Sachkenntniß gearbeitetes Werk! Möge es endlich auch hier dazukommen, diesen wichtigen, überall noch mit reichlichem Nutzen gekrönten Industriezweig ins Leben zu rufen.

6. Ueberblick über die Trias von Dr. Alberti.

7. Bronns Klassen und Ordnungen des Thierreich's 35 — 38.

8. Brehm's illustrirtes Thierleben 30, 31, 32.

9. Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie 1864. 4.

10. Journal für praktische Chemie von Erdmann 1864, 2 und 3.

11. Archiv für Naturgeschichte von Troschel 1864, 2.

12. Journal für Ornithologie von Canabis 1864. V

13. Zeitschrift für gesammte Naturwissenschaft von Giebel 1864. Oktober.

III. Geschenke:

Naturalien: Von Herrn J. Weißenhof, Apotheker in St. Veit: einen Steißfuß, Podiceps minor.

Von Herrn Dr. A. Hussa, einen Bandwurm.

IV. Mitglieder:

Neu eingetreten sind: Hr. F. X. Zill, Musterlehrer in Wolfsberg mit 2 fl Jahresbeitrag; Herr Fr. Brunner, k. k. Notar in Rötschach mit 3 fl.; Herr Otto v. Hibler mit 2 fl.; Herr Karl Merby aus Libau in Curland mit 2 fl.; Herr J. Kreiner mit 2 fl.

Ausgetreten ist Herr A. Pirker in Bleiberg.

Gestorben: Herr Franz Kullnig, Dechant in Saifnitz.

Eingesendet wurden: Vom Gau Tarvis durch Hrn. Himmelbauer die Jahresbeiträge für 1864 von den Mitgliedern: Herr A. v. Canal 5 fl., Herrn L. Schnablegger 4 fl., Herrn Emil Martin 2 fl.; für 1865 von Herrn J. Rudolf 2 fl., Herr J. Schneerich 3 fl., Herrn J. Himmelbauer 3 fl.

Vom Gau Völkermarkt durch Herrn Dr. J. Hussa die Jahresbeiträge für 1864, von den Mitgliedern: Herrn J. Kronig 2 fl., Herrn Dr. Mertlitsch 2 fl., Hrn. Dr. Hussa 4 fl., Hrn. Fr. Herzog 3 fl., Hrn. S. Samitz 3 fl., Hrn. E. Zeman 3 fl., Hrn. Rinkisch 2 fl., Hrn. J. Nagele 3 fl., Hrn. Schimanschek 3 fl.

Vom Gau St. Veit durch Herrn Dr. Tambor für 1864: Von Herrn Pfarrer Allesch 2 fl., Hrn. M. Seyerl 5 fl., Hrn. Dr Tambor 2 fl., Hrn. J. Weißenhof 10 fl. 50 kr., Hrn. J. Werzer 3 fl 15 kr.

Von Herrn R. v. Mohrhagen für Se. Durchlaucht Fürst Lichtenstein für 1864: 10 fl. 50 kr.

Angewiesen wurde vom hohen Landesausschuß die vom hohen Landtag für 1865 gnädigst genehmigte Dotation für 1865 mit 1050 fl. ö. W.

Roheisen- und Blei-Preise im Jänner 1865.

Eisen-Preise.

Köln: Holzkohlen-Roheisen 1⅞ — 1¾ Thlr., Cokes-Roheisen affinage 1⅛ — 1⅛ Thlr., graues zum Guß 1⅞ — 1⅞ Thlr., schottisches Nr. 1 1⅞ — 1⅞ Thlr., Stabeisen grobes 3⅛ — 3⅛ Thlr., Gußstahl 22 — 24 Thlr., Puddelstahl 10 Thlr., Edelstahl 14 Thlr.

Berlin: Schlesisches Holzkohleuroheisen 1 Thlr. 21 Sgr., Cokes-Roheisen 1 Thlr. 19 Sgr.; Stabeisen gewalzt 3¼ — 3⅔ Thlr., geschmiedet 4 — 4⅓ Thlr.

Auf österr. Währung und Gewicht berechnet sich der Preis von Meiler mit 10 Wiener Centner.

Köln: Holzkohlen-Roheisen 25 fl. 20 kr.— 29 fl. 40 kr.. Cokes-Roheisen affinage 21 fl. — 23 fl. 50 kr., graues 25 fl. 20 kr.— 26 fl. 88 kr., schottisches Nr. 1 26 fl. 88 kr. — 28 fl. 56 kr., Stabeisen grobes 53 fl. 76 kr. — 57 fl. 12 kr., Gußstahl 359 fl. 60 kr. — 403 fl. 20 kr., Puddelstahl 168 fl., Edelstahl 235 fl. 20 kr.

Berlin: Schlesisches Holzkohlen-Roheisen 28 fl. 56 kr., Cokes-Roheisen 27 fl. 45 kr., Stabeisen gewalzt 54 fl. 60 kr. — 61 fl. 60 kr., geschmiedet 67 fl. 20 kr. — 72 fl. 80 kr.

Oesterreichische Eisenpreise. Roheisen loco Hütte: Vordernberger weißes 34 fl., Eisenerzer 30 fl., Kärntner 26 — 28 fl., böhmisches 35 — 40 fl. mährisch-schlesisches 36 39 fl., oberungarisches weißes halbirt 21 fl. 50 kr. — 23 fl., Betlér loco Poprad 24 fl. — 26 fl

Blei-Preise.

Köln per Zollcentner: Raffinirtes Weichblei 6⅛ — 6⅛ Thlr., Hartblei 6 Thlr., Goldglätte 6⅛ — 6⅛ Thlr., Silberglätte 5⅝ — 6 Thlr.

Berlin: Tarnowitzer 6⅞ Thl., sächsisches 6⅛ Thlr.

Auf österr. Währung und Gewicht berechnet per Wiener Cntnr.:

Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 92 kr., Hartblei 10 fl. 8 kr. — Goldglätte 10 fl. 41 kr. — 10 fl. 92 kr., Silberglätte 9 fl. 75 kr. — 10 fl. 8 kr.

Berlin: Tarnowitzer 11 fl. 6 kr., sächsisches 10 fl. 92 kr.

Kärntnerisches Blei loco Hütte 12 fl. — 13 fl 50 kr.

Durchschnittspreise der Lebensmittel zu Klagenfurt im Jänner 1865.

		fl.	kr.			fl.	kr.
Weizen	der Vierling	4	49	Speck, geselchter	das Pfund	—	40
Roggen		3	48	" roher		—	33
Gerste		2	89	Schweinschmalz		—	49
Hafer		1	78	Eier	das Paar	—	5½
Heide		3	41	Hendl		—	60
Mais		3	20	Kapaunen		2	34
Brein (gestampfte Hirse)	der Vierling	6	95	Enten		—	—
Erbsen		—	—	Gänse		—	—
Linsen		4	30	12" Scheiterholz, hartes	loco Lend eine n. ö. Klftr.	4	30
Fisolen, weiße		—	—	12" Scheiterholz, weiches		3	22
" rothe		—	—	30" Scheiterholz, weiches		—	—
Erdäpfel		—	—				
Rindschmalz	das Pfund	—	52	Heu	der Zentner	1	—
Butter		—	51	Stroh		—	52

Herausgegeben vom kärntnerischen Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Klagenfurt. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Heinrich Weil. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

№. 3. März 1865.

Wodurch wird der Wärmeverlust ersetzt, den die Sonne durch fortwährende Ausstrahlung erleidet?

Dionys, König von Syracus, versammelte einst die hervorragendsten Gelehrten seines Reiches und legte ihnen die Frage vor: „Warum ein mit Wasser gefülltes Gefäß, in welchem ein lebender Fisch sich befindet, weniger wiege als das gleichgefüllte selbe Gefäß, wenn der Fisch todt ist?" Erstlich erbaten sich die Gelehrten Bedenkzeit, dann traten sie vor den König, erbaten sich nochmals Bedenkzeit, und als sie wieder erschienen, erklärten sie bis auf Einen, die Ursache davon nicht haben finden zu können. Jener Eine aber machte die Bemerkung, daß der König von ihm nicht früher die Angabe der Gründe für die befremdliche Thatsache verlangen könne, bevor er ihm nicht das wirkliche Bestehen jener Thatsache nachgewiesen habe. Da dieß der König nicht vermochte, so behob sich die Frage und der vorsichtige Physiker wurde reichlich beschenkt. Durch diese Anekdote gewitzigt, halten wir uns daher verpflichtet, vorerst die Thatsache: daß die Sonne im Verlaufe der Aeonen im Resultate keinen merklichen Wärmeverlust erlitten und somit immer wieder Ersatz erhalten habe, zu beweisen oder wenigstens zur größten Wahrscheinlichkeit zu erheben. Um dabei mit größter Gewissenhaftigkeit vorzugehen, müssen wir auf der einen Seite den Verlust feststellen, den die Sonne durch Ausstrahlung wirklich erleidet, wobei natürlich die Frage des Ersatzes vorläufig bei Seite bleibt. Hiebei kommen uns die einschlägigen Untersuchungen von John Herschel und Pouillet zu Statten, deren sorgfältige Berechnungen ergaben, daß die von der Sonne während einer Stunde in das Weltall ausgesandte Wärme genügen würde, 700.000 Millionen Kubikmeilen eiskalten Wassers in's Kochen zu bringen, und daß die von der Erde allein während eines Jahres aufgefangene Sonnenwärme, eine über die ganze Erdoberfläche ausgebreitete Eislage von 100 Fuß Dicke zu schmelzen im Stande wäre. So enorm

dieſe letztere Wärmemenge auch iſt, ſo iſt doch die Wärmemenge, welche die Sonne in das ganze Weltall ausſtrahlt, 2300 Millionen Mal größer, und es iſt unzweifelhaft, daß die Sonne dieſe Verſchwendung ſchon Millionen und Millionen Jahre treibt! Machen es ſchon dieſe ungeheuren Summen wenigſtens dem Leichtgläubigen probabel, daß die Sonne ohne Wärmeerſatz ſchon lange ein wärme- und lichtloſer Ball hätte werden müſſen, ſo iſt dieß auch für den vorſichtigen Denker unſchwer nachzuweiſen. Es iſt nämlich kaum zu zweifeln, daß die Geſetze der Ausſtrahlung auf der Sonne von den irdiſchen nicht weſentlich verſchieden ſind, weil hinlängliche Gründe für die Annahme vorhanden ſind, daß die Sonnenmaterie in ihren phyſikaliſchen Eigenſchaften von der irdiſchen nicht weſentlich verſchieden ſei. Zu dieſen Gründen gehören vorzüglich die Ergebniſſe der erſt der neueſten Zeit angehörenden ſogenannten Sonnenchemie, welche der Spektralanalyſe ihr Entſtehen verdankt, durch welche das Vorhandenſein einer großen Anzahl irdiſcher Stoffe auch in der Sonne nachgewieſen wurde. Würde man ſich nun die Sonne ſelbſt aus minder ſchnell ſich abkühlenden Stoffen, z. B. durchaus aus Waſſer beſtehend denken, wodurch die Abkühlung möglichſt langſam vor ſich ginge, ſo müßte ſie ſchon in der kurzen geſchichtlichen Zeit von 5000 Jahren eine Temperaturabnahme von 9000 Grad erlitten, ſich alſo ſchon viel früher mit einer erkalteten Kruſte überzogen haben, wodurch überhaupt alle Strahlung wenigſtens ein Ende gehabt hätte. Daß dieß nicht geſchehen, wiſſen wir aber. Andererſeits konnte auch die Wärmeausſtrahlung zu jener Zeit als das Sonnenlicht dem Schooße der Erde jene üppigen Vegetationen entlockte, welche dann im Laufe der Aeonen die mächtigen und älteſten Kohlenlager bildeten, nicht weſentlich anders als heute geweſen ſein. Dieß Alles berechtigt uns nun gewiß zu dem Schluſſe, welcher hinſichtlich der Ueberzeugungskraft faſt an mathematiſche Gewißheit grenzt, daß die Sonne im Laufe ungezählter Zeiten trotz ihrer ungeheuren Ausgabe von Wärme effektiv keinen merklichen Verluſt erlitten, folglich für die nothwendige Verminderung immer auch und zwar ſtetig Erſatz erhalten habe. Nach Feſtſtellung dieſer Thatſache wenden wir uns nun zur Erforſchung der Quelle dieſes Erſatzes. — Dieſe Frage gehört zu jenen, welche nicht erſt heute, ſondern ſeit lange her Fachmänner und Laien lebhaft intereſſirte, und welche der ältere Herſchel das „große Geheimniß“ genannt hat.

Die neueſte Theorie, welche die Frage des Erſatzes der Sonnenwärme zum Gegenſtande hat, iſt die ſogenannte meteoriſche Theorie,

welche zuerſt Dr. J. R. Mayer in Heilbronn in einer 1848 veröffentlichten Broſchüre auseinanderſetzte. Dieſelbe blieb, wie dieß bei einem Landsmanne Kepler's ſich ſchon ſo verſtand, unbeachtet, bis dieſelbe zum zweiten Male von Waterston und Thomſon gefunden worden war. Mayer's Verdienſte ſelbſt verſchaffte erſt der Engländer Tyndall durch einen Vortrag während der Londoner Ausſtellung die gebührende Anerkennung. Von dieſer Theorie gab in neueſter Zeit Dr. Edmund Reitlinger, der ſich die Populariſirung neuerer phyſikaliſcher Entdeckungen angelegen ſein läßt, unlängſt erſt eine ſehr faßliche Darſtellung in der bei ihm gewohnten anziehenden Form, bei welcher Gelegenheit er auch die einige der bisherigen Anſichten entwickelte, welche die Frage nach der Quelle des Erſatzes der Sonnenwärme behandelten.

Wir glauben am beſten zu thun, wenn wir im Folgenden den genannten Schriftſteller im Weſentlichen ſelbſt ſprechen laſſen.

Nicht die Feueranbeter allein, ſondern wohl die meiſten denkenden Menſchen dürften bis vor Kurzem als Quelle der Sonnenwärme eine fortdauernde Verbrennung betrachtet und die Sonne ſelbſt für eine rieſige Himmelsfackel gehalten haben. Wäre dieß der Fall, ſo müßte ſich in jeder Stunde eine die Sonnenoberfläche bedeckende feſte Kohlenlage von 10 Fuß Dicke mit Sauerſtoff verbinden. Wie ſoll das hiezu nöthige Gas herbeigeſchafft werden? Aber ſelbſt angenommen, die ganze Sonnenmaſſe ſei ein rieſiger Klumpen Steinkohle, der unter ſtetem Zufluſſe von Sauerſtoff verbrennt, ſo würde die Sonne dennoch durch dieſen Brand ihren Wärmeaufwand nur 4600 Jahre beſtreiten können. Nun liegt aber ein ſolcher Zeitraum innerhalb Menſchengedenken, und Niemand kann zweifeln, daß in jener dunkeln und grauen Urzeit der Geſchichte die Sonne ſo ſonnig, ſo warm und ſo hell geſchienen habe, wie heutzutage. Wer ſich dieß überlegte, dem lachte die hellleuchtende Sonne wie ſpöttiſch vom Himmel entgegen. Sie mußte ihm ein ſo dunkles Räthſel ſcheinen, wie es noch heute der Zweck der Welt iſt.

Auch eine äußere Zufuhr von Materie an die Sonne konnte nicht helfen, wenn ſie durch Verbrennung den Wärmeverluſt erſetzen ſollte. Sie mußte binnen 4600 Jahren die Sonnenmaſſe verdoppeln. Dies hätte aber ſeit der Zeit aſtronomiſcher Beobachtung ſowohl direkt als an den Planetenbahnen bemerkt werden müſſen.

Durch den verzweifelten Stand der Frage ließen ſich Manche zur Hypotheſe verleiten, an und für ſich ſeien die Sonnenſtrahlen kalt und erſt innerhalb der Erdatmoſphäre erweckten ſie Wärme. Aber ein rich-

tiges Verſtändniß der Beobachtungen von Herſchel und Pouillet zeigt die Unmöglichkeit einer ſolchen Annahme, und ſie iſt ebenſo werthlos, wie wenn man das Welträthſel, weil man es nicht löſen kann, ganz und gar läugnen wollte.

Eine phyſikaliſche Entdeckung vom allgemeinſten Intereſſe war auch für die Frage der Sonnenwärme epochemachend.*) Man fand die wichtige Wahrheit, daß Wärme Bewegung ſei. Graf Rumford wurde auf dieſelbe durch die Wahrnehmung der beim Kanonenbohren unaufhörlich ſteigenden Wärme des Rohres geleitet. Er erkannte, daß hier die Arbeit des Bohrens vermöge der Reibung in eine Bewegung kleinſter Theilchen verwandelt wird, welche man Wärme nennt. Wenn zwei bewegte Maſſen ſo zuſammenſtoßen, daß ſie zur Ruhe gelangen, ſo werden ſie erhitzt. Dies bedeutet nichts anderes, als die Bewegung endlicher ſichtbarer Maſſen iſt in die unſichtbare Bewegung kleinſter Theilchen verwandelt worden, deren phyſiologiſche Wirkung die Wärmeempfindung iſt. Würde dieſe Wärme z. B. durch eine Dampfmaſchine wieder in eine Bewegung endlicher Maſſen umgewandelt, man würde die frühere Bewegungsſumme wieder erſcheinen ſehen. Da Wärme und Bewegung identiſch ſind, ſo iſt eine beſtimmte Wärmemenge einer unveränderlichen Bewegungsſumme äquivalent. Hieran knüpft ſich das merkwürdige Geſetz, daß die Summe der wirklichen und der in der Form einer Spannkraft angeſammelten möglichen Bewegung im Weltganzen weder vermehrt noch vermindert werden kann. Wohl aber wird die Schwerkraft ebenſo wie jede andere Kraft, indem ſie Bewegung von Körpern erzeugt, die nachher durch Reibung aufgehoben wird, in Wärme verwandelt. Ja eine nähere Erforſchung hat dargethan, daß die Schwerkraft ſogar die bedeutendſte aller Wärmequellen iſt. Wenn ein Meteor aus den Himmelsräumen auf unſere Erde ſtürzt, ſo erhält er durch Umſetzung ſeiner durch die Anziehung erzeugten Bewegung eine bei weitem größere Hitze, als wenn ein gleich großes Gewicht Kohle ſich mit Sauerſtoff verbindet. Die im Verhältniſſe ihrer Maſſe ſo viel mächtigere Anziehung der Sonne ertheilt aber einem in ihre Photoſphäre geriſſenen Meteor eine ſolche Geſchwindigkeit, daß deren Umwandlung 4000 bis 9000mal mehr Wärme gibt, als wenn ein gleiches Gewicht Kohle verbrennt.

*) Eine ſehr faßliche Darſtellung der Lehre von der Umſetzung der Kräfte, welche hier erwähnt wird, findet ſich unter der Aufſchrift: „Die Unſterblichkeit der Kraft“ in Dr. Louis Büchner's „Aus Natur und Wiſſenſchaft“. (Leipzig Theodor Thomas 1862.) Die Redaktion.

Nachdem man erkannt hatte, Bewegung ſelbſt ſei eine Wärmequelle, tauchte zunächſt der Gedanke auf, die Drehung der Sonne um ihre eigene Axe könne vielleicht die von ihr ausgeſtrahlte Wärme liefern. Man prüfte dieß durch die Rechnung. Würde die Axendrehung der Sonne gänzlich aufgezehrt und in Wärme verwandelt, ſie vermöchte nicht einmal die während zwei Jahrhunderten ausgeſtrahlte Sonnenwärme zu erſetzen. Dann wäre alſo die Sonne, die über Copernikus leuchtete, als er ſie für den Mittelpunkt der Planeten erklärte, über Laplace, dem Vollender ſeines Syſtems, nicht mehr aufgegangen. Aber bietet nicht vielleicht doch die Himmelsmechanik noch eine andere Erklärung der Sonnenwärme dar?

Kepler ſagte: „Es gibt mehr Kometen im Himmelsraume, als Fiſche im Ocean.“ Dies gilt in noch erhöhterem Maße von den Meteoren. Es ſind dieß geballte Maſſen, welche ihrer geringen Größe wegen als kosmiſche Atome angeſehen werden können. Sie gehorchen der Schwere und umkreiſen die Sonne. Kommen ſie durch Zufall in die unmittelbare Nähe der Erde, ſo verwandeln ſie Bewegung in Wärme. Sie geben dann das Schauſpiel der Sternſchnuppen oder fallen auch als feurige Meteorſteine nieder. Man findet als ihren Hauptbeſtandtheil Eiſen. Zu gewiſſen Zeiten werden ſie in erſtaunlicher Menge beobachtet. Man hat ihre Zahl während eines neunſtündigen Sternſchnuppenfalles in Boſton, wo ſie „wie Schneeflocken zuſammengedrängt“ fielen, auf mehr als 240.000 berechnet. Noch viel zahlreicher aber müſſen die gedrängten Schaaren der Meteoriten in das mächtige Centralgeſtirn unſeres Planetenſyſtems hineingezogen werden. Wir gedachten der ungeheuren, ſonſt unerhörten Wärme, die ein Meteor in dieſem Falle im Verhältniß zu ſeiner Maſſe und ſeinem Gewicht entwickelt, und die jede mögliche Verbrennungswärme bei gleicher Maſſe und gleichem Gewichte 4000 bis 9000mal übertrifft.

Dieſe enorme Wärme iſt Urſache, daß eine den Wärmeverluſt völlig deckende Menge dieſer kosmiſchen Körper in die Sonne fallen kann, und daß doch erſt nach 30—60.000 Jahren der ſcheinbare Durchmeſſer der Sonne um die kleinſte für uns wahrnehmbare Größe vermehrt würde. Und ſo muß man in der That annehmen: die Sonne werde geheizt — mit Meteoren. Dieſes ſind die Steuerabgaben, welche die Himmelsräume der Sonne liefern, um ihren ſonſt unerklärlichen Wärmeaufwand zu beſtreiten. So lautet das höchſt überraſchende Reſultat der modernen Wärmelehre. Anderſeits iſt aber der Fall der Me-

teore in die Sonne keineswegs ein complicirter, ſondern ein höchſt einfacher Vorgang. Es bedarf hiebei keiner wunderlichen Hypotheſe, wie ſie Schopenhauer erſinnt, um das Fliegen der Mücken in das Licht zu erklären. Die Natur gab dieſen, meint Schopenhauer, keine inſtinctive Furcht vor dem Lichte, weil bei ihrer Entſtehung die Menſchen noch gar nicht waren und daher auch keine Kerzen angezündet hatten, deren Lichtglanz ſie jetzt in den Tod lockt. Der Meteor dagegen wird durch den Widerſtand des kosmiſchen Aethers und die Anziehung der Sonne mit mechaniſcher Nothwendigkeit in die Sonne gezogen. Wahrſcheinlich iſt es die bei der Annäherung an den gemeinſchaftlichen Mittelpunkt ſich zuſammendrängende Schaar meteoriſcher Subſtanzen, die wir im Zodiakal-Licht erblicken, wenn in tropiſchen Gegenden nach dem Untergang der Sonne ſein bleicher nebliger Schein erglänzt. Man gedenke des flimmernden Sonnenſtaubes im dunklen Zimmer, wenn ein einzelner Sonnenſtrahl in dasſelbe fällt. So ſcheinen nach Sonnenuntergang die in die Sonne fliegenden Meteoriten-Körner ſonnenſtaubartig das Zodiakal-Licht darzuſtellen. Wie wichtig iſt aber dieſer Staub, der die Wärme der Sonne erzeugt!

Der Egoiſt, welcher der Sonne ihre Dienſte als Ofen des Planetenſyſtems beſonders hoch anrechnete, feiert jetzt den Triumph, daß die Sonne auch wirklich ähnlich einem Ofen von außen geheizt wird. Allerdings wird die Sonne nicht wie der Feuerungsraum eines Dampfkeſſels mit Kohlen, ſondern mit eiſenhältigen Meteoriten genährt. Auch kommt hier nicht die Verbrennungswärme, ſondern die beim Fall in die Sonne wirkſame, in Wärme verwandelte Schwere, die bei gleichem Gewicht mehrtauſendmal mächtiger iſt, in Betracht. Dennoch kann man mit Recht ſagen, die Sonne ſei nicht ſelbſt die Wärme- und Lichtquelle für das Planetenſyſtem, ſie ſei nur der rieſige Feuerherd, wo mit unzähligen Meteoriten geheizt werde. Wenn man daher von der Sonne als der einzigen Quelle alles vegetabiliſchen und animaliſchen Lebens auf der Erde ſpricht, ſo verfährt man wie der Geſchichtforſcher, der den Sieg des Feldherrn preiſt und dabei ſeiner Soldaten vergißt. Der demokratiſche Reſpect vor den Meteoriten wächſt noch durch die Berechnung, daß, wenn alle Planeten in die Sonne ſtürzen würden, ſie die Ausſtrahlung durch die in Wärme verwandelte Schwerkraft nur ungefähr 45.000 Jahre decken würden, während die Geologie zeigt, daß die Meteoritenſchaar die Sonnenwärme Jahrmillionen zu erhalten vermochte.

So befremdend auch die Vorſtellung erſcheinen mag, daß ein unaufhörlicher Hagel von Meteorſteinen zur Sonne niederrollt und dort ſtetig und regelmäßig die ſeit Jahrmillennien mit unverminderter Leuchtkraft ſtrahlende, Alles belebende Sonnenwärme erzeugt, iſt ſie doch bei dem heutigen Stande der Naturwiſſenſchaft die einzig mögliche und muß nach allen Gründen der Wahrſcheinlichkeit für richtig gehalten werden. Wie viel großartiger erſcheint aber auch wieder in dieſem Falle, wie in ſo vielen anderen, die Wirklichkeit, welche die moderne Naturforſchung lehrt, als jede von der Mythe erfundene Fabel? Wie kindiſch iſt dagegen zum Beiſpiel die mohamedaniſche Vorſtellung, wonach die Sternſchnuppen feurige Steine ſind, welche nach den Djinn, den böſen Genien, vom Himmel geſchleudert werden, damit ſie die Rathſchlüſſe Gottes nicht belauſchen. Anderſeits rechtfertigt die Rolle der Meteore im Weltall theilweiſe die Verehrung, die in der Kaaba zu Mekka einem Meteorſteine zu Theil wird. — Das Leben ſtrebt die Schwere zu überwinden, die zur Erde zieht. Dem Menſchen gelingt es, aufrecht zu gehen und den Blick, der Schwere entgegen, nach dem Himmelsraume zu richten. In ihm feiert das Leben ſeinen höchſten Triumph. Alles Leben ſelbſt entſtand aber durch Sonnenwärme, welche jedoch ſelbſt wieder durch die Schwerkraft Newton's erzeugt wird. Dieſe iſt es, die den Apfel vom Baume zur Erde fallen macht; ſie führt den Mond um die Erde, die Erde um die Sonne; ſie leitet aber auch die Meteore zur Sonne, wodurch dieſe geheizt wird und ihre belebende Wärme erhält. So iſt alſo die letzte Urſache des Lebens ſelbſt wieder jene Schwere, der wir im Tode die Atome unſeres Körpers aufs neue zu unbeſchränkter Herrſchaft anheimgeben. Es gleicht demnach die Schwerkraft jener Schlange, die ſich in den Schwanz beißt und welche man als Stütze des Weltalls auf alten orientaliſchen Bildern erblickt.

Die Erzeugung von Beſſemerſtahl am Comp. Rauſcher'ſchen Eiſenwerke zu Heft in Kärnten.

Mitgetheilt

von **Friedrich Münichsdorfer,**

Berg- und Hüttenverweſer zu Heft.

Wenige Jahre ſind es, ſeit ſich der Ruf einer neuen Stahlbereitungs-Methode, „das Beſſemern", nach ſeinem Erfinder Georg Beſſemer ſo benannt, bei uns in Oeſterreich verbreitete.

Wie gewöhnlich ſelbſt die höhere Intelligenz die Erfolge einer großartigen Erfindung Anfangs mißtrauiſch beobachtet, ja ſogar als Schwindelei anſieht, ſo war es lange Zeit mit der Stahlbereitung nach der Methode des Herrn Beſſemer. Kaum glaublich ſchien es, daß, um das zu verfriſchende Roheiſen, wie es vom Hochofen kömmt, im flüſſigen Zuſtande zu erhalten, und während des ganzen Prozeſſes die nöthige Temperatur beizubehalten, kein beſonderes Brennmaterial hiezu erforderlich ſei, und das gefriſchte Produkt, ſei es Eiſen oder Stahl, jene Dünnflüſſigkeit beſitze, um ſich von der Schlacke zu trennen und aus dem Ofen abzufließen.

Doch Gott ſei Dank, iſt jetzt auch in Oeſterreich das Beſſemern eine vollendete Thatſache.

Die erſten Nachrichten durch die Jahrbücher der k. k. Montanlehranſtalten, IX. Band 1860 und X. Band 1861, Seite 201, lüfteten das Dunkel dieſer Sache; man ſchenkte der Ausbildung dieſes Prozeſſes größere Aufmerkſamkeit.

Alle dieſe Berichte, ſo ſchätzbar ſie für die Wiſſenſchaft zu nennen ſind, erlaubten keine genügende Einſicht in das praktiſche Weſen des Beſſemerns, bis Herr Hofrath Peter Ritter von Tunner nach Beaugenſcheinung der Sache an Ort und Stelle in der Beſſemerhütte des Herrn Brown und Comp. zu Sheffield, in ſeinem zu Anfang des Jahres 1863 erſchienenen Werke „Bericht über die Londoner Induſtrie-Ausſtellung 1862 und das Beſſemern in England" eine mit Zeichnungen belegte, ſo klare, deutliche und umfaſſende Beſchreibung veröffentlichte, daß jedem Fachmanne hiedurch genügende Aufklärung und praktiſche Einſicht über das noch ſchwebende Dunkel des Beſſemerns nach engliſcher Manier gegeben ward.

In Schweden erlangte das Beſſemern kurz nach ſeinem Bekanntwerden allſogleich Eingang und größere Ausdehnung; man ſchenkte der Erfindung mehr Aufmerkſamkeit. Mit großer Beharrlichkeit führte man in Schweden die verſchiedenartigſten Verſuche durch, und dieſer Beharrlichkeit iſt es zu danken, daß dieſe für das Eiſenhüttenweſen ſo hochwichtige Erfindung gerettet und ausgebildet wurde. Die dort angewendeten Oefen unterſcheiden ſich aber weſentlich von denen in England. In Oeſterreich wurde der Stand des Beſſemerns in Schweden erſt durch das Werk „das Beſſemern in Schweden in ſeiner jetzigen Praxis, von L. B. Boman, Hütteningenieur des ſchwediſchen Gewerkenvereins „Jern contoret", verſehen mit einem Vorworte von dem um die Einführung dieſes Prozeſſes in Oeſterreich ſo hochverdienten Herrn Hofrath Peter Ritter von Tunner, genau bekannt.

In Oeſterreich iſt das Beſſemern bereits an zwei Orten mit dem beſten Erfolge durchgeführt. Das fürſtlich Schwarzenberg'ſche Werk zu Turrach in Steiermark, deſſen Betriebsorgane das Beſſemern bei Brown zu Sheffield zu ſehen Gelegenheit hatten, begann im Laufe des Jahres 1862 mit dem Baue einer Beſſemerhütte und erzielte nach einigen Verſuchen am 21. November 1863 unter ſpecieller Leitung des Herrn Hofrathes Peter Ritter von Tunner das erſte glückliche Reſultat, hat bis heute über hundert Chargen durchgeführt, von denen in letzterer Zeit alle vollkommen gelangen.

Das zweite Werk, welches das Beſſemern einführte, war das Comp. Rauſcher'ſche Radwerk zu Heft in Kärnten; dieſes Werk iſt übrigens das erſte in Oeſterreich, welches zuerſt nach ſchwediſcher Manier beſſemerte und einen ſchwediſchen und engliſchen Ofen erbaute.

Nachſtehende Zeilen ſollen eine kurze Beſchreibung der Hefter Beſſemeranlage bilden und die Darſtellung des heutigen Standpunktes und der Erfolge des Beſſemerns von Heft angeben.

Bevor ich nun an dieſe Darſtellung ſchreite, kann ich nicht umhin des Fortſchrittes und der hohen Verdienſte zu erwähnen, die ſich die löbliche Comp. Rauſcher durch den großartigen, nach dem Standpunkte der neueſten techniſchen Wiſſenſchaft angelegten Werksumbau und durch Einführung des Beſſemerprozeſſes um die geſammte Eiſeninduſtrie des Landes erwarb. Dieſe Verdienſte müſſen um ſo höher angeſchlagen werden, als die Ausführung der Beſſemerhütte, im Vertrauen auf die ausgezeichnete Roheiſen-Qualität, einzig und allein auf Grundlage der durch Herrn Hofrath Peter Ritter von Tunner veröffentlichten Mittheilungen,

ohne anſchauliche Erfahrung (alſo in der Kindheit der Erfindung), weiters zur Zeit des gänzlichen Darniederliegens der Eiſeninduſtrie, einer gänzlichen Verkehrs- und Abſatzſtockung unternommen wurde, und die löbliche Compagnie ſich von den rieſigen, für bezeichneten Werksumbau gebrachten Geldopfern noch nicht erholen konnte.

Um den Bedürfniſſen damaliger Zeitverhältniſſe zu entſprechen, unternahm Comp. Rauſcher im Jahre 1857 den Bau einer Hochofenanlage mit zwei Hochöfen von 42′ Höhe, 6 Formen für eine Jahreserzeugung von 300.000 Centnern Roheiſen. Während dieſes Baues trat ebenfalls eine drückende Verkehrsſtockung ein. Im Jahre 1860 kam dieſe Anlage in Betrieb, und es wurden damit Reſultate erreicht, wie ſie in Oeſterreich ſelten ein Holzkohlen-Hochofen aufzuweiſen vermag. So lieferte die letzte Campagne mit dem Pulcheria-Ofen in 370 Schmelztagen die rieſenhafte Erzeugung von 169.120 Ctnr. 74 Pfd. bei einem Schmelzkohlverbrauche von 8·63 C′ per Centner, 48·53% Ausbringen und der Durchſchnittserzeugung von 457 Ctnr. per 24 Stunden, die öfters in beſagter Zeit bei gutem Gange des Ofens auf 580 Ctr. ſtieg.

Zur Hochofenanlage wurden alle zugehörigen Nebengebäude, Betriebsmaſchinen, wie z. B. ein Kohlbarren von 35° Länge, Gebläſe, Quetſche u. ſ. w. neu erbaut.

Im Jahre 1860 erfolgte die Anlage einer Erzförderbahn vom Bergbaue und dem tiefſten Abbauhorizonte Barbaraſtollen zu der Hütte in einer Länge von 1180 Wr. Klftrn. mit einer ſchiefen Ebene von 450 Klftrn. unter vielen variablen Steigungswinkeln von 14 bis 20 Graden; 1861 wurde dieſe Eiſenbahn zur Erzförderung zum höchſten Andreaskreuzer Horizonte verlängert, mit einer 180 Klftr. langen ſchiefen Ebene, ſo daß gegenwärtig die mit Rails belegten Förderbahnen die Länge von 1730 Klftrn. ausmachen. 1862 kam eine Erzvorrathshalde mit zwei Parallelſtollen nach eigenem Principe für 80.000 Ctr. Erze bei der Grube zur Vollendung, mit dem Baue einer ähnlichen Vorrathshalde bei der Hütte für 150.000 Ctr. Erze, ſo wie einer ſchwediſchen Gasröſtungsanlage wurde begonnen und beide letzteren Objekte 1863 dem Betriebe übergeben, zugleich in dieſem Jahre die Ausführung der Beſſemerhütte in Angriff genommen. 1864 wurde ein großartiges Arbeiterhaus erbaut, ſo daß ſich jetzt Heft zu einem der größten Roheiſenwerke Oeſterreichs emporgeſchwungen hat.

Schon im Jahre 1861 hatte die Comp. Rauſcher dem Beſſemerhüttenprozeſſe alle Aufmerkſamkeit zugewendet, zugleich den Beſchluß ge-

faßt, das Beſſemern dann zu verſuchen und einzuführen, wenn die eben im Baue befindlichen Werksobjecte ſich ihrer Vollendung nahen, welcher Beſchluß zu Anfang 1863 zur Reife gedieh.

Im Jänner 1863 reiste Schreiber dieſer Zeilen nach Leoben zu einer Beſprechung mit Herrn Peter Ritter von Tunner; nach ſelber erfolgte der Entwurf der Pläne für die Anlage zur Beſſemer-Stahlbereitung und der Beginn des Baues nach den nöthigen Erdarbeiten mit Anfang Juli 1863.

Den Hauptfactor des Prozeſſes für die erforderlichen Windſpannungen von 1 bis 1½ Atmoſphären bildet ein vorzüglich gut conſtruirtes Gebläſe, wozu man an roher Betriebskraft 120 bis 180 Pferdekräfte oder bei der in Heft erzielten Totalgefällshöhe von 33', 27 bis 40 C' Waſſer per Sekunde erforderlich hat. Die Anwendung von Dampfkraft zur Erreichung dieſes Effectes mag ſich nur dort lohnen, wo man die Dampferzeugung ohne Anwendung eigenen Brennſtoffes durch Ueberhitze bewerkſtelligen kann; in Heft hat man die Concentration der vom Hochofengebläſe überſchüſſigen Waſſermenge in einem Reſervoir als billiger vorgezogen, was um ſo leichter angeht, als der Beſſemerprozeß temporär iſt und abgeführt wird, wenn das nöthige Roheiſenquantum im Hochofen angeſammelt iſt.

Nach mehreren Meſſungen ergab ſich von der für den Hochofenbetrieb erforderlichen Waſſermenge ein Ueberſchuß von circa 5 C' per Sekunde; dieſer Ueberſchuß fließt in ein Reſervoir von 152.000 C' Faſſungsraum. Bei dem Verbrauche von 27 bis 40 C' Waſſer per Sekunde und dem ſtetigen Zulaufe von 5 C', bei Annahme einer mittleren Chargendauer von 18 Minuten, könnte man daher 10 bis 15 Chargen per 24 Stunden abführen, allein da erfahrungsgemäß zum Anwärmen der Oefen mit dem Beſſemergebläſe die Hälfte jener Waſſermenge verzehrt wird, die man zu einer Charge verbraucht, ſo können in Heft dennoch 6 bis 10 Chargen per 24 Stunden abgeführt werden.

An das Waſſerreſervoir ſchließt ſich ein 50 Klftr. langes, nahezu horizontales Holzfluther von 16□' Querſchnitt mit einer gußeiſernen Schützenvorrichtung und dazu gehörigem doppelten Vorgelege und nöthigen Sperrklinken. Zur Erreichung der größtmöglichſten Gefällshöhe bekam das Gebläſehaus eine ſolche Lage, daß man das Waſſer durch den Hochofenraum zu leiten gezwungen war, daher ſich vom bezeichneten Fluther eine 18° lange, gußeiſerne Röhrenleitung von 45" Durchmeſſer auf Eiſenträgern an die ſenkrechten Einfallsröhren einer 140 pferdekräf-

tigen Jonvaliſchen Turbine vom Gußwerke Maria Zell mit 42″ Raddurchmeſſer anſchließt. Dieſe Turbine bildet den Motor des Beſſemergebläſes nach dem Patente der Herren Civilingenieure Leyſer und Stiehler in Wien. Die erzeugte Gebläſeluft gelangt zu einem Trockenregulator aus Keſſelblech mit 600 C' Faſſungsraum und einem Sicherheitsventile und durch eine 20° lange gußeiſerne 12zöllige Röhrenleitung zu den Beſſemeröfen. Die Beſſemerhütte ſelbſt wurde der größeren Bequemlichkeit und kürzeſten Roheiſenleitung halber, unmittelbar vor den beiden Hochöfen um 8½' vertieft mit 1152 □' Flächeninhalt angebracht und hat in Kürze bedeutende Vergrößerung zu erwarten.

Bei dem erſten Entwurfe der Pläne kannte man nur näher aus Herrn Ritter von Tunner's Bericht die Arbeit und Manipulation mit dem engliſchen Ofen, daher man auch die Abſicht hatte, zwei engliſche Oefen (Retorten) nebeneinander aufzuſtellen. Dieſe Beſtimmung erhielt dadurch ihre Abänderung, daß Herr Hofrath Peter Ritter v. Tunner den Schreiber dieſer Zeilen zu Anfang Novembers 1863 nach Leoben berief, mit großer Liberalität ihm die eben aus Schweden erhaltenen, ſpäter in Druck gegebenen Nachrichten über das Beſſemern in Schweden von C. E. Boman zur Einſicht und Copirung vorlegte, ſich hiedurch für Förderung dieſer Sache ein neues hohes Verdienſt erwarb und weſentlich beitrug, daß in Oeſterreich das Beſſemern nach ſchwediſcher Manier ſo ſchnell zur Ausführung kam.

Die in Boman's Berichte enthaltene praktiſche Darſtellung beſtimmte die Comp. Rauſcher, den urſprünglichen Plan abzuändern und neben dem engliſchen Ofen einen ſchwediſchen aufzuſtellen. Dieſe Abänderung hatte eine Verzögerung von ein Paar Monaten bis zur Abführung des erſten Verſuches zur Folge. Mit Anfang Novembers 1863 war das rohe Mauerwerk für die Beſſemerhütte und das Gebläſehaus ſo weit hergeſtellt, daß mit Aufſtellung der Turbine, des Gebläſes, eines Hebekrahnes von Gußeiſen, der Wind- und Waſſerleitung u. ſ. w. begonnen werden konnte, und ungeachtet des ſo ſtrengen Winters und der dadurch erhöhten Baukoſten arbeitete man rüſtig weiter, um ehemöglichſt zu den erſten Verſuchen zu gelangen.

Die erſten Gebläſeproben in Anweſenheit des Herrn Civil-Ingenieurs Leyſer zu Ende Februars 1864 gaben das erfreuliche Reſultat, daß dieſes ſo ſinnreiche Gebläſe vollkommen den Anforderungen entſpreche. Bei 3·5 □″ Ausſtrömungsquerſchnitt und 80 bis 85 Doppelhüben pr. Minute, Ausſtrömen des Windes in die Atmoſphäre, wurden

15 ℳ = 1.25 Atmoſphären-Preſſung erreicht. Hiebei wurde nur etwa $^3/_5$ der disponiblen Waſſerkraft verwendet. Das Gebläſe, deſſen Conſtruction aus der von den Herren Patent-Inhabern veröffentlichten Broſchüre zu entnehmen iſt, hat zwei liegende Cylinder von 2′ Durchmeſſer und 2′ Hub, iſt außerordentlich feſt und mit ungemeiner Genauigkeit conſtruirt. Die Ringe aus Kautſchuck bei den Saug- und Drucköffnungen, die eigenthümliche Kolbenliederung haben ſich vorzüglich bewährt. Nicht der mindeſte Anſtand ergab ſich bis jetzt, ungeachtet 196 abgeführter Chargen, und erſt nach der 110. Charge wurde ein Kautſchuckring ausgewechſelt. Der Regulator hat die erforderliche Größe. Das Manometer ſchwankt nicht um eine Viertellinie. Zwar tritt unmittelbar an der Ausſtrömöffnung des Gebläſes eine Erwärmung der Luft ein, die nach den abgeführten Proben bei 90 Wechſel per Minute eine Dauer des Ganges von 20 Minuten, gegen Ende des Verſuches bis auf 77° C. ſtieg; am Ende der Windleitung zeigte aber das Thermometer wieder nur 15° C. bei einer äußeren Temperatur von 8° C.

Dem Principe nach iſt der chemiſche Vorgang in einem engliſchen und ſchwediſchen Ofen der gleiche; der Conſtruction nach unterſcheiden ſich beide, wie aus den erwähnten Werken erſichtlich, dadurch von einander, daß der engliſche Ofen die Form einer Retorte beſitzt, die auf Achſen in Lagern ruht und entſprechend durch Vorgelege im Kreiſe gedreht werden kann. Der ſchwediſche Ofen iſt ſtationär. Bei der Ausführung und Anordnung für Heft hielt man ſich ganz an die von den Herren Tunner und Boman ihren bezüglichen Broſchüren beigefügten Zeichnungen. Die Windzuſtrömung im engliſchen Ofen geſchieht durch einſteckbare Thondüſen (Feren) am Boden der Retorte. Jede dieſer Feren hat mehrere Oeffnungen, in Heft 6 à 4‴ weit, ſo daß der Wind durch 42 ſolcher Oeffnungen zuzuſtrömen hat und der Ausſtrömungsquerſchnitt 3·5□″ ausmacht. Die Wände der Retorte ſind von Keſſelblech, mit feuerfeſter Maſſe 6″ dick ausgefüttert. Am Boden hat der engliſche Ofen 24″ Durchmeſſer, in der Mitte 4′, die Oeffnung der Kehle iſt 8″, die Höhe vom Boden bis Beginn der Kehle 62″, Höhe der Feren 18″. Die Anfertigung derſelben bietet große Schwierigkeiten; ſie müſſen gut eingeſtampft, gepreßt und ſorgfältig gebrannt ſein, ſonſt werden ſie durch die hohe Windpreſſung abgehoben. Die dermalen im Gebrauche ſtehenden Feren ſind aus der k. k. Porzellanfabrik in Wien und halten durch 8 bis 10 Chargen. Die hier angefertigten beſtehen aus $^1/_2$ Theile Quarz und $^1/_2$ Theile feuerfeſtem Thone von Blansko; die

im Keſſel eingeſtampfte Maſſe aus $^2/_3$ Quarz und $^1/_3$ feuerfeſtem Blanſkoer Thone. Damit der Wind nicht früher eintreten kann, bevor der Ofen nach dem Roheiſeneinguſſe aufgedreht wird, iſt an einer hohlen Achſe des Ofens, durch die der Wind ſtrömt, ein Excentrik, welches das im Windſtänder ſteckende Ventil mittelſt eines Hebels hebt und dadurch dem Winde Zutritt zur Achſe und dem Beſſemerofen geſtattet.

Der ſchwediſche Ofen beſteht aus zwei Theilen, dem Untertheile mit dem Windkaſten von Gußeiſen, durch welchen die Feren einzuſchieben ſind, und dem vom Untertheile abhebbaren Obertheile, d. i. einem mit feuerfeſten Ziegeln ausgefütterten und oben eingewölbten Blechcylinder. Von 19 Feren à 6‴ Durchmeſſer geſchieht die Windzuſtrömung durch die Seitenwände, die Richtung der Windachſen iſt tangential auf einen mittleren Kreis. Am Boden hat der Ofen 3′ 6″, in 6″ Höhe 4″, geht von da an cylindriſch; die Höhe vom Boden bis zum Scheitel des Gewölbes iſt 46″. In der Mitte des Gewölbes iſt eine quadratiſche Oeffnung für die ſchiefſtehende Kehle. Die angewandten Ziegel und Feren eigener Erzeugung von $^3/_4$ bis $^1/_2$ Quarz und $^1/_4$ bis $^1/_2$ feuerfeſtem Thone ſind in gußeiſernen Chablonen gepreßt und gut gebrannt. Nachdem längere Zeit die Arbeiter bei kaltem Ofen eingeſchult und denſelben die nothwendigen Handgriffe beigebracht waren, wurde zu Heft der erſte Verſuch, Beſſemerſtahl zu erzeugen, am 4. Juni 1864 unter ſpecieller Leitung des Herrn Hofrathes P. R. v. Tunner und in Anweſenheit der Herren Werksinhaber und einer Anzahl von Gäſten in dem ſchwediſchen Ofen mit glänzendem Erfolge durchgeführt. Aus dem Einſatze von 25 Centner grauem Roheiſen wurden 18 Ctr. 89 Pfd. = 74·26% harter, gut ſchmiedbarer Gußſtahl nach 18 Minuten Blaſezeit erzeugt; hiervon an Blöcken 1588 Pfd., an Abfällen 301 Pfd.

Leider konnte der zweite Verſuch wegen nothwendiger Reparaturen am Waſſerreſervoir erſt am 27. und der 3. am 28. Juni unter Anweſenheit des Herrn Hofrathes von Tunner mit den Hütteneleven von Leoben und einer ſehr großen Anzahl von Gäſten, ſogar vom Auslande, durchgeführt werden. Auch dieſe Verſuche gelangen vollkommen und krönten das von der Comp. Rauſcher ſo raſch durchgeführte Unternehmen. Vorzügliches Lob verdient dabei die Liberalität, mit der von Seite der Werksinhabung allen Fachleuten freier Zutritt in die Hütte und Theilnahme an einer bis zwei Chargen geſtattet wird.

Von dieſer Zeit an wurden die Chargen unter meiner perſönlichen Leitung fortgeſetzt, und es fällt der continuirliche Betrieb von Heft ſo ziem-

lich mit dem ſtetigen Betriebe von Turrach zuſammen. Den erſten Verſuch mit dem engliſchen Ofen unternahm ich am 5. September 1864. Auch dieſer gelang vollkommen. Aus 2700 Pfd. Roheiſenſatz wurde aus ſchwach halbirtem Eiſen 2235 Pf. = 82·77% harter, gut ſchmiedbarer Gußſtahl nach 14 Minuten Blaſezeit erreicht; hievon an Blöcken 58·14% ausgebracht.

Der Vorgang beim Beſſemern mit dem ſchwediſchen Ofen in Heft iſt folgender: Wenn der Ofen je nach Umſtänden mit 7 bis 10° Holzkohle angewärmt, dabei das Gebläſe mit ¼ bis ½ Pfund Preſſung etwa durch eine halbe Stunde zur beſſeren Umwärmung angelaſſen wurde, wird die im Hochofen angeſammelte Eiſenmaſſe von 25 bis 30 Ctnr. in eine mit Lehm ausgeſchmierte, vorgewärmte Pfanne abgelaſſen, die allfällige Schlacke abgezogen, mit dem Krahne gehoben, und zum Eingußtrichter des Ofens gedreht. Das Gebläſe wird indeſſen auf 8 bis 9 Pfd. Preſſung angelaſſen, um die im Ofen noch vorhandene Kohle auszublaſen. Hat die Roheiſenpfanne die richtige Stellung über dem Eingußtrichter, ſo wird durch einfaches Hebelwerk die Bodenöffnung der Roheiſenpfanne gelüftet, und das Roheiſen fließt in ein bis zwei Minuten durch bezeichneten Trichter in den Ofen. Zu Anfang des Eingießens wird die Windpreſſung mit 5 Pfd. genommen, ſteigt aber allmälig während desſelben, ſo daß man am Ende ſchon die normale Preſſung von 9 bis 10 Pfd. erreicht. Die Oeffnung des Eingußtrichters wird mit einem Lehmpfropfen verſtopft, Sand darüber gebracht und mit einer Gußeiſenplatte beſchwert.

Schon während des Eingießens entſtrömt die Flamme aus der Kehle des Ofens kegelförmig mit ſchmutzig gelber Farbe, am obern Rande des Kegels zeigt ſich ein langer kometartiger Funkenſchweif; die einzelnen Funken ſind hell, lang und dünn, gehen nicht ſelten an der äußeren Spitze gabelförmig auseinander. Kurze Zeit darauf, je nach der verwendeten Roheiſenqualität nach ½ bis 4 Minuten, wird die Flamme des Flammenkegels heller, geht mitunter zuerſt vom gelben in's blaßröthliche über, wird an den Rändern ſchmutzig weiß, in der Mitte bleibt ein dunkler Kegel; oft zeigen ſich an den Rändern und in der Flamme ſelbſt violette Streifen. Auch dieſe Erſcheinungen dauern nur 1—4 Minuten, die violetten Streifen verſchwinden, die Flamme wird blaßgelb, intenſiver, dichter und ſtärker, verlängert ſich bedeutend, ſchlägt an die gegenüberliegende, mit Gußeiſenplatten bedeckte Hüttenwand und geht ſtrahlenförmig auseinander. Bis zum Eintritte dieſer Erſcheinung, als dem Vorläufer der beginnenden Kochperiode, verfließen, je nach der Roheiſenqualität, bei normalem Gange 2—16 Minuten. Dieſe erſte Periode ſelbſt bis zum Beginne des Kochens wird die Schlackenbil-

dungsperiode genannt; das Manometer ſteigt, wahrſcheinlich in Folge des Verlegens von einigen Ferenöffnungen, auf 11—14 Pfd., bei grauem Eiſen höher als bei weißem, ſinkt aber beim Eintritt des Kochens um 1—2 Pfd. Bei übergrauem Roheiſen mit großer Graphitausſcheidung findet ein ſtarkes Verlegen der Feren ſtatt, die Flamme zieht ſich ganz gegen die Kehle zurück, wird ruhig, etwas rauchend mit wenigen, aber ſtarken Funken; in Folge dieſes Verlegens der Feren dauert natürlich die erſte Periode ſehr lang, dafür iſt die Kochperiode ſehr kurz, 5—8 Minuten. Wir hatten einen Prozeß mit übergrauem Roheiſen, wo nach 5 Minuten Blaſezeit das Verlegen der Feren eintrat, durch 40 Minuten anhielt; nach 45 Minuten endlich wurde die Flamme wieder lebhaft, mit Funken und violetten Streifen, und es dauerte die Schlackenbildungsperiode 50 Minuten; das Manometer ſtieg auf 16 Pfd.

Die Flamme wird immer heftiger und intenſiver, oft unruhig flackernd; der Funkenſchweif am obern Flammenrande dauert zwar fort, iſt jedoch nicht mehr ſo dicht; die einzelnen Funken ſind kürzer, dünner und weniger hell; endlich fallen einzelne gelbe Schlackenkugeln aus dem Ofen, auch von hellen ſternförmigen Eiſenfunken mit etwas Rauch begleitet, bogenförmig nieder. Im Ofen ſelbſt entſteht ein Getöſe mit hörbaren Detonationen, bis der erſte ſtürmiſche Auswurf von Schlacken mit nur wenig Eiſen, begleitet von dichtem braunem Rauche, erfolgt. Bei hitzigem Ofengange wiederholen ſich dieſe Auswürfe ſtark und ſchnell nacheinander, und es wird bald mehr, bald weniger Schlacke aus der Ofenkehle geſchleudert. Im erkalteten Zuſtande iſt dieſe Schlacke blaßgrün, bouteillengrün und ſchwarz, ſehr porös, und ſchließt viele Eiſenkörner ein. Sobald der erſte Auswurf kömmt, wird mit der Preſſung zurückgegangen, und während der Kochperiode mit 7—8 Pfd. Preſſung gearbeitet, um das zu ſtürmiſche Aufkochen und zu ſtarke Auswürfe, mithin größeren Calo zu vermeiden. Bei jedem erneuerten Auswurfe, dem immer ein ſteigendes Getöſe im Ofen vorgeht, ſchwächt man übrigens aus gleichen Gründen die Windpreſſung auf 5 bis 4 ½ Pfd.; dieß geſchieht durch den an einer geeigneten Stelle der Windleitung angebrachten Regulirhahn, der ſo gedreht wird, daß ein Theil des Windes durch ein ſtellbares Auslaßventil ausſtrömt, die Preſſung jedoch nie unter 4 ½ Pfd. herabſinken kann. Nach erfolgtem Auswurfe ſchließt man den Regulirhahn und das Manometer ſteigt wieder auf 7—8 Pfd. Die Flamme während der Kochperiode bleibt immer hell leuchtend, aber 1—4 Minuten nach Beginn derſelben, wird ſie unmittelbar am Rande der Kehle bis auf ¼ bis ⅓ ihrer Länge heller und weißlich, mit einzelnen

baßblauen Streifen, ja manchmal ganz blaßblau; dieß iſt das Zeichen des beginnenden Friſchens. Dieſe Erſcheinung tritt bald früher, bald ſpäter ein, und es nimmt die Länge dieſer Färbung gegen Ende der Kochperiode zu; dabei werden in Zwiſchenräumen Eiſen- und Schlackentheile büſchelförmig mit einiger Heftigkeit an die Hüttenwand geworfen und ſpritzen in tauſenden von kugel- und ſternförmigen Funken auseinander. Das ſtürmiſche Auswerfen nacheinander nimmt allmälig ab, erfolgt nur in größeren Zwiſchenräumen, hört auf einmal ganz auf, die Flamme wird ruhiger, ſenkt ſich etwas, wird kürzer, breiter und durchſichtiger, ſchmutzig weiß mit blaßblauer Färbung. Dieſe Erſcheinung iſt die eigentliche Friſchperiode, obwohl die Entkohlung auch ſchon während dem Kochen ſtattfindet, und wir arbeiten während ſelber mit 7 bis 10 Pfd. Preſſung.

Die Kochperiode dauert je nach Umſtänden und der Roheiſenqualität 4—16 Minuten. Würde man bei Beginn der Friſchperiode, alſo bei Eintritt der beſchriebenen Flammenerſcheinungen abſtechen, ſo würde man noch Roheiſen erhalten.

Die Entkohlung während dieſer Periode geht raſch vor ſich, und die eigenthümliche Färbung der Flamme dabei, die Zeitdauer und Höhe der Preſſung, ſind die wichtigſten Anhaltspunkte für Beendigung des Prozeſſes; um immer nahezu gleich harten Stahl zu bekommen, dazu gehört alſo genaue Beobachtung und Uebung.

In Heft hat man es in kurzer Zeit dahin gebracht, harte und weiche Stahlſorten nach Belieben zu erzeugen.

Die Friſchperiode dauert je nach dem Härtegrad des Stahles 1—4 Minuten. Bei übergrauem Roheiſen oder Brucheiſen bleibt die Flamme nach Eintritt der Kochperiode bis an das Ende des Prozeſſes hell ohne blaue Färbung, und das Erkennen der Friſchperiode wird ungemein ſchwierig, weil der Uebergang von der Kochperiode zu derſelben faſt ohne weſentliche Merkmale ſtattfindet.

Bei der Stahlerzeugung mit dem ſchwediſchen Ofen wird das Product in eine vorgeſetzte Pfanne abgeſtochen. Das Abſtichloch von 16□" Größe iſt mit einem 1" dicken, gebrannten, feuerfeſten Steine geſchloſſen und darauf wird ein mit Lehm beſchlagener, gußeiſerner, mit einem Oehre verſehener Stöpſel eingeſchoben. Sobald das Zeichen zum Abſtich gegeben iſt, wird dieſer Stöpſel herausgeſchlagen, der Stein eingeſtoßen und es fließt der Stahl in die vorgeſtellte, zum Vermeiden von Schalen rothglühend angewärmte Pfanne, in welche unmittelbar vor dem Abſtiche 1% vom

Einſatze flüſſiges Roheiſen vom Hochofen gegeben wird. Man ſoll porenfreie Eingüſſe erhalten und Kürze des Stahles vermeiden.

Die gefüllte Stahlpfanne wird mit dem Krahne gehoben, über die mit Graphit beſchmierten, gut angewärmten, gußeiſernen Formen (Coquillen) gebracht, und in ſelbe entleert. Der Stahl fließt durch eine Bodenöffnung der Stahlpfanne, die durch ein Hebezeug geöffnet und geſchloſſen werden kann, in die Coquillen. Die Coquille wird bis auf einige Zoll unterm Rande allmälig durch Lüften des Hebezeuges gefüllt, darauf kömmt ein mit Graphit beſchmierter gußeiſerner Deckel, der durch einen Keil in an den Formen angebrachten Oehren feſtgehalten und ſo das Heben und Aufſteigen des Stahles vermieden wird. So wird die Stahlpfanne von einer Coquille zur anderen geſchoben. Zu Anfang des Betriebes hatten wir die Coquillen auf einer Drehſcheibe ruhend und die Stahlpfanne fix. Die Coquillen wurden nacheinander vor die Bodenöffnung der Pfanne gedreht. Dieſe Vorrichtung hat ſich aber als eine zu langſame Operation bewährt, und es ſteht mit der bald auszuführenden Hüttenerweiterung auch die Einrichtung einer vollkommeneren Gußvorrichtung bevor. Nach dem Entleeren des Ofens wird noch ein ſchwacher Windſtrom von 3 bis 4 Pfd. Preſſung in den Ofen geblaſen, damit ſich die Feren nicht verlegen, dann ſchnell der Deckel des Windkaſtens abgenommen, die Feren gereiniget und auf ihre Länge unterſucht. Wenn ſie ſich bis auf 3″ ausgebrannt haben, müſſen ſie ausgewechſelt werden. Die Stahlblöcke werden etwas erkalten gelaſſen, dann die Coquillen mittelſt des Krahnes von den Blöcken abgehoben. In Heft erzeugt man Blöcke von 6 bis 12″ im Quadrat, 36 bis 40″ Höhe, im Gewichte von 2 bis 12 Ctr.

Das Gießen des Stahles durch die Bodenöffnung iſt unerläßlich, um ſchlackenfreie Blöcke (Eingüſſe, Ingots) zu bekommen, jedoch ſchwierig, wenn der Stahl nicht ſehr flüſſig iſt, weil ſonſt ein Verlegen der Bodenöffnung ſtattfindet. (Schluß folgt.)

Malteiner Studien.

Aerztliche Kenntniſſe und Arzneimittel der Landleute.

Ich wage es nicht zu entſcheiden, ob man auch heut zu Tage den Sprnch des Weltweiſen unterſchreiben könne, daß nämlich jene Gemeinweſen die glücklichſten ſind, wo man am wenigſten Anwälte und Aerzte braucht.

Wäre nämlich der Spruch ſo ganz zweifellos wahr, ſo müßten die Landgemeinden weit glücklicher ſein, als Städte und größere Orte, weil ſie die Vorerwähnten allerdings wenig in Anſpruch nehmen. — Sollte man ſie etwa für ſo aufgeklärt halten, daß ſie ſich in fraglichen Angelegenheiten ſelbſt zu helfen wüßten? O nein! Sie ſind nur eines Theils zu phlegmatiſch und zu einfältig, als daß ſie ſogleich in Streit geriethen und ihr Recht verfolgten; anderen Theils hat das Landleben viele der Geſundheit zuträgliche Seiten, und ſo wird der Arzt leichter entbehrt.

Das Glück der ländlichen Bevölkerung iſt in beiden Beziehungen nicht ſo hervorſtechend, als man gerne glauben möchte. Die Proceßſucht iſt auch in manchen entlegenen Thälern endemiſch; und wo gibt es nicht hartgeſottene, durchtriebene Leute, die auf die Einfalt oder Beſchränktheit ihrer Nachbarn ſpeculiren? Die ländliche Iſolirung bringt es mit ſich, daß der Bauersmann in geiſtiger Beziehung, wenn überhaupt, ſich immer nur einſeitig ausbildet. Wenn nun nicht das bürgerliche Geſetzbuch ſeine Stärke ausmacht, ſo wird er durch die modernen Schriftgelehrten unter ſeinen Nachbarn oft in Angſt und Kummer verſetzt und weiß ſich nicht zu rathen, während der Städter beim Mittagstiſche von gewiegten Rechtsfreunden oft die heiklichſten Fragen erörtern hört und immer Gelegenheit hat, ſich über ſeine Angelegenheiten informiren zu laſſen.

Das wird auch wahrſcheinlich immer ſo bleiben, denn die Natur der Verhältniſſe wird ſtets maßgebend ſein.

Rückſichtlich der Geſundheitsverhältniſſe iſt die ländliche Bevölkerung auch oft in einer bemitleidenswerthen Lage. Der Arzt iſt ferne — und wäre er auch in der Nähe, ſo muß man ihn am Ende doch bezahlen, und das Geld iſt rar. Was alſo thun, wenn plötzlich eine Krankheit eintritt, wie ſich helfen bei Unfällen, an die man nicht denkt, bis ſie da ſind?

Betrachten wir alſo in Kürze den Umfang und Gehalt der ärztlichen Kenntniſſe, welche bis in die äußerſten Wellenlinien der Bevölkerung gedrungen ſind, ſo wie die Arzneimittel, die man in dieſen Kreiſen zur Hand hat.

Die Natur des Landlebens bringt auch eine eigenthümliche Lebensordnung mit ſich. Frühes Schlafengehen, frühes Aufſtehen, kräftige und öftere Koſt, beſtändige Beſchäftigung, warme Kleidung, friſche Luft und noch einige andere allgemein beobachtete Vorſchriften bilden die Grundlage einer dauerhaften Geſundheit, wie man ſie in der Regel unter dem Landvolke antrifft. Stellt ſich Schwäche ein und geht es mit der Arbei

nicht recht vorwärts, ſo zieht der Landmann als Hirt über Sommer ins Hochgebirge, um durch das friſche Waſſer, die reine Luft und durch mehreres Faſten und größere Ruhe wieder zu Kräften zu kommen.

Der Touriſt ſtößt daher bei ſeinen Alpenparthien ſelten auf ſehnige Burſchen und ſchmucke Dirnen unter dem Hirtenvolke, er trifft gewöhnlich ſchwächliche Reconvalescenten und alte, alte Patienten.

Was nun die ärztlichen Kenntniſſe der bäuerlichen Bevölkerung ſelbſt betrifft, ſo iſt zu ſagen, daß in dieſen Gegenden, wo die Viehzucht die einzige Erwerbsquelle iſt, die einzelnen Theile des thieriſchen Organismus faſt allgemein ſehr wohl bekannt ſind. In jeder Haushaltung werden Nutzthiere geſchlachtet und zerlegt. Man lernt ſo den Zuſammenhang und die Wechſelwirkungen der Glieder, Flechſen, Adern ꝛc. kennen, und ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn ſehr viele Landleute äußerliche Schäden, Wunden, Verrenkungen, Beinbrüche richtig zu beurtheilen und zu behandeln vermögen. Die Noth iſt oft eine zwingende Lehrmeiſterin geweſen und iſt es noch. Die fähigſten Köpfe bringen es bei fortgeſetzter Uebung in dieſer Behandlung zu einer Kunſtfertigkeit, die alle Anerkennung verdient. Freilich ſind ſie dünn geſäet, dieſe Bein-Doctoren, aber es gibt deren, welchen Cavaliere, Beamte und ſelbſt wirkliche Aerzte ihre geraden Glieder zu verdanken haben, und die ſich als echte Bramarbaſſe mit ihrer Ruhmredigkeit noch weit größere und mehrere Kunſtſtücklein zuſchreiben, als ſie wirklich verrichtet haben. Sie entſchädigen ſich dadurch gewiſſermaßen für die Verfolgungen, denen ſie von anderen Aerzten und Beamten ausgeſetzt ſind, weil ihnen das Geſetz das Handwerk ſtellt. Auch ſind ſie nicht ſo uneigennützig, wie man glauben ſollte. Man hat Beiſpiele, daß ſie das Rechnen auch verſtehen, während ſie oft gleich herzloſen Tyrannen ſich bitten und anflehen laſſen, ohne einen Schritt zu thun, da doch der Gemeindearzt gehen und zugreifen muß, ſobald man ihn verlangt. Uebrigens herrſcht auch hier wie anderwärts unter der ländlichen Bevölkerung eine Antipathie gegen kalte Umſchläge, eingreifende Operationen, Beinabnahme und dergleichen, und man meidet, wo nur irgend möglich, den geprüften Arzt, um ſich dem Beindoctor obbeſagter Kategorie zu überlaſſen.

Es gibt daher keine Einharl, keine Holzfüße, keine künſtlichen Glieder hier, wenn ſchon Beinbrüche fort und fort eintreten.

Die Kenntniß der innerlichen Krankheiten dagegen iſt auf dem Lande wohl nur höchſt oberflächlich; die darauf bezüglichen Anſichten der Bevölkerung erſtrecken ſich nicht viel über die gewöhnlichſten Zuſtände

hinaus, und wo sie darüber hinausgehen, strotzen sie von Irrthümern und abergläubigem Unsinne, wie die Bücher, aus denen sie entnommen sind.

Wenn zwei Leute dasselbe thun, so ist es doch nicht das Gleiche dies gilt in vorzüglichem Grade vom Lesen medicinischer Bücher und Werke. Diese kann doch nur der gebildete Arzt recht benützen; in der Hand des Laien werden sie gefährlich und wirken oft verderblich. Das Landvolk hat nicht Zeit, Zeitungen zu lesen, und nimmt daher auch keine, Notiz von den in den Tagesblättern angerühmten Wundermitteln aller Art; was wohl für die Gesundheit und den Geldbeutel desselben gleich vortheilhaft ist. — Aber leider, es hat andere Feinde im Hause selbst, die es als seine intimsten Freunde hätschelt und pflegt und von denen es nicht lassen will — das sind die mittelalterlichen Arzenei- und Kräuterbücher. Darein stecken nur gar zu Viele ihre Köpfe und glauben dann auch etwas zu wissen, lassen ihr Licht leuchten und machen nun auch in innerlichen Krankheiten dem geprüften Arzte Concurrenz. Es gibt vielleicht keine noch so haarsträubende Meinung über Krankheiten und deren Gegenmittel unter dem Landvolke, die sich nicht auf irgend ein altes Arzeneibuch zurückführen ließe. Man braucht nur das nächste beste zu durchblättern, um wahrzunehmen, welche Gaukeleien und (vielleicht wohl unabsichtliche) Betrügereien diese Sammelwerke enthalten.

Für den Nichtarzt wird es in den meisten Fällen immer schwer bleiben, die Quellen innerlicher Krankheiten zu entdecken. Er wird stets der Versuchung ausgesetzt bleiben, sie da zu suchen, wo die Krankheit empfunden wird, und daher aus Mangel an Erfahrung zu Fehlschlüssen verleitet werden. Es ist daher ein großes Glück für das Landvolk, daß die Natur selbst manchen Fingerzeig gibt, den man nur zu beachten braucht, um sie wieder in das regelmäßige Geleise zurückzuführen. Die gewöhnlichsten Krankheiten geben sich bald zu erkennen, und da weiß man auch bald, was anzufangen sei. Ein Theil der Hausapothecke steckt doch immer im Küchengärtlein, als Veiglblüh, Camillen, Frauenblatt, Kremm; ein Theil wird auf Alpen, z. B. goldenes Wildnißkraut, Edelrauten, Peterstamm, Speik, Schanickl (Dentaria ennea phyllos) ꝛc., — oder auf Wiesen, wie Gachel, Baldrian ꝛc.; oder in Gärten, wie Kirschen, Hollunder und Lindenblüh, gesammelt. Etwas steckt immer in den Schreinen von destillirten Oelen, stinkendem Balsam, Salben ꝛc. Etwas leistet der Milchkasten mit Butter und Schmalz, und das Uebrige holt man aus dem nächsten Kaufladen, und so wendet man je nach Um-

ſtänden Brech-, Schweiß-, Abführmittel an, greift wohl auch zum Aderlaſſen, zu warmen Umſchlägen von verſchiedenartigem Inhalte, Sauerteige, Bädern ꝛc. ꝛc. — Die Bereitung dieſer Gegenſtände zum Gebrauche des Kranken geſchieht durch die Hand der Hausfrau. Die Pflege obliegt ebenfalls ihr und ihren Gehilfinen. Das weibliche Geſchlecht iſt ja überall der erſte Hausarzt, und von ſeiner Geſchicklichkeit und aufopfernden Liebe hängt zumeiſt das Befinden des Kranken, ſeine Rettung oder ſein Untergang ab.

Es liegt alſo ſehr viel daran, daß gerade das weibliche Geſchlecht die nöthige Bildung des Verſtandes und Herzens erhalte, und iſt ſehr zu bedauern und nicht genug zu bekämpfen der Wahn ſehr vieler Menſchen, daß nämlich die Mädchen nicht jene Bildung brauchen, wie die Knaben; daß nichts daran liege, ob ſie etwas erlernen, oder nicht.

Solche Reden wird Jeder bleiben laſſen, der einmal die traurige Erfahrung machen muß, was man auszuſtehen hat, wenn man in ſchwerer Krankheit von einer unwiſſenden und daher dummen oder rohen Perſon bedient wird. P. K.

An eine Orange.

Goldfrucht, ſüßanduftende, mächtig weckſt du
— Während draußen wirbelnden Schnee der Sturm peitſcht
Sehnſucht mir im Buſen nach deiner Heimat
Ewigem Lenzhauch!

Nach dem lichtumfloſſenen Hain Sizilien's,
Wo dich unter Scherz und Geſang gepflückt einſt
Ach! vielleicht ein reizendes, ſchwarzgelocktes
Ländliches Mädchen.

Abend war's — kein Wölkchen im Himmelstiefblau,
Spiegelklar erglänzte die See, durch's Laubwerk
Spielend goß die Sonne auf braune Wangen
Wärmeren Purpur.

Aber ſieh! aus zierlichem Glaskorb nimmt dich
Jetzt die Hand der nordiſchen Hausfrau, ſorgſam
Löſt ſie deine Hülle, und reicht voll Anmuth
Dich zum Genuß hin!

Träumt' ich? — Fort ihr Träume des Südens! hier auch —
— Während draußen wirbelnden Schnee der Sturm peitſcht
Lächelt zauberinnig aus blauen Augen
Ewiger Lenz mir!

Ernſt Rauſcher.

In der Weinlaube.

Ruhend unterm Rebendache
Blick ich auf zur vollen Traube,
Heiter ſinnend, ward der Zeit auch
Meine Jugend längſt zum Raube.

Von dem Stock, der mich beſchattet,
Ward gekeltert mir der Becher,
Lieg' ich lang ſchon tief im Grabe,
Schlürft den Wein ein andrer Zecher.

Mög' er fröhlich mein gedenken,
Denk' auch derer, die geſchieden,
Und ſo mögen viele raſten
Sinnend, trinkend hier im Frieden.

Adolph Pichler.

Die Volksſchule in Oeſterreich.

Als vor ungefähr einem Jahre die Arbeiter von Paris in ihr Wahlprogramm den Satz aufnahmen: „Wir wollen vor Allem Bildung, denn wie ſollen wir, nicht ausgerüſtet mit geiſtigen Waffen, den ungleichen Kampf um unſere Exiſtenz auskämpfen?“ hatten ſie in kürzeſter Form die Nothwendigkeit eines den Forderungen der Zeit und den Bedürfniſſen des Volkes entſprechenden Schulweſens nachgewieſen. Unter den ſechs Millionen Familien, welche Oeſterreich zählt, ſind 89 Percent oder faſt 5,300.000, welche ein Jahreseinkommen von nicht mehr als 400 fl. beſitzen und ſich folglich in der allerdrückendſten Lage befinden. Gerade dieſe liefern die größte Maſſe der Arbeiter und deshalb auch der Production, und zahlen folglich auch den größten Theil der Steuern, namentlich der indirecten. Mindeſtens 95 Percente ihrer Kinder aber ſchließen ihren Bildungsgang mit der Volksſchule ab. Man wird ſich daher vielleicht berechnen können, was eine Reform der Volksſchule für das Volk und den Staat bei uns zu bedeuten hat, wenn man es auch nicht einſehen ſollte.

Einer Reform bedarf aber unser Volksschulwesen in der That, und zwar einer baldigen und durchgreifenden. Schon die Zahl der vorhandenen Schulen ist nicht mehr ausreichend, obschon officielle Stimmen wiederholt bemüht waren, das Gegentheil unter Hinweis auf England und Frankreich darzuthun. Aber gerade in diesen beiden Staaten war es erstens nie so arg, als man es gemacht hat, und ist überdies in neuester Zeit so viel für die Hebung des Volksschulwesens geschehen, daß wir in Bezug auf die Menge der Schulen schon eingeholt, in Bezug auf deren Leistungen aber sogar überholt worden sind. Denn in Frankreich kommt bereits eben so wie in Oesterreich auf 1200 Einwohner eine Schule, und in England auf 1250. Vor diesen beiden Ländern haben wir somit nichts mehr voraus; dafür stehen wir aber hinter Belgien, wo eine Schule auf 876 Einwohner entfällt, Preußen, welches eine Schule auf 694 Seelen zählt, und der Schweiz, wo sogar schon auf 456 Menschen eine Schule kommt, weit zurück. Der Mangel an Volksschulen wird aber bei uns um so fühlbarer, als die großen Städte und die Industrie-Bezirke mit ihrer dichten Bevölkerung in gleichem Verhältnisse stehen, und die Ueberfüllung der Schulen dort jeden Erfolg des Unterrichtes in vorhinein unmöglich macht. Es ist unter solchen Verhältnissen gar nicht wunderbar, daß in Oesterreich durchschnittlich 30 Percent der schulpflichtigen Kinder den Schulbesuch unterlassen, während dies in Preußen nur mit 6 Percent der Fall ist, und in der Schweiz sogar alle schulfähigen Kinder auch wirklich am Unterrichte Theil nehmen.

Noch weniger aber entspricht die Volksschule bezüglich des Unterrichtsstoffes den Anforderungen der Zeit. Es gibt freilich auch heutzutage noch Menschen, welche behaupten, mit dem Lesen, Schreiben und Rechnen sei für das Wissen und Können genug geschehen, und Wolfgang Menzel behauptet sogar: „Die Dorfkinder kommen mit dem nöthigen Religions-Unterrichte, dem Lesen, Schreiben und Rechnen vollständig aus. Alles, was darüber ist, ist vom Uebel.“ Allein die Erfahrung lehrt, daß gerade das Volk selbst am besten einsieht, daß der Unterricht in der Elementarschule für seine Bedürfnisse nicht ausreiche; denn nicht selten hört man gerade den ländlichen Taglöhner und städtischen Arbeiter sagen: „Warum sollte ich meine Kinder in die Schule schicken? Sie lernen dort nicht das, was sie brauchen und womit sie sich einmal fortbringen müssen; darum lasse ich sie lieber in die Arbeit gehen.“ Dieses Urtheil ist ein treffendes; denn in der That genügt in unseren Tagen, wo die

Landwirthſchaft zur Induſtrie, das Handwerk zur Kopfarbeit und der Handel zur großartigſten Speculation geworden iſt, der Unterricht der Volksſchule nicht einmal mehr für den künftigen ländlichen oder ſtädtiſchen Hilfsarbeiter, denn jeder Geſchäftsmann wird es beſtätigen, daß mit der Intelligenz des Arbeiters die Größe der Productions-Leiſtung in geometriſchem Verhältniſſe zunimmt.

Aber nicht einmal die eingeführten Gegenſtände werden in vielen Fällen an unſeren Volksſchulen entſprechend behandelt; denn einerſeits ſchreibt das aus dem vorigen Jahrhunderte ſtammende „Methodenbuch" noch ein Lehrverfahren vor, deſſen Weſen in todten Gedächtnißübungen und einer mechaniſchen Abrichtung beſteht, und andererſeits genügen, ob der Ungunſt der Verhältniſſe, die Kräfte des Lehrers vielfach für eine höhere Leiſtung nicht, und wenn ſie auch, wie dies namentlich bei unſeren jüngeren, friſch vorwärts ſtrebenden Schulmännern der Fall iſt, vollkommen ausreichen könnten, dürfen ſie nicht geübt werden, denn vor ihnen ſteht die Schranke der „politiſchen Schulverfaſſung von 1805", und als Bleigewicht laſtet auf ihnen auch noch der „Meßnerdienſt". Dazu kommt die geringe Dotirung, welche gegenüber der in anderen Staaten, ſogar in dem verſchrieenen Rußland, geradezu karg und ärmlich erſcheint und auch die tüchtigſte Thätigkeit lähmt, denn, wie ein neuerer Volkswirth richtig ſagt: „Wer mehr als das Wenigſte leiſten ſoll, muß frei von Nahrungsſorgen ſein."

Stoy behauptet, die Schul-Inſpection ſei der Regulator im Syſtem der Lehrkräfte. Aber gerade dieſer wichtige Regulator des inneren Schullebens iſt bei uns ſehr mangelhaft. Man kann doch das keine genügende Schulaufſicht nennen, wenn der ohnehin mit Schreibereien überbürdete Pfarrer etwa jeden Monat einmal die Schule auf eine Stunde beſucht und einige Fleißzettel oder Heiligenbilder unter die Kinder vertheilt, und wenn der Bezirksdechant alle Jahre zweimal zu einer zweiſtündigen Prüfung und einer Mittagstafel, der Schulrath aber gar nur alle zwei Jahre einmal kommt. Und der Letztere kann gar nicht öfter kommen, denn der niederöſterreichiſche Schulrath z. B. hat etwa 2000 Schulen zu inſpiciren. Wenn er auch jeden Tag eine beſucht, ſo braucht er, abgeſehen von allem Zeitverluſte für die Wege, und ohne Rückſicht auf ſeine Amtsſtunden, doch fünf Jahre, um alle unter ſeiner Leitung ſtehenden Anſtalten auch nur einmal zu viſitiren. Man ſieht daraus, daß die Reform unſerer Volksſchulen eine ſehr umfaſſende werden muß, wenn ſie etwas nützen ſoll. Sie wird ſich ſowohl auf den Lehr-

plan, den Unterrichtsstoff, das Lernziel, die Schulzeit und die Behandlungsweise der einzelnen Gegenstände, als auch auf die Vermehrung der Schulen, die Bildung der Lehrer, die Dotation derselben und die Inspection zu erstrecken haben.

Heutzutage, wo die Zeit für immer vorüber ist, in welcher ganze Stände von Haus aus zur Arbeit und andere zum Genuße bestimmt waren, heutzutage, wo vielmehr Jeder berufen ist, sich durch seine Fähigkeiten und Kenntnisse, durch seinen Fleiß und seine Ausdauer bis zu den höchsten Stufen im praktischen und socialen Leben emporzuschwingen, wo aber auch anderseits Jeder auf seine „Selbsthilfe" angewiesen ist, muß auch die Schule Jedem die Gelegenheit bieten, sich wirklich selbst zu helfen und selbst erheben zu lernen (N. F. P.)

Einiges über Petroleum.

Das Aufsehen, das dieser relativ neue Beleuchtungsstoff, man kann sagen in der ganzen civilisirten Welt bei Gelegenheit seiner erst jüngst geschehenen Einführung machte, ist kaum viel geringer gewesen als jenes, welches die Einführung des „Gases" (Kohlenwasserstoffgas) auf dem Continente seinerzeit begleitete. Die Erwägung, ob und in wieweit dasselbe gerechtfertigt sei, sowie überhaupt eine gründlichere Besprechung dieses interessanten Gegenstandes wollen wir einem größeren Aufsatze vorbehalten, und dießmal nur einige der Empirie entnommene Daten vorbringen, wozu uns das in großen Kreisen dagegen noch bestehende Mißtrauen Veranlassung gibt.

Dieses seit Kurzem sehr in Aufnahme gekommene Erleuchtungsmaterial hat nämlich seiner leichten Entzündbarkeit wegen zu so zahlreichen großen und kleinen Unglücksfällen Veranlassung gegeben, daß sein Ruf der Gefährlichkeit den der Crinoline womöglich noch überbietet. Doch ist auch das Petroleum „besser als sein Ruf" und ebenso wenig etwas Neues, als unsere modernen Reifen und Reifröcke. Bei beiden ist eigentlich nur der Name und — die Verbreitung neu.

Viele Völker Asiens, sowie die Griechen, brauchten Petroleum als Erleuchtungsmaterial bereits vor Jahrhunderten, die alten Aegypter zur Einbalsamirung ihrer Todten; die um die ägyptischen Mumien gewickelten

Leinwandſtreifen ſind mit Steinöl getränkt und zeigen die Subſtanz noch in erkennbarer Weiſe. Ebenſo iſt das ewige Feuer Perſiens brennendes Erdöl oder Steinöl; die Bekenner der Lehre des Zoroaſter werfen vor dieſem Feuer ſich nieder und beten in ihm die Macht ihres Gottes an. Auch eine Gegend Indien's brennt in Naphtaflammen, doch die Indier fliehen den Ort als — Aufenthalt des Teufels! Nach den Behauptungen einiger Alterthumsforſcher waren die immerbrennenden Feuer auf den alten heidniſchen Altären nichts weiter als natürliche Ausſtrömungen mineraliſcher Oele; ſogar die noch jetzt in Baku, Provinz Schirwan, in Ehren gehaltenen heiligen Flammen ſind entzündete flüchtige Gaſe, die dem naphtahaltigen Boden freiwillig entſtrömen. — Ferner iſt nahe bei Derbent, unweit des kaspiſchen Meeres, eine Stelle, wo das Steinöl auf einer Fläche im Umkreis einer Viertelmeile brennt.

Von den Alten und bisher überhaupt ward dieſes Erdöl, in den verſchiedenen Arten, in denen es zu Tage trat, Bitumen, Naphta ꝛc. genannt; wir nennen es petroleum (Fels- oder Steinöl); damals ward es zur Beleuchtung der Tempel und Altäre benutzt, wir benutzen es zur Beleuchtung unſerer Häuſer und Zimmer. Es hat ſeine religiöſe Bedeutung verloren und dafür eine ökonomiſche gewonnen. Die finſteren Geiſter, die ehemals um die brennenden Erdmündungen kreiſten, haben es verlaſſen und den freundlichen Geiſtern der Gemüthlichkeit Platz gemacht, die jetzt um jeden Tiſch ſchweben, auf welchem die ſchönen Petroleumlampen brennen.

Die ergiebigſten Petroleum-Quellen haben, ſo viel uns bekannt, Aſien und Amerika; die wichtigſten für die neuere Induſtrie jedoch ſind die des letztgenannten Erdtheils, namentlich der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, wo ſeit einigen Jahren durch ſogenannte Senkbrunnen Steinöl in unerhörten Maſſen gewonnen und nach allen Weltgegenden hin verſandt wird. Aber auch in manchen Gegenden Europa's fließt Steinöl; in England bei Coalbroodale entſpringt eine Quelle im Steinkohlenlager; in Italien bei Amiano im Herzogthum Parma, bei Modena und in Monte-Chiaro, unfern von Piacenza; in der Schweiz bei Lampertsbach; an vielen Stellen Galiziens und endlich in Frankreich bei Béziers gab und gibt das Erdreich Petroleum. Seefahrer ſahen es zu Zeiten auch auf der Meeresfläche ſchwimmen, z. B. bei den Inſeln des Cap Vert.

Man hat Mittel gefunden, das Petroleum zu reinigen von den Beſtandtheilen, welche ſeine leichte Entzündbarkeit verurſachen, doch leider vernichtet Habgier und Betrug oft die Wohlthat der Wiſſenſchaft wieder, indem ſie dem als gereinigtes Petroleum in den Handel kommenden Brenn-

ſtoff Schieferöl oder Naphta beimiſcht. Es iſt daher Pflicht, bei Einkauf und Anwendung mit Vorſicht zu Werke zu gehen.

Das gereinigte Petroleum muß faſt farblos ſein und darf bei Berührung eines brennenden Körpers nicht ſogleich Feuer fangen.

Um ſich von dieſer Eigenſchaft zu überzeugen, gießt man etwas Petroleum in eine Untertaſſe und fährt mit einem brennenden Zündhölzchen dicht über die Flüſſigkeit. Iſt dieſe gebührend gereinigt von den leicht entzündlichen Oelen und Gaſen, ſo geräth ſie nicht in Flammen, und wenn man das Zündhölzchen hineinwirft, brennt es noch einige Augenblicke, um dann gänzlich zu erlöſchen.

Jedes zur Erleuchtung beſtimmte mineraliſche Oel, das nicht dieſe Probe beſteht, muß als gefährlich gemieden werden.

Doch auch wenn das Petroleum von den ſogenannten Naphtaſubſtanzen geſondert iſt, welche ihm die raſche Entzündbarkeit mittheilen, bleibt immer noch Grund genug, bei ſeinem Gebrauch vorſichtig zu ſein, bei Aufſpeicherung und Aufbewahrung, bei Kauf und Verkauf, beim Ein- und Ausgießen achtſam zu Werke zu gehen, denn von Leinen, Baumwolle oder Wolle eingeſogen, erhöht ſich die Entzündbarkeit des Petroleums in hohem Grade.

Eine Eigenthümlichkeit der gewöhnlichen Petroleumlampen iſt die, daß der mit einem ſehr ſchmalen Rande brennende Docht derſelben, in Folge ſtoßweiſer, wenn auch verhältnißmäßig ſchwacher Lufterſchütterungen verlöſcht, wie wir dieß heuer in unſerm Theater in Klagenfurt zu beobachten Gelegenheit hatten, wo faſt immer, wenn in einer Szene Schüſſe abgefeuert wurden, ſelbſt wenn dieſelben in einer andern Richtung als in jener des Zuſchauerraumes geführt wurden, ſowohl die meiſten Lampen des Luſtres als mehrere von den an der erſten Logenreihe angebrachten Lampen auslöſchten. Die im Zuſchauerraume ſelbſt entſtehenden Bewegungen oder der Luftſtrom, den das Aufziehen oder Herunterlaſſen des Theatervorhanges mit ſich bringt, vermochten dagegen der Stätigkeit der Petroleumflammen nicht das Geringſte anzuhaben.

Zur Aufbewahrung und zum Transport des Petroleums ſind metallene Gefäße am zweckmäßigſten; die Verkaufslager müſſen durch Sicherheitslampen oder durch außen angebrachte Lampen erleuchtet werden.

Eine Lampe, in welcher Petroleum oder anderes mineraliſches Oel gebrannt wird, darf keinen Spalt, keinen Sprung haben, welche eine direkte Communikation des Brennſtoffs mit dem Raume, wo der Docht ſich befindet, ermöglichen könnte.

Das Reſervoir muß mehr Oel enthalten, als mit einem Male verbrannt wird, damit die Lampe nie ganz leer ſei, und da es wichtig, dies ſtets beurtheilen zu können, ſo ſind die Oel-Reſervoirs von durchſichtigen Maſſen, als Glas, Porzellan ꝛc. die vorzüglichſten. Die Reſervoirs ſelbſt müſſen ſehr ſtark, die Aufſätze und Verbindungsglieder mit feſtem Kitt, der durch mineraliſches Oel nicht erweicht wird, ſchlußfeſt gemacht ſein.

Der Fuß der Lampen muß ſchwer ſein, um die Gefahr des Umſtoßens möglichſt zu verringern.

Iſt das Oel-Reſervoir mit Petroleum gefüllt zum ſofortigen Gebrauch, ſo muß es vor dem Anzünden ſorgfältig wieder geſchloſſen werden; geht das Oel zur Neige, ſo muß man die Lampe auslöſchen und erkalten laſſen, ehe man ſie wieder öffnet, und iſt man genöthigt, ſie vor dem völligen Erkalten wieder zu füllen, ſo muß das Licht, womit man zum Eingießen leuchtet, ganz fern gehalten werden.

Zerbricht der Cylinder, ſo muß man die Lampe unverzüglich auslöſchen, damit die Flamme nicht die Metalleinfaſſungen erhitze. Denn ſobald dieſe Erhitzung eine gewiſſe Intenſität erreicht, dampft das Oel in dem Reſervoir, der Dampf kann Feuer fangen und eine Exploſion veranlaſſen, die nicht nur die Lampe zerſtört, ſondern durch Ausſtrömen der ſehr entzündlichen, oft ſchon entzündeten Flüſſigkeit größeren Schaden den übrigen Geräthen, den Menſchen ſchwere Verletzungen zufügen kann.

Um entzündetes Petroleum zu löſchen, iſt Sand, Erde, Aſche, Kies dem Waſſer vorzuziehen.

Gegen Brandwunden durch entzündetes Petroleum iſt raſche Anwendung leinener Umſchläge mit friſchem Waſſer, oft erneuert, zu empfehlen, wenn ärztliche Hilfe im Augenblick nicht zu erlangen.

Zum Schluſſe wollen wir noch das Faktum konſtatiren, daß die Gebrauchsaufnahme dieſes Beleuchtungsſtoffes in Kärnten dem Bekanntwerden desſelben in neueſter Zeit unmittelbar folgte, daß die Verbreitung desſelben in unſerem Lande eine ſehr raſche und allgemeine war, und daß das flache Land der Landeshauptſtadt überraſchenderweiſe darin ſelbſt vorausging. K. W.

Aus der Oper. — Eis. — Corsofahrt.

Klagenfurt im März 1865.

In meinem letzten Briefe erwähnte ich der Aufführung von Meyerbeer's „Dinorah", und siehe da! innerhalb weniger Wochen hat uns die Oper noch mit zwei großen dramatischen Werken, nämlich mit den „Hugenotten" und dem „Don Juan", beschenkt. Wer möchte da nicht mit dem Studenten Frosch in Auerbach's Keller sagen: „Mein Leipzig lob' ich mir, — Es ist ein klein' Paris, und bildet seine Leute". Ist doch Paris der Ort, von dem aus jene ersten Zwei ihren siegreichen Zug durch die civilisirte Welt begonnen. Die Hugenotten sind zwar in Oesterreich nicht mehr neu, sie zählen auch da schon mehrere Decennien, und doch kennt man sie als solche erst seit kürzerer Zeit. Vor 1848 als illegitime Kinder behandelt, welche „Welfen und Ghibellinnen" hießen, wurden sie erst spät durch die nachgefolgte Ehe der Theaterpolizei mit dem Geiste des Fortschrittes legitimirt, und erhielten nun auch in der Welt den ihnen angestammten Namen „die Hugenotten". Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß diese beiden Tonwerke, denen die Kritiker aus allen Parteien wenigstens den Ruhm genialer Erfindung, Melodienreichthums und dramatischer Gewalt zugestehen, bei uns zur Darstellung kommen, und dies um so mehr, als die größten Opernbühnen Europa's ihre ganze Kraft diesen Opern zur Verfügung stellen müssen, um ihnen gerecht zu werden. Wir bedauern fast, es uns zur Aufgabe gemacht zu haben, bei Besprechung theatralischer Ereignisse, nur eine allgemeine Kritik zu üben und jene der Persönlichkeiten bei Seite zu lassen, da wir gerade in diesem Falle hinreichend Gelegenheit gehabt hätten, einzelnen Darstellern für ihre schönen, meist überraschenden Leistungen den wohlverdienten Tribut des Lobes zu leisten.

Denn in der That, es hatte Niemand diesen Erfolg hoffen zu können geglaubt; wußte man doch, daß die Hugenotten zur Erzielung einer mächtigen Wirkung außer den gewöhnlichen Erfordernissen einer großen tragischen Oper auch einen Aufwand von Chören verlangen, den selbst ziemlich große deutsche Bühnen nicht zu bestreiten vermögen, und daß die Dinorah neben einer tüchtigen Coloratursängerin auch das so seltene Gewächs eines Buffo-Tenores bedürfe, ein Erforderniß, welches bis jetzt die Aufführung dieser Oper im Wiener

Hofopern theater unmöglich machte. Und doch fand ſich dies Alles bei uns, vorausgeſetzt, daß man nicht einen Maßſtab anlegt, der nur bei den erſten Kunſtinſtituten am Platze iſt. Wir hatten Mittelmäßiges erwartet und Gutes, ſtellenweiſe ſogar ſehr Gutes erhalten. Sogar die berühmte Ziege, welche in jeder Stadt, wo bisher noch die Dinorah zum erſten Male aufgeführt wurde, der Journaliſtik wohlfeilen Stoff zu Witzen lieferte, wußte man beizuſtellen, und ſie iſt wenigſtens in den erſten Aufführungen nicht merklich aus der Rolle gefallen. Sie ſollte nach dem Libretto zwar weiß ſein, ihre „dießländige hiſtoriſch-politiſche Individualität" war aber ſchwarzgefleckt. Auch ein Zeichen der Zeit! Nicht die ſchwarzen Flecken, ſondern daß eine Ziege eine weſentliche Ingredienz einer großen Oper ſei. Daß man dieſelbe in Paris im Theater der Opéra comique gab, ändert nichts an der Sache. Bis in die jüngſte Zeit ging es ſo mit dem Ballet. In einer großen Oper mußte getanzt werden.

War der Dichter mit dem Libretto fertig, ſo ſah er ſich um die Stelle darin um, wo ein Ballet angebracht werden ſollte. Die Stelle war nun mit Hilfe des Centimêtres glücklich gefunden, ſo ungefähr gegen die Mitte des Ganzen. O weh! aber die Worte paßten nicht, denn es war ja gerade die Stelle, wo ein ſchwer getroffener Mann mit den Worten: „Ich ſterbe" zuſammen ſinkt. Wie aber, wenn man dieſen Worten andere hinzufügte, z. B. „Ich ſterbe" — (große Pauſe) „die Bilder meiner Jugend tanzen mir vor meiner Seele vorbei". Das iſt's. Rum, rum — und aus den Couliſſen tänzeln die Jüngerinen *) Terpſichorens heraus, und das Ballet iſt fertig. So unorganiſch das auch war, das Publikum wollte ein Ballet oder vielmehr die Ballettänzerinen ſehen, um jeden Preis alſo auch um jenen der geſunden Vernunft, des Geſchmackes, der Poeſie, — und der Preis wurde richtig bezahlt. Der Librettodichter der Dinorah ſcheint aber gar in die Zoologie hinuntergeſtiegen zu ſein, denn es macht faſt den Eindruck, als wäre die Oper von ihm der Ziege „auf den Leib geſchrieben" worden, wie man ſich in den literariſchen Flickanſtalten techniſch ausdrückt. Das iſt aber neu, das iſt piquant, das war noch nicht dageweſen, das zieht! Schade, daß auf die Folgen Niemand denkt, daß nämlich derlei Dinge, die heute noch faſt den Schein eines poetiſchen Bildes haben, der Anfang der poetiſchen Verwilderung ſeien. Dixi et salvavi —

*) Bisweilen freilich wie lucus a non lucendo.

Der Aufführung des Don Juan machte ich schon oben Erwähnung, und kann mich um so kürzer fassen, als diese Oper bereits öfter schon über die Bretter wandelte, welche die Welt, prosaisch aber genommen, unser baufälliges, unbequemes und unschönes Theater bedeuten.

In der Präcision und der Zusammenwirkung hinter den Aufführungen der andern Opern zurückbleibend, kann derselben doch die Anerkennung nicht versagt werden, wenn man bedenkt, daß die orchestralen Schwierigkeiten nicht geringer als dort sind, und daß die Hauptrollen drei erste Sängerinen und eben so viele Sänger erfordern, ein Aufwand, der für kleinere Bühnen zu einem ganz ungewöhnlichen wird.

Wer zur Winterszeit über das Leben in Klagenfurt schreibt, kann das Vergnügen auf dem Eise nicht unerwähnt lassen; es ist das eine Specialität unserer Stadt. Dasselbe hat sogar zwei Abarten, von denen jede wieder zwei Seiten hat, deren eine der bloßen Vergnügung, die andere aber bereits der Kunst oder richtiger gesagt — der Wissenschaft angehört, ich meine das Eisschießen und Eisfahren. Bei Beiden gibt es Dilettanten, die natürlich die große Mehrzahl ausmachen und die es zum Vergnügen treiben, bei Beiden aber gibt es auch höhere Grade, die die Sache als Gegenstand des Studiums, des Systems behandeln, wobei eben dann die Unterscheidung so schwer wird, ob man es mit einer Kunst oder einer Wissenschaft zu thun habe. Für Kenner will ich hier beispielsweise nur an die „längste Schlange nach hinten" erinnern.

Die eigentliche Specialität bildet wohl das Eisfahren, da das Eisschießen außer Klagenfurt in Kärnten mindestens ebenso eifrig, ja eigentlich mit weit größerer Leidenschaft betrieben wird. Der heurige Winter mit seiner ewig thauenden Charakterlosigkeit war aber keineswegs dazu angethan, jenes Eisvergnügen auf seine Spitze zu bringen, und Sie werden es mir daher auch nicht verdenken, wenn ich heute zu keiner rechten Begeisterung darüber gelangen kann. Denn daß ich es nun kurz heraussage, der Wörthersee, das eigentliche Adyton für die Eisanbeter, geruhte erst im März den feurigen Stoßgebeten der Gläubigen nachzugeben, oder vielmehr nicht nachzugeben sondern hart zu werden, und das nur auf wenige Tage und in einer Art, daß es nur stellenweise möglich war um mit einem Fanatiker dieses Kultus zu sprechen, „über ihn in der Richtung gegen Abend hinweggleitend den Vorgeschmack des Paradieses zu empfinden." Und was sind alle Wonnen des „Kreuz-

bergelteiches“ gegen den See? besonders wenn diese Wonnen nicht sehr stark waren, wenn die Schrunde oder „Schricke“ die Fläche in die Kreuz und Quer durchzogen, oder den leider noch unausgeführten Plan des österreichischen Eisenbahnnetzes darstellten, wenn das Eis oder richtiger „der Eis“ mehr Schnee als Eis war? — Wir schmollen daher dem Eisgotte, wir finden keinen Ton zu seinem Lobliede, mit einem Worte er erhält die Censur „sehr ungenügend“ unter der Erlaubniß, dieselbe bis übers Jahr zu verbessern, was wir übrigens hoffen und erwarten. —

Um uns in bessere Laune zu versetzen, müssen wir uns an ein Faschingsereigniß erinnern, das unstreitig das größte Publikum, wenn auch ein „gemischtes“, hatte, wodurch es aber gerade so lebensvoll wurde. Wir meinen unsere Corsofahrt am Faschingssonntage. Seit einigen Jahren denkt alle Welt daran, im Fasching einmal einen recht „kolossalen Spaß“ zuwege zu bringen, das Faschingsvergnügen auf seinen Höhepunkt zu heben, ein paar Stunden der höchsten Lustigkeit zu Stande zu bringen. Man versuchte es mit den sogenannten Narrenabenden. Ihr Schicksal war vorauszusehen, weil es das alles Irdischen ist; ein Zunehmen bis zu einem höchsten Punkte und von da an die Abnahme bis zum Verschwinden. In das heurige Jahr fiel die vorletzte Periode, nächstes Jahr wird der Thermometer wahrscheinlich auf Null sinken, wenn es überhaupt dazu kommen sollte. Was war also natürlicher als daß sich ein Komité von Männern, denen die Faschingslustigkeit des Publikums eine Flamme scheint, die man noch sorgsamer hüten muß als jene der Vesta, sich zusammenthut, um etwas Neues von mächtiger Zugkraft zu erfinden. Weil nun Ben Akiba sagt: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“, so revidirte man die alte Rumpelkammer europäischer öffentlicher Vergnügungen. So fand man im Mittelalter und noch lange später die „Faschingszüge“ der deutschen Reichsstädte und erinnerte sich, daß ja der Italiener heute noch etwas Aehnliches habe, die Corsofahrten. Gesagt, gethan. Den Namen nahm man — wie gewöhnlich — von den Nachbarn, in der Sache aber dachte man an die Späße unserer Vorfahren. Der Versuch wurde gemacht, und — er gelang vollständig. Wir haben doch wenigstens den Trost, daß die Sache entwicklungsfähig sei, daß das Bedürfniß nach einer auf ein größtmögliches Publikum berechneten Faschingsbelustigung wenigstens auf einige Jahre gedeckt sein werde.

Der neue Platz, unstreitig einer der schönsten der Monarchie, was man von den darauf befindlichen monumentalen Werken freilich nicht sagen kann, war der Mittelpunkt des Treibens. Wagen und Schlitten — bei 100 an der Zahl — mit einzelnen Charaktermasken oder ganzen Gruppen besetzt, welche scenische Darstellungen gaben, oder einen satyrischen Gedanken zum Ausdrucke brachten, durchzogen die Stadt und gelangten immer wieder in das Herz derselben, auf den neuen Platz, dessen Häuser mit Zuschauern besetzt waren, während das große Publikum die Mitte des alten Platzes einnahm und von da sich in lebendige Wechselwirkung mit den Theilnehmern des Zuges setzte. Diese Wechselwirkung mit den an den Fenstern Postirten und den Zuschauern auf dem Platze wurde nach italienischer Sitte durch Unmassen von Coriandoli (Gyps-

kügelchen) und Confetti (Bonbons, Orangen, Zuckerplätzchen u. s. f.) vermittelt, welche in Strömen die Luft durchflogen, hinauf und hinab, hier helles Lachen dort Schreie der Aengstlichkeit, des Schreckens erzeugend. Dazwischen flogen Worte und Ausrufe aller Art, und mancher Blick aus schönem Auge heilte urplötzlich den kleinen Schmerz, den eine Handvoll Kügelchen auf dem Antlitz des „Ueberseligen" erregt hatte.

Die Betheiligung war, worauf wir einen sehr großen Werth legen, eine allgemeine in dem Sinne, als man mit Don Juan sagen konnte: „Hier gilt kein Stand, kein Name". Gerade die „Mischung" wird dieses Vergnügen vor Ausschreitungen nach rechts und links, vor dem bei uns Deutschen bei derlei Späßen immer drohendem Fallen in platte Handgreiflichkeit oder gezierte exklusive Fadheit bewahren.

Schon senkte sich die allgemeine Lust etwas zur Neige, während ein äußerst komischer Trompeter auf seinem widerspänstigen Instrumente irgend ein Signal gab, als von der westlichen Seite des Platzes her sich ein stiller Leichenzug mit „einfachem Kondnct" durch die tollen Masken gerade über den Platz hin bewegte. Hier Faschingslust — hier Todesschauer! Jetzt noch tolles buntes Leben — plötzlich Tod und Schweigen der urewigen Nacht! So ist das Menschenleben. — H. W.

Schmerzlich ergriffen theilen wir unsern Lesern mit, daß heute hier um 4 Uhr Nachmittag, in seinem 35. Lebensjahre Herr

Ignaz Edler von Kleinmayr,

Gemeinderath und Hauseigenthümer,

Buchhändler und Besitzer einer Buchdruckerei, in welcher auch die Carinthia gedruckt wurde, verschieden ist. Er hinterläßt eine trauernde Wittwe und zwei unmündige Kinder. Das Taubstummen- und Waiseninstitut verlieren an ihm einen wahren Wohlthäter, die Freunde das treueste Herz, die Stadt einen ihrer geachtetsten Bürger.

Ehre seinem Andenken!

Klagenfurt, am 13. März 1865. **Die Redaktion.**

Meteorologisches.

Witterung im Februar 1865.

Allenthalben in Europa begann der Winter erst im Februar seine strenge Herrschaft fühlen zu lassen. Schon in den letzten Tagen des vorigen Monats trat im Norden bei völliger Windstille beträchtliche Kälte auf, welche bis gegen Mitte des Februar intensiver wurde und gegen Ost und Süd sich auszubreiten begann. Schon am 1. wurden in Petersburg — 21·0 beobachtet, am 6. stieg die Kälte in Haperanda bis — 29·7, in Petersburg und Helsingfors auf — 25·1, am 12. selbst in Odessa auf — 14·2, in Wien auf — 12·5, am 16. und 17. drang die kalte Luft in heftigen Nordost- und Ost-Stürmen südlich und westlich, so daß allenthalben von starken Schneeverwehungen und selbst in Madrid von Schnee und Eis bei — 2·0 zu lesen war. Am 18. aber bis 21. kamen starke Südweststürme und brachten namentlich im Canal und der Nordsee Gefahr und Schaden; am 26. war zwar Windstille, doch wiederholten sich die Stürme und dauerten bis gegen Ende des Monats, während allenthalben warme Witterung sich einstellte.

In Kärnten war somit der Februar im Allgemeinen kalt, doch war die Kälte nicht sehr extrem. Die größte Kälte und meist die tiefste Temperatur des ganzen Winters war an den meisten Orten am 8. bis 11., jedoch nicht über — 11 bis 13°; in den Ebenen und Thalniederungen aber trat das Temperatur-Minimum am 24. oder 25. ein, und zwar in Klagenfurt mit — 14·5, in Bad Villach — 15·0, in Sachsenburg — 10·6, Tröpelach — 13·5, am Hochobir am 13. mit — 17·0. Die Durchschnittswärme des ganzen Monats war in Klagenfurt — 5.0, in Bad Villach — 4·5, in St. Peter — 4·01, Saifnitz — 4·1, Luggau — 4·5, in höheren Lagen aber minder kalt, so in Wiesenau — 3.8, Bad Vellach — 3·7, Hausdorf — 3·3, Raibl 3·3, — in Maltein nur — 2·3, in Althofen — 2·9, am Hochobir jedoch — 8·6. Der Luftdruck war dabei im Allgemeinen sehr nieder und schwankend, die Niederschläge überall, selbst in Raibl, nur sehr gering. Vergleicht man die mittleren meteorologischen Elemente des Februar in Klagenfurt mit den normalen (vieljährigen) Durchschnitten, so war der Luftdruck um 1·15‴, die Luftwärme um 2·58° zu tief, der Niederschlag ziemlich normal. Wir finden sogar nur wenige Jahre, wo der Februar so kalt oder kälter war: 1860 (— 6·1), 1858 (— 6·7, der kälteste in fünfzig Jahren), 1830 (— 5·0), 1816 (— 5·6) u. s. f. Dabei war er ungewöhnlich trüb und hatte 23 Tage mit Nebel, während sonst nur 2 bis 3 Tage vorkommen, wo Nebel beobachtet wird.

Diözesan-Notizen.

Als Kapläne wurden übersetzt: Herr Gregor Jäger von Wolfsberg nach Villach, Herr Eduard Teusch von Grafenstein nach Wolfsberg, Herr Lukas Selnik von St. Walburgen nach Grafenstein, Herr Johann Dragatin von St. Andrä nach Ottmanach, Herr Friedrich Sternath, Provisor zu Lasnitz, nach St. Walburgen.

Gestorben ist: Der hochwürdige Herr Heinrich Hermann, Domcapitular von Gurk, Consistorialrath von Gurk und Lavant, Leiter der Diözesanbuchhaltung, Ritter des k. k. Franz Joseph-Ordens und Jubelpriester, am 29. Jänner, welcher dem frommen Andenken empfohlen wird.

Roheisen- und Blei-Preise im Februar 1865.

Eisen-Preise.

Köln: per Zollcentner in Oe. W.: Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 62 kr., Cokes-Roheisen affinage 1 fl. 87 kr. — 2 fl. 10 kr., Cokes-Roheisen, graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 55 kr., Stabeisen grobes 4 fl. 80 kr. — 5 fl. 10 kr., Gußstahl 33 fl. — 36 fl., Puddelstahl 15 fl., Edelstahl 22½ fl. Berlin: Schlesisches Holzkohlenroheisen 2 fl. 60 kr., Cokes-Roheisen 24½ fl., Stabeisen gewalzt 4 fl. 87 kr. — 4 fl 75 kr., geschmiedet 6 fl. 6 fl. 75 kr.

Oesterreichische Roheisenpreise. loco Hütte: Vordernberger 3 fl. 3 kr., Eisenerzer 2 fl. 67 kr., Kärntnerisches 2 fl. 32 — 2 fl. 50 kr., böhmisches 3 fl. 12 — 3 fl. 57 kr, mährisch-schlesisches 3 fl. 21 3 fl. 48 kr., oberungarisches halbirt 1 fl. 78 kr. — 2 fl. 5 kr., Betlér loco Poprad 2 fl. 10 — 2 fl 23 kr. Kärntner Stabeisen grobe Sorte loco Hütte 6 fl. 78 kr. — 7 fl. 14.

Auf österreichische Meiler a 10 Wiener Centner berechnet: Köln: Holzkohlenroheisen 25 fl. 20 kr. — 29 fl. 40 kr., Cokes-Roheisen affinage 21 fl. — 23 fl 50 kr graues 25 fl. 20 kr. 26 fl. 88 kr. Stabeisen grobes 53 fl. 76 kr. — 57 fl. 12 kr. Gußstahl 359 fl 60 kr. — 403 fl. 20 kr., Puddelstahl 168 fl., Edelstahl 135 fl. 20 kr. Berlin. Schlesisches Holzkohlen-Roheisen 27 fl. 32 kr., Cokes-Roheisen 25 fl. 65 kr. Stabeisen gewalzt 54 fl. 60 kr. — 61 fl. 44 kr., geschmiedet 67 fl. 20 kr. — 75 fl. 80 kr.

Oesterreichisches Roheisen: Vordernberg 34 fl., Eisenerz 30 fl., Kärntner 26 fl., — 28 fl., Böhmisches 35 fl. — 40 fl., mährisch-schlesisches 36 fl. 39 fl., Oberungarisches 20 fl — 23 fl., Betlér loco Poprad 23 fl. 50 kr. — 25 fl.

Blei-Preise.

Köln per Zollcentner: Raffinirtes Weichblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 75 kr. Hartblei 9 fl., Goldglätte 9 fl. 30 kr. 9 fl. 75 kr., Silberglätte 8 fl. 70 kr. — 9 fl. Berlin: Tarnowitzer 9 fl. 88 kr., sächsisches 9 fl. 75 kr. Kärntnerisches loco Hütte 10 fl. — 12 fl. 50 kr. per Wiener Centner.

Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 92 kr., Hartblei 10 fl. 8 kr. — Goldglätte 10 fl. 41 kr. — 10 fl. 92 kr., Silberglätte 9 fl. 75 kr. — 10 fl. 8 kr. Berlin: Tarnowitzer 11 fl. 6 kr., sächsisches 10 fl. 92 kr Kärntnerisches 12 fl. — 13 fl 50 kr.

Durchschnittspreise der Lebensmittel zu Klagenfurt im Februar 1865.

		fl.	kr.			fl.	kr.
Weizen	der Vierling	4	39	Speck, geselchter	das Pfund	—	40
Roggen		3	28	„ roher		—	32
Gerste		3	11	Schweinschmalz		—	42
Hafer		1	87	Eier	das Paar	—	4
Heide		3	36	Hendl		—	70
Mais		3	11	Kapaunen		2	81
Brein (gestampfte Hirse)	der Vierling	6	29	Enten		—	—
Erbsen		3	90	Gänse		—	—
Linsen		—	—	12″ Scheiterholz, hartes	loco Lend eine u. ö. Klftr.	4	25
Fisolen, weiße		5	—	12″ Scheiterholz, weiches		3	20
„ rothe		—	—	30″ Scheiterholz, weiches		—	—
Erdäpfel		—	—				
Rindschmalz	das Pfund	—	50	Heu	der Zentner	—	90
Butter		—	47	Stroh		—	50

Herausgegeben vom kärntnerischen Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Klagenfurt. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Heinrich Weil. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr in Klagenfurt.

Carinthia.

№ 4. April 1865.

Ueber den Begriff der Temperatur nach der mechanischen Wärmetheorie.*)

Von Joseph Payer.

I. Einleitung.

Es gibt wohl kaum einen zweiten Vorgang in der Natur, der sich durch so einfache und sich immer gleichbleibende Wirkung auf die uns umgebenden Körper und durch so lebhafte Eindrücke auf unsere Empfindungsorgane offenbaren würde, als die Erscheinungen der Wärme und ihrer Temperatur. Ungeachtet dessen aber, daß der Mensch bei seinen täglichen Verrichtungen mit Körpern in Berührung kommt, die sich seinem Tastsinne je nach Umständen bald heiß, bald warm, bald kalt zeigen, wirft er sich doch selten die Frage auf, worin denn eigentlich jener Zustand der Körper bestehe, den wir Wärme nennen, oder was denn in einem Körper vorgehen mag, wenn sich die Temperatur desselben ändert.

Derjenige aber, der sich diese Frage entweder selbst aufwirft, oder aber bei dem Studium der Physik zur Beantwortung derselben geführt wird, findet in den Büchern meist nichts als leere Worte, die als Definitionen der Wärme und der Temperatur ausgegeben werden, in der That aber nichts als bloße Umschreibungen sind.

II. Bisherige Definitionen der Temperatur.

So heißt es allgemein: die Ursache der verschiedenen Zustände, des heißen, warmen, kalten u. s. w., nennt man Wärme. Diese sein sollende Definition ist ein Ueberrest jener materiellen Vorstellung, nach welcher die Wärme als ein äußerst feiner unwägbarer Stoff aufgefaßt

*) Nach dem gleichnamigen Vortrage, gehalten im naturhistorischen Museum am 3. März 1865.

wurde. Nach dieſer unhaltbaren Vorſtellung nahm man an, daß ein Körper um ſo wärmer ſei, je mehr Wärmeſtoff er enthielt. Was die Temperatur anbelangt, ſo heißt es in den Büchern: den Wärmezuſtand eines Körpers nennt man ſeine Temperatur. Die Temperatur war darnach um ſo höher, je mehr Wärme, und um ſo niedriger, je weniger Wärme der Körper enthielt.

Das Ziel, welches ich mir geſetzt habe, iſt der Begriff der Temperatur nach dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft. Der Zuſammenhang der Temperatur mit der Wärme bedingt es jedoch, daß ich bei der Entwicklung dieſes Begriffes auch von der Wärme ſprechen muß.

Die urſprünglichſte Vorſtellung von der Temperatur bringt ſich uns durch die Wahrnehmung verſchiedener Wärmezuſtände oder verſchiedener Grade der Wärme durch den Taſtſinn auf. In dieſer Beziehung nennt man den Wärmezuſtand des Körpers ſeine Temperatur und ſpricht nicht ſelten von Wärme und Kälte, indem man jenen Wärmezuſtand, den das Waſſer beim Gefrieren in freier Luft beſitzt, mit Null bezeichnet und ſagt, die Temperatur des gefrierenden Waſſers ſei Null. Dieſe Bezeichnung iſt bei den Thermometern nach Reaumur und Celſius auch in der That ausgeführt und man unterſcheidet ſogar an der Stellung des Queckſilbers über Null ſogenannte Wärmegrade, an der Stellung des Queckſilbers unter Null aber Kältegrade. Dieſer Gebrauch bringt es mit ſich, daß man ſelbſt beim Meſſen der Temperatur mittelſt des Thermometers auch von der unrichtigen Auffaſſung ausgeht, als gäbe es einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen Wärme und Kälte. Man gibt ſich daher Mühe, dieſe unrichtige Vorſtellung zu beſeitigen, indem man Beobachtungen anführt, welche erkennen laſſen, daß uns ein und derſelbe Körper bei demſelben Wärmezuſtande bald warm, bald kalt erſcheint, je nach dem Zuſtande der Hand, mit der wir den Körper berühren, dadurch kommt man zu dem Schluſſe, daß Kälte von der Wärme nicht dem Weſen, ſondern nur dem Grade nach verſchieden iſt, oder wie man gewöhnlich ſagt, daß die Kälte nur ein geringerer Grad von Wärme iſt.

Die Beobachtung der Temperatur eines Körpers mittelſt unſeres Taſtſinnes beim Berühren desſelben kann uns aber kein richtiges Urtheil über ſeine Temperatur verſchaffen, da unſer wechſelndes Gefühl, welches noch überdieß bei verſchiedenen Perſonen verſchieden iſt, mit keiner Sicherheit auf die Temperatur der Umgebung ſchließen läßt. Man benützt daher zur Beobachtung der Temperatur der Körper eigene Inſtrumente, die uns unter dem Namen Thermometer bekannt ſind. Die Thermo-

meter verdienen hier insoweit angeführt zu werden, als ihre Erfindung, Verbesserung und Anwendung die ursprüngliche Vorstellung über Temperatur der Wahrheit immer näher brachte, und den Naturforscher vor der unsichern Wahrnehmung verschiedener Wärmegrade durch das Gefühl zu sichern und unter einander vergleichbaren Messungen der Temperaturen der Körper geführt hat.

Man würde sich aber täuschen, wenn man annehmen wollte, daß die Messung der Temperatur mittelst der Thermometer einen richtigen Begriff der Temperatur selbst in sich schließt; denn wäre dieß der Fall, so müßten sich unsere Vorstellungen über die Temperatur in demselben Grade klären, in welchem die Sicherheit der Angaben der Temperatur mittelst dieser Instrumente durch die glückliche Beseitigung aller störenden Einflüsse zunimmt. Dieses ist jedoch nicht der Fall. Den schlagendsten Beweis für diese Behauptung liefert die etwa 250 Jahre zurückreichende Geschichte der Thermometer selbst, denn diese überlebten die frühere Hypothese eines Wärmestoffes und blieben in ihrem Principe auch gegenwärtig ungeändert, während das Phantom des Imponderabils der Wärme in der neuesten Zeit einer natürlicheren Auffassung der Wärmeerscheinungen Platz machen mußte.

III. Mechanische Wärmetheorie im Allgemeinen.

Im Bereiche der Naturwissenschaften dehnt sich die Mechanik immer mehr aus. Die Astronomie ist durch die Entdeckung der allgemeinen Schwere zur Mechanik des Himmels geworden, ohne dadurch ihrer Herrschaft über die Erde zu entsagen. Denn die Gesetze der irdischen Schwere sind nur Erläuterungen von Weltgesetzen.

Unter diesen sind die Gesetze der Pendelschwingungen Veranlassung zur ferneren Erweiterung der Herrschaft der Mechanik geworden. Man hat nämlich längst den Schall als Wirkung einer Bewegung angesehen; aber erst Vergleichungen der Bewegung eines schweren Pendels mit jenen einer tönenden Saite haben zur Ueberzeugung geführt, daß über beide dieselbe Macht gebiete. So ist eine neue Wissenschaft entstanden: die Akustik, ihrem Wesen nach eine Mechanik des Schalles.

Es konnte nicht unbemerkt bleiben, daß sich Schall und Licht auf analoge Weise fortpflanzen und auf ihrem Wege übereinstimmende Veränderungen erleiden. Als man gar intime Beziehungen zwischen den Farben am Sonnenstrahle und der Höhe der Töne gewahr wurde, konnte man nicht mehr umhin zu untersuchen, ob nicht etwa Licht und Schall

auf analogen Gründen beruhen, um so mehr, da die damals herrschende Ansicht, das Licht sei ein materieller Ausfluß von leuchtenden Körpern, denkenden Köpfen nicht mehr genügen wollte. Als endlich gar an der doppelten Brechung, Polarisation, Interferenz des Lichtes und der Aenderung seiner Geschwindigkeit in brechenden Mitteln Lichtgesetze bekannt wurden, die in der Ausflußhypothese keine Erklärung mehr fanden, ja zum Theile mit derselben im Widerspruche standen, mit der Schwingungstheorie hingegen sich friedlich vertrugen, ist die Lichtlehre der Mechanik unterthan geworden und kann füglich als Mechanik des Lichtes bezeichnet werden. Die Physiker einer nahen Vergangenheit sagten, die Sonne sende uns mit den Lichtstrahlen auch Wärmestrahlen zu, die heutige Physik behauptet, von der Sonne werden uns Wärmestrahlen zugesendet, von denen ein großer Theil auch leuchtet. Fallen Sonnenstrahlen auf eine wägbare Masse, von der sie ganz oder theilweise absorbirt, d. h. ihrer Bewegung beraubt werden, so wirken sie auf diese Masse wie ein mit ihr in Berührung stehender warmer Körper. Dieses deutet darauf hin, daß die Bewegung vom Aether an die wägbare Masse übertragen werden könne, und ladet ein zu versuchen, ob sich nicht die Gesetze der Wärme aus einer Bewegung der kleinsten Körpertheilchen ableiten lassen. Diese Ansicht, durch anderweitige zahlreiche Gründe unterstützt, hat zur mechanischen Theorie der Wärme geführt, welche der bisherigen Wärmestoffhypothese gegenüber steht und den menschlichen Verstand von einer bisher unentbehrlich gehaltenen Krücke, „dem Wärmestoff", befreit. So ist die Wärmelehre zu einer Mechanik der Wärme geworden.

Den rastlosen Bemühungen der Naturforscher ist es nämlich in der neuesten Zeit gelungen, durch experimentelle Thatsachen sowohl, als durch theoretische Untersuchungen den Beweis zu liefern, daß die Wärmeerscheinungen nicht aus dem Wärmestoffe entspringen, sondern daß die Wärme in immer kontinuirlicher Bewegung der kleinsten Theilchen der Körper besteht.

Da die kleinsten Theilchen der Körper Molekule und Atome genannt werden, so kann man sagen, die Wärme besteht in einer kontinuirlichen Molekularbewegung. Diese neue Theorie, welche die Wärmeerscheinungen aus der Molekularbewegung erklärt, nennt man die mechanische Wärmetheorie. Schon Carteſius betrachtete die Wärme als Resultat der Bewegung der ersten Elemente oder einer subtilen Masse, Baco de Verulam sah die Wärme nur als Bewegung der kleinsten Theilchen der Körper an, und auch Newton näherte sich einer solchen

Anſicht. Durch Ampère erhielt die Vibrationstheorie die erſte beſtimmtere Faſſung. Nach ihm beruht der Schall auf den Schwingungen der Molekule, während die kontinuirlichen Schwingungen der Atome die Erſcheinungen des Lichtes und der Wärme bewirken, indem ſie ſich durch den Aether fortpflanzen.

Nach dieſer Vibrationstheorie iſt die Temperatur eines Körpers die lebendige Kraft der Schwingungen ſeiner Molekule. Eine Zunahme der Stärke der Schwingungen der Molekule iſt demnach von einer entſprechenden Wärmezunahme und Temperaturerhöhung begleitet, während eine Abnahme der Schwingungsintenſität als eine entſprechende Wärmeabnahme und Temperaturerniedrigung in den äußerlich wahrnehmbaren Erſcheinungen auftritt.

IV. Rumford's erſter Verſuch.

Ein ſchönes Beiſpiel, wie unermüdlich der Kampf um die Erkenntniß der Wahrheit ſeit jeher fortgeſetzt wurde, und wie durch dieſen Kampf die Begriffe über Wärme und Temperatur allmählig zu immer größerer Wahrheit gelangten, haben wir an Rumford, der ſich zu Ende des vorigen Jahrhundertes noch allen Ernſtes damit beſchäftigte, das Vorhandenſein des Wärmeſtoffes mittelſt Wägung desſelben nachzuweiſen, was ihm natürlich nicht gelang. Zwar ſuchte J. T. Mayer dem aus der Unwägbarkeit gegen die Exiſtenz des Wärmeſtoffes erhobenen Einwurfe mit der Bemerkung zu begegnen, daß die Eigenſchaft der Schwere noch gar nicht als eine nothwendige Bedingung aller Materie nachgewieſen ſei; aber Rumford's Forſcherſinn erkannte dennoch, daß ſeine Verſuche über die durch Reibung entwickelte Wärme mit der Vorſtellung eines Wärmeſtoffes, der von jedem Körper in dem beſtimmten Verhältniſſe ſeiner Wärmecapacität ausgeſchieden und aufgenommen werden ſollte, nicht zu vereinigen ſind, und ſo war Rumford der Erſte, der die durch Reibung erzeugte Wärme lediglich als Folge einer durch Reibung auf die Körpertheilchen übertragenen Bewegung anſah. Er hatte in der Kanonenbohrerei zu München einen ſtumpfen Bohrer mit einem Drucke von 10.000 Pfd. auf den Boden einer fertigen Kanone gedrückt und verſetzte denſelben durch Pferde in ſo ſchnelle Drehung, daß der Bohrer ungefähr 32 mal in der Minute um ſeine Achſe gedreht wurde. Die Kanone ſtand in einem hölzernen Kaſten, welcher 26·6 Pfund Waſſer enthielt. Beim Drehen des Bohrers ſteigerte ſich die Wärme und die Temperatur dergeſtalt, daß nach 2½ Stunden das Waſſer um 100° C.

erwärmt wurde. Zur Schätzung der Arbeit, welche nach Rumford's Ansicht durch die Drehung und Reibung des Bohrers die Metalltheilchen der Kanone in Bewegung versetzte und dadurch die Erscheinung von Wärmezunahme und Temperaturerhöhung hervorbrachte, gibt Rumford an, daß der benützte Apparat durch 1 Pferd hätte bewegt werden können. Nun ist ein Pferd im Stande, in einer Minute 2.580 Pfd. 10 Fuß hoch zu heben, d. h. es vermag eine Arbeit von 25.800 F. Pfund zu leisten. Als Einheit wird hier jene Arbeit gesetzt, welche beim Heben von 1 Pfd. auf die Höhe von 1 Fuß verrichtet wird. In $2^1/_2$ Stunden oder 150 Minuten ist demnach die Arbeit eines Pferdes $150 \times 25.800 = 3{,}870.000$ F. Pfd. Diese Arbeit erwärmte nun 26·6 Pfd. Wasser um 100° C., daher entfällt auf 1 Pfd. und 1° C. Temperaturerhöhung die Arbeit von $3{,}870.000/26{\cdot}6 \times 100 = 1455$ F. Pfd.

Wir haben uns hier die beiden Maßeinheiten zu merken, nach denen man Wärme und Arbeit mißt. Zur Einheit der Wärme wird jene Wärmemenge genommen, welche 1 Pfd. Wasser von 0° auf 1° C. erwärmt; zur Einheit der Arbeit aber jene Arbeit, welche beim Heben von 1 Pfd. auf die Höhe von 1 Fuß verrichtet wird; man nennt erstere auch eine Kalorie, letztere ein Fußpfund. Darnach würde die Arbeit von 1455 F. Pfd. durch Reibung in Bewegung der kleinsten Körpertheilchen umgesetzt, in dem Körper eine Wärmeeinheit erzeugen. Diese Zahl 1455 F. Pfd. ist aber ungenau, denn offenbar ist die Rumford'sche Schätzung der zur Bewegung des benützten Apparates nöthigen Kraft eine nur beiläufige, und selbst vorausgesetzt, daß diese Kraft richtig bestimmt worden wäre, erscheint die Zahl 1455 F. Pfd. zu groß, weil sie in der That mehr Wärme geliefert hat, als zu der angegebenen Erwärmung des Wassers nothwendig war, und zwar um so viel mehr, als einerseits während der Arbeit Wärme durch Ausstrahlung an die Umgebung abgegeben und zugleich andererseits von dem hölzernen Kasten aufgenommen wurde.

Wenn auch die angegebene Arbeit nach Rumford zu groß erscheint, so gelangte doch Rumford auf diese Weise durch Versuche und Rechnung zu der wichtigen Folgerung, daß die durch Reibung erzeugte Wärmemenge proportional sei der beim Bohren angewendeten mechanischen Arbeit. Demnach kann man durch einen beliebigen Aufwand von Arbeit beim Reiben eine beliebige Wärmemenge in einem Körper erzeugen. Dieser Schluß stößt die Hypothese eines Wärmestoffes um, denn einen

Stoff kann man nicht erſt erzeugen und auch nicht in jeder beliebigen Menge aus einem Körper preſſen.

V. Weitere dießbezügliche Verſuche.

Durch den Rumford'ſchen Verſuch war die Bahn für die mechaniſche Wärmetheorie gebrochen und wir finden einzelne Forſcher mit dieſer Aufgabe beſchäftiget; ſo Davy, Dulong, Carnot, Mayer. Der Erſte jedoch, welcher den experimentellen Beweis lieferte, daß die mechaniſche Arbeit immer der erzeugten Wärmemenge proportional ſei, und der zugleich die Größe der mechaniſchen Arbeit genau beſtimmte, welche eine Wärmeeinheit zu erzeugen vermag, war der engliſche Phyſiker Joule. Zur Herſtellung dieſes Beweiſes brauchte es die Zeit von 1840 bis 1849.

Zu ſeinen genaueſten Verſuchen rechnet Joule ſelbſt diejenigen, bei denen er in einem kupfernen Kaſten ein Schaufelrad rotiren ließ, wobei die Flügel des Rades das in den Kaſten gefüllte Waſſer zwiſchen verſchiedenen Wänden hindurchtrieben und dadurch eine Reibung desſelben verurſachten. Das Schaufelrad ließ Joule durch ſinkende Gewichte treiben, berechnete die Triebkraft und die Arbeit derſelben, während er ſorgfältig alle Nebenverluſte von Arbeit und Wärme ermittelte und ſelbſt den Widerſtand der Luft beim Fallen der Gewichte in Rechnung brachte. Auf dieſe Weiſe fand Joule aus 40 Reibungsverſuchen des Waſſers, daß zur Erzeugung einer Wärmeeinheit die mechaniſche Arbeit von 1338 Fußpfund erforderlich iſt. Dieſe Zahl gibt alſo die einer Wärmeeinheit entſprechende oder äquivalente Arbeit an, daher nennt man ſie das mechaniſche Wärmeäquivalent.

VI. Gegenverſuch.

Wenn dieſer Zuſammenhang zwiſchen Wärme und Arbeit richtig iſt, ſo muß auch umgekehrt eine Wärmeeinheit, wenn man ſie zur Verrichtung einer Arbeit verwendet, ebendieſelbe Arbeit hervorbringen, durch welche ſie erzeugt werden kann. Dieſes iſt in der That der Fall. Man kann eine Luftmaſſe unter zwei verſchiedenen Umſtänden auf 1° C. erwärmen, nämlich entweder bei konſtantem Volumen oder aber bei konſtantem Drucke.

Denken wir uns einen Kubikfuß Luft unter dem Drucke der atmoſphäriſchen Luft, aber in einem Würfel eingeſchloſſen, deſſen eine Wand von 1 Quadratfuß Fläche von dem Drucke bewegt werden kann. Wird die eingeſchloſſene Luft unter konſtantem Luftdrucke von 1785·5 Pfd. auf

die Fläche von 1 Quadratfuß um 1° C. erwärmt, ſo dehnt ſie ſich derart aus, daß 1 Kubikfuß erwärmter Luft den Raum von 1·003365 Kubikfuß einnimmt. Durch die Ausdehnung der eingeſchloſſenen erwärmten Luft wird alſo die atmoſphäriſche Luft um 0·003665 Fuß gehoben und während dieſes Weges der atmoſphäriſche Luftdruck von 1785·6 Pfd. überwunden, d. h. die um 1° C. erwärmte Luft verrichtet bei konſtantem Drucke die Arbeit von 1785·6 × 0·003665 = 6·544224 F. Pfd. Um zu erfahren, eine wie große Arbeit die Wärmeeinheit bei der Ueberwindung des Luftdruckes liefert, hat man nur noch die zur Arbeit 6·544224 verbrauchte Wärme zu beſtimmen. Wird die Luft bei konſtantem Drucke erwärmt, ſo benöthiget die Gewichtseinheit (1 Pfd.) die Wärme 0·2377, wird ſie aber bei konſtantem Volumen erwärmt, wobei ſie ſich nicht ausdehnt und ſomit keinen Luftdruck überwindet, ſo benöthiget die Gewichtseinheit nur die Wärme 0·1711. Der Unterſchied 0·2377 — 0·1711 = 0·0666 gibt alſo die von der Gewichtseinheit zur Ueberwindung des Luftdruckes verbrauchte Wärme. Das Gewicht eines Kubikfuſſes Luft beträgt aber nur 0·0733 Pfd., daher iſt 0·0666 × 0·0733 = 0·00488178, die bei der Ausdehnung eines Kubikfuſſes um 1° C. erwärmte Luft zur Ueberwindung des Luftdruckes verbrauchte Wärme. Das heißt die Wärme 0·00488178 verrichtet die Arbeit von 6·544224 F. Pfd., alſo entſpricht der Wärmeeinheit die Arbeit 6·544224 : 0·00488178 = 1340·5 F. Pfd.

Dieſe Zahl ſtimmt ziemlich genau mit dem von Joule aus den Reibungsverſuchen des Waſſers erhaltenen Werthe überein; man nimmt gegenwärtig das Mittel aus dieſen beiden Zahlen, nämlich 1339 F. Pfd., als den genaueſten Werth des mechaniſchen Wärmeäquivalentes an.

VII. Folgerungen aus den beſprochenen Verſuchen.

Auf die hier angegebene Weiſe wurde der experimentelle Beweis geliefert, daß die Arbeit von 1339 F. Pfd. einer Wärmeeinheit äquivalent iſt, indem genau dieſelbe Arbeit, durch welche eine Wärmeeinheit erzeugt werden kann, durch den Verbrauch einer Wärmeeinheit bei Ueberwindung eines Widerſtandes wieder erzeugt wird. Der Schluß, den wir aus der Thatſache der Aequivalenz von Wärme und Arbeit ziehen, führt zur Erkenntniß, daß in allen Fällen, wo die Wärme Arbeit verrichtet, der zur Verrichtung von Arbeit verbrauchte Theil von Wärme geradezu in Arbeit umgewandelt wird, und daß in allen Fällen, wo die Arbeit Wärme erzeugt, die zur Erzeugung von Wärme verbrauchte Ar-

heit geradezu in Wärme umgewandelt wird. In der That lehrt eine nähere Betrachtung der Wärmeerzeugung durch Arbeit, daß die Wärme ſtets bei ſolcher Kraftaufwendung gewonnen wird, wo keine äußerlich ſichtbare Laſt gehoben wird. So wird z. B. beim Reiben, Stoßen und Comprimiren eine gewiſſe Arbeit gleichſam in das Innere des Körpers aufgenommen, tritt aber an dem Körper als Wärme auf. Die Arbeit beſteht alſo gleichſam fort, nur iſt ſie in eine andere Erſcheinungsform übergetreten.

Darnach iſt die Wärme nicht ein beſonderes Erzeugniß, entſtanden durch Arbeit, ſondern ſie iſt nichts Anderes, als die auf die kleinſten Körpertheilchen oder Molekule übertragene Arbeit ſelbſt.

Wird dieſes zugegeben, ſo folgt daraus, daß die Wärme in einer Bewegung der Molekule der Körper beſtehen müſſe, denn jeder mechaniſchen Arbeit liegt eine Bewegung zu Grunde.

Geht Arbeit in Wärme über, ſo hat ſich ſichtbare Bewegung der Körper in unſichtbare Bewegung der Molekule umgeſetzt; liefert aber Wärme eine Arbeit, ſo iſt aus der unſichtbaren Molekularbewegung ſichtbare Bewegung ganzer Körper geworden.

Da ſonach der mechaniſchen Wärmetheorie zufolge die Wärme in einer gewiſſen Molekularbewegung des Körpers beſteht, und eine Vermehrung der Wärme des Körpers nichts Anderes, als eine Vermehrung oder Verſtärkung ſeiner Molekularbewegung iſt, mit einer Wärmezunahme aber die Temperatur des Körpers erhöht wird, ſo kann man den Schluß ziehen, daß die Temperaturerhöhung eines Körpers in einer entſprechenden Verſtärkung der Bewegung ſeiner Molekule beſteht.

Sucht man ſich den Zuſammenhang zwiſchen dem mechaniſchen Weſen der Wärme und unſerem Wärmegefühl zu erklären, ſo fällt es auf, daß das Gefühl der Wärme, welches ſo ganz verſchieden iſt von dem Eindrucke, den Stöße auf unſeren Taſtſinn üben, durch Molekularſtöße hervorgebracht werden ſoll. Das Auffallende verſchwindet jedoch ſofort, wenn man ſich erinnert, daß auch der Ton eines ſchallenden Körpers eine Folge der das Trommelfell ſtoßenden Lufttheilchen iſt, während unſer Gehörorgan bei der Wahrnehmung desſelben auch nicht den Eindruck von Stößen empfindet.

VIII. Temperatur nach der mechaniſchen Wärmetheorie.

Unſer Begriff von der Temperatur iſt in der Vorſtellung, die ſich uns mit dem Gebrauche der Thermometer aufdringt, ein noch ſehr primitiver. Wir können aber dieſe primitive Vorſtellung bedeutend erwei-

tern, wenn wir den aus der Aequivalenz von Wärme und Arbeit gezogenen Schluß, daß die Temperaturerhöhung eines Körpers in einer entsprechenden Verstärkung der Bewegung seiner Moleküle und Atome besteht, zu weiteren Folgerungen benützen. Sobald es nun erwiesen ist, daß eine Verstärkung der Molekularbewegung eine Temperaturerhöhung zur Folge hat, so ist auch erwiesen, daß die Temperatur mit der in einem Körper bestehenden Bewegung der Moleküle in ganz bestimmtem Verhältnisse steht, so zwar, daß eine Aenderung der einen dieser Erscheinungen gleichbedeutend ist mit einer Aenderung der anderen, oder wie man zu sagen pflegt, es ist eine dieser Größen die Funktion der andern. Ist aber Temperatur eine Funktion der der Wärme zu Grunde liegenden Molekularbewegung, so kann von einer Temperatur wie von Wärme überhaupt nur so lange die Rede sein, als eine solche Molekularbewegung besteht. Der Moment des Verschwindens dieser Molekularbewegung bezeichnet demnach jenen Zustand des Körpers, in welchem seine Temperatur verschwindet und in der That Null ist. Dieser rationelle Nullpunkt ist nicht zu verwechseln mit dem willkührlich angenommenen Nullpunkte am Queckſilberthermometer, daher man zur genauen Unterscheidung den rationellen auch den *absoluten Nullpunkt der Temperatur* nennt. Die vom absoluten Nullpunkte an gezählte Temperatur heißt man zum Unterschiede von der gewöhnlichen am Queckſilberthermometer abgelesenen Temperatur *die absolute Temperatur*. Um zur Bestimmung des absoluten Nullpunktes der permanenten Gase zu gelangen, fassen wir den früher erwähnten Versuch mit dem Kubikfuß atmosphärischer Luft näher in's Auge. Wir haben gesehen, daß ein Kubikfuß Luft bei der Erwärmung um 1° C., wenn sich die Luft bei konstantem Drucke ausdehnt, sein Volumen um 0·003665 Kubikfuß vergrößert. Ist hingegen keine Wand des Würfels, in welchem wir uns diese Luft eingeschlossen dachten, beweglich und kann sich die Luft beim Erwärmen nicht ausdehnen, so lehrt das Gay-Lussac'sche Gesetz, daß die Expansivkraft der eingeschlossenen Luft bei der Erwärmung um 1° C. gerade um so viel zunimmt, als im vorigen Falle das Volumen zugenommen hat, d. i. für je 1° C. um 0·003665 oder $^1/_{273}$. Setzt man die Expansivkraft bei 0° C. gleich e_0, und bezeichnet die Expansivkraft bei t° mit e, so ist zufolge des Gay-Lussac'schen Gesetzes $e = e_0 (1 \times {}^1/_{273}\, t)$.

Wir haben nun noch den Zusammenhang zwischen der Expansivkraft eines permanenten Gases und jener Molekularbewegung, welche die

Erſcheinung der Wärme und Temperatur hervorruft, aufzuſuchen. Würden ſich die Molekule der Gaſe untereinander abſtoßen, wie man vor der mechaniſchen Wärmetheorie allgemein annahm, ſo würde es äußerſt ſchwierig, wenn nicht geradezu unmöglich ſein, aus dem Gay-Luſſac'ſchen Geſetze einen Schluß auf den abſoluten Nullpunkt der Temperatur zu machen. Aus dem Umſtande aber, daß die bei der Temperaturerhöhung der Luft bei konſtantem Drucke zur Ueberwindung des äußeren Druckes verbrauchte Wärme genau der dabei verrichteten äußeren Arbeit äquivalent iſt, muß man ſchließen, daß ſich die Theilchen der Luft nicht abſtoßen, ſondern ganz indifferent gegen einander verhalten, weil im Falle einer Abſtoßung der Theilchen durch dieſe Abſtoßung ein Theil der äußeren Arbeit verrichtet werden müßte, was nicht der Fall iſt.

Aus dieſem folgt nun, daß die ganze einem permanenten Gaſe bei einer Temperaturerhöhung bei konſtantem Volumen mitgetheilte Wärme die Form von wirklicher Bewegung ſeiner Molekule annimmt, ſo daß für jede mitgetheilte Wärmeeinheit die Arbeitsfähigkeit ſeiner Molekularbewegung um eine Einheit oder um 1339 F. Pfd. wächſt.

Von der Stärke der Stöße der bewegten Gasmolekule gegen die Wände hängt alſo die Expanſivkraft ab; da aber die vorhin bezeichnete abſolute Temperatur von der Stärke der Bewegung der Molekule abhängig iſt, ſo hängt auch die Expanſivkraft von der abſoluten Temperatur derart ab, daß beim abſoluten Nullpunkte oder beim Verſchwinden dieſer Bewegung der Molekule auch die Expanſivkraft verſchwindet und Null wird.

Man findet alſo aus dem Gay-Luſſac'ſchen Geſetze den abſoluten Nullpunkt der Temperatur der atmoſphäriſchen Luft, wenn man die Vorausſetzung macht, daß die Expanſivkraft bei Temperaturen unter 0° C. genau ſo abnimmt, als ſie bei Temperaturen über 0° C. zunimmt, und jene Temperatur ſucht, für welche die Expanſivkraft Null wird, d. h.

$$0 = c_0 \left(1 + \tfrac{1}{273}\, t\right), \text{ daher } t = -\frac{1}{\frac{1}{273}} = -273^\circ \text{ C.}$$

Der abſolute Nullpunkt der Temperatur liegt alſo bei der Luft 273° unter dem Gefrierpunkte des Waſſers. Ein Queckſilberthermometer nach Celſius würde alſo dann die Temperatur in abſoluten Graden angeben, wenn man an die Stelle ſeines Nullpunktes 273°, von da abwärts und aufwärts zählen und den Siedpunkt mit 373° C. bezeichnen wollte. Da jedoch die Ausdehnungscoefficienten verſchiedener Gaſe etwas verſchiedene Werthe haben, ſo ergeben ſich auch für die abſoluten Nullpunkte derſelben etwas abweichende Werthe.

Da alſo die Theilchen eines permanenten Gaſes ſich nicht abſtoßen, ſondern ganz indifferent gegen einander verhalten und die Expanſivkraft eines Gaſes bei konſtantem Volumen in gleichem Verhältniſſe mit der abſoluten Temperatur wächſt; wir aber andererſeits bereits erkannt haben, daß die Bewegung der Molekule es iſt, welche durch ihre Arbeit den Druck auf die Wände, und dadurch die Expanſivkraft des Gaſes hervorbringt, ſo müſſen wir ſchließen, daß die *abſolute Temperatur* der Arbeitsfähigkeit der Bewegung der Molekule eines Gaſes, oder *der ganzen im Gaſe enthaltenen lebendigen Kraft proportional iſt.*

Wir haben ſomit erkannt, wie den Erſcheinungen und Geſetzen der Wärme Bewegungen der kleinſten Körpertheilchen zu Grunde liegen, und daß ſonach zwiſchen Schall, Licht und Wärme eine ſehr nahe Verwandtſchaft beſtehe. Alles, was Bewegung iſt, gehorcht den Geſetzen der Mechanik, mag es ſich auf Weltkörper oder auf Molekule beziehen; das Ohr bedarf keines Schallſtoffes mehr; wie er in ferner Vergangenheit für nothwendig erachtet wurde, das Auge hat den Lichtſtoff und das Gefühlsorgan den Wärmeſtoff ſeiner Dienſte enthoben.

Die Erzeugung von Beſſemerſtahl am Comp. Rauſcher'ſchen Eiſenwerke zu Heft in Kärnten.

Mitgetheilt

von **Friedrich Münichsdorfer,**

Berg- und Hüttenverweſer zu Heft.

(Schluß.)

Der Vorgang beim Beſſemern mit dem engliſchen Ofen iſt ähnlich; die Retorte wird nach guter Anwärmung durch Schwenken von Kohle gereiniget, in horizontale Lage gebracht, das Roheiſen durch die Kehle eingegoſſen, hierauf das Gebläſe angelaſſen und die Retorte aufgedreht.

Am Ende des Prozeſſes wird ſie wieder in die Horizontale geſenkt, der Wind abgeſtellt und das Metall durch die Kehle in die Stahlpfanne ausgegoſſen, hierauf wieder ein ſchwacher Windſtrom aus ſchon angegebenen Gründen durchgelaſſen, der Bodendeckel des Windkaſtens abgehoben, die Feren gereiniget und auf ihre Länge unterſucht.

Die Flammenerſcheinungen beim engliſchen Ofen ſind ähnlich, wie beim ſchwediſchen, nur noch intenſiver; der Proceß ſelbſt iſt viel ſtürmiſcher, insbeſondere während der Kochperiode; die Auswürfe äußerſt heftig, und es iſt während des Kochens ein heftiges trommelartiges Getöſe wahrnehmbar. Das Gebläſe, mit 12 Pfd. angelaſſen, ſteigt bis 16 Pfd. Preſſung während der Schlackenbildungsperiode; während der Kochperiode arbeiten wir mit 9 Pfd. und gehen bei den Auswürfen bis auf 5 Pfd. zurück; während der Friſchperiode ſtrömt der Wind mit 8 bis 10½ Pfd. zu. Bei der Schlackenbildung entſtrömt der Kehle oft gar keine Flamme, ſondern nur Funken, und die Flamme entſteht erſt mit Beginn des Kochens, wo ſie oft kurze Zeit intenſiv blau wird.

Die früher beſchriebenen Flammenerſcheinungen ſind normal; allein nach der Roheiſenſorte, bei mehr oder weniger angewärmtem Ofen, größerer Abſchmelzung der Ofenwände, bei Zurückbleiben von mehr oder weniger Schlacke im Ofen von den vorigen Chargen, weichen dieſe Erfahrungen hie und da bezüglich ihrer Intenſivität etwas ab, und der Proceß wird bald länger, bald kürzer.

Die Eiſenſäule hat im engliſchen Ofen bei 30 Ctr. Einſatz 14″, im ſchwediſchen bei 8″ Höhe.

Bezüglich des gegenſeitigen Werthes und der Vortheile beider Oefen kann man bis jetzt noch keinen Vergleich anſtellen, da man mit dem engliſchen Ofen erſt 24 Chargen, wegen Mangel an Düſen, von denen erſt in Kürze eine größere Anzahl gebrannt wird, durchführen konnte, und meiſtens ohne Nachtragen von Roheiſen gearbeitet wurde. Für ſchlechte Roheiſenſorten, wie in England, wo man vernünftiger Weiſe immer ganz entkohlt und reines Eiſen zur Carboniſirung nachträgt, mögen die beweglichen Retorten dem ſchwediſchen Ofen vorzuziehen ſein.

Das Ausbringen ſcheint im engliſchen Ofen etwas kleiner zu ſein, die Anlagekoſten höher, doch gewährt der engliſche Ofen den Vortheil, daß man bei Unfällen während des Proceſſes ſelben augenblicklich unterbrechen kann, während man beim ſchwediſchen Gefahr läuft, daß ſich Feren und Windkaſten verlegen. Die mechaniſche Arbeit iſt etwas einfacher beim ſchwediſchen Ofen. Bei übergrauem Roheiſen findet das Verlegen der Feren weniger ſtatt durch die Zuſtrömung des Windes von unten, der Proceß, insbeſondere die Schlackenbildungsperiode, iſt kürzer, als im ſchwediſchen Ofen, und für ſolches Roheiſen möchte ich den engliſchen Ofen vorziehen.

Wie bekannt bei allen Frischprocessen durch Einwirkung der flüssigen Frischschlacke auf das geschmolzene Roheisen dessen Kohlenstoff und Silicium oxydirt und Kohlenoxydgas gebildet wird, welches entweicht, während die entstandene Kieselsäure in die Schlacke geht, so dürfte auch bei dem Bessemerprocesse ein ähnlicher Vorgang stattfinden, nur unterscheidet sich dieser, wie Eingangs schon bemerkt, vor allen andern Frischprocessen dadurch, daß kein eigenes Brennmaterial zum Einschmelzen des Roheisens erforderlich wird, daß das erhaltene Product durch die Dauer des ganzen Processes so flüssig bleibt, daß es sich von der Schlacke trennen, rein abfließen und in Formen gegossen werden kann, und durch diese wichtigen Eigenschaften erlangt das Bessemern jenen hohen Werth, der ihn vor allen bisherigen Frischprocessen so sehr auszeichnet.

Bei der Schlackenbildungsperiode entsteht aus den Bestandtheilen des Roheisens und feuerfesten Zustellungsmaterials durch die oxydirende Einwirkung des Gebläsewindes Frischschlacke; es wird die Dauer dieser Periode von dem Siliciumgehalte und der Menge des eingesetzten Roheisens abhängig sein, daher das weiße, an Silicium ärmere Roheisen schneller ins Kochen gerathen muß. So hatten wir in Heft beim Bessemern mit weißem Roheisen Fälle, wo diese Periode nur 1 bis 2 Minuten dauerte, ja das Kochen schon beim Roheisen-Eingießen begann, während bei stark grauem Roheisen die Schlackenbildungsperiode 6 bis 40 Minuten anhält, bei gleichem Stande des Manometers. In diesem ersten Stadium verbrennt auch Eisen.

Der Sauerstoff des Gebläsewindes bleibt bei seiner Verbindung mit Eisen in der Schlacke, und wenn diese hinreichend eisenreich geworden ist, um entkohlend auf das Roheisen einzuwirken, wird die Eisenmasse durch die in allen Theilen stattfindende heftige Kohlenoxydgas-Entwicklung in das mit Explosionen verbundene, heftige Kochen versetzt, und dieß hält so lange an, bis die Schlacke zu eisenarm wurde, oder der größte Theil vom Kohlenstoffgehalte des Roheisens abgeschieden ist. Schon aus der, der Kehle entströmenden, eigenthümlich blauen Färbung der Flamme ist die Kohlenoxydgasentwicklung bemerkbar.

Ist der größte Theil des Kohlenstoffgehaltes abgeschieden, so strömt dann die Flamme rein, hell und ruhig mit bläulicher Färbung aus der Kehle; das ist die eigentliche Frischperiode; in dieser geht das weitere Entkohlen rasch vor sich und man läuft bei zu langer Dauer Gefahr, einen Theil oder alles Eisen in Schlacke zu verwandeln, wie dieß bei

der zehnten Charge der Fall war, als wir mit weißem Roheisen bei Rohgang unter abnormalen Flammenerscheinungen bessemerten.

Zu Heft unterscheiden wir fünf Roheisensorten, stark grau, schwach grau, schwach halbirt, gut halbirt bis eingesprengt, und weiß.

Das weiße Roheisen enthält nach vorgenommenen Analysen 4·20% gebundenen Kohlenstoff, 0·44% Grafit, 0·64% Silicium, 1·87% Mangan, 92·85% Eisen. Das graue Roheisen 1·53% gebundenen Kohlenstoff, 2·63% Grafit, 1·79% Silicium, 4·24% Mangan, 89·81% Eisen. Mit allen diesen Roheisensorten wurden Versuche abgeführt und vom 1. Juli bis 30. November v. J. 186 Chargen gemacht. Das Roheisen zum Bessemern wurde vom Hochofen genommen, wie es eben abfiel. Unter diesen 186 Chargen ist nur eine einzige mißlungen, wie erwähnt, die zehnte Charge mit weißem Roheisen unter abnormalen Flammenerscheinungen. Das Ausbringen war 60% halbverbranntes Schmiedeisen, der Rest eine schwere metallische Schlacke.

Vorzugsweise sind es weiche Sorten von Bessemerstahl, die wegen ihrer leichten Bearbeitung und weil sie die saftigsten Schweißhitzen ertragen, gesucht werden; die Erzeugung ist insoferne schwieriger, als man gerade den geeigneten Moment zur Unterbrechung des Prozesses treffen muß, und dieß liegt in den engen Grenzen von 1 bis 4 Minuten; dessenungeachtet hat man es in Heft schnell dahin gebracht, vorzugsweise diese Sorten zu erzeugen.

Eine fernere Schwierigkeit der Erzeugung weicher Stahlsorten liegt in dem Umstande, daß der aus dem Ofen fließende weiche Stahl nicht so dünnflüssig als der härtere ist, schneller breiartig wird, und durch die in Folge dessen beim Abfließen an den Rändern der Stahlpfanne erfolgte Schalenbildung und Verlegen der Bodenöffnung nach dem Gusse von 3 bis 4 Coquillen Rückstände (Abfälle) entstehen, welche, obwohl an sich dasselbe Product wie die Blöcke, doch nur, bis durch Versuche eine passende Verwendung dafür gefunden wird, von geringerem Werthe sind. Durch Anwärmen des Stahlgußkessels bis zur Roth- und Weißglühhitze kann diesem Uebelstande nur zum Theile abgeholfen werden. Der Stahl fließt schon aus dem Ofen dick. Diese Erscheinung tritt nicht allein bei weniger hitzigem Ofengange, sondern vorzugsweise bei stark halbirtem und weißem Roheisen, und auch öfter bei schwach halbirtem ein, wenn das Roheisen zähe und dickflüssig ist, während bei grauem Roheisen selbst bei großer Weichheit des Bessemerproductes dasselbe sehr dünnflüssig ist und stark aufquillt, und in Folge dessen wenig

oder keine Abfälle entstehen. Die fortgesetzten Versuche, geeignete Windführung, genaue Beobachtung des Hochofenganges und Bessemerprocesses werden noch besseren Aufschluß über diese Erscheinung geben, und auf Grundlage derselben hat Abhilfe zu erfolgen. Von gut grauem Roheisen und auch schwach halbirtem dünnflüssigen Roheisen erzielte man bisher die besten Chargen, daher der Hochofenproceß mit großer Vorsicht zu leiten und insbesondere eine richtige Erzgattung zu treffen ist, wenn man, was zum wahren Werthe des Bessemerns gehört, das Roheisen directe vom Hochofen nimmt. Die Erscheinung, welche Boman mit Kürze des Stahles bezeichnet, kommt selten vor, meistens aber bei aus weißem Roheisen erzeugtem Stahle.

Das Sortiren des Stahles nach seinem Härtegrade geschieht vor der Hand, bis zur baldigen Einführung der Eggertz'schen Probirmethode, noch auf empirischem Wege, indem aus Abfällen Stäbe ausgezogen werden, aus dem Bruchansehen, der leichten Schmied- und Schweißbarkeit ihre Härte beurtheilt und in 7 Härtegrade gebracht wird; Nr. 1 und 2 sind bei vorsichtiger Glühhitze gut schmied-, aber unschweißbar, 3 ist etwas schweißbar, 4 und 5 vollkommen, 6 präsentirt ein Feinkorn, 7 Schmiedeisen. Nr. 6 und 7 ist schon beim Ausfließen aus dem Ofen erkennbar, indem beim Aufquillen der Schlacke in der Stahlpfanne eigenthümliche Ringe entstehen; bei Stahl schlagen durch die über selbem stehende Schlacke Kohlenoxydgas-Flämmchen.

Die in letzterer Zeit erzeugten Blöcke sind rein und tadellos, ohne Boden- und selten mit Querrissen, was nur durch vorsichtiges Gießen zu erzielen ist. Schon aus den von Abfällen in der Schmiede ausgezogenen Stäben erlangten wir die vollkommene Ueberzeugung, daß aus dem Hefter Roheisen ein Stahl von überraschender Güte, der bei entsprechender Härte große Festigkeit und Zähigkeit als vorzügliche Eigenschaften des Bessemerstahls besitzt, erzeugt werden könne.

Weiche, vollkommen schweißbare Sorten ritzen abgehärtet noch Glas, das Korn bei Verwendung von grauem Roheisen ist lichtgrau, ganz gleichartig und übertrifft an Gleichartigkeit Gußstahlsorten. Die Farbe des Kornes bei von gut halbirtem oder weißem Roheisen erzeugtem Stahle ist nahezu silberweiß, das Korn ungemein fein und gleichartig.

Alle Anwürfe, die noch theilweise dem Bessemerstahle gemacht werden, müssen schon durch die bisher in Heft erzielten Resultate schwinden. Die Porösität, entstanden durch die nach dem Eingießen fortdauernde Gasentwicklung, schadet keineswegs der Güte des Metalls, denn die ein-

zelnen Poren ſchweißen gut zuſammen und der Bruch zeigt eine Homogenität, wie ſie kaum durch einen anderen Proceß zu erreichen ſteht.

Je weicher der Stahl, deſto weniger porös ſcheinen die Blöcke. Ein abgeſchlagener Schmiedeiſenblock von 12″ im Quadrat zeigte ſich ganz porenfrei. Aus Abfällen, Härte 7 ausgeſchmiedet, zeigte der Bruch ſehnige Textur, während aus Blöcken ausgeſchmiedete Stangen bei der großen Weichheit noch körnige Textur zeigen.

Höchſt beachtenswerth ſind die Momente, die die Beſſemerſtahlbereitungsmethode vor allen übrigen Stahlprozeſſen auszeichnet. Schon dadurch, daß man das Roheiſen directe vom Hochofen nimmt, das Brennmaterial für den reinen Friſchproceß beim Beſſemern ſich nur auf den geringen Bedarf zum Auswärmen des Ofens, der Coquillen und Keſſel erſtreckt, erlangt das Beſſemern nationalökonomiſche Wichtigkeit; vermöge der Dünnflüſſigkeit des Productes iſt die billigſte Maſſenfabrikation erreichbar (in Schweden und England ſoll man bereits Roheiſeneinſätze von 100 Ctr. per Charge machen); in Heft wurden im November Verſuche mit Einſätzen von 40 bis 45 Ctr. abgeführt, bei gleicher Ofenconſtruction. Die Güte des Productes von ausgezeichneten Roheiſenſorten und vollkommene Homogenität wird manche Gußſtahl-, die vollkommene Schweißbarkeit und Zähigkeit die meiſten Schmiedeeiſenſorten verdrängen.

Vergleicht man den Beſſemerproceß mit den übrigen Friſch- oder Puddlingsproceſſen, ſo muß man einſehen, daß letztere zur Erreichung eines immerwährend gleichartigen Productes unzuverläſſiger ſind; man hat ſich dabei der rohen Kraft des Arbeiters zu überlaſſen; die Stelle der rohen Kraft beim Beſſemern vertritt das Gebläſe, der Proceß ſelbſt iſt und bleibt ein Proceß der Intelligenz.

Vom 1. Juli bis 30. November, in dem Zeitraume von 5 Monaten, wurden 186 Chargen abgeführt, dabei folgende Durchſchnitts-Reſultate erzielt:

Die Roheiſeneinwage betrug 527.590 Pfd. oder durchſchnittlich per Charge 2833 Pfd.; höchſter Einſatz per Charge 4500 Pfd., kleinſter 2200 Pfd. Das Stahlausbringen betrug: 432.443 Pfd.; hievon in Blöcken 305.345 Pfd., an Keſſelſchalen oder Abfällen 127.108 Pfd. Nach Procenten ausgedrückt, wurde, von der Roheiſeneinwage gerechnet, ausgebracht: an Blöcken 57·88%, an Abfällen 24·08%, in Summa 81·96%. Am höchſten war das Ausbringen im Monate September mit 89%, weil vorzugsweiſe mit halbirtem und weißem Roheiſen gearbeitet wurde, denn von 40 Chargen wurden nur 11 mit grauem Eiſen abge-

führt; am niedrigsten im Monate November mit 73·25%, weil wir erstlich von 47 Chargen 28 mit grauem Eisen durchführten und Einsätze mit 4500 Pfd. machten, bei welcher Einwage ein sehr heftiger und viel Auswurf, und daher geringeres Ausbringen stattfand. Die dermaligen Oefen erweisen sich für hohe Einsätze daher zu klein und genügen nur für 30 Ctr. Einwage. Die Abfälle haben sich in letzterer Zeit vermindert und betrugen im Monate Oktober und November nur mehr 19·5%.

Vom erhaltenen Stahle kommen auf Blöcke 70·73%, auf Abfälle 29·27%, Kohlenverwendung zum Anwärmen des Ofens, der Pfanne, Coquillen ꝛc. 1·2 C' per Centner Stahl.

Das verwendete Roheisen war stark grau bei 22, schwach grau bei 63, schwach halbirt bei 53, stark halbirt bis eingesprengt bei 28, und weiß bei 20 Chargen. Von den abgeführten Chargen hatten Härtegrad I: 2, Härte II: 13, Härte III: 31, Härte IV: 47, Härte V: 45, Härte VI: 24 und Härte VII: 24 Chargen. Die Schmied- und Schweißbarkeit des Stahles war sehr gut bei 112 Chargen, gut bei 49, mittelmäßig bei 14, schlecht bei 11 Chargen. Die kürzeste Chargendauer betrug 9, die längste 71 Minuten. Mehr als $^5/_6$ Chargen wechselten aber in dem Zeitraume von nur 15 bis 19 Minuten, und nur ausnahmsweise bei sehr graphitischem Roheisen betrugen einige Chargen bei 30 und eine sogar 71 Minuten, Ferenverbrauch per Charge belief sich im Durchschnitt per Charge auf 3·5 Stück, hat sich in letzterer Zeit schon auf 2 Stück per Charge vermindert.

Mit einer Zustellung des Untertheils wurden 200 Ctr. Stahl erzeugt.

Aus den durchgeführten Chargen und den vorstehenden, für die kurze Zeit des Betriebes umsomehr erfreulichen Resultaten, als alle Chargen bis auf eine gelungen sind, haben wir die vollkommene Ueberzeugung erlangt, daß aus dem Hefter Roheisen ein Product erzeugt werden könne, welches vollkommen für alle Zwecke genüge, welches sogar das Schmiedeeisen seiner Zeit verdrängen muß.

In wie ferne dieß vom Bessemerstahl aus Roheisen anderer Werke zu gelten habe, wird die nächste Zukunft lehren; gewiß ist, daß durch den Bessemerproceß das Eisenhüttenwesen eine vollkommene Umstaltung erleiden, alle anderen Frischprocesse zum größten Theile verdrängen muß. Alles, was man mühsam und mit großem Kostenaufwande aus Eisen herstellte, wird man relativ billiger aus Bessemerstahl herstellen. Diese

Behauptung erlangt ihre vollkommene Beſtätigung durch die Reſultate welche Raffinirwerke bei Verarbeitung des Hefter Beſſemerſtahles erzielten. Zu Prävali walzte man Rails von 9¼ Pfd. Profil, Achſen, Bleche, Rund-, Flach- und Quadrateiſen; alle Stücke zeigten im Bruche ein Korn, wie der feinſte Gußſtahl, vollkommen homogen, ohne Schlackentheilchen, und die vorgenommenen Belaſtungsproben ergaben die doppelte Feſtigkeit gegenüber von Puddlingseiſen. Meißel, Dreh- und Bohreiſen, die vom Gußwerke St. Johann am Brückel aus Abfällen erzeugt wurden, haben ſich nach Ausſpruch ſo vorzüglich, als vom Mayr'ſchen Gußſtahle zu Leoben angefertigte, erwieſen.

Buchſcheiden führte viele Verſuche auf Feſtigkeit, Zähigkeit und Güte des Metalls durch, erzeugte eine Waggon-Achſe, die unter dem 90 Ctr. ſchweren Dampfhammer nach ſieben Schlägen nur dadurch gebrochen werden konnte, daß eine Stelle der Achſe früher gehärtet wurde. Der Bruch war fein und vollkommen gleichartig. Die verſchiedenartigſten Proben hat namentlich Storé durchgeführt; es wurden Stücke abgebogen, geſchlitzt, gelocht, die erzeugten Bleche um- und aufgebogen, in Zwiſchenräumen von ½ Linien gelocht, Stäbe von verſchiedenartigſten Dimenſionen gewalzt und gehämmert, Senſen und Sicheln verſucht; alle Stücke erwieſen ſich bei Unterſuchung mit der Loupe vollkommen tadellos und rein, ließen ſich gut ſchmieden und ſchweißen; die Bruchproben zeigten einen feinkörnigen, gleichmäßigen, metalliſch glänzenden Bruch, wie der beſte Gußſtahl; Meißel und Drehmeſſer erwieſen ſich vollkommen brauchbar. Handmeißel, wenig gehärtet, zuerſt auf blau, dann auf gelb zurückgelaſſen, hielten die Schneide beim Bearbeiten von Gußeiſen vorzüglich und konnten nicht ohne weiters an der Schneide abgeſchlagen werden. Dieſe Meißel wurden an der gehärteten Schneide aufgebogen und im kalten Zuſtande zuſammengelegt. Der verſuchte Stahl war dabei vollkommen ſchweißbar. Nach dem Ausſpruche des Herrn Directors Frey von Storé zeigte der Stahl eine Härte und Zähigkeit, wie er ſie in ſeiner langjährigen Praxis weder an Stahl noch Eiſen beobachten konnte. Im Schienenwalzwerke zu Graz ſchweißte man Hefter Beſſemerſtahl auf Schienen, und die daraus erzeugten Rails mit Stahlköpfen haben vorzügliches Ausſehen.

Die vielen Abfälle und deren geringerer Werth ſind es, mit denen wir bisher in techniſcher Beziehung zu kämpfen hatten, und wir gelangten nach den vielen Verſuchen zur Ueberzeugung, daß zur Vermeidung der Abfälle graues oder ſchwach halbirtes Roheiſen unerläßlich ſei.

Nach Verſuchen zu Freudenberg gaben dieſe Abfälle im Puddlingsofen eingeſchmolzen, zu Kuppen gedrückt und ausgewalzt zwar ein ſehr gutes, zähes Material, doch iſt natürlicher Weiſe das Endproduct ein koſtſpieligeres, und der Werth der Abfälle kann nur den Roheiſenpreis erreichen. Ueber die beſte und günſtigſte Verwerthung derſelben, ſo wie über beſſere Feuerfeſtigkeit des Zuſtellungsmaterials müſſen noch Verſuche angeſtellt werden.

Für den vollkommenen, fabriksmäßigen und großartigen Betrieb iſt die Erweiterung unſerer Beſſemerhütte und Aufſtellung von 3 bis 4 Oefen nebſt zugehörigen Vorrichtungen, und Einrichtung einer vollkommenen Stahlgußvorrichtung erforderlich, und es ſind die dießbezüglichen Umſtaltungsprojecte bereits genehmigt, wofür freilich wieder größere Auslagen bevorſtehen.

Der Beſſemerhüttenproceß zu Heft iſt der höchſten Entwicklung fähig, und dieſe nur durch zahlreiche Beſtellungen für die verſchiedenartigſten Zwecke möglich. Höchſt befriedigend iſt es, daß auch die hohe Staatsregierung dieſem wichtigen Proceſſe ihre volle Aufmerkſamkeit zuwandte; wünſchenswerth iſt es, und im Intereſſe der hohen Regierung muß es auch liegen, von dem neuen Stahle in eheſter Kürze Verſuche über die Güte des Productes anzuſtellen, Feſtigkeits- und Zähigkeitsproben vornehmen zu laſſen, alle Baubehörden zu ſolchen Verſuchen zu bewegen, um auf ſolche Weiſe dem neuen Produkte eheſtens Eingang und vollkommene Würdigung zu verſchaffen und die noch vorhandenen Feinde des Beſſemerſtahles durch Thatſachen zu bekehren.

Eine große Anzahl von Fachleuten des In- und Auslandes hatten Gelegenheit, ſich von dem in vorſtehenden Zeilen angegebenen Standpunkte des Beſſemerns in Heft zu überzeugen. Um ſo befremdender erſcheint ein Artikel im Abendblatte Nr. 77 der „Neuen freien Preſſe" vom 16. November 1864, und beweiſet, daß der Herr Verfaſſer ohne Kenntniß des Standpunktes der Betriebsreſultate und Erzeugniſſe der heutigen zwei Beſſemerſtahlwerke Oeſterreich's, nämlich Heft in Kärnten und Turrach in Steiermark, als Agent des Herrn Beſſemer in ſpeculativer Abſicht den Artikel verfaßt und veröffentlicht habe.

Jede Roheiſenſorte zeigt ein beſtimmtes Verhalten im Beſſemerofen; die Art der Behandlung bleibt Sache des genauen Studiums, Sache der Erfahrung, und ſelbſt Herr Beſſemer würde nach ſeinem reichen Schatze von Erfahrungen in der Behandlung einer ihm unbekannten Roheiſenſorte hie und da auf Schwierigkeiten ſtoßen. Die Richtig-

keit dieſer Behauptung baſirt ſich auf die Erfahrungen, die ich bei dem Beſſemern mit den verſchiedenartigen Sorten unſeres eigenen, des Roheiſens von der Marienhütte zu Sachſen geſammelt habe, und auf die Beobachtung des Proceſſes zu Turrach.

Wenn ſich auch beide Werke nach der Zeit ihres Beſtehens in dem Stadium der Kindheit befinden, ſo haben doch beide Werke in dieſer kurzen Zeit ſelbſt ohne Beihilfe des Herrn Beſſemer einen Stand eingenommen, den man in Schweden und England erſt nach Jahren erreichte, und wer die Erzeugniſſe von Heft kennt und prüft, wird trotz der angegebenen auffallenden, aber natürlichen Aehnlichkeit mit den erſten Erzeugniſſen Beſſemers, ja ſogar bei einem Vergleiche mit den heutigen engliſchen Beſſemerproducten, eingeſtehen müſſen, daß dieſelben an Güte alle engliſchen Fabrikate in Folge des ausgezeichneten Rohmaterials bei Weitem übertreffen, mithin für den heutigen Standpunkt des Beſſemerns nur zu maßgebend ſind; zur Hebung der kleinen mechaniſchen Schwierigkeiten aber dürfte gewiß die Intelligenz öſterreichiſcher Fachleute genügen. Die meiſten der im bezeichneten Artikel der „Neuen freien Preſſe" angegebenen Verbeſſerungen ſind uns nicht mehr neu. So wiſſen wir aus Herrn Hofrath Ritter von Tunner's zu Anfang 1863 erſchienener Broſchüre, daß man nach gänzlicher Entkohlung des Roheiſens durch Nachtragen einer beſtimmten Quantität flüſſigen, ſehr reinen Roheiſens den erforderlichen Härtegrad zu erreichen ſucht. Dieſe Manipulation haben wir in Oeſterreich ſchon verſucht und ich halte ſie nur für ſchlechte Roheiſenſorten vortheilhaft. Den Moment der gänzlichen Entkohlung zu erkennen, die Unterbrechung des Proceſſes ſo ſchnell zu veranlaſſen, daß nicht auch ſchon ein Theil Eiſen verſchlackt werde, durch Zuſatz von reinem Roheiſen die Härte genau zu erreichen, mag eben ſo ſchwierig ſein als die Unterbrechung des Proceſſes während der Friſchperiode im geeigneten Momente. Herr Hofrath von Tunner und viele anweſende Fachleute haben ſich übrigens überzeugt, daß man zu Heft den Härtegrad des zu erzeugenden Productes ſchon ziemlich in ſeiner Hand habe. Daß Schmiedeeiſen und Stahl aller Art in der außerordentlichen Hitze, die im Beſſemerapparate erreicht wird, in wenigen Minuten ſchmilzt und ſich mit der darin enthaltenen Maſſe zu einem homogenen Ganzen vereiniget, haben wir zu Heft ſchon im Monate Juli conſtatirt und verſchiedene werthvolle Verſuche in dieſer Richtung abgeführt, mithin war uns auch dieſe Sache nicht mehr neu.

Sehr zähes Schmiedeeiſen, geeignet für Keſſel- und Schiffsbleche, Panzerplatten, haben wir zu Heft bei der fünften Charge des Monats Juli ſchon erzeugt, müſſen jetzt häufig auf dieſe Gattung Beſſemermetall, die übrigens ziemlich leicht zu erzeugen iſt, hinarbeiten.

Nachdem nun dieſe im Artikel angeführten Verbeſſerungen bereits in Oeſterreich verſucht wurden, können ſie wohl nicht mehr der Gegenſtand eines Patentes ſein. Die neuerlich auch an verſchiedene Werke Kärntens von Herrn Kohn (dem Verfaſſer jenes Artikels) ergangenen Zuſchriften mit dem Anbote, gegen eine Summe von 12.000 fl. öſterr. Währung bei Beſſemer in England an Ort und Stelle ſich ſehr genau im Beſſemern informiren und alle dieſe Neuerungen erfahren zu können, beweiſen die rein ſpeculative Abſicht, und ich will mich auch am Schluſſe meines Berichtes nicht mehr hierüber auslaſſen, weil bereits in einem Gegenartikel der neuen freien Preſſe dieß geſchehen iſt. Nur ſo viel will ich Jenen, die an die Errichtung von Beſſemerhütten denken, bekannt geben, daß nach Ausſage eines mir befreundeten, ſoeben von England zurückgekehrten Herrn, derſelbe dort ſeit 1862, als ſeinem vorletzten Beſuche, keine oder nur unweſentliche Verbeſſerungen bei Herrn Beſſemer ſelbſt angetroffen habe.

Friedrich Kokeil.

Einfach und geräuſchlos fließt gewöhnlich das Leben der Gelehrten dahin; nur wenige geiſtig Verwandte und Fachgenoſſen kennen die Ergebniſſe ihres geiſtigen Lebens und Forſchens, nehmen Theil an den Mühen und Freuden ihrer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit. So iſt es auch nur wenig, was wir von den äußeren Lebensverhältniſſen des eifrigen Naturforſchers zu berichten vermögen, der am 31. v. M. zu Klagenfurt ſtarb.

Kokeil ward im Jahre 1804 in Laibach geboren, wo ſein Vater Landrath und einige Zeit Bürgermeiſter war. Er beſuchte die dortige Normalſchule und abſolvirte das Gymnaſium und Lyceum. Während ſeiner Studienjahre wurde ſein Vater, da er das Augenlicht völlig verlor, in den Ruheſtand verſetzt; damals wurde die liebevolle Sorgfalt und Pietät, mit welcher der junge Menſch ſeinen blinden Vater am Arme herumführte, in Laibach viel beſprochen und belobt. — Am 2. Dezember 1822 trat Kokeil als Praktikant bei dem k. k. Gubernial-Haupttaxamte ein, und wurde im Juni 1825 bei demſelben definitiv angeſtellt.

Im Jahre 1827 kam er als Offizial zu dem Taxamte nach Klagenfurt, wo er in dieſer Eigenſchaft bis zum Jahre 1837 verblieb. Nach Auflöſung der Taxämter im Jahre 1840 wurde er als Caſſengehilfe zur Hauptkaſſa nach Laibach ernannt und im Jahre 1843 als Offizial der Landeshauptcaſſe nach Klagenfurt überſetzt, wo er, allmählig zum erſten Offizial vorrückend, bis zu ſeinem Lebensende blieb. Kokeil war ſomit nur zwei Monate weniger als 40 Jahre im Staatsdienſte, er hatte bereits ſein Geſuch um Verſetzung in den bleibenden Ruheſtand überreicht; im Rathſchluſſe Gottes war es anders beſchloſſen! — Schon in den Sommermonaten 1864 zeigten ſich am rechten Auge Symptome heftiger, gefahrdrohender Entzündung der Aderhaut, welche den Herbſt über ſo raſche Fortſchritte machte, daß zu Anfang des laufenden Jahres bereits faſt völlige Erblindung eingetreten war; er war, da auch das linke nicht ohne krankhafte Erſcheinung war, eben in ſorgſamer Pflege und ärztlicher Behandlung, welche ſeine Freunde ihm mit aller Sorgfalt widmeten, als er im Februar von heftiger Grippe befallen wurde. Starke Fiebererſcheinungen und auffallender Verfall der Kräfte ließen frühzeitig Schlimmes befürchten: am 31. März 1 Uhr Mittags verſchied er, verſehen mit den Tröſtungen der Religion, ſanft und ruhig an eingetretener Lungenlähmung.

Schon früh erwachte in Kokeil der Sinn und die Liebe für Naturforſchung; wenn wir nicht irren, war es Schmidt, der dieſe Liebe weckte und pflegte, welche wie heiterer Sonnenſchein ſein ſonſt freudenarmes Leben freundlich durchwärmte. Anfangs ſammelte er Inſecten und Schmetterlinge; durch die Entomologie ward er zur Botanik geführt, da es ihm darum zu thun war, die Pflanzen zu kennen, auf denen jene Thiere leben. Mit ſeltenem Eifer und eigenthümlicher Sparſamkeit wußte er ſchon als Student ſich die nöthigen Behelfe zu verſchaffen, um ſeine begonnenen Studien mit wiſſenſchaftlicher Strenge zu betreiben.

Nach Klagenfurt gekommen, ſetzte er ſeine Forſchungen mit unermüdlichem Eifer fort und durchſtreifte von da an raſtlos ſuchend und ſammelnd die Klagenfurt umgebenden Höhen, die ſüdlichen wie die nördlichen Alpen. So klein ſein Einkommen war, ſo wußte er doch immer ſo viel davon abzukargen, um fortwährende Ausflüge beſtreiten und ſich die Behelfe für ſeine Studien anſchaffen zu können.

Dieſe erſten Jahre ſeines eifrigen Strebens und Sammelns fielen in die Zeit, wo der Unterricht in Naturgeſchichte aus dem Gymnaſial-Lehrplane verbannt und im erſten Jahre des Lyceums jeder davon be-

freit war, der durch Erlag der Schultaxe von 18 fl. per Semester sich davon loskaufen konnte. Damals war fast nur er es, welcher der natürlichen Neigung der jungen Leute für Naturbetrachtung wissenschaftliche Richtung und Unterricht gab; wer nur immer Lust und Liebe dazu, wer Eifer und Hingebung zeigte, war von ihm freundlichst aufgenommen, mit Liebe und Sorgfalt unterrichtet; fortwährend war er daher auf seinen Ausflügen von jungen Adepten und Jüngern der Wissenschaft umgeben, was um so mehr der Fall war, als Achazel, Professor der Naturgeschichte, selbst in seiner geraden Offenheit seine Schüler auf Kokeil aufmerksam machte. Gar viele eifrige und kenntnißreiche Forscher in und außer unserer Heimath können wir nennen, deren Liebe für Naturkunde Kokeil geweckt, denen er den ersten Unterricht darin gegeben. (Wir nennen beispielsweise Ludwig R. v. Heufler, der, nun in der Bryologie eine Celebrität, von Kokeil zum Naturstudium angeleitet wurde.)

Da Kokeil mit rastlosem Eifer sammelte und studirte, da er seine Forschungen in einem Gebiete anstellte, das noch wenig gekannt und durchforscht war, so war er in der Lage, Fundorte vieler seltenen Vorkommnisse in dem dreifachen Gebiete der Naturkunde, das er betrieb, zu entdecken, durch Austausch dieser Seltenheiten seine Sammlungen zu vergrößern und dadurch mit den meisten auswärtigen Fachgenossen und wissenschaftlichen Vereinen in Verbindung zu treten. Er war so in weiten Kreisen bekannt und in seinem Fache berühmt geworden. Begabt mit eigenthümlicher Sanftmuth und Bescheidenheit, drängte er nie sich vor, geizte und verlangte nie nach Ehren, Auszeichnungen, und dennoch wurden ihm solche vielfach in anerkennender Weise zu Theil. So ernannte schon im Jahre 1837 die königl. botanische Gesellschaft zu Regensburg, 1840 der entomologische Verein zu Stettin ihn zu seinem Mitglied; im Jahre 1848 sandte ihm auch der zoologisch-mineralogische Verein in Regensburg sein Diplom; dem Landesmuseum in Laibach gehörte er seit dessen Gründung als Mitglied an, wie auch die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien ihn zu ihren ersten Mitgliedern zählte.

Unsere heimische k. k. Landwirthschaft wählte ihn im Jahre 1843 zu ihrem Mitgliede; nach dem 1845 erfolgten Tode Achazel's übernahm Kokeil provisorisch die Schreibgeschäfte und die Leitung des Gesellschaftsgartens und führte diese Geschäfte mit allem Eifer bis zu der 1848 erfolgten Ernennung des neuen Kanzlers. Um diese Zeit ernannten ihn die Landwirthschafts-Gesellschaften von Krain,

Oberöſterreich und Salzburg zu ihrem Mitglied; erſtere beehrte immer ihn mit dem Erſuchen um Berichterſtattung bei den allgemeinen Verſammlungen. Als die Landwirthſchaftsgeſellſchaft im genannten Jahre die Errichtung des naturhiſtoriſchen Muſeums in Ausführung brachte, wählte ſie auch Kokeil in das von ihr mit dieſer Ausführung betraute Comité. Dieſem leitenden Comité gehörte er bis an ſein Lebensende an und war eines ſeiner eifrigſten und thätigſten Mitglieder; ſein Intereſſe und Anhänglichkeit am Muſeum bezeugte er nicht nur durch reichliche Gaben ſeltener Fundſtücke, mit denen er deſſen Sammlungen beſchenkte, ſondern am meiſten dadurch, **daß er alle ſeine eigenen Sammlungen,** das Werk eines langen Lebens und angeſtrengten Sammelns, **dem Muſeum in ſeinem Teſtamente vermachte.**

Es liegt nicht im Zwecke dieſer Zeilen, Kokeil's ganze naturwiſſenſchaftliche Thätigkeit, die Größe und den Werth ſeiner Sammlungen, ſeinen lebhaften Verkehr mit ſo vielen und vielfach bekannten Naturforſchern des Auslandes, die Ergebniſſe ſeiner fleißigen Durchforſchung unſerer heimatlichen Alpen auch nur andeuten zu wollen; im erſten Hefte des Jahrbuches des Muſeums hat er im Aufſatze „Flora der Umgebung von Klagenfurt" einen Beweis ſeiner emſigen und ſorgfältigen Forſchung abgelegt; in der in demſelben Jahrbuche von Joſch veröffentlichten „Flora Kärntens" iſt Kokeil häufig als Entdecker vieler Fundorte genannt; in mehreren in- und ausländiſchen Zeitſchriften hat er außerdem viele ſeiner Beobachtungen mitgetheilt; in der Wiſſenſchaft iſt ſein Name eingeführt, indem Roßmäßler eine zierliche Schnecke, die Kokeil am Loebl bei St. Leonhard aufgefunden, ihm zu Ehren Pupa Kokeili nannte, ſo wie eine ſehr ſeltene Käferart von Miller Pterostichus Kokeili benannt wurde. *) Ein neuer Unio des Glanfluſſes wurde von Kokeil als unio batavus und drei Arten Anodonten des Wörtherſee's rostrata, latissima und platyrhyncha von ihm aufgeſtellt und beſchrieben.

Kokeil beſtieg die meiſten unſerer naheliegenden Alpen mehrmals (die Seleniza einmal mit Welwitſch, die Petzen mit Welden), viele weitere Ausflüge machte er mit Joſch (auf die Kor- und Saualpe, auf die Plecken und Kühweger Alpe, Eiſenhut, Sirbitzen).

Bei ſolchen Bergwanderungen, bei denen er ſich immer als kräftiger, ausdauernder Bergſteiger erwies, im Walde, auf der Hochalpe, da nur konnte man Kokeil kennen lernen, man mußte ihn ge-

*) Siehe entomologiſche Zeitſchrift Seite 11.

ſehen haben, wenn er jauchzend vor einem lange geſuchten Pflänzchen auf die Knie ſank und den ſeltenen Findling einheimſte in ſeine Pflanzenbüchſe, oder wenn er, vor der Alpenhütte ſitzend, mit ſeligem Lächeln die aufgefundenen Lieblinge wieder hervorſuchte und ſorgſam verwahrte, mußte ihn belauſcht haben, wenn er, auf der Alpenſpitze angelangt, auf den Alpenſtock geſtützt, den Blick herumſchweifen ließ über den Kranz umgebender Alpen und nur ein kurzer Ausruf „herrlich", „wunderbar im Großen, wie im Kleinen", die Bewegung ſeines Innern verrieth. — Er ſuchte immer die Natur an ſich heranzubringen; wo er es vermochte, miethete er ein Fleckchen Erde, um darauf Pflanzen, die ihm intereſſant waren, zu ziehen und zu beobachten; die Fenſter ſeines Zimmers waren vollgeſtellt mit Blumentöpfen und dazwiſchen hoch aufgeſtapelt die Käfige munterer Singvögel; jene zu pflegen, dieſe zu zähmen, war ſeine fortwährende Beſchäftigung. An ihm konnte man die Wahrnehmung machen, wie ein, wohl durch herbe Erfahrungen verletztes, vielleicht zum Trübſinn geneigtes Gemüth, durch den immerwährenden Verkehr mit der Natur, durch Naturforſchung beruhigt, geſänftigt, in harmloſer, ja im gewiſſen Sinne kindlicher Liebenswürdigkeit erhalten worden; wer hat je aus ſeinem Munde ein Wort des Haſſes oder Zorns vernommen? wer hat den, wohl in ſich gekehrten, ſchweigſamen Mann, wer hat ihn aber mürriſch, verdroſſen oder auch nur unfreundlich geſehen? Hatte er wohl einen Feind?

Viele warme Freunde aber waren es, die mit Entſetzen die Gefahr der Erblindung und als Erlöſer von dieſer den Tod herannahen ſahen; keiner von allen hätte ihn ſo nahe geglaubt! wohl waren die Jahre nicht wirkungslos an ihm vorüber gegangen, er fühlte ſelbſt ſeine Kräfte erlahmen gegenüber der wuchtigen Entwicklung der Wiſſenſchaft, aber noch im letzten Sommer hatte er rüſtig eine Alpe beſtiegen, auf ſeinem letzten Ausfluge nach Raibl im Auguſt v. J. bei Flitſchl eine bis dahin in Kärnten nicht gefundene Pflanze, Allium scabrum, für die Flora Kärntens aufgefunden, keine Anzeichen des erlöſchenden Lebens waren drohend aufgetreten; — da erſchien unerwartet ein milder, ſanfter Engel des Todes und löſchte die Fackel, bevor noch der ſchwarze Schleier der Blindheit vor dem Auge des Naturfreundes herabſank.

Kokeil hinterließ keine Anverwandten und begreiflicher Weiſe kein Vermögen; die Mitglieder des Muſeums-Ausſchuſſes hielten ſich

für verpflichtet und auch berechtigt, die Sorge für ein anſtändiges Begräbniß ihres Kollegen und Freundes zu übernehmen. Es fand am 2. April unter unerwartet großer Theilnahme Statt; wer immer mit Schule und Wiſſenſchaft in Verbindung ſtand, hatte ſich eingefunden; der Lehrkörper und Studirende des Gymnaſiums und der Realſchule, viele Beamten, der Ausſchuß und Mitglieder des Muſeums; freundliche Spenden hatten den Sarg des Blumenfreundes reich mit Kränzen geſchmückt; ein langer Zug theilnehmender Freunde und eine lange Reihe von Wagen folgte der Leiche bis zu deren letzter Ruheſtätte, Studirende ſangen einen Trauerchor, während die ſterblichen Reſte des Entſchlafenen in die Erde verſenkt wurden. — Damit ward dem ehrlichen, uneigennützigen Streben des Heimgegangenen, der Wiſſenſchaft, Anerkennung und Huldigung dargebracht. (— r.)

Der Fuchs.*)

Der Regen verzieht, der Wald ſchüttelt die lauen Tropfen aus dem Haupt und von der Haide ſteigts erfriſchend und würzig in die Abendluft. Die Mücken beginnen ihre Tänze, die Ameiſen kriechen hervor, ihre verſchwemmten Straßen wieder herzuſtellen, der Fink ſchmettert aus dem Buchenwipfel herab, der Haſe macht Männchen und auch der Fuchs verſpürt ein heimliches Rühren. Dort lauſcht er zwiſchen den Wurzeln einer alten Eiche. Er „windet". Alles iſt ſicher, die ganze Natur wiegt ſich frühlingstrunken in dem erfriſchten Element. Mit einem Satze iſt Reinecke vor der Thüre.

Jetzt könnt ihr ihn deutlich ſehen. Wie er daſteht! ſo vornehm läſſig! ſo voll Bewußtſein! Man erkennt auf den erſten Blick: es rollt adeliges Blut in ſeinen Adern; aber das ſchwerfällige Standesvorurtheil iſt längſt überwunden, aller Zwang abgethan. Der Fuchsſchädel kann für einen wahren Muſterſchädel gelten. Die Stirn horizontal, mit ſtraffangezogener, liſtigglatter Stirnhaut, gleich einer mathematiſchen Tafel, auf der die Linien ſeiner Berechnung hin- und wiederſpielen. Das Ohr, ſcharf herausgeſpitzt, ſchiebt ſich unten weiter vor, um jeden Laut zu faſſen. Es iſt gemacht, die über ihm auf Bäumen ſchlummernde Beute zu erſpüren; das leiſeſte Geräuſch, das Zittern eines Blattes, das Zucken des träumenden Vogels fällt in die horchend ausgeſpannte Oeffnung: Nichts entgeht ihm. Und die Naſe! Wie viel Bosheit und Grazie liegt in dieſer feinen, langgeſtreckten und ge-

*) Aus Laube's Jagdbrevier.

ſchmeidigen Spitze! Es ſcheint, als gingen tauſend unſichtbare Fühlfäden von dort aus und als ſäße hier wie in ihrem Centrum die ränkeſpinnende, ſchwänkeſinnende Seele. Es iſt eine wahre politiſche Naſe!

Ebenſo bemerkenswerth iſt das Auge. Es iſt nicht gerade ſchön. Man erkennt daran ſogleich das nächtliche Raubthier; es ſpielt aus Grau in Grün, liegt ſchief, halb in der Höhle verſteckt, am Tage zur ſenkrechten Spalte verengert, und hat weder die „Waldfriſche", die uns aus dem Auge des Rehs ſo munter anſpricht, noch auch das rollende Funkeln, welches dem Katzenblicke ſeinen magnetiſchen Reiz gibt, aber dennoch liegt unendlich viel Bedeutung darin. Jetzt ſenkt es ſich in demüthiger Ergebung oder es blickt unſchuldig und naiv umher, jetzt ſpielt ein ſpöttiſches Lächeln um ſeine Lider, und jetzt wieder zuckt ein Blick daraus hervor, ſpitz und giftig, als treffe uns plötzlich der Stich einer Viper. Feucht vor ungeſtillter Gier, aufflammend in Mordluſt, ſchmachtend in zärtlicher Verliebtheit, birgt es eine Welt voll Leidenſchaft und Liſt, und iſt das Auge des größten Schauſpielers, den das Thierreich aufzuweiſen hat.

Alle übrigen Theile des Geſichts wie des ganzen Körpers ſtimmen zu dieſem Bilde. Der Mund ſpaltet ſich weit: denn der Fuchs iſt ein Räuber; ein ſparſamer Bart ſtellt ſich in langen, zurückſtrebenden Spitzen wie eben ſo viele Widerhacken um die Oberlippe; die Lippen ſind fein geſchnitten und geſchloſſen und deuten auf Energie und Selbſtbeherrſchung. Oeffnen ſie ſich aber, dann blicken ſcharf und grimm die Zacken des Gebiſſes, die nichts Lebendes entrinnen laſſen, oder es kniſtert halb höhnend und halb zornknirſchend ein heiſeres, huſtenartiges Bellen hervor. Den ſchlanken, hängenden Leib tragen ſchnelle Füße faſt ſpurlos über den Boden, und ſtattlich ſchmückt ihn die buſchige Schleppe, unter der ſich das Riechfläſchchen verbirgt, das oft des Fuchſes einziger Troſt in Nöthen iſt. Ein feinweißes Chemiſett hat er auf der Bruſt, ſein Pelz ſchimmert roth und goldig, daher auch die blanken Goldſtücke „Füchſe" getauft worden ſind. So ſchleicht, ſtreicht und keucht der Schlaue dahin, er ſchmiegt und biegt ſich, iſt vorſichtig, geduldig, ausdauernd, behend, allzeit entſchloſſen: ein wahres Thiergenie.

Wie er ſo dalehnt an den Wurzeln der Eiche — ſcheint er den Abend in ſüßem Nichtsthun verträumen zu wollen. Inzwiſchen kommen ein Paar junge Füchslein neben ihm zum Vorſchein. Klug forſchend äugeln ſie umher, legen ſich in die Sonne und beginnen allerhand Kurzweil. Das jüngſte Söhnchen iſt noch etwas läppiſch. Es fängt Grashüpfer und Käfer, zerzauſt ihnen die Flügel, läßt ſie zappeln, ſchnäufelt darin umher, wirft ſie weg, und ſchlägt dann und wann einen linkiſchen Purzelbaum. Der Alte

ſieht eben nicht auf ihn. Deſſen Blicke ſind auf die beiden andern hoffnungsvollen Buben gerichtet, in denen das väterliche Talent ſich mit ſichtbarem Wohlgefallen wieder erkennt. Sie haben das leiſe raſchelnde Mäuslein erhorcht und im Wettſprung das flüchtende gefangen. Mit muthwilliger Luſt werfen ſie es der eine dem andern zu, kneipen es hier, kneipen es da, bis ſie, des Spielzeuges ſatt, es dem jüngſten überlaſſen. Nun gilts ein Neſt zu ſpüren, eine Grasmücke zu beſchleichen, den ſchlüpfrigen Froſch zu packen, oder ſie durchſtöbern wohl auch den Palaſt eines Erdwespenſtammes; denn wie lecker ſie auch ſind, ſo will ihre Zunge doch Alles erproben.

Da tritt die Mutter aus dem Erdgeſchoß, und der alte Fuchs erinnert ſich, daß es Zeit iſt, die Familienſcene zu beenden. Er macht ſich auf; allein er eilt mit Weile. Gelaſſen ſchlendert er, den Schweif kavaliermäßig ſchleppend, durch Buſch und Kraut, immer querfeldein. Denn wie das echte Genie verſchmäht, in fremde Fußſtapfen zu treten, ſo läßt auch er die Heerſtraße und mag ſich gern in Riedgras, Korn und Hag verlieren, wo bunte Blumen blühen und muntere Vögel ſingen. Die roſigſte Laune leuchtet aus ſeinem Angeſicht. Unterdeſſen iſt er mitten im Waldbann. Er ſchleicht langſamer, leiſer, vorſichtiger. Der Abend haucht kühl aus Halm und Blatt. Die Bäume heben ihre Wipfel regungslos in die Stille; nur die Vogelkehlen ſind noch laut. Die Droſſel lockt mit hellem Ton, die Meiſe ſchlüpft, ihr witzigſpitzes Liedchen ſchrillernd, von Buſch zu Buſch, der Waldſchreiner Specht hackt und hämmert am Eichenſtumpf, dazwiſchen kreiſcht der Häher und iſt dann auf einmal Alles ſtill, ſo ſtöhnt aus dem Schooß der grünen Einſamkeit der melancholiſche Ruf des Wiedehopfs. Unſer Fuchs iſt am Rande der Waldwieſe angekommen. Er lauſcht. Die Blumen neigen ihre Kelche, da und dort ſummt noch eine Biene, oder ein ſchwergepanzerter Käfer ſchweift behaglich erbrummend in geſchwungenen Bogen dahin: ein Kreiſel, den die Elfen durch die Lüfte jagen.

Jetzt knackt es in den Zweigen. Der Fuchs ſpitzt das Ohr: ein Pfeifen läßt ſich hören. Da tritt das Reh heraus, das Haupt keck emporgerichtet, die Augen nach allen Seiten rollend. Wieder pfeift es, und in ſchlankem Sprunge iſt das Kälbchen der Alten zur Seite. In den drolligſten, anmuthigſten Sätzen tändelt es um die Mutter, ein Blatt, ein Kraut im Fluge abſtreifend und ſich niederwerfend, zu ſaugen. Die Mutter leckt ihm koſend den Nacken. Plötzlich hebt die Ricke den Kopf. Ihre Lichter funkeln. ein Zittern fliegt über die Flanken, ſie macht ein paar Sprünge und ſtampft zornig mit den Läufen. Es iſt klar: ſie hat den Räuber gewittert. Der hat ſich leiſen Fußes herangeſtohlen, ſacht, ſacht, das Kitzlein unverrückt im

Auge. Es gi't einen kühnen Griff. Wenn ihm nur die Alte nicht ſo eben den Weg verrannt hätte! Aber Freund Fuchs läßt ſich nicht beirren; er thut, als ſei er in tiefen Gedanken. Träumeriſch ſinnend ſtarrt er in's Blaue. Keine Miene verräth, daß er der Beute anſichtig geworden. Er verſchwindet, nun in weiten Bogen von einer andern Seite den Angriff zu verſuchen. Allein die wachſame Alte drängt ſich dicht an das Junge, denn ſie kennt des Laurers Argliſt. Dort ſtreift er vorbei. Die Ricke pfeift wieder, und der Fuchs ſchaut auf, als ſchrecke er plötzlich zuſammen. Doch er iſt inzwiſchen dem Ziele ſeiner Wünſche nah und näher gekommen. Jetzt duckt er ſich nieder; wie eine Katze ſchmiegt er ſich an den Boden, die Lunte zuckt, die Augen ſtarren wildgierig auf das bebende Thier, er weiſt die mörderiſchen Reißer, hebt leiſe Fuß und Kopf zu Sprung und Biß — ein Moment noch — ein Satz und — da ſtürzt ſich die Mutter ſchnaubend auf den Räuber los, mit den Füßen ihn zerſtampfend. Das Kälbchen iſt gerettet. Reinecke kehrt hinkend und zorngrimmig, ſeine Rache ſchwört er, und es ſteht zu fürchten, daß er ſeinen Schwur zu löſen wiſſen werde.

Tritt die Sonne in den Löwen, dann blüht dem Fuchs die goldene Zeit. Ueppige, reifende Stille liegt über der Erde, die Aehren hängen ſchwer und gelb, ein unabſehlicher Fruchtwald. Da hinein zieht's eben den Fuchs. Dort lagern Haſen und Kaninchen, Rebhuhn, Wachtel und Lerche, kleine Leutchen ohne Wehr und Waffen, die ein idylliſches Leben führen. Ach, wie übel wird es ihnen ergehen! Der Verſchlagene verſteht zu paſſen, zu faſſen, zu kirren, zu irren mit Strichen und Schlichen, mit Blicken und Tücken. Umſonſt ſind ihre kleinen Künſte, er mordet bei Tag und Nacht, und ſeine Brut wird dreiſt und feſt. Wenn er ſich gütlich gethan hat, ſo winkt ihm auf ſonniger Haide das Bienenhaus. Er ſpringt hinan, ſchleckt die würzigen Tropfen; und mag ihn das ganze Bienenheer zürnend umſchwärmen, er lacht ihres Stachels, lädt ſie ſich auf den Pelz, wälzt ſich am Boden, zerdrückt ſie, frißt ſie, und am Ende müſſen die fleißigen Thierchen ihm die ſüße Labe überlaſſen. Oder er ſchleicht zum Garten, wo aus dem Laub rothwangige Birnen und ſchwarze Kirſchen locken, verſucht im Weinberg die Traube, oder er lauert am Bache, mit dem Fiſchreiher Halbpart zu machen oder mit ſeinem Weibl den Krebs zu kitzeln und aus der Waſſerhöhle an's Licht zu ſchmeicheln.

So geht es bis in den Herbſt. Kommen da die kühlen Morgennebel, über den Wald und mit ihnen die Züge der Wandervögel: dann geht's wieder zum Holz und allerlei Streiche werden ausgeführt. Der Jäger ſtellt den Dohnenſtrich; in künſtlichen Sprenkeln legt er das Roth der Ebereſchbeere

aus, mancher Droſſel zum frühen Tode. Der Fuchs kennt das. Ehe noch der Jäger wacht, iſt er auf dem Anſtand. Er wartet unverdroſſen, bis die Stimmen der müde und hungrig herabfallenden Vögel an ſein Ohr ſchlagen. Er ſteht, ſtutzt und ſtiert. Hier und dort ſchwirrt ein luſtiges Paar um die Schlingen; ein Zimmer, eine ſchwarz glänzende Amſel ſtürzt hinein, ſie ſchreit auf, ſchlägt mit den Flügeln, und im Augenblicke, flinken Sprunges, iſt der Fuchs zur Stelle. Er ſchwingt ſich hinan, denn der Sprenkel ſteht hoch — aber eines Haares Breite fehlt, daß er ſie erreiche. Der Vogel, der ſich mit dem Fuß gefangen, flattert erſchreckt in die Höhe, den Klauen des Mörders zu entgehen. Der Fuchs knirſcht, ſpringt wieder und wieder, immer hitziger, immer begieriger, die Nüſtern ziehen ſich krampfhaft zuſammen, ein wolluſtvolles Grauſen glüht in ſeinem Auge, der Schweif peitſcht die Luft, aber es iſt vergebens, bis er, da endlich dem gefeſſelten Thiere die Kraft verſagt, ſich zu einem gewaltigen Satze zuſammenrafft und ſein Opfer mit einem triumphirenden Schrei ergreift.

Aber die goldenen Tage ſind bald vorüber.

Die Felder ſtehen kahl, der Wald entlaubt, auch die letzten Wandervögel ſind davon gezogen, rauhe Stürme brauſen über die Oede. Der Fuchs liegt in ſeiner Zelle, denn es gibt wenig zu jagen, und die geſammelten Vorräthe ſchützen ihn zunächſt noch vor Mangel. Es iſt eine traurige, langweilige Zeit; er könnte die „Denkwürdigkeiten ſeines Lebens“ ſchreiben, wenn er nicht noch zu thatenluſtig wäre. Er entwirft lieber Pläne für den Winterfeldzug, macht Sprungübungen und horcht wachſam den Schüſſen der Jagd, die dumpfwarnend in ſein Lager hinunterdröhnen. Indeſſen drängt der Winter immer ungeſtümer heran. Bald liegt Alles erſtarrt unter der weißen Schneedecke, Seen und Bäche gefrieren tief hinab, die Bäume krachen vom Froſt zerſpalten, das Wild ächzt hungrig in den dichteſten Gründen, und Rabe, Krähe und Sperling haben längſt die Straßen der Städte und Dörfer geſucht. Der Fuchs darf es nicht. „Wenn ich ein Vöglein wär'!“ ſeufzt er und ſtreicht lungernd hinter einem Bauerngehöft umher. Aber es läßt ſich keine Feder ſpüren. Die Noth treibt ihn dem Walde zu, er ergeht ſich in den düſterſten Gedanken. Mit einem Male hebt er die Naſe. Seine Augen blitzen. Ein lieblicher Duft weht ihm entgegen.

Ha, was iſt das? — Siehe da — mitten in der hungerigen Wildniß ein ſüß gebratenes Stück von einem Kater Hinze's Lende. Wie appetitlich! Ohne Zögern iſt es verſchlungen. Reinecke fühlt ſeine Lebensgeiſter neu erregt, „ſeine Augen werden wacker,“ und wie von unſichtbaren Banden gezogen, trabt er fürbaß. Und wahrlich! da liegt ein zweites Stück! Es iſt

kein Trugbild ſeiner Phantaſie — es iſt derſelbe Duft, dasſelbe Fleiſch und Bein. Der Fuchs ſteht ſtill, Ueberraſchung und Argwohn in den Zügen. Wer war der unbekannte Spender? Kehren die Tage der Märchen zurück? Er umſchleicht auf ſcheuen Sohlen die Stelle, ſteht wieder ſtill, legt ſich, horcht, wirft die Augen ſpähend umher, ſpringt wieder auf, um wieder niederzukauern. Nirgends ein Laut, nur die alten Föhren knarren. Er betrachtet den Biſſen noch einmal: „Wär' es eine Falle? — Die Menſchenkinder ſind voll Args! — Schon mancher Edle fiel durch ihre Liſt! — Aber nein — hinweg mit ſolchen Geſpenſtern!“ — und im Nu iſt auch der zweite Brocken hinab!

O Füchslein, Füchslein! du biſt verloren: — denn dort liegt ein dritter Biſſen. In vollen Zügen ſchlürft der Hungergepeinigte das berauſchende Arom, ſtarr verglaſten Blickes auf die Lockung. Doch der innere Warner erhebt ſeine Stimme noch einmal. Und wieder umkreiſt der Fuchs das leckere Mahl, wieder duckt er ſich, legt das Gehör vorwärts, rückwärts, ſpitzt es, „ſichert“ allenthalben. Und wieder iſt Alles ſtumm, nur die Föhren knarren noch immer verdroſſen. Es iſt, als ſtocke der Athem der Natur. Je länger der Fuchs hinſieht auf das verhängnißvolle Gericht, deſto wirrer werden ſeine Gedanken, deſto wirrer ſein Blick. Es flimmert ihm vor den Augen. Der Duft betäubt ihn, er kann nicht los, er muß — und gält' es ſein Leben — er muß hinzu. In einem wilden Satze ſpringt er darauf los — da, krach! ſchlägt das Fangeiſen die zerſchmetternden Zähne zuſammen.

So war der Schlaue doch nicht ſchlau genug! Er heult vor Wuth; aber es iſt nicht Zeit zu ohnmächtiger Klage, denn Gefahr droht im Verzuge; es gilt eine kühne, aufopferungsvolle That! — Einmal gefangen, denkt er, und nimmer wieder! Er ſelber beißt ſich den Fuß ab, der im Eiſen ſteckt und jagt davon, leicht und frei, „als hätte er eben nur den Stiefel ausgezogen“.

Gewiß, der Fuchs iſt bewunderungswürdig; aber größer noch, bewunderungswürdiger muß er uns erſcheinen, wenn wir uns erinnern, daß man ihn auch ſchon vor des Fangeiſens verführeriſchen Brocken verhungert gefunden hat, — weil die Klugheit ihm abrieth, dieſe Speiſe zu nehmen. Ein Römer des Alterthums konnte nicht würdiger, reſignirter enden:

— „des Leibes Drang,
Der oft den ſtärkſten Menſchen zwang,
War ſchwächer als der Klugheit Rath,
Den der Freiheit Sinne ihm gegeben hat;
Der Fuchs will lieber ſtoiſch ſterben,
Als um ein Bedürfniß ſchimpflich verderben.“

Vom Lenz. — Grabgedanken. — Plauderei.

Klagenfurt, Anfangs April 1865.

Es gibt verschämte Jünglinge und Jungfrauen, es gibt auch verschämte Arme; vom Veilchen sagt man, daß es verschämt im Schatten blühe, und die Mimosa pudica wird dem halben Menschengeschlechte als Muster der Verschämtheit hingestellt, aber so verschämt ist nichts, als — heuer der Frühling. Talent und Wille sind da, Zeit wäre es auch einmal, aber nein, die Scham läßt's nicht zu. Erwacht man Morgens, so scheint der blaue Himmel herein, die Sonne schickt ihre golden zitternden Boten, die erste Schwalbe zwitschert, man springt frohlockend heraus, den kaum unterdrückten Freudenschrei in der Brust — halt! Die Natur wird roth vor Scham, sie sieht sich in der Frühlingsfabrikation überrascht, sie lächelt verlegen, wodurch sie einen ungemein blöden Ausdruck erhält und siehe da! auf dem Felde liegt der Reif, die Tümpel sind gefroren und selbst der Flieder zeigt keine Spur von Grün. Es ist heuer so etwas Verhaltenes und Verschlagenes in der Natur, daß man wüthend werden könnte. Heraus, heraus, ihr himmlischen Kinder der steigenden Sonne! so blühet doch, so sprießet doch, so singet doch, so jubelt doch!! Umsonst, sie lächelt schon wieder so blöde und wird schon wieder so roth — die Natur.

Doch das ist alles nur Verstellung, sie ist nicht so naiv und unschuldig als sie aussieht, sie weiß daß wir ihr grollen, weil sie uns so manchen Schmerz schon zugefügt; sie war grausam gegen uns, und einige frische Hügel im „Garten der Ruhe" zeugen fürchterlich gegen die Mörderin!

Kaum hast du uns den Patrioten mit seinem liebewarmen Herzen, den würdigen Jubelpriester geraubt, kaum hast du uns den Freund, den grünenden Stamm zerbrochen, so schlägst du auch schon den stillen sanften Greis, der dir so treu gedient — grausames, unersättliches Weib! Hat er nicht deine Kinder geliebt, hat er sie nicht durch ein Menschenalter gepflegt und gehütet? Und in der That, mit Friedrich Kokeil hat Kärnten einen seiner ältesten und verdienstvollsten Forscher in der heimischen Naturkunde verloren. Sein Leben glich ganz demjenigen, welches das Schicksal den Naturforschern im Ganzen mit wenigen Ausnahmen bestimmt zu haben scheint. Ohne Glanz und ohne äußern Schmuck fließt

ſein Leben dahin. Auf Wegen wohin euer Fuß ſelten tritt, findet ihr ihn ſchon lange in ſtiller Geſchäftigkeit, jedes Pflänzchen und jedes Thierchen ein Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit, ja ſeiner Liebe. Was euer ungeübtes gleichgiltiges Auge nie ſieht, das hat ſeines mit trunkenem Blicke gefunden. Freilich blüht ihm dafür eine eigene Welt, er verſteht die Sprache der Natur, ihm flüſtern die Pflanzen manch' Geheimniß zu, ihm raunen die Thierchen das Ungehörte ins Ohr. Er plaudert mit den kleinen Bächlein, die ihm Kunde bringen von ſeinen Lieblingen; ihm rufen die Wipfel der Bäume vom Sturme geſchüttelt, manch' Drohwort zu. Er ſieht ſie, er hört ſie die alten Erdgeiſter, die um das Haupt ihm weben; ihr ſeht ſie nicht, ihr hört ſie nicht. Und wie er ſie liebet die Kinder der Natur, ſo lieben auch ſie ihn wieder; er hebt ſie auf und wieget ſie, bald ziehen ſie mit ihm fort; ſie bilden fortan ſeine Familie, ein ganzes Menſchenalter pflegt er ſie und hinterläßt ſie wieder dem, der ſie am beſten hüten wird. Die Welt aber, die Welt, wie ſieht ſie kalt auf ſo ein Treiben herab. Sie frägt nicht: frieret dich? ſie frägt nicht: hungert dich? — ſie lächelt bloß. Sie ahnt wohl nicht, daß ſo ein „drolliger Geſelle" für ſie arbeitet, daß das Leben ohne Jene heute nicht ſo wohlig und behaglich wäre als es iſt, daß es ein größeres Verdienſt ſei einen Stein zu einem großen Baume zu tragen, als demſelben bloß träge zuzuſchauen, daß ein unſichtbares Band die ſcheinbar kleinſte Entdeckung mit der höchſten Erkenntniß, die ſcheinbar müßige Beſchäftigung mit den fruchtbarſten Errungenſchaften des Geiſtes verbindet. D'rum Ehre den Forſchern, die im Ganzen ungekannt, von Wenigen geſchätzt durchs Leben ziehen, und die endlich der friſche Hügel deckt! Doch tröſte dich müder Schläfer, deine Kinder haben dich nicht vergeſſen. In der nächſten lauen Nacht weben dir die Pflanzen eine weiche grüne Decke, die Käferchen ſummen dir dein Lieblingslied, und von deinem Hügel ſchwingt ſich jubelnd deine Grasmücke in den blauen Aether empor. Trauernd umwandelt die Schnecke dein Grab und ſtreckt die Fühler aus; ſie wartet auf den Poſaunenſchall an jenem großen Morgen der Alles was gelebt, zu neuem Leben ruft! — — — — — — — —

Wenn uns die Wehmuth beſchleicht und wir geneigt ſind über dieſes irdiſche Jammerthal hinaus in den offenen Himmel zu blicken, wo auf goldgeränderten Wolken Englein mit azurblauen Flügelchen ſitzen, backige muſikaliſch gebildete Kinderchen, ſo fühlen wir — und in ſolchen Momenten vielleicht am ſtärkſten — wie wir mit tauſend Feſſeln an dieſe Erde gekettet ſind. Bald ſchwindet die Wehmuth, beſiegt von kräf-

tigen irdiſchen Gefühlen, und unſer Herz wird wieder empfänglich für ſtoiſche Kraftbrühen, wir verſtehen wieder den coloſſalen „Sager“ jenes ſterbenden römiſchen Kaiſers: Plaudite amici, comoedia finita est. —

Ja, meine Herren, die Comödie iſt zu Ende, unſer Theater iſt aus, und jeder Statiſt hat jetzt Gelegenheit, ſich auch außer dem Theater zu verſtellen (Moribus fingendis status). Sie merken wohl, daß ich unter den Statiſten das Publikum, und nicht was man ſonſt darunter verſteht, meine. Auf dem Theater gab es nämlich heuer gar keine reinen Statiſten, denn Jeder der auf der Bühne erſchien, mußte wenigſtens etwas reden oder ſingen, beziehungsweiſe Chor ſein, und ſelbſt die Ziege in der „Dinorah“ durfte nicht einfach ſtehen bleiben. Ad vocem „Dinorah“! Das Unerhörte iſt geſchehen; eine Oper iſt bei uns eilf Mal über die Bretter gegangen, und mehr als hundert Villacher ſind mittelſt Separattrain nach Klagenfurt gekommen; das Alles hat mit „ihrem Singen“ die Dinorah gethan. Seit meinen letzten ſchüchternen Bemerkungen über die Oper iſt noch der „Robert der Teufel“ dazugekommen, und ich hätte wirklich Luſt, über dieſes aus der beſten Periode Meyerbeer's ſtammende Werk mich etwas auszulaſſen; allein ich könnte dieß nicht thun ohne auch über das Libretto zu ſprechen, das Einen wirklich zur Kritik herausfordert, und würde ſo Ihre Geduld zu viel in Anſpruch nehmen. Zudem ſteht uns die heilige Woche bevor, wo am Gründonnerstage „Chriſtus am Oelberge“ von Beethoven in der Domkirche aufgeführt werden ſoll, und ſo werde ich ja bald Gelegenheit haben, mein muſikaliſches Plaudern auf einen weihevolleren Gegenſtand ausdehnen zu können. „Oſtern die heilige Zeit“ ſteht vor der Thüre und das große Auferſtehungsfeſt. Wo die Gottesgedanken ſprechen, will Ihr Briefſteller — ſchweigen. H. W.

Volkswirthſchaftliches aus Oeſterreich.

Es war jedenfalls kein übler Gedanke des Vereines öſterreichiſcher Induſtriellen, die vorhandenen jüngſten Nachrichten über die Volkswirthſchaft Oeſterreichs zu ſammeln, und, in kurzen Ueberſichten geordnet, in einem „Jahrbuch“ ſeinen Vereinsgenoſſen und dem größern Publikum vorzuführen. Dieſes, heuer zum erſten Male erſcheinende „Jahrbuch für Induſtrie und Handel in Oeſterreich“ (Wien 1865, Braumüller) entwirft ein allerdings nur in großen Umriſſen angelegtes Bild der wichtigſten wirthſchaftlichen Zuſtände des Kaiſerſtaates, dabei häufige Vergleichungen

mit den bezüglichen Verhältnissen in andern Ländern einflechtend. Zunächst das Land, die Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, dann die Production und Consumtion, der Handel und das Transportwesen bilden den wesentlichen Inhalt der einzelnen Abschnitte; auch die in der neuern Zeit mehrfach zu Tage getretene Frage des Markenschutzes wird am Schlusse der Schrift einer nähern Beleuchtung unterstellt. Frankreich hat nämlich bei Abschluß der jüngsten Handelsverträge das Streben nach internationalem Rechtsschutz der Marken consequent festgehalten, und in der neuesten Zeit scheint sich auch England dieser Tendenz anzuschließen; beide Industriestaaten des westlichen Europa befinden sich eben in derselben Lage wie eine alte Firma, welche gegenüber den jüngern Nebenbuhlern ihre erworbene Renommée möglichst unbestreitbar bei der Concurrenz mit in die Wagschale werfen möchte. Welchen Weg sollen nun die anderen Industriestaaten verfolgen?

Den Hauptinhalt des Jahrbuches machen natürlich die statistischen Zusammenstellungen aus. Folgende daraus entnommene Notizen dürften wohl Ihren Lesern nicht unwillkommen sein, zumal wir uns bei unseren Auszügen zugleich bemühen werden, die gegenwärtige Lage der überhaupt in Zahlen ausdrückbaren wichtigsten volkswirthschaftlichen Zustände Oesterreich's in Kürze zu skizziren.

Die produktive Fläche Oesterreich's (circa 86—87% des Staatsgebiets) umfaßt in runder Zahl 97,780.000*) Joch (1 Joch = 1·69 bairische Juchart = 0·57 Hectare), wovon 35,855.000 Joch Ackerland sind; der Wiesen- und Gartenkultur sind 13,786.000 Joch (darunter 39.400 Joch Olivenwälder, 12.000 Joch Hopfengärten), dem Weinbau 1,092.000, den Weiden 14,569.000, der Forstkultur 31,865.000 und den Rohrschlägen 613.000 Joch eingeräumt. Im Venetianischen, im Küstenlande und in Dalmatien sind außerdem 1,363.500 Joch Ackerland auch mit Reben besetzt.

Die Angaben über den Stand der landwirthschaftlichen Nutzthiere sind aus dem Jahre 1857, mithin schon etwas veraltet; damals war der Rindviehstand für den Consum des Reichs schon ungenügend, und in Folge der seit Jahren in Ungarn und Galizien herrschenden Viehseuche und des Mißjahres 1863 in Ungarn hat der Rindviehstand gewiß inzwischen noch eine bedeutende Abminderung erfahren. Besser steht es um die Pferde- und Schafzucht. Der Verein beklagt, daß edlen einheimischen Racen, wie der siebenbürgischen, so wenig Aufmerksamkeit geschenkt werde.

Die Zahl der Rübenzuckerfabriken hat sich im Jahre 1863 auf 139 Etablissements mit einer Production von 1,218.330 Zollcentnern Zucker belaufen. Der Import an Colonialzucker zum Verbrauche und für Raffineure betrug nach dem Durchschnitt des letzten Decenniums 391.132 Zollcentner jährlich. Der Zuckerconsum berechnete sich für denselben Zeitraum auf 3·75 Zollpfund per Kopf im Jahre. Der Zucker-

*) Nicht 97,750.000, wie es S. 47 heißt — Differenz 30.000 Joch! Ueberhaupt scheinen mehrfache Druckfehler im Buch sich vorzufinden: so z. B. wird S. 42 die productive Fläche auf 85·9% des Staatsgebietes angegeben, während S. 47 sie auf 86·9 berechnet ist. Auch S. 114 und 126 enthalten solche Fehler.

verbrauch zeigt aber ein stetes Wachsen, und es berechnete sich derselbe im Jahre 1863 schon auf 4·26 Zollpfund per Kopf gegen 3·25 Pfd. vor zehn Jahren. Die Branntwein- und Spiritusbrennereien bilden alte und bedeutende Zweige der österreichischen Industrie, namentlich von Böhmen, Mähren, Galizien und Ungarn. Im Jahre 1863 zählte man 97.294 Brennereien, darunter 6393 mit gewerbsmäßigem Betriebe, 90.901 als Nebenbeschäftigung der Landwirthschaft. Die Hausbrennereien nehmen ab, die gewerblichen Etablissements mehren sich. Die Branntweinverzehrungssteuer warf in jenem Jahre 15,674.000 fl. ab. Die 3230 Bierbrauereien Oesterreich's producirten in den jüngsten Jahren 13·7 Millionen Eimer. Unterstützt wird die Bierproduction durch die treffliche Hopfencultur in Böhmen (Saazer Kreis); wie in Baiern verschwinden auch in Oesterreich die kleineren Brauereien, da sie die Concurrenz der großen Etablissements nicht mehr ertragen können. Die bedeutendste Brauerei Oesterreich's und des Continents, die zu Klein-Schwechat bei Wien, lieferte in einem der jüngsten Jahre 390.770 Eimer.

Die mittlere Jahresproduction der Waldungen in Oesterreich beträgt 29,562.000 Wiener Klafter Holz und 4 Millionen Centner Gerberrinde, abgesehen von den andern Nebennutzungen, wie Harz, Knoppern u. s. w.

Der Bergbau lieferte unter Anderm: 34·59 Centner Gold, 632·39 Ctr. Silber, ferner Quecksilber 4277 Ctr., Zinn und Zink 28·593, Rohkupfer 53.838, Blei und Glätte 147.350, Arsenik und Schwefel 38.089, Roheisen 6,440.000, Gußeisen 731.345, Alaun, 49.280, Kupfer- und Eisenvitriol 100 330, Graphit 110.539, Steinkohlen 51,707.931 und Braunkohlen 40,438.697 Zollcentner. Sämmtliche Bergbauproducte hatten einen Werth von 48,222.585 fl. Die gesammte Salzerzeugung belief sich auf 7,636.217 Ctr., darunter 3,398.366 Ctr. Stein-, 2,535.225 Ctr. Sud-, 1,061.690 Ctr. Seesalz. Erdöl liefert bekanntlich Galizien in ziemlicher Menge — circa 159.000 Ctr. bis jetzt im Jahre, eine Ausbeute, welche sich beträchtlich erhöhen wird, wenn einmal alle Quellen vollkommen erforscht sind und ausgebeutet werden.

Meteorologisches.

Witterung im März 1865.

Die Witterung des eben vergangenen Monats in Klagenfurt war so reich an Unregelmäßigkeiten, so ungewöhnlich wie selten. Der Luftdruck war im Mittel nur 317·7‴, während er nach 20jährigem Durchschnitte im März 319·4‴ ist; nur im Jahre 1856 war er noch niederer: 317·0. Die Luftwärme war außerordentlich gering und betrug nur — 1·5; das normale Mittel für den März aber ist + 1·3, sie war also heuer um 2·8 zu tief; seit Beginn der regelmäßigen Beobachtungen ist kein März mit so tiefer Temperatur verzeichnet, es war heuer der kälteste März seit mehr als 50 Jahren; nahe so kalt war er

in den Jahren 1860 (— 1·1), 1858 (— 1·0), 1845 (— 1·0), 1817 (— 1·1). Die tiefste Temperatur wurde beobachtet am 22. mit — 12.4; es kamen solche Kältegrade, zumal so spät im Monate, nicht häufig vor, im Jahre 1860 wurden — 13·8 am 13., 1858 am 14. — 14·0, 1857 — 13·7 am 12. beobachtet; im Jahre 1850 fiel, nach vorausgegangener warmer Zeit, zu Ende des Monats viel Schnee und große Kälte ein, so daß am 28. die tiefste Monats-Temperatur mit — 12·5, am 30. noch — 11·4 verzeichnet wurden; in keinem Jahre aber wurde im März so andauernde Kälte ohne eine Frühlingsmahnung verzeichnet, täglich fiel das Thermometer unter 0°, am 29. noch auf — 9·4, am 30. auf — 11·7, und der letzte Tag des März war noch ein voller, strenger Wintertag, an welchem die Temperatur auf — 9·7 fiel und auch in der Mittagszeit nur auf + 2·6 sich hob. — Eben so außerordentlich und unerhört waren die Niederschläge, besonders die Menge Schnee. Der ganze Niederschlag betrug 3·9″ Wasserhöhr, wovon nur 0·5″ als Regen, alles Andere als Schnee niederfiel. Seit Beginn der Beobachtungen 1813 ist nur im Jahre 1845 annähernd so viel (3·8″) Niederschlag verzeichnet, die Menge des Schnee's aber, die heuer 3·4″ betrug, erreichte damals das bis dahin im März beobachtete Maximum von 2·8″; es war also heuer seit mehr als 50 Jahren der naßeste und schneereichste März; Die Schneelage betrug noch am 31. bei 18 Zoll Höhe; seit 1830, also in 35 Jahren, kamen nur 5 vor, in welchen die Schneelage bis in den April hinein dauerte, nämlich 1860, 1858, 1845, 1844, 1838.

Diese für den März so ungewöhnliche, ja unerhörte Witterung war über ganz Europa verbreitet und außerdem noch von sehr heftigen Stürmen begleitet; die Schneefälle vom 6. bis 10. mit viel und sehr wässerigem Schnee brachten Südweststürme, welche vorzüglich im Canal, der Nordsee und im schwarzen Meere sehr verderblich waren; vom 17. bis 22. aber wütheten kalte Nordoststürme (mit leichtem krystallinischen Schnee), welche in Mittel-Europa und dem Mittelmeere sehr empfindlich waren. Die Kälte dauerte bis zu Ende des Monats; am 30. waren in Haparanda noch — 20·8 notirt.

Im übrigen Kärnten waren in der Thalsohle gegen Nord und Ost offen liegende Orte noch kälter wie in Klagenfurt, so Micheldorf bei Friesach — 1·6, Raibl — 2·3, Bad Vellach — 2·4, St. Peter im Katschthale — 3·1, an Abhängen geschützt liegende aber wärmer, Althofen — 0·9, Tiffen — 0·5, Maltein — 0·9 u. s. f. Am Hochobir (6240′ Seehöhe) war die tiefste Temperatur am 21. — 16·0, die mittlere — 6·1. Für diese höchst gelegene Beobachtungs-Station Oesterreichs war der vergangene März nicht der kälteste, denn in den 19 Beobachtungsjahren war er 5 Mal noch kälter, so 1861 eben so kalt (— 6·1), 1857 aber — 7·3, 1852 war er — 6·5, die tiefste Temperatur aber nur — 13·5; 1849 war die tiefste — 18·0, die mittlere — 6·8, im Jahre 1851 war die mittlere zwar nur — 4·4, aber am 3. wurden — 20·0 verzeichnet.

Mittheilungen aus dem naturhiſtor. Landes-Muſeum.

I. Geſchenke.

Von der löblichen kärntneriſchen Sparkaſſe ein Beitrag von 300 fl.

Naturalien: Von Herrn Hauptmann Garzarolli Edlen von Thurnlack eine Fungia aus der Adelsbergergrotte. Von Herrn J. Weißenhof, Apotheker in St. Veit: einen Sperber und Thurmfalken, rar; von Herrn Dr. Hartmann einen Sperber; von Herrn J. Raaber in Kriſanten eine Suite Alpenpflanzen.

II. Mitglieder:

Eingeſendet wurden: Von Herrn E. v. Blumfeld, k. k. Hofrath, 10 fl., und Freiherrn v. Silbernagel 5 fl. für 1864; von Herrn Dr. Dreer in Trieſt 10 fl. für 1863 und 1864; von Herrn Oberſt Freiherrn v. Litzelhofen 6 fl.; vom Hrn. Grafen Zeno Goëß 5 fl. 25 kr. für 1865; vom Gau Kötſchach: von Herrn Notar Brunner für 2 Jahre 6 fl.

III. Rechenſchaftsbericht über das Jahr 1864.

Die Einnahmen des Muſeums bezifferten ſich auf	2449	fl. 95	kr.
Der Muſeumsfond betrug am Beginn des Jahres	479	„ 31	„
Zuſammen . .	2929	fl. 26	kr
Die Ausgaben betrugen	2453	„ 11	„
ſomit der Muſeumsfond am Schluß des Jahres	476	fl. 14	kr.

Die Einnahmen ſtellen ſich zuſammen:

aus der Unterſtützung des hohen Landtages mit	1050	fl. —	kr.
von der löblichen Sparkaſſe mit	300	„ —	„
aus Beiträgen der Mitglieder mit	786	„ 85	„
aus der Schenkung des Hrn. Hofrathes A. R. v. Tſchabuſchnigg mit	50	„ —	„
aus dem Beitrag des Herrn Cuſtos J. L. Canaval mit . . .	200	„ —	„
verſchiedene andere Einnahmen mit	63	„ 10	„
Zuſammen obige . .	2449	fl. 95	kr.

Die Ausgaben waren:

Für die Bibliothek	467	fl. 45	kr.
für den botaniſchen Garten	100	„ —	„
Vermehrung der Sammlungen und Anſchaffungen für ihre Aufſtellung	201	„ 98	„
für wiſſenſchaftliche Reiſen und Unterſuchungen	118	„ 75	„
für die „Carinthia“	40	„ 50	„
für Muſeums-Einrichtungsſtücke	109	„ 74	„
für Porto, Frachten, Kanzleiauslagen	91	„ 66	„
für Haus- und Kabinetserforderniſſe	119	„ 76	„
für Beheizung und Beleuchtung	267	„ 41	„
für Gehalte	525	„ —	„
für Remuneration und Löhnung des Amanuenſis und Dieners . .	323	„ —	„
für verſchiedene kleine Auslagen und Abfertigung des früheren Muſeumsdieners	87	„ 86	„
Zuſammen obige . .	2453	fl. 11	kr.

Roheisen- und Blei-Preise im März 1865.

Eisen-Preise.

Köln: per Zollcentner in Oe. W.: Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 62½ kr., Cokes-Roheisen affinage 1 fl. 87½ kr. — 2 fl 10 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 40 kr., Schottisches Nr 1 2 fl. 40 kr. — 2 fl 55 kr. Stabeisen grobes 4 fl. 80 kr. — 5 fl. 10 kr., Gußstahl 33 fl. — 36 fl., Puddelstahl 15 fl., Edelstahl 21 fl. Schlesisches Holzkohlenroheisen loco Berlin 2 fl. 60 kr., Cokes-Roheisen loco Hütte 2 fl. 15 kr. Berlin: Stabeisen geschmiedet 6 fl. 75 kr. — 7 fl. 25 kr., gewalzt 5 fl. 50 kr. — 6 fl. 25 kr.

Auf österreichische Meiler à 10 Centner berechnet: Köln: Holzkohlenroheisen 25 fl. 20 kr. — 29 fl. 40 kr., Cokes-Roheisen affinage 21 fl. — 23 fl 50 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 68 kr., Schottisches Nr 1 2 fl. 68 kr. — 2 fl. 85 kr; Stabeisen grobes 52 fl. 76 kr. — 57 fl. 12 kr., Gußstahl 359 fl. 60 kr. — 403 fl. 20 kr., Puddelstahl 168 fl., Edelstahl 135 fl. 20 kr. Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 2 fl. 40 kr. Berlin: Schlesisches Holzkohlen-Roheisen 27 fl. 32 kr., Stabeisen geschmiedet 75 fl. 61 kr. — 81 fl. 20 kr, gewalzt 61 fl. 60 kr. — 70 fl.

Blei-Preise.

Köln per Zollcentner: Raffinirtes Weichblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 50 kr. Hartblei 9 fl., Goldglätte 9 fl. 30 kr. — 9 fl. 75 kr., Silberglätte 8 fl. 70 kr. — 9 fl. Berlin: Tarnowitzer 9 fl. 63 kr., sächsisches 9 fl. 63 kr.

Auf Wiener Centner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 64 kr., Hartblei 10 fl. 8 kr. — Goldglätte 10 fl. 41 kr. — 10 fl. 92 kr., Silberglätte 9 fl. 75 kr. — 10 fl. 8 kr. Berlin: Tarnowitzer 10 fl. 78 kr., sächsisches 10 fl. 78 kr

Durchschnittspreise der Lebensmittel zu Klagenfurt im März 1865.

		fl.	kr.			fl.	kr.
Weizen	der Vierling	4	55	Speck, geselchter	das Pfund	—	40
Roggen		3	46	" roher		—	33
Gerste		3	9	Schweinschmalz		—	43
Hafer		1	71	Eier	das Paar	—	4
Heide		3	38	Hendl		—	—
Mais		3	32	Kapaunen		—	—
Brein (gestampfte Hirse)	der Vierling	6	99	Enten		—	—
Erbsen		4	65	Gänse		—	—
Linsen		—	—	12" Scheiterholz, hartes	loco Lend eine n. ö. Klftr.	4	17
Fisolen, weiße		5	30	12" Scheiterholz, weiches		3	20
" rothe		—	—	30" Scheiterholz, weiches		4	50
Erdäpfel		—	—	Heu	der Zentner	1	5
Rindschmalz	das Pfund	—	53	Stroh		—	55
Butter		—	51				

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Heinrich Weil. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr unter verantwortlicher Leitung des Alexius Kosler in Klagenfurt.

Carinthia.

№. 5. Mai 1865.

Ueber die Sprache. *)

Von Dr. Heinrich Weil.

Wenn auch die Unterſuchungen über die menſchliche Sprache im Allgemeinen in das Alterthum hinaufreichen, womit jedoch die ebenfalls ſehr alten grammatiſchen Behandlungen einer beſtimmten Sprache nicht verwechſelt werden dürfen, ſo iſt doch die eigentliche Wiſſenſchaft der Sprache die jüngſte Wiſſenſchaft, jünger ſogar als die Geologie und reicht kaum über 50 Jahre zurück. Dieß iſt großentheils auch der Grund, warum dieſe Wiſſenſchaft noch keinen allgemein angenommenen techniſchen Ausdruck erhalten und daß man noch immer die Wahl hat, den mit „Wiſſenſchaft der Sprache" am richtigſten gegebenen Begriff, durch „Linguiſtik, vergleichende Philologie, Gloſſik, Glottik" u. ſ. w. zu bezeichnen. Die Neuheit dieſer Wiſſenſchaft, die Beſchränkung derſelben auf einen verhältnißmäßig kleinen Kreis von Gelehrten, alſo die Unbekanntſchaft der großen Maſſe der Gebildeten und übrigen Fachgelehrten mit derſelben, iſt aber auch Urſache, daß die Einreihung dieſer Wiſſenſchaft in das Syſtem der übrigen inſoferne noch auf Widerſpruch ſtößt, als ſie die Einen dem Gebiete der hiſtoriſchen die Andern dem Gebiete der phyſiſchen Wiſſenſchaften zutheilen. Und doch iſt es nothwendig, dieſen Punkt in's Klare zu ſetzen, um ſpäteren Mißverſtändniſſen vorzubeugen und überhaupt den Standpunkt dieſer Unterſuchungen zu kennzeichnen. Hiſtoriſche Wiſſenſchaften ſind ſolche welche die Werke der Menſchen unmittelbar genommen zum Gegenſtande haben, wie Philologie, Geſchichte, Moral, Politik, Religion, Rechtswiſſenſchaften u. dgl. —

*) Nach den Vorträgen desſelben, gehalten im Muſeum am 24. und 31. März, dann 7. April, mit Zugrundelegung von Dr. Max Müllers Werk über die Wiſſenſchaft der Sprache (Leipzig, bei Guſtav Mayer 1863).

Physische Wissenschaften sind solche, welche die Werke der Natur wissenschaftlich behandeln, wie Naturgeschichte, Geologie, Physik u. s. f. — Wäre man nun geneigt, die Wissenschaft der Sprache, welche ja auch den Namen der vergleichenden Philologie trägt, mit der Philologie überhaupt unter die historischen Wissenschaften zu rechnen, so würde man das Wesen derselben verkennen; denn wenn der Philologe die Sprache als *Mittel* behandelt, um die Literaturschätze des Alterthums aufzuschließen, die politischen, moralischen und sozialen Zustände, überhaupt das Geistesleben der Vorzeit zu erkennen, und er also nur die Sprachen behandelt, welche ihn zu diesem Ziele führen können, welche eine Literatur haben, — so ist dem vergleichenden Philologen oder dem Linguisten die Sprache des Menschen als solche *Ziel* und Gegenstand seiner Forschungen, er studirt sie wie er sie in der Natur geworden vorfindet, ihn interessirt das Deutsch eines *Göthe* oder Englisch eines *Shakespeare* ebenso, ja vielleicht oft weit weniger als das Kauderwälsch eines barbarischen Stammes, als die Naturlaute der Hottentotten. Die Wissenschaft der Sprache ist also eine physische Wissenschaft und ihre Methode muß daher die gleiche sein. Mit dieser Einreihung scheint freilich auch schon die Entscheidung einer andern Frage vorweggenommen, ob nämlich nicht die einzelnen Sprachen das Ergebniß des Uebereinkommens zwischen den Gliedern eines Stammes u. s. f., also ein historisch gewordenes seien; wir werden aber später noch auf diesen wichtigen Punkt zurückkommen, und können daher diese Frage vorläufig noch als eine offene behandeln.

Die Wissenschaft der Sprache zeigt auch in der That, wie alle andern physischen Wissenschaften drei Perioden, die empirische, die klassifizirende und die theoretische oder besser die spekulative Periode. In der ersten derselben ist der Forscher noch lediglich Sammler, dem es darum zu thun ist, möglichst viel Thatsachen oder Exemplare zusammenzubringen, dieselben nach ihren äußern Merkmalen festzustellen, sie zu beschreiben. Die einfache Beobachtung führt ihn zur Erkenntniß des den Einzelnen Gemeinsamen und des sie Unterscheidenden, es entsteht der Begriff der Spezies und Gattung, bis das Gemeinsame der Gattungen auf eine höhere Stufe, nämlich die der Classen, und dann weiter die der Ordnungen und so fort leitet. So wird das ganze Erscheinungsmaterial in ein System gebracht, in welchem Alles seinen angewiesenen Platz hat, von dessen Höhe aus Ordnung in das scheinbar Chaotische gebracht ist, Vernunft- und Gesetzmäßigkeit sich zu offenbaren beginnt. Durch

Letzteres geht die zweite eben beschriebene Periode, nämlich die klassifizirende in die dritte, das ist in die theoretische oder spekulative Periode über, wo die hohen Fragen nach Ursprung und Zweck, nach dem Wesen der Erscheinungen ihre Behandlung finden, auf welcher Stufe dann jede Wissenschaft mit allen andern auf gleicher Höhe angelangten zusammentrifft, und endlich der Menschengeist den Zusammenhang zwischen allem Wissen theils ahnend theils erkennend den Höhepunkt erreicht hat, von dem aus alle Wissenschaften untereinander ein System bilden, d. i. der philosophische Standpunkt. Jene drei Perioden folgen, Zeuge die Geschichte der Wissenschaften, bei den meisten auch historisch aufeinander, obwohl bei einzelnen die Eine oder Andere den Vortritt erhalten hat. So hat beispielsweise in der vorzugsweisen exacten Astronomie die theoretische Stufe zuerst den Anstoß zu einer richtigen Erkenntniß der Planetenbewegungen gegeben. Copernicus der Entdecker derselben gesteht nämlich in seinem Papst Paul III. gewidmeten großen Werke, daß er auf die Entdeckung der Centralstellung der Sonne und der Achsendrehung der Erde weder durch Beobachtung noch durch Analyse geführt worden sei, sondern durch die wahrscheinlich nur intuitive Behauptung des Pythagoräers Philolaos: daß in den Bewegungen der Himmelskörper Symmetrie liegen müsse, eine Eigenschaft, welcher die bis Copernicus geltende Anschauung aber ermangelte. Es wird uns daher nicht Wunder nehmen dürfen, wenn wir bei der geschichtlichen Entwicklung, welche die Wissenschaft der Sprache genommen, die theoretische oder spekulative Stufe den übrigen oft vorgehen sehen werden; genug an dem, daß diese Wissenschaft heute bereits eine solche Entwicklung erlangt, daß bei systematischer Behandlung jene drei Perioden als aufeinanderfolgend vorgenommen werden können.

Bevor wir aber das Charakteristische dieser drei Perioden wirklich hervorheben und damit eine wenn auch nur sehr fragmentarische Uebersicht über den heutigen Stand dieser Wissenschaft gewinnen, scheint es zweckmäßig, auch die mancherlei Einwendungen zu berühren, welche man gegen die Einreihung dieser Wissenschaft unter die Naturwissenschaften erhoben hat, durch deren Erörterung und Widerlegung wir gleichzeitig unserem Gegenstande immer näher rücken. Der erste Einwand hängt mit einer Ansicht über den Ursprung der Sprache zusammen, welche in England vorzüglich und zwar durch Locke und Adam Smith ausgebildet wurde, welche viele Philosophen, doch zumeist nicht deutscher Nationalität theilten, und die überhaupt ziemlich allgemein ist.

Es ist die Ansicht, daß die Sprache ein Werk des Menschen sei, nicht weniger als eine Bildsäule, ein Gesetz, ein Gemälde Menschenwerk ist, und daß daher sowie die Aesthetik oder die Rechtslehre zu den historischen oder moralischen Wissenschaften gehöre, auch die Wissenschaft der Sprache dahin gerechnet werden müsse. Man stellt sich nämlich vor, daß sich ursprünglich die Menschen mittelst Gesten und Mienen verständigt haben, und daß sie später als die Ideenentwicklung eine reichere geworden und es nicht mehr genügte, auf sinnliche Gegenstände bloß hinweisen zu können, man ein anderes Ausdrucksmittel der Gedanken, die Worte erfann, deren Bedeutung durch gemeinsame Uebereinstimmung der Menschen dann festgestellt worden sei. Wir übergehen hier die weitern sich bekämpfenden Anschauungen, von denen Eine die Verba, die andere die Nomina als die ersten Worte betrachtet, sowie die fromme Gegenbehauptung, daß Gott den Menschen die Sprache gelehrt habe, was doch durch die Bibel selbst widerlegt würde, nach welcher Adam jedem Thiere seinen Namen gab, und wenden uns direkt gegen jene Ansicht.

Diese aber zerfällt durch die einfache Erwägung, daß bis jetzt weder nachgewiesen wurde, noch es überhaupt erklärlich ist, wie denn zwischen den Menschen ohne daß sie sich bereits einer Sprache bedient hätten, ein Uebereinkommen darüber, welche Worte den einen und den andern Gegenstand künftig bezeichnen sollen, auch nur möglich war. Konnten sie etwa ein so wichtiges, so complizirtes Abkommen mittelst Gesten und Mienen treffen?? —

Ein weit beachtenswertherer Einwand aber wird aus der Natur selbst hergeholt. Diese sagt man, habe nämlich keine Geschichte in dem Sinne, wie z. B. die Kunst, die Religion, das Recht, die Moral eine Geschichte habe; denn die Blume, welche heute der Botaniker beobachte, sei dieselbe wie von Anbeginn, die Biene baue ihre sechseckigen Zellen wie vor Jahrtausenden, die Kunstfertigkeit des Bibers sei um keine Linie fortgeschritten, die Nachtigall flöte heute nicht anders als die Philomele der Griechen. Nur das könne Gegenstand einer Naturwissenschaft sein, was jene Unveränderlichkeit der Natur zeige. Die Sprache aber hingegen sei nicht in jenem Sinne geschichtlos, sie habe eine Geschichte und sei daher Gegenstand einer historischen Wissenschaft. Und in der That hat dieser Einwand viel Bestechendes, wenn wir die große Anzahl der bekannten Sprachen und Dialekte welche man auf neunhundert annimmt, nebst allen ihren provinziellen Verschiedenheiten betrachtet,

wenn man den Wandlungen nachſpürt, aus denen z. B. das Latein ſich zum Italieniſchen, Spaniſchen, Portugieſiſchen, Provencaliſchen und Rhätoromaniſchen entwickelt hat, wenn man erkennt, daß dieſe Dialekte mit allen teutoniſchen, mit dem Griechiſchen, den alten Sprachen Indiens und Perſiens Eine Familie, die ariſche Sprachenfamilie darſtellen, welche mit den zwei andern Nebenſtrömen, d. i. den ſemitiſchen und turaniſchen Sprachen auf Einen Hauptſtrom zurückführen. Wer glaubt da noch läugnen zu können, daß der Sprache ein fortbildendes hiſtoriſches Leben innewohne? Ja und um ſo weniger wenn man die Wandlungen an Einer Sprache in der hiſtoriſchen Zeit ſelbſt verfolgt. Die Sprache des Biſchofs Ulfilas iſt vom Neuhochdeutſchen ſo weit ſchon entfernt, daß ſie wie Griechiſch und Latein erlernt werden muß; wir leſen noch Luther und errathen manche abſolute Ausdrücke aus dem Zuſammenhange, aber die Sprache der Minneſänger und des Nibelungenliedes iſt ſchon Gegenſtand ſpezieller Studien. Die heilige Sprache der Veda's, dieſes kraftvolle Idiom, ſehen wir zu dem heute in Indien geſprochenen Seapoy-Dialekte verflacht; die Sprache des Zend-Aveſta erſcheint umgewandelt in die eines Firduſi; die Sprache Virgil's in jene Dante's, jene der Minneſänger in die eines Göthe. Wenn wir ſelbſt die Idiome barbariſcher Stämme betrachten, ſo finden wir ſie nach 3 bis 4 Generationen ſchon total umgeſtaltet. Ja noch mehr, unter den Augen der lebenden Generation gehen dieſe Wandlungen vor ſich; Ausdrücke kommen ab (Archaismen), andere kommen auf (Neologismen), dasſelbe gilt von den Fremdwörtern in der Sprache; die Aſſimilationen und Vereinfachungen machen ſich in der Schriftſprache, noch mehr aber in der Volksſprache geltend, ſo fällt es Niemand mehr ein z. B. Zimber zu ſagen, ſondern man ſchreibt Zimmer, die Volksdialekte machen es ſich noch leichter, man ſagt da: kammer (kann man), wermer (werden wir), ſollmer (ſollen wir) u. ſ. f. Eben ſo auffallend iſt die Abſchleifung der Endungen, wie z. B. im Deutſchen das e auf Koſten des abfallenden n immer mehr und mehr Uebergewicht bekommt; wir laſſen uns nämlich allenfalls noch das Wort Glaub e n gefallen, wagen es aber nicht mehr „der Haſ e n" zu ſagen; in Schiller's Lied an die Freude finden wir noch: „Freude, holder Götterfunk e n" aber unſere Schuljungen behaupten ſchon, daß Schiller nur dem Reime auf „trunken" zu Liebe das Wort gebraucht habe, denn man ſage ja Funke und nicht Funken. — Und dennoch finden wir einen großen Unterſchied zwiſchen der Sprache und den Gegenſtänden der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften. Bei dieſen ver-

mag das Individuum, vor Allem aber das Genie eine wesentliche Aenderung hervorzubringen; ein Aristoteles, ein Rafael, ein Michael Angelo, ein Shakespeare, ein Kaulbach vermögen ihrer Kunst, ihrer Wissenschaft eine neue Richtung zu geben, sie auf eine neue Stufe zu heben, epochemachend zu sein. Der Einzelne vermag gegenüber der Sprache als solcher gar nichts. Ein Kaiser Sigismund z. B. wandte beim Concilium zu Konstanz das Wort schisma als ein Femininum an und erklärte es über den Einwurf eines Mönches in souverainer Machtvollkommenheit als ein Femininum*), es ist aber doch ein Neutrum geblieben. Die ersten Dichter und Prosaiker haben nicht einmal Worte, sondern nur neue Zusammensetzungen einzuführen gesucht, und ihre Bemühung ging meist spurlos vorüber. Man versuche es nur die einfachste Sprachregel umzuändern und man wird an eine unübersteigliche Schranke stoßen. Man versuche beispielsweise statt der eigentlichen Superlativform „der bescheidenste" den Superlativ durch Umschreibungen mit „höchst" oder „sehr" oder „recht" oder „am meisten" zu bilden, und man wird darum Widerspruch erfahren, weil sich die Andern auf den dadurch völlig geänderten Sinn berufen können. Während der Sprachgeist zur Bildung der Comparativform z. B. in der spanischen, portugiesischen, walachischen Sprache das lateinische magis erfordert**), verlangt der Franzose, der Provencale, der Italiener das lateinische plus.***) Keine Autorität kann dieses Verhältniß ändern. Andererseits erscheinen in einer lebenden Sprache plötzlich wieder Worte, Ausdrücke, Wendungen, von denen man nicht weiß, wo sie hergekommen seien, die sich aber nichtsdestoweniger doch nicht auf ein schöpferisches Individuum zurückführen lassen. In der Conversation der feinen Pariser Gesellschaft z. B. trifft man gegenwärtig auch eine sehr große Anzahl von Wörtern, die man selbst in den neueren Wörterbüchern vergeblich sucht. Der Prozeß, den die Sprache eingeht, ist eine Zusammensetzung der Nothwendigkeit und des freien Willens. Bei Hervorbringung neuer Worte und grammatischer Formen scheint bloß das Individuum thätig zu sein und ist es auch, aber es kann doch erst eine Wirkung hervorbringen, nachdem seine Individualität in der mitproduzirenden Thätigkeit der Familie, des Stammes, der Nationalität untergegangen ist, nachdem es gleichsam die Approbation des

*) „Videte Patres, ut eradicetis schismam Hussitarum."

**) (mas dulce, mais doce, mai dulce).

***) plus doux, plus dous, piú dolce.

Sprachgeiſtes oder wenn man will des Volksgeiſtes erlangt hat. Das iſt der große Unterſchied zwiſchen dieſer und der hiſtoriſchen Entwicklung. Die Wandlungen der Sprache ſind kein Ergebniß geſchichtlicher Akte, ſondern die Frucht eines Wachsthums. Damit dieß aber nicht als eine leere Phraſe erſcheint, iſt es nöthig nachzuweiſen, worin denn eigentlich dieſes Wachsthum beſtehe, was freilich nicht leicht zu zeigen iſt, und zu welchem Zwecke wir weiter zurückgreifen wollen, wodurch wir aber zugleich einen tiefern Einblick in das Weſen der Sprache erlangen werden. — Da die Sprache zum Ausdrucke unſerer Gedanken dient ſo folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß in derſelben **kein Beſtandtheil ohne eine beſtimmte Bedeutung ſei und daß daher ein Wort nicht mehr und nicht weniger enthalte als zur Ausprägung einer beſtimmten Bedeutung nothwendig ſei.** Hienach ſcheint es unmöglich zu ſein, daß an den Theilen eines Wortes Veränderungen geſchehen ohne das eigentliche Ziel der Sprache zu verrücken. Wirklich iſt dieß auch bei einigen Sprachen der Fall, wie im Chineſiſchen. Dort heißt z. B. zehn schi, und zwei eúl, Worte, an denen nicht das Geringſte geändert werden darf ohne die ganze Bedeutung zu ändern. Eben ſo ſtarr wie die Zuſammenſetzung der Laute zu einem Worte, iſt dort aber auch die Behandlung oder Zuſammenſetzung der Worte ſelbſt. Will man z. B. zwanzig ausdrücken, ſo werden jene zwei Worte mechaniſch aneinandergeſchoben wie wenn man im Deutſchen ſtatt zwanzig zwei-zehn ſagen wollte, wodurch man im Chineſiſchen eul-schi bekommt. An dieſer Zuſammenfügung darf, ohne den Sinn zu ſtören wieder nicht das Geringſte geändert werden. Ebenſo iſt es im Tibetaniſchen, wo zwanzig auch aus zwei (nyi) und zehn (tschu) zu nyi-tschu gebildet wird.

Vergleichen wir aber nun den Ausdruck für zwanzig im Chineſiſchen mit jenem im Lateiniſchen, Griechiſchen und Sanskrit, ſo ſcheint in dieſen Sprachen die Zahl zwanzig nicht nach gleichem Syſtem wie eúl-schi gebildet zu ſein, indem zwanzig im Lateiniſchen nicht duo-decem, im Griechiſchen nicht dyo-deka oder im Sanskrit nicht dvi-dása, ſondern viginti, eikosi (dor. eikati) und viṅsati heißt; nichtsdeſtoweniger ſind dieſe Worte doch auf dieſelbe Weiſe entſtanden. Nehmen wir beiſpielsweiſe das Sanskritwort für zwanzig nämlich viṅsati, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß der erſte Theil viṅ oder vi aus dem älteren dvi entſtanden iſt (ſowie ja auch das lateiniſche bis zweimal mit dem griechiſchen dis, das den Begriff der Entzweiung enthält, aus dem ältern wieder auf das Sanskrit zurückführende Worte dvis entſtanden iſt); das

vi oder vin gilt alſo ſoviel wie dvi. Im Sanskrit heißt ferner zehn dásan und die Dekade dásati oder verkürzt 'sati; das Sanskritwort vińsati iſt alſo aus dem oben erwähnten dvi-dása oder zwei=zehn geworden, in welch' Letzterem das mit dem Chineſiſchen gleiche Syſtem in die Augen ſpringt. Es wäre nicht ſchwer nachzuweiſen, daß der erſte Theil der Worte viginti und eikati auf gleiche Weiſe entſtanden ſei und ebenfalls zwei bedeute, ſo wie daß der zweite Theil nämlich das ginti und kati in der Bedeutung von zehn durch einen ähnlichen Prozeß verwandelt wurde, der ſich auch in dem deutſchen zwan=zig ſehr deutlich verfolgen ließe. Nun vergleiche man aber den Charakter dieſer umgewandelten Wörter mit jenem chineſiſchen eúl-schi̊ und man wird finden, daß während in Letzterem alles wie ſtarrer Marmor unveränderlich geblieben iſt, dort das gleichſam weichere Material ſo mannigfache Abreibungen erfahren hat, daß die für das Auge ganz veränderte Geſtalt auf den erſten Blick keine Spur des früheren Zuſtandes zu zeigen ſcheint. Mit dem Eintreten dieſer Erſcheinung verliert ſich aber auch zugleich das Bewußtſein der Bedeutſamkeit eines jeden Fragmentes in einem Worte, ſobald die Worte einmal ſolche Conglomerate geworden ſind, und das Sprachgefühl ſtirbt gleichſam ab. Die Theile des Wortes erhalten ſich nicht mehr ſelbſt durch das Gewicht der Bedeutung jedes einzelnen Theiles, ſondern das ganze Wort erhält ſich fortan nur mehr durch Tradition von Generation zu Generation. Der Franzoſe der zwanzig vingt nennt, das aus viginti entſtanden, hat keine Ahnung mehr davon, daß dieſes Wort die Elemente von deux (ſanskr. di) und dix (ſanskr. dása) enthält. Nicht beſſer ge\|t es uns Deutſchen mit zwan=zig, drei=ßig, vier=zig u. ſ. f. Man hat dieſe Erſcheinung, die in allen nicht einſilbigen Sprachen vorkommt und welche eines jener Elemente bildet, die uns zur Annahme eines natürlichen Wachsthumes in der Sprache berechtigen, die phonetiſche Corruption oder den lautlichen Verfall in der Sprache genannt. Ein ſchlagendes Beiſpiel dieſer phonetiſchen Corruption bildet auch die Adverbialbildung in den romaniſchen Sprachen. Die Grammatiker ſagen: das Adverbium werde hier gebildet, indem man der weiblichen Form des Adjektives im Franz. die Silbe ment, im Italieniſchen und Spaniſchen die Silben oder das Wörtchen mente anhänge, wodurch z. B. im Franzöſiſchen aus vraie vraiement, im Italieniſchen aus vera veramente, im Spaniſchen aus precisa precisamente werde. Nun begegnen wir im Lateiniſchen Ausdrücken, wie bona mente, wir leſen im Ovid: „Insistam forti mente" was

heute der Franzoſe überſetzt mit: „l'insisterai fortement". Wir können es hier faſt mit der Hand erfaſſen, was bei der Umwandlung des Lateiniſchen in das Franzöſiſche geſchah. In Ausdrücken wie der frühere wurde nämlich das Wort mente nach und nach nicht mehr als ein beſonderes Wort mit klarer Bedeutung gefühlt, es ſchmolz gleichſam an das andere an, und wurde gleichzeitig tonlos faſt undeutlich ausgeſprochen. Es hörte auf ein Wort zu ſein und wurde ein formelles, ein grammatiſches Element. So kann es nun mit ſeiner adverbialen Wirkſamkeit in Worten vorkommen, bei denen wenn man es in ſeiner urſprünglichen Bedeutung anwenden wollte, der Sinn desſelben bedeutend alterirt würde. Wenn der Franzoſe das Eiſen „lourdement" zur Erde fallen läßt, ſo müßte er bei wörtlicher Ueberſetzung der urſprünglichen Bedeutung zu ſeinem Erſtaunen finden, daß er dem Eiſen eine ſchwerfällige Seele (mens) zuſchreibe. Der lautliche Verfall ſchont aber die Worte nicht immer in ſo hohem Grade wie die erwähnten Beiſpiele zeigen, er zerſetzt meiſt die Worte ſo, daß kaum nur einige Bruchſtücke davon übrig bleiben. So erſcheint Tochter engliſch daughter, welches im Sanskrit duhitar heißt, im Böhmiſchen ſchon zu dci (ſpr. tsi) zuſammengeſchmolzen. Das Wort pater und père erkennt man leicht als identiſch, aber ohne tiefere Studien würde man nicht glauben, daß auch das armeniſche hayr, Vater, aus gleichem Stamme entſproſſen iſt, was jedoch leicht geſchieht wenn man einmal weiß, daß im Armeniſchen ſehr häufig das h an die Stelle des urſprünglichen p tritt. So iſt das franz. même aus dem lateiniſchen semetipsissimus hervorgewachſen, und in aujourd'hui kommt das lateiniſche dies zweimal vor, da nämlich jour aus diurnum und hui aus hodie entſtanden iſt. Daß aber dieſer lautliche Verfall keine moderne Erſcheinung iſt, ſondern ſeit Jahrtauſenden, ja ſeit den erſten Tagen der Sprache dieſelbe umwandelt, dafür ſprechen die untrüglichſten Beweiſe. Weil derſelbe aber eben ein Verfall iſt, was von dem Begriff des Wachsthums zwar nicht ausgeſchloſſen iſt inſoferne nämlich in dieſem auch die Umwandlung der Gebilde liegt, was aber nicht gerade das Charakteriſtiſcheſte desſelben ausmacht, ſo wollen wir uns nun an jenes Element in der Entwicklung der Sprache wenden, welches noch mehr die Annahme eines natürlichen Wachsthums, wenigſtens in dem Sinn, in welchem man vom Wachſen der Erdrinde oder vom Wachſen eines Kryſtalles ſpricht, rechtfertigen wird. Es iſt dieß die ſogenannte dialektiſche Wiedererzeugung, oder deutlicher ausgedrückt: das Wachsthum durch die Mundarten. Faſſen wir zuerſt den Begriff

des Dialektes oder der Mundart ins Auge. Man ist geneigt denselben als etwas minder Beachtenswerthes, als etwas Inferiores, gegenüber einer bestimmten Literatursprache anzusehen, ebenso häufig aber auch als etwas Verderbtes, als etwas, was gleichsam durch Degeneration der Schriftsprache entstanden sei. Die sprachwissenschaftlichen Untersuchungen haben aber auch dieß als ein bloßes Vorurtheil, als einen großen und schädlichen Irrthum erkennen lassen. Das was wir gewöhnlich mit dem Vorzugstitel einer Sprache gegenüber den verschiedenen Mundarten bezeichnen, ist nämlich auch nichts anderes als ein Dialekt, welcher jedoch durch die Literatur die sich seiner bemächtigte, in seinem natürlichen Processe aufgehalten, gleichsam festgebannt worden ist. Neben ihm fließen wie Nebenströme die einzelnen Mundarten dahin, und führen ihr frisches Leben lustig weiter, während der zur Literatursprache erhobene Dialekt immer mehr erstarrt und wenn auch allmälig so doch sicher abstirbt. Wir betrachten z. B. das classische Latein als eine Sprache, und vergessen zu leicht dabei, daß dasselbe nur einer von den vielen italischen Dialekten ist, welcher durch Livius Andronicus, Ennius, Nävius, Cato u. s. f. literarisch festgesetzt, und dann durch die Scipionen, Hortensius, Cicero u. s. f. ausgefeilt und verfeinert worden ist. Es war der Dialekt Latiums, in Latium Roms, und in Rom der der Patrizier. Es war die Sprache einer Classe, der herrschenden politischen Partei, und ist den übrigen durch die Macht der äußeren Verhältnisse gewissermaßen aufgedrungen worden. Diese wie alle anderen Literatursprachen haben mehr ein künstliches Leben, während das eigentliche, frische, warme Leben in den Mundarten pulsirt und dort eine ungeheure Mannigfaltigkeit entwickelt. Die Literatursprache mag sich noch so ausdehnen, sie wird die Mundarten nie ganz ersticken. In Deutschland lebt trotz der großen Verbreitung der Literatur eine große Anzahl von Mundarten fort; in Italien rechnet man zwanzig, in Frankreich vierzehn unterscheidbare Dialekte, welche im heutigen Griechenland gar die Zahl von siebzig erreichen sollen.

Ein eclatantes Beispiel einer großen Anzahl von Mundarten einer Sprache, die selbst nicht ohne Literatur ist, bildet das Friesische, welches an der deutschen Nordwestküste zwischen Schelde und Jütland, dann an den Inseln längs der Küste und zwar seit zwei Jahrtausenden gesprochen wird. Begriffe, welche sonst bei allen civilisirten Völkern der verschiedensten Zunge ziemlich gleichlauten, haben hier die abweichendsten Bezeichnungen, z. B. Vater wird auf jeder Insel anders bezeichnet; ebenso variiren die Namen der Inseln selbst, so z. B. heißt die Insel Sylt bald „Söl", bald

„Sol" und bald wieder „Sal". Der Miſſionär Sagard, welcher 1626 unter den Huronen in Nordamerika reiste, gibt an, daß kaum Ein Dorf dieſelbe Sprache rede, ja nicht einmal die einzelnen Familien; bei den wilden Stämmen in Central-Amerika reichen oft 10 Jahre hin, daß ein von einem Miſſionär angelegtes Wörterbuch ſchon aufgehört hat, wahr zu ſein. Ein noch weiter gehendes Beiſpiel erzählt Moffat aus Südafrika, wo es häufig vorkommt daß alle Erwachſenen auf mehrere Tage in die Wüſte ziehen, und daß die zurückbleibenden Kinder ſich während dieſer Zeit, freilich in einem ſehr beſchränkten Ideenkreiſe gewiſſermaßen eine neue Sprache erfinden, welche ſelbſt wieder auf die Erwachſenen nach ihrer Rückkehr zurückwirkt, ſo daß nach einer Generation ſchon der Charakter der Sprache total verändert iſt. Dieß iſt offenbar der Naturzuſtand der Sprache, wo in einzelnen Familien ſich gewiſſe Ausdrücke feſtſetzen, die ſich andern mittheilen, dadurch endlich im ganzen Clan heimiſch und endlich ein Gemeingut der Clangenoſſenſchaft werden. Wir ſind durch die Analogie berechtigt anzunehmen, daß es bei allen Sprachen mehr oder weniger ſo geweſen ſei, die wir erſt kennen lernten nachdem ſie ſich literariſch fixirt hatten. Erzählt doch Polybius, daß ſelbſt gebildete Römer die Sprache der alten Verträge zwiſchen Rom und Carthago nicht mehr verſtanden, und geſteht ſelbſt Horaz, daß er die alten ſaliſchen Gedichte nicht verſtehen konnte. Unſer heutiges Hochdeutſch iſt ja auch nur aus dem Dialekte entſtanden, den man zur Zeit Luthers in Oberſachſen ſprach, und das heutige Engliſch iſt nicht nur aus dem Angelſächſiſchen von Weſſex hervorgegangen, ſondern aus ſämmtlichen Dialekten, die in Großbritanien geſprochen wurden, und die durch das Lateiniſche, Däniſche, Normäniſche und alle andern fremden Elemente ſtetig modifizirt worden ſind. Der ungeheure Einfluß der Dialekte, welcher für die Fortbildung einer Sprache das iſt was der Pflanze der heimiſche Boden, läßt ſich am beſten dort erkennen, wo wir einen aus ſeiner Heimath fortgeriſſenen Dialekt auf fremdem Boden ſpäter zu beobachten Gelegenheit haben. Ein ſolches und zwar ſehr ſprechendes Beiſpiel iſt uns glücklicherweiſe aufbewahrt. Die Sprache, welche die norwegiſchen Flüchtlinge im 12. Jahrhunderte nach Island brachten, iſt durch ſieben Jahrhunderte ganz unverändert geblieben, weil derſelben in ihrem iſolirten Zuſtande, losgetrennt von den heimiſchen Dialekten, kein regenerirendes Element zugeführt wurde; auf ihrem heimatlichen Boden hat ſich aber die Sprache, welche im 12. Jahrhundert noch Eine war zu zwei geſonderten Sprachen, nämlich zum Schwediſchen und Däniſchen fortentwickelt. Wir haben, als wir, entgegen der Behauptung, daß die Sprachwiſſenſchaft zu den hiſtoriſchen oder

moraliſchen Wiſſenſchaften gehöre, die Anſicht äußerten daß ſie zu den phyſiſchen Wiſſenſchaften zu rechnen ſei, uns darauf berufen, daß ſie ein Wachsthum habe, dabei aber ſorgfältig eine Analogiſirung mit dem Pflanzenleben vermieden. Jetzt, wo die Elemente jenes Wachsthums, nämlich der lautliche Verfall und die Wiedererzeugung durch die Mundarten nothdürftig ſkizzirt wurden, wird der Leſer leicht einſehen, in welchem Sinne das Wort „Wachsthum" hier genommen wurde: So wie die Erdrinde wächſt, indem Pflanzen verweſen und Geſteine verwittern, ein Proceß der dem lautlichen Verfall analog iſt, und wie Kryſtalle wachſen indem unter Feſthaltung der Achſen Maſſen anſchießen, ein Proceß der der Fortbildung durch die Mundarten unter Beibehaltung des grammatiſchen Gerippes analog iſt, ſo ſind wir alſo auch berechtigt von dem Wachsthum der Sprache zu reden, wodurch aber eben die Wiſſenſchaft derſelben von im ſpätern Verlaufe zu erörternden Gründen ſelbſt abgeſehen, zu einer phyſiſchen wird. Wie bei einem Naturgegenſtande gehen auch bei der Sprache alle Proceſſe mit Nothwendigkeit und Geſetzmäßigkeit vor ſich. Um ein Beiſpiel davon zu geben, in welchem Sinne Letzteres gemeint iſt, ſoll hier zum Schluſſe dieſer gewiſſermaßen nur einleitenden Unterſuchungen noch Folgendes erwähnt werden: In den aus dem Lateiniſchen hervorgewachſenen romaniſchen Sprachen laſſen ſich ganz beſtimmte Geſetze entdecken, nach welchen das bei allen Völkern vorfindige Streben nach Vereinfachung, nach Beſeitigung der Anhäufung von Conſonanten und Erleichterung der Ausſprache beſtimmt wird. Es iſt z. B. ein Geſetz, daß das t zwiſchen zwei Vokalen in Worten wie das lateiniſche pater durchaus unterdrückt wird, womit auch das weitere Geſetz in Verbindung tritt, daß das Schluß m der lateiniſchen Worte im Franzöſiſchen ſtets tonlos wird. So wird aus patrem zuerſt patre (ſprich patere) durch Eliſion von t nach dem obigen Geſetze wird paëre woraus ſich leicht père entwickelt. Bei Feſthallung dieſer Geſetze läßt ſich leicht ermitteln, was z. B. aus dem lateiniſchen catenam, petram, pratum, patariam, fatam (der ſpäteren Feminalform von fatum), latrones u. ſ. f. im Franzöſiſchen werden muß, und wir erhalten: caëna-chaine, peëra-pierre, präu-pré, praaria-prairie, faa-fée, larones-lairons. Ein anderes Geſetz läßt alle lateiniſchen Participien auf atus im Franzöſiſchen auf é endigen, ſo amatus-aimé, probatus-prouvé, signatus-signé.

Im Folgenden ſollen nun jene drei Perioden der Sprachwiſſenſchaft, welche ſie mit allen andern phyſiſchen Wiſſenſchaften theilt, wie Anfangs erwähnt worden, wenigſtens eine kurze Skizzirung erfahren.

Wenn nach allem Bisherigen auch geſagt werden muß, daß die erſte Periode der Sprachwiſſenſchaft die empiriſche ſei, ſo iſt doch nicht ſo leicht ſich eine Vorſtellung davon zu machen, worin das Weſen dieſer Stufe eigentlich beſtehe. Ein bloßes Zuſammentragen von Ausdrücken der verſchiedenſten Sprachen allein, ſo nothwendig dieſes Material für unſere Wiſſenſchaft auch iſt, würde für das letzte Ziel nämlich das Weſen und den Urſprung der Sprache wenig förderlich ſein können. Was nun für die Naturgeſchichte z. B. die Beobachtung und Beſchreibung der Organe iſt, das iſt für die Sprachwiſſenſchaft die Unterſuchung der Redetheile, gleichſam der Organe des Sprachkörpers. Geſchichtlich genommen war aber dieß doch nicht das Erſte, ſowie wir ja auch bei der Aſtronomie geſehen haben, daß die ſpekulativen Anſchauungen des Philolaos dem Copernikus erſt den Anſtoß zu ſeinen Entdeckungen gaben. Den grammatiſchen Unterſuchungen der Sprache gingen nämlich in der That jene der griechiſchen Philoſophen, zunächſt nicht über die Formen der Sprache, ſondern über jene des Gedankens voraus, Unterſuchungen, welche unabhängig von jedem praktiſchen Ziele und nur zur Erforſchung des Weſens des Menſchengeiſtes angeſtellt wurden. Plato fand ſo in den Formen, in welchen ſich der Gedanke bewegt, das Nomen und das Verbum als Subjekt und Prädikat, ohne daß er auch dafür die ſeinem Zwecke ferneliegenden techniſchen Ausdrücke gewählt hätte; Ariſtoteles entdeckte die Form der Conjugation und des Artikels, und fand auch den Numerus durch die Aufſtellung des Begriffes der Einheit und Mehrheit; den Dual fanden erſt viel ſpäter auf Grundlage der homeriſchen Geſänge die kritiſchen Philologen Alexandriens, während den Ablativus den die Griechen gar nicht haben ſowie den Namen dafür, noch weit ſpäter erſt Julius Cäſar entdeckte, beziehungsweiſe erfand.

Alle dieſe Begriffe waren eine tüchtige, ja unerläßliche Vorarbeit für den eigentlichen Grammatiker, der aber nicht früher erſtand, als bis ſich das Bedürfniß nach Erlernung fremder Sprachen, und damit das Bedürfniß nach feſten Regeln herausgeſtellt hatte. Dieſes Bedürfniß hatten aber die Griechen ſehr lange nicht; war ihnen doch jeder Nichtgrieche ein Barbar, deſſen Stammeln zu erlernen ihnen unter ihrer Würde ſchien; nannten ſie ja doch die Barbaren Aglossoi (Zungenloſe), wie uns die Polen Niemiec (Stumme), und wie die Germanen die benachbarten Kelten mit dem Namen Walh, das mit dem Sanskritworte mlechha (undeutlich ſprechend) zuſammenhängt, beehrten, woraus dann das moderne „Wälſch" entſtanden iſt. Das erſte Bedürfniß fremde Sprachen zu erlernen, zeigte ſich in Folge der Perſerkriege und der mazedoniſchen Eroberungszüge Alexan-

ders, welches Bedürfniß jedoch so ziemlich durch die Dolmetsche gedeckt wurde, deren Geschäft ein sehr gewinnbringendes war. Man lernte damals Sprachen nur so wie sie heutzutage die Kinder lernen, und ein Abkömmling von Eltern verschiedener Nationalität lernte sich eben in beiden Sprachen auszudrücken. Auch der sich immer mehr ausbreitende Handelsverkehr steigerte das Bedürfniß, aber da er seiner Natur nach auf gewisse Emporien beschränkt war, so reichten eben auch die Dolmetsche aus.

Eine wesentliche Veränderung dieses Verhältnisses bildete sich erst, nachdem Alexandrien unter den Ptolomäern der Sammelplatz aller Nationalitäten, der Aufenthaltsort wißbegieriger Gelehrten, Alterthumsforscher, Philosophen, Literaten aller Art, kurz der Mittelpunkt der Bildung geworden war. Aber auch da war es wieder nur das Griechische, das den Anstoß zu grammatischen Studien gab, und zwar war es das Bedürfniß nach Herstellung einer correkten Lesart der in den abweichendsten Manuskripten dorthin gelangten homerischen Gesänge, welche nach Verschiedenheit der Dialekte in deren Schooße jene Aufzeichnungen geschehen, auch die größten Verschiedenheiten zeigte. Es bildeten sich verschiedene Schulen, welche über die von ihnen behaupteten Lesarten und grammatischen Behauptungen in die hitzigsten Kämpfe verfielen. Es wird uns heutzutage schwer zu glauben, daß die Fragen ob Homer den Artikel überhaupt gebraucht, ob er ihn vor Eigennamen oder selbst vor Götternamen angewendet, mit einem Eifer, ja mit einer Erbitterung betrieben wurden, gegen welche Alles andere zurückstand. Diese Zeit war es, wo man die von den Philosophen angewendeten allgemeinen Kategorien auf die concrete Sprache anwandte, wo man zur Unterscheidung der Redetheile in der griechischen Sprache unter Aufstellung fester Regeln gelangte, und wo für alle diese einzelnen grammatischen Begriffe auch die technischen Ausdrücke erfunden wurden. Daß damals auch zum ersten Male der Dual entdeckt und als solcher bezeichnet wurde, ist schon oben erwähnt worden.

Aus Alexandrien stammt auch die erste wirkliche griechische Grammatik und zwar von Dionysius Thrax. — Derselbe siedelte später zur Zeit des Pompejus nach Rom über, wo er als Sprachlehrer wirkte. In Rom war nämlich nicht erst damals sondern seit jeher die griechische Bildung die tonangebende gewesen. So weit die verbürgten Nachrichten über Rom zurückgehen, finden wir die Spuren griechischen Geisteslebens. Die Römer entlehnten von den Griechen das Alphabet, von ihnen lernten sie lesen und schreiben, ja sogar die altitalischen nationalen Gottheiten mußten sich die Gräzisirung und die Aufnahme griechischer Rivalen gefallen lassen.

Als man 454 v. Chr. an die Aufſtellung eines Geſetzcodex ging, entſandte man Commiſſionen nach Griechenland, um die dortigen Geſetze zu ſtudiren. Die griechiſchen Philoſophenſchulen verſahen Rom mit ihren Syſtemen, ſogar die älteſten Schriftſteller, wie Livius Andronicus, Ennius und viele andere waren griechiſcher Abkunft. Die römiſche Kunſt war nur ein Ableger der griechiſchen. Die Luſtſpiele des Plautus hatten nicht nur die Localität nach Griechenland verlegt und griechiſche Charaktere vorgeführt, ſie waren ſelbſt nur Ueberſetzungen oder Bearbeitungen griechiſcher Stoffe. Griechiſch ſprechen zu können war ein Erforderniß ſozialer Bildung, griechiſche Worte miſchten ſich in die gewöhnliche Converſation, und dieſe Sprache war in der höhern Geſellſchaft häufiger als etwa heutzutage das Franzöſiſche in Petersburg, wo es doch faſt ausſchließliche Converſationsſprache in den höhern Geſellſchaftsſchichten iſt. Selbſt der pedante conſervative Haſſer alles griechiſchen Weſens, Cato, dem es freilich gleichbedeutend mit Entnationaliſirung und Unglauben erſchien, lernte noch in ſeinem Alter Griechiſch. Die erſte lateiniſche Grammatik wurde 200 v. Chr. von Fabius Pictor griechiſch geſchrieben, und das Haus der Scipionen war der Mittelpunkt aller Literaten und Schöngeiſter, damit aber auch aller Griechenfreunde. Die Kinder wurden darin von Sklaven und Freigelaſſenen unterrichtet, während die Erwachſenen bereits längſt an grammatiſchen Unterſuchungen Geſchmack gewonnen hatten. Jul. Cäſar, während er in Gallien gegen die Barbaren kämpfte und ſeine auf den Umſturz der alten Verfaſſung gerichteten Pläne ſchmiedete, ſchrieb eine lateiniſche Grammatik, welche er Cicero widmete und entdeckte den Ablativus.

Das war eben die empiriſche Periode. Die Grammatik aber, welche Dionyſius Thrax geſchrieben, hat im Weſentlichen unverändert bis auf den heutigen Tag ihre Wirkung geübt, und hat 2000 Jahre überdauert. Sie iſt es im Grunde noch immer, nach denen in unſern Schulen, ja nach welcher ſelbſt der junge Hindu in den engliſchen Regierungsſchulen Indiens gelehrt wird, obwohl die Brahmanen bereits 600 Jahre vor Chr. eine in vielen Beziehungen vortrefflichere Grammatik geſchaffen hatten. Das grammatiſche Studium mündet nach rückwärts geſehen bei den Griechen aus. Der junge Hindu lernte von den Engländern, dieſer lernte von den Römern, die Römer von den Alexandrinern, und dieſe erhielten die erſten befruchtenden Ideen einer Grammatik von den griechiſchen Philoſophen. Welch' ein Kreislauf!

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Schiller's Kalender, vom 18. Juli 1795 bis 1805. Herausgegeben von Emilie v. Gleichen-Rußwurm, geb. v. Schiller. Stuttgart, 1865.

Schiller's auf Greifenſtein ob Bonnland in Franken wohnende edle Tochter, zur Zeit wie das jüngſte ſo auch das einzige noch überlebende ſeiner Kinder, iſt ſeit lange mit rührender Pietät für das Andenken ihres großen Vaters bemüht. Ihre neueſte Gabe aus dem Familien-Archiv iſt die obengenannte, 194 Seiten ſtarke Druckſchrift, von welcher die Herausgeberin im Vorwort ſagt: „Nicht ohne Intereſſe werden viele Freunde Schiller's die Veröffentlichung ſeiner Kalender begrüßen, welche er eigenhändig vom 18. Juli 1795 bis zum 29. April 1805, zehn Tage vor ſeinem Tode, führte, und ſich in ihnen ſo mancher Bemerkungen, wie der Ordnung und Pünktlichkeit erfreuen, womit der Dichter ſich auch ſeinen häuslichen Angelegenheiten widmete. Wohl mögen ihm dieſe kurzen Notizen zur Nothwendigkeit geworden ſein, ihn verbindend mit dem Laufe des täglichen Lebens, eine Brücke ſeines idealen Daſeins zur Wirklichkeit, und ſo werden ſie Allen eine willkommene Erſcheinung ſein, die den Dichter im Herzen tragen."

Wir bekennen, nicht von jedem berühmten Autor möchten wir ſolche „domestica facta" gedruckt vor uns ſehen; aber über ihren Lieblingsdichter kann die deutſche Nation Heimliches und Häusliches gar nicht genug erfahren, und wenn Einer, ſo war Schiller der Mann, welcher, wenn er anders in ſeinem „Künſtlers-Erdenwallen" über einen ſolchen Luxusgegenſtand verfügt hätte, das bekannte Wort zu Schanden gemacht haben würde: daß es keinen großen Mann gibt für einen Kammerdiener. So leſen wir denn (S. 184) nicht ohne lächelnde Verwunderung ein Verzeichniß der ſtattlichen Garderobe unſeres Dichters, die den Beweis liefert, daß er damals in Weimar über dem innern Menſchen den äußern keineswegs verſäumte, wie ihm das vor Zeiten ein Kamerad in der Karlsſchule ſchnöderweiſe nachgeſagt hatte. 33 bunte Schnupftücher, 37 Hemden, 7 Paar ſeidene Strümpfe, 13 Röcke, 15 Paar Hoſen (darunter ſogar lederne) u. ſ. w., das wäre ſelbſt für einen Gentlemann, der niemals einen Vers gemacht hat, noch einen machen kann, eine ſehr ausreichende Garderobe. Da Schiller in jener Zeit manchmal ſpazieren ritt, klirren in dem Katalog auch ein Paar Sporen. Was wir unſerem Liebling ferner vom Herzen gönnen, ſo daß wir noch im Geiſte mit ihm anklingen möchten, iſt, daß ſein Flaſchenkeller nicht des edlen und

unterſchiedlichen Nebenſaftes ermangelte, ſowie auch nicht der „Tropfen des Geiſtes" zum Punſch. Sogar einige Foglietten goldgelben Falerners (S. 168) waren von einem Freund verehrt, und hoffentlich wird er beſſer geweſen ſein, als was man heutzutage in Italien auf dem alten Ager Falernus als horaziſches Naß verzapft. Wie wohlfeil zu Anfang des Jahrhunderts noch das Brennholz war, werden Hausfrauen der Jetztzeit in Schiller's Kalender nicht ohne Seufzer leſen.

Abgeſehen von dieſen Notizen, die uns bei einem ſolchen Menſchen und Hausvater intereſſiren, enthalten die Kalender gar manche literariſche Andeutungen, welche bei aller lapidariſchen Kürze dem Biographen und Literarhiſtoriker fruchtbringend werden können. Die mit Freunden, Schriftſtellern und Verlegern gewechſelten Briefe ſind ſorgfältig verzeichnet, ebenſo bedeutende Beſuche, die gemacht oder empfangen wurden. Göthe kommt fleißig ins Haus; mit ihm, W. Humboldt, Körner und Cotta wird am meiſten korreſpondirt. Ein Brief Schiller's an Kant vom Jahre 1785, der einzige, ſcheint leider verloren gegangen zu ſein. Es fehlt nicht an kurzen Aufzeichnungen über die Arbeiten, welche Schiller eben zur Hand hatte; ſo erfahren wir z. B., daß er im Jämner 1805 die „Phädra" in 26 Tagen vollendete. Das Theater beſucht er oft, und alle Stücke ſind angemerkt. Angehängt iſt ein Facſimile von Schiller's Handſchrift in ſeinen letzten Tagen, und wehmüthigen Eindruck macht es, daß er zweimal vorgreifende Notizen über Monate und Jahre niederſchrieb, die er nicht mehr erleben ſollte. Wir ſind der Frau v. Gleichen für dieſe Schillerfaſten zu Dank verpflichtet.

(N. Fr. Pr.)

Aus der jüngſten Zeit haben wir zwei literariſche Erzeugniſſe zu verzeichnen, deren Verfaſſer Kärntner ſind und derzeit in Graz domiziliren. Das erſte iſt Dr. Fritz Pichler's noch im Drucke befindliche „Repertorium für ſteiriſche Münzkunde", welchem Fachkenner alles Lob angedeihen laſſen; das zweite iſt die auch in der Wochenſchrift der k. Wiener Zeitung von Dr. Zingerle äußerſt günſtig beſprochene Abhandlung von Valentin Pogatſchnigg: „Die Wälſchen in der Sage."

Notiz.

In dem im Frühlinge 1845 zu Puch (St. Lorenzen zu Großbuch, jetzt Filiale der Pfarre Ponfeld) abgeriſſenen Thurmapfel iſt, auf Pergament geſchrieben, Nachſtehendes gefunden worden:

Ad majorem Dei gloriam honoremque S^ti Laurentii.

Ex veteri structura dimidior altior IsthaC tVrrIs ereCta prIDIe nonarVM JVLII Regnantibus Sanctissimo Papa Clemente XIV, Augustissimo Jmperatore Josepho II^do Celsissimo Principe Archi-Episcopo Salisburgensi Hieronimo ex illustrissima Familia Principum de Colloredo, ac Celsissimo Principe Episcopo Lavantino et Vicario Generali Josepho, ex illustrissima familia Principum de Auersperg, nec non sub Gloriosis Auspiciis Excellentissimi D. Domini Francisci Josephi L. B. de Kaiserstein S. C. Majest. Consiliarii Actualis intimi D^ni D^num de Starkstadt in Bohemia, Hexenagger in Bavaria, et Tentschach in Carinthia Dt. Patroni hujus Ecclessiæ ad S^um Laurentium ac Benefactori munificentissimo, ejusque Excellentissimæ Consortis Maria Theresiæ Natæ Comitissæ de Crystalnigg, et eorundem Illustrissimæ Progeniei Francisci Josephi, Joannis Ernesti Mariae Annae L. L. B. B. de Kaiserstein, Mariæ Annæ, et Franciscæ L. L. B. B. de Valvasor. Existentibus Barocho Franc. Anton: Walter, præfecto Jurisdictionis et Patronatus Ecclesiæ Wolfgang Anton: Schlangenberg, Economo Ecclessiæ Francisc. Pirker in Sehloissenhofs.

Hier hat die ſpate Welt ein kleines Blatt zu leſen
Daß jährlich einſt zu Puch, ein großer Markt geweſen
Doch nahme dieſer ab, und Niemand weiß warum
Ein ſo bevölkerts Orth verlöhre ſeinem Rum.
Man hat Laurenzen: Kirch verlaſſen daher ſtehen;
Den Thurm wie Tauben: Haus verdrüßlich Angeſehen.
IMaßen aVſ Die KIrCh Von hIe Benanten Jahr |1615.
Wie man erweißlich ſind, faſt nichts verwendet war,

Biß ſich aus ſchickungen des Höchſtens zugetragen,
Daß Ein Beförderer kam. Ich darf es ſicher ſagen
Bis Ihro EXCeLLenz Franz Graff Von KaiſerſteIn
MIt Elſer Diß Gebey In Lentz angegangen ſein. 1772.
Da wurd die Pucher Kirch gebaut, wie ſichs gebührt,
Der Thurm mit Blech gedeckt, und prächtig aufgeführt.
Zu welcher Zeit allhier franz Walter Pfarrer war,
und Puch die Filial gehört Karnburg der Pfarr.

Daß auch Herr Schlangenberg die Teutſch. Pfleg vertrate
Und Kirchen Camersdienſt, Franz Pirker auf ſich hatte.
Und kurz! O ſolches Hauß nicht dieſe drey allein
Die ganze Pfarr muß dir ja Höchſt verbunden ſein,

Daß Jez und ein Kaplan aus groß und höchſten Gnaden
miteyfert zum Heil, und Wert der Seïen Schaden
Belon O Himmel dies, und gieb: mit einem Wort
Was Beyde Excellenz ſich wünſchen hier und dorth.

Es WVrDe zV Des HöChſtens Ehr, aLs ſonDer KIrChen ZIrD, DIſer BLeChene thVrn Von MIthen HöCher aVſgefVhrt.

Vermiſchtes.

Larvenzuſtände bei Fiſchen.

Eines der ſchwierigſten und daher auch vernachläſſigteſten Kapitel der Zoologie iſt jenes, das von den Fiſchen handelt. Die rein zoologiſche Bearbeitung dieſer Thierklaſſe iſt eine ſo ſchwere Aufgabe, daß ſich nur bewährte Naturforſcher an dieſelbe wagten, und ihre Löſung dennoch bis heute Vieles zu wünſchen übrig läßt. Ja die Anatomie, welche bei den anderen Thieren den Schlußſtein der Unterſuchung zu bilden pflegt, hat auf dieſem Gebiete in kurzer Zeit mehr Fertiges zu liefern vermocht, als die jahrelangen Beobachtungen der Lebensweiſe dieſer Thiere, und die bis heute mangelhaften Verſuche einer Syſtematik. Mit um ſo größerer Erkenntlichkeit werden daher die Arbeiten unſerer heutigen Ichthyologen von der wiſſenſchaftlichen Welt entgegengenommen, und die Bemühungen der Oeſterreicher Kner und Steindachner, ſowie des Dänen Steenſtrup und Anderer, fangen an, Licht auf bisher ganz dunkle Partien dieſes Kapitels der Zoologie zu werfen. Eine der intereſſanteſten Entdeckungen iſt zweifellos die, daß auch Fiſche Larvenzuſtände durchzumachen haben. Bis vor Kurzem hatte man von dieſer Thatſache keine Ahnung und betrachtete die Larven ſo mancher Fiſche als eigene Arten. Eine derſelben bildete ein Fiſchchen aus der Familie der Rundmäuler (Pricken), Ammocoetes branchialis. Max Müller wies nach, daß dieſes Thier nur die Larve von Petromyzon Planeri, der kleineren Art unſerer Flußpricken, ſei. Sehr wahrſcheinlich ſind noch viele andere Fiſche nur Larven, ſo dürften zum Beiſpiele Helmichthys und Leptocephalus nur Larvenzuſtände von Trichiurus ſein.

Mit Sicherheit hat Steenſtrup aber die Larve der Pleuronectiden oder Schollen aufgefunden. Dieſe ſeltſamen Fiſche ſchwimmen bekannt-

lich auf der Seite und haben, dieſer Einrichtung zufolge, ein ganz ſchiefes Geſicht. Beide Augen ſtehen auf der oberen Seite, und auch das Maul iſt aller Symmetrie und allem Schönheitsgefühle zum Trotze vollkommen ſchief nach oben gezogen. Doch nicht ſo iſt es in der erſten Jugend des Fiſches. Zu dieſer Zeit iſt er ein ſchönes, normal gebautes Thierchen, das gerade ſo auf dem Bauche ſchwimmt, wie es einem Fiſche zukommt und wie auch alle anderen es thun. Jederſeits im Kopfe ſteht ein Auge und beide Körperhälften zeigen dieſelbe Zeichnung und Farbe, während bei den erwachſenen Schollen die nach unten gekehrte Körperhälfte einförmig weiß iſt. Nach und nach hat aber die Herrlichkeit ein Ende. Das Thier fängt an, ſich allmälig auf die Seite zu neigen; anfangs nur dann und wann, ſpäter aber für immer. Die Neigung wird eine immer größere, und das Auge der einen Seite, wenig Luſt zeigend, ſtets gegen abwärts ins Finſtere zu gucken, fängt buchſtäblich an, durch den Kopf hindurch neben das zweite zu rücken, dem das Loos zufiel, beſtändig gegen den Himmel gerichtet zu ſein. Endlich liegt der Fiſch ganz auf der Seite, um ſich nimmer wieder aufzurichten. Das Auge der untern Hälfte nimmt ſeinen Platz neben dem oberen ein, die gegen abwärts gerichtete Seite entfärbt ſich und die drollige Scholle iſt fertig. Wer die Schwierigkeiten ins Auge faßt, welche einer ſo eingehenden Beobachtung eines Seewaſſerfiſches entgegenſtehen, wird Steenſtrup den Zoll der Anerkennung nicht verſagen. (N. F. P.)

Das Verſteck.

Erzählung von **M. F.**

I. Ein öffentlicher Briefſchreiber.

Auf dem Markte des Städtchens Coſenza in Calabrien ging es ſehr lebhaft zu. Einen guten Theil des Platzes hatten die Viehhändler eingenommen, braune, kräftige Geſtalten, die zwiſchen den langbehörnten Rindern umherwandelten und mit Stolz dieſelben zu betrachten ſchienen. Maleriſch gekleidete Gebirgsſöhne feilſchten mit ſüdlicher Lebendigkeit, unter ausdrucksvollen Geſten und mit lauter Stimme um den Kaufpreis. Zweiräderige Karren, mit Maulthieren oder Eſeln beſpannt und hoch mit Heu

beladen, drängten ſich dann und wann durch das Getümmel, und der laute Ruf „Gebt Acht!“ brachte oft eine unliebſame Störung in den Handel. Die weißen und farbigen Gezelte der Kaufleute und Krämer waren umdrängt von Landleuten; junge Burſche kauften ihren Geliebten Schmuckſachen und geſtreiftes Zeug, der Vater ſeinem Söhnlein einen Hut, die Mutter ihrer Tochter venetianiſchen Sammt zu einem Mieder. Mit gellendem Rufe prieſen die Verkäufer von Confect ihre Waare an, und der wandernde Doktore hatte die haarſträubendſten Uebertreibungen für die Güte ſeiner Arzneien in Bereitſchaft; eine Gauklerbande führte Seiltänze auf, und die gaffende Menge weidete ſich höchlich an den derben Späſſen des Bajazzo; auch ein wanderndes Theater fehlte nicht. Kurz, es war eine Scene, deren betäubender Lärm einen Nordländer in Verwirrung, wenn nicht in Verzweiflung gebracht hätte; aber der Italiener war hier in ſeinem Elemente, und ſelbſt die ſtechenden Strahlen der Mittagsſonne im Monat Auguſt konnten dem Vergnügen und dem Frohſinn des Volkes keinen Einhalt thun. Etwas abſeits von dieſem Gewimmel des Marktes, unter dem Balkon eines einſtöckigen Hauſes, ſtanden zwei Tiſche. Hinter dem einen, auf dem man Stöße Papier, ein Tintenfaß und ein halbes Dutzend wohlbeſchnittene, reine Gansfedern erblickte, ſaß ein kleiner, vertrocknet ausſehender Mann in ſonderbarem Anzuge. Er war nämlich gekleidet in einen langen, blauen Rock, in eine Atlasweſte, der man trotz ihrer Abgegriffenheit anſah, daß ſie einſt mit Silberblumen geſtickt geweſen, trug Kniehoſen von zweifelhafter Farbe, vergilbte Strümpfe und Schnallenſchuhe; auf dem Kopfe ſaß ein ſchäbiger Dreiſpitz.

Es war Signor Geronimo, der öffentliche Briefſchreiber von Coſenza.

Was dieſen ehrenwerthen Herrn betrifft, ſo war er zwar ſeiner Kleidung wegen der Spott der Gaſſenbuben; andere Leute aber, die ſein ſanftmüthiges Weſen, ſein gutes Herz und ſonſtige vortreffliche Eigenſchaften kannten, ſchätzten ihn eher, als daß ſie ihn verachteten.

Uebrigens war er, die Abbates und Beamten und einige andere ausgenommen, die ſich durch das Alphabet hindurchgewunden hatten, der einzige „letterato“ in dem Städtchen. Und wenn ihn ein Kindsmädchen, oder die Wäſcherinnen am Buſentino, wenn er dort ſpaziren ging, baten: „Lieber Geronimo, lest uns doch die Geſchichte vom ſchönen Prinzen Selim, oder von den Streichen des Arlechino,“ ſo verfehlte er nie, ihrem Wunſche zu entſprechen.

Was aber die Hauptſache war, er vermittelte die zärtlichen Correſpondenzen von Liebenden. Hier war er in ſeinem Elemente; der Ton der

Stimme, ein Blick, ein Seufzer, eine Geberde ließ ihn den Wunsch seines Clienten oder seiner Clientin errathen. Und nie wußte ein Liebender in seinen brieflichen Ergüssen seine Gefühle, von der Eifersucht an bis zur Anbetung, so meisterhaft wiederzugeben, wie Geronimo. Für zärtliche Briefe hatte er die süßesten Wendungen und Phrasen bereit, die Leidenschaft ließ er in emphatischen Betheuerungen, die Eifersucht in pompösen Verwünschungen sprechen, kurz, er hatte das Wörterbuch der Liebe im Kopf.

Geronimo hatte ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Jung in ein Kloster gesteckt, waren ihm zufällig einige Romane und Geschichten von Liebenden, die im zärtlichen Tone des vorigen Jahrhunderts gehalten waren, in die Hand gekommen. Seitdem war es mit seinem armen Kopfe aus. Er brütete den Tag über in den Büchern, die einen wunderbaren Zauber auf ihn ausübten, und des Nachts träumte er, er sei ein hoffnungsloser Liebender, oder ein Prinz, der eine schöne Prinzessin den Armen eines Magiers entreißt. Das träumerische Wesen des Laienbruders führte endlich zur Entdeckung und man jagte ihn davon; glücklicherweise ließ man ihm die Bücher. Nach mannigfachen Irrfahrten war er nach Cosenza gekommen, in dem oben beschriebenen Anzuge, den er einem Juden aus Neapel abgehandelt.

Wir wollen nun das Gespräch belauschen, welches Geronimo mit seiner Nachbarin am andern Tische, der Obsthändlerin Agata, führte. Ach, Agata, sagte er mit einem tiefen Seufzer, ich glaube, es gibt von Tag zu Tag weniger Liebende; ich habe heute erst drei Briefe geschrieben, zwei zu Hause und einen hier, und es ist schon Mittag vorbei.

Dio mio! erwiederte die Obsthändlerin, es ist ja allbekannt und auch ohne Augen kann man's sehen, daß die Welt schlechter geworden ist. Auch einer armen Obstfrau kauft man nicht mehr so viel ab, daß sie davon leben kann.

Obwohl nun Agata nicht so aussah, als sollte sie jede Minute Hungers sterben, war doch Geronimo in seiner Sanftmuth weit entfernt, sie darauf aufmerksam zu machen. Ich glaube es wohl, rief er aus; was bekommt man jetzt für seine Mühe, oder für sein gutes Obst? Ein paar armselige Bajocci, das ist alles! Und davon soll man doch seine Suppe essen und sein Bett haben. In diesem Augenblicke ging ein Landpfarrer vorbei.

Signor Abbate, kauft Pomeranzen, schöne, goldgelbe Pomeranzen! Oder Feigen, oder Datteln; solches Obst findet ihr nicht in ganz Calabrien.

Der Abbate wandte sich nicht einmal um. Santo padre! murmelte die Obsthändlerin erbittert, ist das ein Hochmuth!

Geronimo beruhigte ſie. Aber bedenkt doch, Agata, daß ihr ſieben Schweſterſchaften angehört; betet euren Roſenkranz und laßt die geiſtlichen Herren in Ruhe. So ein Mann hat nicht immer an weltliche Geſchäfte zu denken, ſelbſt nicht an einem Markttage.

Agata ſchwieg und wandte ihre Blicke nach dem Markte hin. Sie ſchien etwas zu bemerken und ſagte plötzlich:

Ach! Ein Geſchäft für Euch, Signor Geronimo. Dort kommt die Tochter des reichen Lorenzo von Val-Tanuſa. Die arme Anita ſcheint ſehr traurig, gewiß hat Signor Taddeo, der ſchöne Offizier, noch immer nicht geſchrieben. Armes Mädchen! So jung und ſchon ſo unglücklich. Tröſtet ſie ein wenig, Signor Geronimo, ſie hat es wahrhaft nöthig.

Indem Geronimo dem Blicke der Obſthändlerin gefolgt war, hatte er gleichfalls Anita erkannt, die langſam und den Kopf wie in tiefer Trauer geſenkt näher kam.

II. Anita.

Man konnte ſich keine herrlichere Erſcheinung denken, als das Bauernmädchen von Val-Tanuſa. Der ſchlanke, mittelgroße Wuchs, die antike Geſichtsbildung, ein Erbtheil der italieniſchen Griechen, die einſt die blühenden Küſten Calabriens bewohnten, das ſchwarze, in afrikaniſcher Glut ſtrahlende Auge und ein Geflecht von wunderbar ſchönen, braunen Haaren bezauberten auf den erſten Blick. Dazu kam der Zug ſinnender Schwermuth, den bei Liebenden die Abweſenheit des geliebten Gegenſtandes hervorbringt, und der dem Antlitz des ſechzehnjährigen Mädchens einen ſolchen Reiz verlieh, daß ſie unwiderſtehlich feſſelte. Sie war feſtlich gekleidet und trug an ihrem Buſen eine vollblühende Roſe.

Guten Tag, Geronimo, ſagte ſie mit ſanfter lieblicher Stimme. Wollt Ihr mir nicht in Eurer Wohnung einen Brief ſchreiben.

Gleich, meine liebe Kleine! Habt nur die Güte, Agata, und hütet für dieſe Zeit meine Sachen. Nachdem dieſe zugeſagt hatte, geleitete der Briefſchreiber Anita in ſeine Wohnung.

Man wird ſich vielleicht wundern, daß die Tochter eines reichen Landbeſitzers keine Schulkenntniſſe hatte. Aber man hüte ſich, unſere Verhältniſſe auf die in Unteritalien anzuwenden. Von der Unbildung und Verwilderung, die dort herrſcht, kann man ſich kaum einen rechten Begriff machen. Schulen fehlen am Lande gänzlich; woher ſollte man auch die Lehrer nehmen? Die Geiſtlichkeit, beſonders die Mönche, iſt träge, unwiſſend, heuchleriſch, nur bedacht ihre Lüſte zu befriedigen; daher die ſittliche Entnervung, die grenzenloſe Verwilderung. Das Volk iſt geiſtig geweckt, aber arbeit-

ſcheu; der Landmann beſtellt ſeine Felder ſchlecht und plündert lieber Reiſende und Poſtwägen, weil dies ſeinen Golddurſt beſſer befriedigt und ihm weniger Mühe koſtet. Wir wollen hoffen, daß die neue Ordnung der Dinge mit feſter Hand eingreift, um jenen kräftigen Menſchenſchlag ſeiner tiefen Verſunkenheit und Unkultur zu entreißen.

Als Geronimo mit Anita in ſeiner Wohnung angekommen war, zeigte das Mädchen eine noch tiefere Traurigkeit. Sie hatte ein Jahr lang von ihrem Geliebten nichts vernommen und auf ihre häufigen Briefe nie eine Antwort erhalten; ſie glaubte ſich vergeſſen und den Geliebten in die Vergnügungen des genußſüchtigen Neapel verſenkt. Daher ihr träumeriſches Weſen, daher der Schmerz, der in den ſchönen Zügen ausgeprägt war.

Dieß ſoll das letzte Schreiben ſein, ſagte ſie mit einem Seufzer. Ach! Wenn ihr wüßtet, Geronimo, wie ſehr ich gelitten habe, wie ich mit jedem Tage eine Antwort erwartete! Und Taddeo hat mich ſo innig geliebt! Wie glücklich war ich, wenn Ihr mir einen Brief von ihm laſet! Ich dachte immer zurück an jene Zeit, da ich mit Taddeo im Schatten der Oelbäume ſaß und er mir ſo ſchöne Worte ſagte, Worte, die ich nie vergeſſen werde.

Und die Augen des Mädchens füllten ſich mit Thränen.

Beruhigt Euch, Anita, ſagte Geronimo gerührt. Vielleicht will Euch Taddeo überraſchen, vielleicht kommt er noch heute in Coſenza an.

Ach, Geronimo, ich habe gar keine Hoffnung. Taddeo wird eines der Stadtmädchen lieben, die ſo ſchön ſind und ſo koſtbare Kleider tragen. An mich denkt er gewiß nicht mehr.

Dieſe Ergießung ihres Schmerzes, ihrer getäuſchten Hoffnung wirkte erſchütternd auf Anita; ſie fing an heftig zu weinen.

Geronimo fand, obwohl er ſeine Briefe ſo ſchön abzufaſſen wußte, keine Worte des Troſtes; er erwiderte daher nur: Meint ihr nicht, daß ich jetzt ſchreiben ſoll?

Ja, ja! Schreibt, daß ich bald ſterben werde, wenn Taddeo mich vergeſſen hat; daß ich Tag und Nacht an ihn denke, von ihm träume und daß er mir mein Liebſtes geweſen iſt. Der Brief wurde geſchrieben und die Adreſſe an „Signor Taddeo Bellarmi, Capitän der königlichen Garden in Neapel,“ gerichtet.

Nachdem Anita ihre Thränen getrocknet hatte, verließ ſie mit Geronimo das Haus. Er kehrte wieder zu ſeiner gewohnten Beſchäftigung zurück, das Mädchen aber verließ die Thore des Städtchens, mit geſenktem Blicke und kummervoller, nachdenklicher Miene.

III. Zwei Freunde.

Auf dem Kamm eines Gebirgsvorſprunges, öſtlich von Coſenza, ſtanden zwei Männer, deren Kleidung reiſende Engländer erkennen ließ. Der eine war groß, hager, blond von Bart und Haar, mit ruhiger Miene und ſcharfem, intelligentem Blick. Er ſchien etwa vierzig Jahre alt zu ſein. Der andere war ein junger Mann von ſchönem Wuchſe, gekleidet wie ſein Begleiter. Wer ihn näher betrachtete, konnte aus den ſchwarzen, lebhaften Augen, der bräunlichen Geſichtsfarbe und der feingekrümmten Naſe leicht ſchließen, daß er ein Italiener und verkleidet ſei. Es war Taddeo Bellarmi, der Capitän der Garden.

Beide betrachteten eine Zeit lang die Gegend, ihr Blick ſchweifte über die grünen Fluren des Thales hin auf die blauen, nackten Gipfel des Apenninus, über welche die untergehende Sonne einen goldigen Schimmer breitete.

Mr. Marley, der Engländer, brach das Schweigen. Welche wunderherrliche und poetiſche Gegend haſt du zur Heimat, mein Freund! Wie ſchön iſt das Grün des Thales, die Orangenhaine und Oelbaumpflanzungen an den Abhängen! Welchen Contraſt bieten die dunklen Pinien des Gebirges mit den Gipfeln, die in das Blau des Himmels hineinragen! Und dieſes träge ſchleichende Flüßchen, das iſt alſo der Buſentino? Ja, lieber Marley.

Welche Erinnerungen weckt er in meiner Seele! Als ich noch ein Knabe war, ergriff mich jedesmal ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl, wenn ich von dem Tode jenes weltſtürmenden Alarich las, deſſen Laufbahn hier endete und der mit allen ſeinen Schätzen in dem Bette des Fluſſes ruht.

Auch bei den Thalbewohnern lebt die Erinnerung an den Gothenkönig fort, verſetzte der Capitän. In den Frühlingsnächten, ſagen ſie, da rauſchen und flüſtern die Wellen geheimnißvoll und wo die Schätze liegen, da höre man den Namen Alarich. Geht man aber am Tage hin, um nach den vergrabenen Koſtbarkeiten zu forſchen, ſo weiß man den Ort nicht mehr.

Große Ereigniſſe gehen nicht unter im Strom der Zeiten, ſagte Mr. Marley ernſt, und auch die Volksſage hat ihren Antheil daran; ſie bildet auch ein Stück Weltgeſchichte, freilich zerriſſen, aber phantaſievoller und poetiſcher geſtaltet.

Gebe es Gott, verſetzte der junge Italiener, den tiefe Gedanken zu beſchäftigen ſchienen, daß auch mein Vaterland bald eine beſſere Rolle in der Weltgeſchichte ſpielt. Bisher ſah es, abgeſehen vom Glanze des Alterthums, nichts als Parteihader und innere Kämpfe, despotiſche Regierungen und Prieſterintriguen.

Die Zeit iſt nicht mehr fern, Bellarmi. Allenthalben regt ſich eine freiere, humane Geſinnung, ein Zorn gegen Zwang und Bedrückung, und der Sturm, der jetzt im Norden brauſt, wird auch im Süden nicht lange auf ſich warten laſſen; Italien wird frei ſein.

Ein ſchöner Traum, deſſen Verwirklichung ich gerne mein Leben opfern wollte, rief der Capitän begeiſtert. Doch ich ſehe, ſetzte er lächelnd hinzu, daß wir uns hier zu lange aufhalten; wir haben noch ein gutes Stück Weges zurückzulegen, bis uns das gaſtliche Haus von Freund Lorenzo aufnimmt.

Die Sonne war hinter den Bergen ins Meer geſunken und ein friſcher Oſtwind wehte den Männern entgegen, als ſie den Waldſteig hinabgingen. Beide ſchwiegen eine Weile vnd ſchienen auf das ſanfte Rauſchen der Wipfel zu horchen.

Dann nahm Marley das Wort.

Wer iſt dieſer Lorenzo, der uns ein Aſyl bieten wird?

Er iſt der reichſte contadino der Umgegend, der langjährige Freund von meinem Vater und mir, obgleich er ſonſt der Uniform nicht hold iſt und die Regierung zu allen Teufeln wünſcht; dann iſt er auch der Vater meiner Geliebten.

Ach! Du haſt alſo eine Geliebte auf dem Lande! Ich hörte dich aber nie eine Erwähnung davon machen.

Du wirſt entſchuldigen, mein Lieber, wenn man mitten in Gefahren, als politiſcher Flüchtling nicht ſentimental iſt. Uebrigens wirſt du ſie bald kennen lernen.

Aber ich dächte, daß ein Mann wie du, von Bildung und feiner Lebensart, höhere Anſprüche machen ſollte.

Im Gegentheil, mir mißfallen dieſe eitlen, prunkenden Stadtkoketten, dieſe Damen ohne Herz und Geiſt, wie ſie ſich faſt überall finden. Die Liebe ſoll auf das Gefühl wirken; jene haben keines. Hier fand ich die echte Perle, das reine Naturkind, mit dem grenzenloſen Vertrauen, der ſchwärmeriſchen Hingebung der Liebe.

Deine Erwählte muß eine wahre Nymphe dieſes Arkadiens ſein, entgegnete Marley ſcherzend, denn du ſcheinſt ganz närriſch in ſie verliebt.

Ja, ich liebe ſie, ſagte der junge Mann mit Nachdruck. Das arme Kind! Welche Qualen mag ſie empfunden haben, während ich in St. Elmo gefangen ſaß. Je näher ich ihr komme, deſto mehr fühle ich, wie großen Dank ich dir für meine Befreiung ſchulde.

Reden wir nicht davon, mein lieber Bellarmi. Jeder rechtſchaffene Engländer hilft dem Patrioten, der für ſein Vaterland leidet. — Aber um wieder auf Lorenzo zu kommen, bis du gewiß, daß er die Regierung haßt?

Sie hat keinen größern Feind in Calabrien.

Ich bin ſehr begierig. Aber . . . da ſind wir ja mit Einemmal in's Paradies verſetzt! Indem Marley dieſe Worte ſprach, war er mit ſeinem Begleiter aus dem Walde getreten. In der unſichern Beleuchtung der Dämmerung bot ſich dem Blicke eine Thalſenkung dar, von der üppigſten Vegetation ſtrotzend. Der ſaftige Mattengrund war mit Fruchtbäumen regelmäßig bepflanzt; tiefer im Thale konnten ſie das Braun gepflügten Ackerlandes erkennen; die Luft war erfüllt von den Wohlgerüchen der Oleander- und Myrtenbüſche. Größere und kleinere Wohnungen mit platten Dächern und von einer bräunlichen Färbung lagen zerſtreut umher. Vor den Wanderern, an der Stelle, wo das Thal ſich ſchloß und die Pinienwaldung begann, ſtand ein großes, ſteinernes Gebäude, umgeben von Schuppen. Einige tauſend Schritte davon, gegen das Gebirge zu, erhob ſich ein ſenkrechter Fels, bedeckt von den Ruinen eines Schloſſes, in der Form wie die meiſten italieniſchen Burgen des Mittelalters, mit runden Thürmen, die großentheils zerfallen waren, Rundbogenfenſtern und ſägeförmigen, hie und da ſichtbaren Zinnen. Zwiſchen den beiden zuletzt genannten Oertlichkeiten erſtreckte ſich an einem ſanften Abhange hin ein Weinberg, mit Oelbäumen bepflanzt, an denen die Reben hinaufrankten.

Das iſt Val-Tanuſa, ſagte Bellarmi zum Engländer, der bewundernd daſtand. Jenes weiße Haus gehört Lorenzo, aber du ſcheinſt dich vom Anblick jener Ruine gar nicht trennen zu können.

Prächtig, rief Marley; das iſt ein echtes Raubneſt des Mittelalters; die Lage iſt wirklich wunderbar, es muß ganz unzugänglich ſein.

Nicht ſo ſehr als es ſcheint; auf der Oſtſeite, die wir nicht ſehen können, ſchließt ſich das Gebirge an die Spitze des Felſens an; nur hier iſt er ganz nackt und blickt drohend ins Thal nieder.

Weißt du den Namen der Ruine?

Nein. Ich hörte ſie einfach „Torre“ nennen, als ich mich hier aufhielt. Der Name ging wahrſcheinlich verloren und das Volk wählte eine Bezeichnung, die Jedem verſtändlich iſt. — Aber nun laßt uns eilen; die Nacht iſt da, und ich fühle mich durch den Marſch im Gebirge ſehr ermüdet.

Die beiden Freunde gingen auf einem Wege hin, an deſſen beiden Seiten Reihen von Feigen- und Orangenbäumen ſtanden. Nachdem ſie eine ſteinerne Brücke, unter der ein Gebirgsbach vorbeirauſchte, überſchritten hatten, hörten ſie das Gebell von Hunden und das Raſſeln der Ketten, an denen ſie befeſtigt waren. Einige Sekunden ſpäter ſtanden ſie vor dem Thore.

IV. Lorenzo.

Es iſt nun Zeit, daß der Leſer mit den Freunden, denen wir ſo eben auf ihrer abendlichen Wanderung das Geleite gaben, nähere Bekanntſchaft mache.

Taddeo war das einzige Kind eines reichen Bürgers von Coſenza. Urſprünglich zum Advokaten beſtimmt, hatte er in Folge ſeines feurigen Temperamentes einige Jugendthorheiten begangen, die ihn zur Flucht zwangen. Doch das Geld ſeines Vaters verſchaffte ihm Verzeihung und eine Offiziersſtelle bei der königlichen Garde. Da der alte Bellarmi Beſitzungen in Val-Tanuſa hatte, kam er in häufige Berührung mit Lorenzo, die zur Freundſchaft führte, ungeachtet ſie politiſche Gegner waren. Denn Lorenzo, obwohl ungebildet, beſaß doch einen ſcharfen, natürlichen Verſtand. Er ſah die Regierung unthätig für die Hebung des Ackerbaues, dem er mit ganzer Seele ergeben war; er ſah die überall herrſchende Unſicherheit des Eigenthums und die Ohnmacht eines Königs, der ſeine Unterthanen gegen Räubereien nicht zu ſchützen vermochte; er haßte das Spionirſyſtem, die Verſchwendung und den Prunk des Hofes in Neapel, wo er mehrere Male geweſen war, und die Ueberhebung des Adels und der Geiſtlichkeit. Der alte Bellarmi dagegen, eine gutmüthige, kurzſichtige Natur, bekümmerte ſich nur um ſeine nächſte Umgebung und war zufrieden, ungeſtört und unbeläſtigt leben zu können. Sein Sohn aber hatte im Umgange mit Lorenzo die Anſichten desſelben kennen und würdigen gelernt, und ſein Aufenthalt in Neapel diente nur dazu, um ſeine Meinung zu bekräftigen und einen glühenden Haß gegen das beſtehende Regiment in ſeiner Seele entſtehen zu laſſen. Zudem feſſelte ihn noch ein anderes Band an Lorenzo, die leidenſchaftliche Liebe zu Anita. Die naive Unſchuld und Reinheit, die edlen Eigenſchaften des

Mädchens hatten ihn ſo eingenommen, daß er, nachdem ſein Vater geſtorben war, beſchloß, ſeine Stelle aufzugeben und als Landwirth mit der holden Anita zu leben — ein Entſchluß, deſſen Ausführung durch ein unerwartetes Ereigniß beſchleunigt wurde, welches wir im Folgenden erzählen werden.

Was Mr. Marley betrifft, ſo war er nach Italien gekommen, um die Alterthümer dieſes Landes zu erforſchen. In Neapel lernte er den jungen Offizier kennen, und ſie ſchloſſen eine auf ihre Grundſätze geſtützte, innige Freundſchaft.

Wir greifen nun den Faden der Erzählung wieder auf.

Auf das wüthende Gebell der Hunde erſchien Lorenzo mit einer rauchenden Kienfackel an der Schwelle des Thores, ein großer, breitſchulteriger Mann in vorgerückten Jahren. Er warf einen raſchen, argwöhniſchen Blick auf die beiden Männer in fremder Kleidung und ſagte mit tiefer, volltönender Stimme:

Wenn Ihr als Freunde kommt, Signori Ingleſi, ſo ſteht Euch mein Haus zu Dienſten. Im andern Falle habe ich Mittel in der Hand, Euch ferne zu halten.

Und er wies auf zwei wildausſehende Burſche, die mit Flinten bewaffnet im Hintergrunde ſtanden.

Seid ohne Sorge, mein alter Freund, rief Taddeo, indem er vortrat und dem Bauer die Hand reichte. Mein Aufzug iſt allerdings ſeltſam, doch Ihr werdet bald erfahren, was mich zu dieſer Verkleidung zwang. Ich hoffe, mein Freund hier wird bei Euch eben ſo gut aufgenommen ſein, wie ich ſelbſt.

Diavolo! rief Lorenzo vergnügt aus, indem er die dargebotene Hand kräftig drückte, ich hätte euch nicht um hundert Ducati in ſolcher Kleidung vermuthet, Signor Capitano. Seid mir herzlich willkommen und auch Ihr, Signor Ingleſe. Was für eine Freude wird Anita haben, fuhr er fort; das Kind iſt jeden Tag blaſſer und trauriger geworden, ſeit ſie von Euch nichts mehr vernommen hat.

Er führte nun die Beiden durch einen langen, finſtern Gang in die Küche.

Dort war Anita beſchäftigt, das Nachteſſen für ihren Vater zu bereiten. Das Feuer warf einen hellen Schein auf ihr reizendes Geſicht und das engſchließende Kleid zeigte ihre ſchwellenden, gerundeten Formen. Bei dem Anblicke der Fremden zog ſie ſich ſchüchtern zurück,

aber Taddeo eilte auf ſie zu und drückte ſie an ſein Herz. Sie erkannte ihren Geliebten und ein freudeſtrahlendes Lächeln verklärte ihr Geſicht.

O, ich wußte es, Taddeo, daß du mich nicht verlaſſen haſt, ſagte ſie mit ſüßer, melodiſcher Stimme; erſt heute Nacht träumte ich, du ſeieſt da und werdeſt nicht mehr fortgehen. Wie unerträglich iſt es doch, ſo allein zu ſein! Ich habe Tag und Nacht nur an dich gedacht.

Gute Anita! Du biſt in Sorgen geweſen und ich konnte dich nicht einmal beruhigen, denn ich war im Gefängniß.

Im Gefängniß! riefen Vater und Tochter zugleich.

Ja, Lorenzo, ich werde Euch das Alles erzählen. Nun aber bin ich frei, frei von dem unerträglichen Zwange, und nichts wird mich abhalten, bei Euch zu bleiben. Ich werde mein Erbtheil in Coſenza verkaufen und hier mit Euch Landbau treiben, Lorenzo; doch das wollen wir morgen beſprechen.

Ihr werdet müde und hungrig ſein, Signori. Anita, ſorge dafür, daß ſie zu eſſen bekommen. Kommt, ich will Euch auf meine Stube führen.

Taddeo küßte ſeine Geliebte und folgte mit Marley dem Bauer. Sie traten in ein behaglich, ja ſogar mit Luxus eingerichtetes Zimmer; denn ein Kamin, Stühle und Betten ſind in Calabrien faſt unerhört und zeugen von Reichthum. Die müden Wanderer ſtärkten ſich mit Hammelbraten und Wein, welche Gegenſtände Anita brachte, und bald entwickelte ſich ein lebendiges Geſpräch.

Per Bacco, Ihr habt mich nicht wenig ſtaunen gemacht, Signor Capitano; wie kamt Ihr denn dazu, Euch in ein Loch ſtecken zu laſſen.

Das iſt ganz einfach, mein lieber Lorenzo. Ihr wiſſet, daß ich mein Vaterland liebe.

Es gibt keinen beſſern Patrioten in Calabrien.

Nun, Ihr könnt mir glauben, daß ich meine Geſinnung keineswegs verbarg. Ich tadelte, wo es zu tadeln gab.

Das war ſehr unklug.

Ich konnte nicht anders, ich fühlte den Drang, mich auszuſprechen. Man fing an, mich argwöhniſch zu beobachten. Ich wurde vorſichtiger; aber man hatte mich einmal im Verdacht und ſuchte nur eine Gelegenheit, mich zu verderben. Dieſe fand ſich bald. Ich ſah, wie einer meiner Kameraden, der mich haßte, einen armen Teufel von Lazzarone prügelte, weil er ihm nicht ſchnell genug auswich. Das empörte mich, ich nannte ihn einen elenden Wicht und forderte ihn. Aber der feige Schuft

denuncirte mich, um einem Zweikampf auszuweichen, als Hochverräther und ich mußte nach St. Elmo wandern. Mein Proceß zog ſich in die Länge und zum Glück war mein edler Freund nicht unthätig. Er beſtach einen wachhabenden Offizier und den Schließer des Caſtells, und ſo flohen wir.

Aber man wird Euch hier ſuchen, Signor.

Fürchtet nichts! Jedermann glaubt, ich ſei zu Schiffe nach England geflohen.

Santa madre! rief Lorenzo plötzlich aufſpringend und mit funkelnden Blicken. Wie konnte ich das vergeſſen! Signor amico, Ihr ſeid in größter Gefahr. Vor einer Stunde berichtete mir mein Knecht Benvenuto, er habe droben im Walde einen Bewaffneten geſehen, den er für einen Sbirren halte. Aber ich weiß, dieſe Spürhunde ſind nie allein, ſondern immer zu zwanzig und dreißig.

Nicht möglich! rief der junge Mann, in Beſtürzung gleichfalls aufſpringend, während der Engländer ſcheinbar gleichgiltig blieb, keine Seele kann wiſſen, daß wir hier ſind. Wir gingen auf den rauheſten Pfaden, durch Wald und Gebirge, um nicht entdeckt zu werden; Niemand hat uns geſehen, als einige arme Holzfäller des Gebirges, zu denen nie ein Sbirre kommt.

Wer weiß, Signor; die Spione ſind überall in dieſem unglücklichen Lande. Ihr ſeid in Gefahr, daran iſt kein Zweifel. Doch ich werde Euch retten, und ſollte es mein Leben koſten. Raſch! Kleidet Euch an, ich werde Waffen bringen.

Lorenzo ſtürzte hinaus; man hörte ihn ſeinen Knechten zurufen, Gewehre herbeizuſchaffen und ſich ſelbſt bereit zu halten. Dann ging er in die Küche und brachte Anita mit, die am ganzen Leibe bebte.

Faſſe dich! ſagte er zu dem Mädchen, das ſich ängſtlich an Taddeo anſchmiegte und in ſeinem Blicke zu leſen ſchien; meine Freunde ſoll Niemand antaſten; ich werde ſie zum Torre hinauf in das geheime Verſteck führen; ſind ſie einmal darinnen, ſo kann ſie der Teufel ſelbſt nicht finden. Sobald wir fort ſind, führe die Hunde herein und ſchließe das Thor.

Ein Knecht, der mit drei Flinten hereintrat, ſchnitt weitere Worte ab. Taddeo und Marley nahmen Jeder eine Flinte, ebenſo Lorenzo, der noch noch dazu ein paar Piſtolen in den breiten Ledergürtel ſteckte.

Anita fing an zu ſchluchzen und warf ſich an Taddeo's Bruſt. Nimm mich mit, ſagte ſie in heftigem Schmerze; ich kann die Ungewißheit

nicht ertragen; ich würde ſterben, wenn dir ein Leid geſchähe. Sei muthig, mein Mädchen, und fürchte nichts, tröſtete Taddeo. Wir werden nur einige Tage verſteckt bleiben, und wenn ich wiederkomme, ſoll uns nichts mehr trennen.

Man war im Fortgehen begriffen, als Lorenzo ſtehen blieb und ſich nach ſeiner Tochter umwandte, die auf einen Stuhl geſunken war und das Geſicht mit den Händen bedeckte.

Wo iſt Tonio? fragte er. Iſt er noch nicht zurück vom Weinberge.

Ach nein! Mein Milchbruder ſagte, er müſſe noch einige Arbeit verrichten. Der Mond geht heute Nacht früh auf und Tonio findet nichts Angenehmeres, als bei Mondſchein auf freiem Felde zu bleiben.

Maledetto! Das iſt ſchlimm, er weiß nicht, daß Sbirren in der Nähe ſind. Wenn wir ihn nur treffen könnten!

Die drei Männer entfernten ſich, feſt entſchloſſen, der Gefahr die Stirne zu bieten. Jeder wußte, daß es es ſich um Leben und Tod handelte.

Vor dem Hauſe trafen ſie zehn bis fünfzehn ſtämmige Kalabreſen, alle bis an die Zähne bewaffnet. Der Vollmond war aufgegangen, und warf ſein Licht auf ihre wilden, trotzigen Geſichter und auf ihre blitzenden Flintenläufe.

Hier änderte Lorenzo ſeinen Entſchluß. Er bedachte, daß eine ſolche Schaar leicht von einem ſpähenden Auge entdeckt werden könne, und hieß ſie bleiben, um Anita ſowohl, als auch ihre eigenen Weiber und Kinder zu bewachen, die ſich ängſtlich und zitternd zu den Männern gedrängt hatten.

Die drei gingen nun ſchnell, aber leiſen Schrittes, die blinkenden Gewehre unter den Mänteln tragend, dem Weinberge zu, der, wie oben bemerkt wurde, zwiſchen dem Hauſe Lorenzo's und den Ruinen auf dem Felſen lag.

Unter dem Schutze der dichtverſchlungenen, an den Oelbäumen hinaufrankenden Reben hatten ſie wenig mehr zu fürchten. Sie eilten mit großer Haſt den Abhang hinauf, bogen um den ſenkrechten Felſen und kletterten an einer Seite desſelben hinauf; das Buſchwerk verſchaffte ihnen dabei große Erleichterung.

Auf dem Felsplateau angelangt, konnten es die Freunde nicht unterlaſſen, einen Blick in die Tiefe zu werfen. Der Schimmer des Mondes gab den Gegenſtänden ſeltſame Formen und ſchien ſie ins Rieſenhafte auszudehnen. Der Wildbach rauſchte nur leiſe herauf, und bei dem magiſchen Lichte ſchienen Nixen und Waſſergeiſter in luftigen Gewändern

auf ſeinen Wellen zu tanzen; das Grün der Wieſen hatte ſich in Silberfarbe verwandelt. Die Freunde glaubten den Zaubergarten Armidas bei Mondbeleuchtung zu ſehen.

Ueber Trümmer und loſes Geſtein ſtiegen ſie in das Innere der Ruine. Streifen von Licht ergoſſen ſich durch die Rundbogenfenſter und das zahlloſe Geſtrüpp warf phantaſtiſche Schatten. Nachdem ſie unter einem halbeingeſtürzten Bogen hindurchgekrochen waren, befanden ſie ſich in einem niedrigen, ſtockfinſtern Gang. Lorenzo tappte an dem Gemäuer hin, als wollte er die Steine prüfen. Nach einigem Suchen hielt er an und hieß auch ſeine Begleiter ſtille ſtehen. Darauf begann er mit Vorſicht Steine wegzulöſen, ſo daß eine Oeffnung in der Mauer entſtand, kaum hinreichend, einen Mann hindurchſchlüpfen zu laſſen. Er kroch voran und die beiden anderen folgten. Dann machte er Feuer und zündete eine Kienfackel an. Beim Scheine derſelben ſahen ſich die Verfolgten in einem kleinen, gewölbartigen Gemache; der Mörtel war an den Wänden abgefallen, und die nackten grauen Steine gewährten einen düſtern Anblick; der Boden war mit Streu belegt und das Gemach hatte das Anſehen, als ſei es manchmal benützt worden.

Hier, ſagte Lorenzo, ſeid Ihr vollkommen ſicher. Mein Vater mußte einſt drei Wochen da zubringen, als er verfolgt wurde, weil er einen Feind erſchoſſen hatte. Ich habe Lebensmittel auf zwei Tage mitgebracht und ſollte eure Gefangenſchaft länger dauern, ſo werde ich in der nächſten Nacht darauf wieder kommen.

Der Aufenthalt iſt freilich nicht ſehr angenehm, bemerkte Taddeo, und ich wünſchte faſt, wir hätten die Sbirren kommen laſſen und mit ihnen angebunden. Indeſſen — ſo wird Anita weniger in Sorge ſein.

Marley erklärte, er finde es gar nicht ſo übel, einige Zeit in einer ſo romantiſchen Behauſung zu verleben. Er hatte, wie alle Engländer, einen Hang nach Abenteuern, und fühlte ſich nicht im Mindeſten unbehaglich.

Lorenzo drückte ihnen die Hand, löſchte die Fackel aus und fügte die Steine ſorgfältig wieder aneinander. Die Eingeſchloſſenen hörten noch einige tappende Schritte, dann trat tiefes Schweigen ein.

Die Ermüdung ließ ſie bald feſt einſchlafen.

V. Der Verräther.

Tonio, der Milchbruder Anita's, befand ſich ſeit mehreren Stunden im Weinberge.

Er war der Sohn eines Banditenhäuptlings, der bei einem Zusammenstoße mit Sbirren erschossen wurde.

Seine Mutter, die damals der Geburt nahe war, trug ihren todten Mann vom Gebirge hinunter nach Val-Tanusa. An der Schwelle von Lorenzo's Hause sank sie zusammen; die furchtbare Anstrengung hatte ihre Kräfte erschöpft, und die Geburt des Sohnes kostete ihr das Leben. Lorenzo's Weib, dem eben ein Knäblein gestorben war, ernährte den verlassenen Wurm und übertrug auf ihn ihre mütterliche Liebe. Er blieb im Hause und galt wie ein Bruder der sechs Jahre jüngeren Anita.

Seit einiger Zeit schien den armen Burschen ein geheimer Kummer zu drücken. Er war oft gedankenlos und träumerisch, so daß Lorenzo ihn tüchtig schalt.

Der Grund seiner Traurigkeit war die hoffnungslose Liebe zu Anita. Mit dem Mädchen aufgewachsen, hatte die herrliche Entfaltung ihrer Schönheit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Als er sich aber seines Gefühles bewußt wurde, war sie für ihn bereits verloren.

Hätte Anita einen Andern geliebt, Tonio hätte seinen Nebenbuhler unfehlbar getödtet. Aber unbegrenzte Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter und zweiten Vater hielt ihn ab, dem Freunde desselben ein Leid anzuthun.

So mußte er von einem Glücke träumen, dessen er niemals theilhaftig werden konnte.

Die zauberhaften italienischen Nächte machen einen wunderbaren Eindruck auf die Phantasie. Tonio fühlte, daß sein Kummer sich milderte und in eine Art sanfter Wehmuth auflöste, wenn er beim Scheine des Mondes sich allein seinen Gedanken überließ.

So hatte er auch die heutige Nacht dazu benützt, in der Einsamkeit über sein trauriges Loos nachzudenken.

Er lag sinnend unter einem Olivenbaume und schaute gegen den Himmel; da störten ihn leise Fußtritte auf. Er wandte seinen Blick nach der Richtung des Geräusches und sah zwei Personen wie Schatten vorübergleiten; deutlich erkannte er ihre fremdartige Kleidung. Nur Lorenzo, der vorausging, hatte er nicht bemerkt.

Was machen denn diese Fremden hier in so später Stunde? sagte er halblaut vor sich hin. Ich will doch meinen Herrn davon benachrichtigen.

Eben als er sich entfernen wollte, fühlte er einen leisen Schlag auf seiner Schulter. Erstaunt wandte er sich um, aber sein Erstaunen

ging in Schrecken über, als er einen Sbirrenoffizier vor ſich ſah, deſſen vergoldeter Helm im Mondlichte funkelte.

He, Freund! Habt Ihr dieſe Fremden geſehen? fragte eine tiefe Stimme.

Tonio wollte antworten; aber plötzlich beſann er ſich anders und ſtürzte auf den Offizier los.

Allein dieſer wich einen Schritt zurück, und Tonio fühlte die kalte Mündung einer Piſtole auf ſeiner nackten Bruſt.

Du biſt trotzig, Bürſchchen? ſagte der Unbekannte höhniſch; warte, ich will dich kirre machen.

Und auf einen leiſen Pfiff ſprangen zwei andere Sbirren herbei, als wären ſie aus der Erde gekommen.

Im Nu waren die Hände Tonio's auf den Rücken gebunden.

Nur immer gemach! fuhr der Unbekannte fort, ich hoffe, du wirſt mir jetzt antworten. Haſt du die Fremden geſehen?

Ja, verſetzte Tonio gezwungen.

Kennſt du ſie?

Ich kenne ſie nicht.

Das iſt dein Glück, mein Freund. Hätte ich dich in Geſellſchaft mit dieſen zwei Erzgaunern getroffen, du wäreſt ohne weiters erſchoſſen worden. Weißt du, was ſie gethan haben?

Wie kann ich das wiſſen!

Sie haben eine Kaſſe beraubt, volle hunderttauſend Dukati geſtohlen. Hörſt du wohl, hunderttauſend!

Ich weiß nicht, wie viel das iſt; aber es muß mehr ſein, als meines Herrn Beſitzungen werth ſind.

Das will ich meinen! Und wer dieſe Spitzbuben der Gerechtigkeit überliefert, bekommt zehntauſend Dukati.

Zehntauſend . . . Dukati!

Dem armen Tonio begann der Kopf zu ſchwindeln. Er hatte bei ſeinem Herrn wohl fünfzig Hundert Dukati geſehen, aber zehntauſend — das überſtieg ſein Faſſungsvermögen.

Der Leſer wird ahnen, daß der Anführer der Sbirren ſehr genau unterrichtet ſein mußte, um mit ſolcher Schlauheit zu Werke zu gehen. Er hatte mit ſeinen Leuten allerdings Lorenzo bemerkt, aber als er Tonio zwei erwähnen hörte, ſprach er von jenem mit keiner Silbe, denn er urtheilte richtig, daß Tonio, wenn es ſich um ſeinen Herrn handelte, kein Wort werde verlauten laſſen.

Und in der That war Angelo di Rocca nur zu gut unterrichtet. Er war jener Kamerad, den Taddeo züchtigen wollte, und der den offenen jungen Mann tödtlich haßte. Um das Verderben desſelben zu beſchleunigen, hatte er die Briefe, die jener mit Lorenzo und Anita wechſelte, erbrochen.

Er ſchloß daraus, daß Bellarmi nach ſeinem Entkommen zu ſeiner Geliebten geeilt ſei, und daß er das Gerücht, er ſei zur See entflohen, nur deshalb ausgeſprengt habe, um die Verfolger von der wahren Spur abzubringen. Er erbot ſich daher, den Kapitän einzubringen und war mit den Oertlichkeiten wohl bekannt, einen Tag früher eingetroffen, als die Flüchtlinge. Der Weinberg bot zur Nachtzeit ein willkommenes Verſteck; denn er wollte ſein Wild ſich in Sicherheit einwiegen laſſen, um es deſto leichter zu erjagen und einem Kampfe auszuweichen, der gefährlich werden konnte. Zufällig war der nichts ahnende Tonio ihm ſo nahe, daß er ihn feſtzunehmen und für ſeinen Zweck zu benützen beſchloß.

Als er nun Lorenzo und ſeine Begleiter den Weg nach den Ruinen zu hatte nehmen ſehen, vermuthete er, daß ſie gewarnt ſeien und ein Verſteck aufſuchten. Es kam nun alles darauf an, daß Tonio dieſes kannte. War dies der Fall, ſo hoffte er ihn durch Gold dahinzubringen, es zu entdecken, und wollte nöthigenfalls auch Drohungen nicht ſparen. Der halb erſtickte Ausruf des Burſchen ließ ihn einſehen, daß Nichts leichter ſei, als Beſtechung. Er fuhr alſo in ſeinem teufliſchen Plane fort:

Du biſt ein Glückskind, mein Freund; du brauchſt nur zuzugreifen, und das Geld iſt in deinen Händen.

Wie iſt das möglich! ſagte Tonio verwundert und bewegte unwillkürlich ſeine gebundenen Hände.

Ich meine, du kannſt es dir verdienen, wenn du uns nach dem verfallenen Gemäuer da hinaufführſt und uns die Spitzbuben ſuchen hilfſt.

Dabei zeigte der Sbirrenchef eine Hand voll Goldſtücke, die im matten Lichte verführeriſch glänzten.

Tonio war wie geblendet. Er zweifelte nicht im Mindeſten an der Wahrheit deſſen, was der Offizier geſagt hatte, nämlich daß die Fremden einen Diebſtahl begangen hätten. Außerdem ſchimmerte ihm noch eine Hoffnung, die allen Zweifel und alles Schwanken beſeitigte. Wenn ich, ſo dachte er, zehntauſend Dukati beſitze, dann bin ich reicher als mein Herr und . . . Anita wird mein ſein.

Entſchloſſen antwortete er alſo: Bindet meine Hände los, ich werde Euch führen.

So gefällst du mir, sagte Angelo di Rocca, erfreut über das Gelingen seiner List, und damit du siehst, daß ich dir keine leeren Versprechungen mache, so nimm einstweilen dies.

Und er reichte ihm eine Hand voll Dukati hin, bei deren Berührung es ihn wie ein elektrischer Schlag durchzuckte; er steckte das Geld eilig in die Tasche.

Der Anführer pfiff wieder, und nach und nach erschienen etwa zwanzig Sbirren.

Tonio führte sie auf dem zunächst liegenden Fußsteige die Ruine hinauf. So kam es, daß Lorenzo ihnen nicht begegnete.

Als dieser nach Hause kam, fand er die Männer noch in Waffen. Er hieß sie ruhig in ihre Wohnungen gehen und begab sich dann zu Anita, um sie zu trösten. Denn der Vater hing mit ganzer Seele an dem Mädchen, dem Einzigen das ihm von sieben Kindern geblieben, und wünschte nichts sehnlicher, als ein Bündniß zwischen seinem Freunde und seiner geliebten Tochter.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Aegyptische Antiken.) Der türkische Gesandte in Petersburg, Chalil Bey, hat dem Kaiser von Rußland für das Museum der Eremitage eine werthvolle Sammlung von Alterthümern, die bei Nachgrabungen in Aegypten gefunden wurden, dargebracht. Es befinden sich in derselben 15 Bronzefiguren mit Gold und Silber verziert, worunter ein stehender und ein sitzender Osiris, so wie eine dem Osiris geweihte Katze. Unter den übrigen Bronzen sind noch drei Königsfiguren aus der Zeit der äth'opischen Pharaonen, so wie die Statue eines jungen Prinzen derselben Dynastie hervorzuheben: eine Büste des Serapis aus der Zeit der Ptolemäer und die Büste einer Königin mit den Attributen der Isis verdienen nicht mindere Beachtung. Diese aus 500 Nummern bestehende Sammlung bringt die Zahl der Denkmale des ägyptischen Museums auf 2000.

(Nachrichten aus Sibirien.) Aus Rußland und Sibirien kommen jetzt ziemlich viele freigelassene Verbannte zurück; sie erkennen

durchweg die ihnen zu Theil gewordene gute Behandlung an, ja viele ziehen es sogar vor, vorläufig dort zu bleiben, weil sie außerordentlich guten Verdienst haben. Wer in der französischen Sprache oder in der Musik unterrichten kann, wird in Sibirien glänzend bezahlt, und ein junger Student der Medizin schreibt von dort, daß er seit drei Monaten für seine Curen mehr Geld einnehme, als der berühmteste Arzt in Deutschland.

(Ein Schwärmer.) In England predigt der bekannte Cumming seit einiger Zeit eilige Bekehrung wegen des von ihm prophezeiten unfehlbaren Unterganges der Welt im Jahre 1867. Bei einer seiner letzten Predigten wurde ihm entgegengehalten, daß, wenn dieses so sicher der Fall wäre, so sei es am Ende gleichgiltig, ob der Katholicismus bis dahin größere oder geringere Fortschritte mache.

(Neue Nordpolexpedition.) Trotz des Widerspruchs der Londoner Zeitungen dürfte der vom Capitän Sherard Osborne angeregte Plan einer nochmaligen Nordpolexpedition zur Ausführung kommen, und mit besonderem Eifer arbeitet die k. geographische Gesellschaft darauf hin, für dieses Unternehmen die Unterstützung der Regierung zu erlangen. Es liegt ein doppelter Plan vor, nämlich außer dem Osborne's einer von Dr. Petermann, welcher die Route über Spitzbergen empfiehlt.

(Seltene Erscheinung.) Die vorige Woche hat den letzten Sproß einer wegen ihrer Langlebigkeit bekannten Familie in Yorkshire (England) als Opfer gefordert. Isabella Roß, geb. Burnside, ist 105 Jahre alt in Market Weighton gestorben, ihre Mutter hatte das Alter von 106 Jahren, ihre Großmutter gar 140 Jahre erreicht. Isabella Roß hinterläßt keine Kinder, wohl aber einen trauernden Ehegemahl, der auch schon den Neunzigen nahe, aber noch sehr rüstig ist.

(Humbug.) Ein spaßhaftes Eisenbahnunglück meldet die New-Yorker Handelszeitung vom 18. März: „In einem Schlafwagen der Erie-Eisenbahn wurde einer sehr fashionablen New-Yorker Dame ihr falsches Gebiß, das mehrere Hundert Dollars gekostet hatte, aus dem Munde gestohlen. Nach der einen Angabe soll der Dieb die Bestohlene zuvor mit Chloroform betäubt, nach einer anderen die Lady dem Spiritualismus gehuldigt haben. Die Polizei fand das Gebiß in einem New-Yorker Pfandhause wieder, wo es versetzt war."

Meteorologiſches.

Witterung im April 1865.

Eben ſo unregelmäßig und ungewöhnlich, wie im März, war die Witterung auch im April, nur im entgegengeſetzten Sinne, jener kalt, ſtürmiſch, ſchneereich, wie ſelten, dieſer milde, ſchön und freundlich ganz gegen ſeinen ſonſtigen Charakter. Der erſte April hatte noch von ſeinem Vorgänger ein wenig Schneefall und eine Kälte von — 5 bis — 6° ererbt, von da an aber begann eine bis faſt zu Ende des Monats ununterbrochene Reihe ſchöner, warmer, windſtiller und wolkenloſer Tage, wie ſie in ſolcher Anzahl im April nicht verzeichnet ſind.

In Klagenfurt blieb die mittlere Tagestemperatur ſchon vom 2. an beſtändig über 0°: Frühlingsanfang (mittlere Epoche iſt der 18. März, 15 Tage früher) vom 10. an ſank das Thermometer gar nicht mehr auf den Gefrierpunkt (mittlere Epoche des letzten Froſtes: 24. April). Die Schneelage von 18 Zoll, welche der April von ſeinem Vorgänger übernommen, ſchwand ohne eingetretenes Thauwetter raſch, ſo daß am 13. die Ebene um Klagenfurt ſchneefrei, bis 30. die Schneegrenze, auch am nördlichen Abhang der Gebirge bis auf 3500′ zurückgegangen war. Am 23. brachte mäßiger Oſtwind eine Temperaturabnahme bis + 1·2 und ſtarken Reif, worauf jedoch und zwar am 26. bis 28. die Wärme wieder täglich über 20° ſtieg. Ein ſtarkes Gewitter, das am 29. zwiſchen Glan und Gurkthal ſtarken Hagelſchlag verurſachte, brachte ſtärkere, in den Mai hinein ſich ziehende kühlere Witterung (am 3. + 0·2 Reif).

Vergleichen wir die durch Zahlen darſtellbaren Witterungselemente mit den vieljährigen Durchſchnitten (normalen) ſo finden wir, daß der Luftdruck im Mittel 321·9‴ nur im Jahre 1844 im April noch höher war: 322·0. Die Luftwärme, welche für dieſen Monat normal auf + 7·0 berechnet iſt, war heuer im Mittel + 7·65 (der wärmſte April war 1862 mit 9·2, der kälteſte 1817 mit 3·2), am höchſten ſtieg die Wärme am 28. auf 20·2, während am 1. noch — 6·6 als tiefſte verzeichnet iſt. Der ganze Niederſchlag betrug nur 0·82 Zoll hoch Waſſer. Der normale Niederſchlag im April iſt 2·7″; noch weniger Niederſchlag in dieſem Monat war in 9 der letzten 53 Jahre (1861: 0·7; 1852: 0·78, 1825 war ohne allen Regen u. ſ. f.).

Die Schneelage verſchwand erſt am 13. April, und hatte ſeit 17. Jänner, alſo 86 Tage gedauert, die mittlere Zeit iſt 83 Tage bis 12. März.

Seit 1830 war der Schnee nie so lange gelegen (1860 bis 6. April, 1852 bis 8., 1845 bis 6. u. s. f.).

Noch nie aber wurde im April so andauernde Heiterkeit des Himmels beobachtet. Wenn man ganz heiteren Himmel mit 0, ganz bewölkten mit 10 bezeichnet, so ist der April im Durchschnitt vieler Jahre mit 5·3 bewölkt, heuer war er nur mit 2·9. Die Anzahl der heiteren Tage, die im Mittel 4 beträgt, war heuer 11, ganz trüber war keiner.

Ueberall in Kärnten war der April warm und heiter, in Hausdorf, Tiffen, Sachsenburg, Maltein war die Temperatur, obwohl sie nie auf 20° stieg doch höher als in Klagenfurt: über 8°, die tiefste Temperatur war fast überall am 1., 5 bis 6° unter 0, in Wiesenau nur — 1·8, Tiffen und Hausdorf — 3·0, am Hochobir (6320′ Seehöhe) fiel das Thermometer zwar am 1. noch auf — 10·0, doch war die mittlere Temperatur, die im Mittel von 18 Jahren — 0·7 ist, heuer + 3·5, (+ 1·7) war 1854 dort der wärmste April.

Auch im übrigen Europa war die Witterung mild und warm. Am 15. war Morgens 8 Uhr das Thermometer nirgend unter 0° (Heparanda 0·0, Petersburg + 1·0, Helsingfors + 1·2). Zu Ende des Monats aber ward es im Norden wieder kälter (am 29. Heparanda — 5·8, Petersburg — 1·6).

Durchschnittspreise der Lebensmittel zu Klagenfurt im April 1865.

		fl.	kr.			fl.	kr.
Weizen	der Vierling	4	76	Speck, geselchter	das Pfund	—	44
Roggen		3	56	„ roher		—	35
Gerste		3	18	Schweinschmalz		—	43
Hafer		1	86	Eier	das Paar	—	3½
Heide		3	52	Hendl		—	—
Mais		3	20	Kapaunen		—	—
Brein (gestampfte Hirse)	der Vierling	7	6	Enten		—	—
Erbsen		4	80	Gänse		—	—
Linsen		5	—	12″ Scheiterholz, hartes	loco Land eine n. ö. Klftr.	4	5
Fisolen, weiße		5	—	12″ Scheiterholz, weiches		3	5
„ rothe		4	60	30″ Scheiterholz, weiches		4	50
Erdäpfel		—	—	Heu	der Zentner	1	7
Rindschmalz	das Pfund	—	57	Stroh		—	62
Butter		—	51				

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Heinrich Weil. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr unter verantwortlicher Leitung des Alexius Kosler in Klagenfurt.

Carinthia.

№ 6. Juni 1865.

Ueber die Sprache.

Von Dr. Heinrich Weil.

(Fortsetzung.)

Mit diesen grammatischen Kenntnissen ist aber noch sehr wenig für die Erkenntniß des Wesens der Sprache geschehen, so nöthig auch diese Vorarbeit ist. Wir lernen, daß das Subjekt die Formen des Nominativs, das Objekt die Form des Akkusativs erhält, daß das sogenannte entferntere Objekt in den Dativ, und das Prädikat in seiner allgemeinen Bedeutung als Attribut in den Genitiv kommt, daß im Deutschen der Genitiv durch Anhängung von es oder en im Griechischen von os und im Lateinischen von is gebildet wird; was aber dieses os und is, jenes es und en eigentlich ist, woher denn diesen Endungen die magische Kraft komme, ein Subjekt in ein Prädikat zu verwandeln, die wichtigsten Beziehungen umzuändern, die Begriffe in einander umzuwandeln, das lernen wir nicht daraus. Wir lernen, daß amo ich liebe (englisch J love) im Imperfectum amabam ich liebte (englisch J loved) heißt, aber nichts erklärt uns wie die bloße Verwandlung des o in abam, des e in te (des e in ed) jenen tragischen Uebergang der lachenden Gegenwart in die wehmüthige Vergangenheit vermitteln konnte.

Das ist aber eben die Aufgabe der Sprachwissenschaft. Zur Erreichung dieses Zieles wird es auf eine richtige Methode ankommen, Da wir nun von früher wissen, daß das Prinzip des phonetischen Verfalles fast an allen Sprachen nagte und daß spätere Formen oft nur schwer die ursprünglichen Bestandtheile erkennen lassen, da wir ferner immer von dem Grundsatze ausgehen, daß in einem Worte alles eine Bedeutung haben muß und in keinem Theile desselben bloße Willkühr herrschen kann, so müssen wir, um zur Erkenntniß zu gelan-

gen, was denn dieſe Endungen eigentlich bedeuten, die älteſten Formen des zu unterſuchenden Wortes aufſuchen. Dieſe Methode führt aber nothwendig auf die zweite Stufe der Sprachwiſſenſchaft, nämlich zur claſſifizirenden Periode, wie wir ſogleich ſehen werden. Wollten wir z. B. die älteſte Form für das engliſche J love aufſuchen, ſo genügte es nicht bloß auf das Angelſächſiſche zurückzugehen, wie es vor 1400 Jahren auftrat, denn dieſes iſt ſelbſt keine Originalſprache, war ſelbſt dem phonetiſchen Verfalle ausgeſetzt, und es weiſt uns ſchon der Name auf die Sachſen und Angeln des Feſtlandes zurück. Wir müßten daher das Wort durch die ſächſiſchen und niederdeutſchen Dialekte verfolgen, bis wir bei der früheſten Entwicklungsſtufe des Deutſchen, nämlich beim Gothiſchen im 4. Jahrhundert, anlangten. Aber auch hier wird uns dießmal kein Rath, denn wenn das Gothiſche auch die älteſte uns bekannte deutſche Sprachform iſt, ſo iſt das Gothiſche doch ſelbſt eine moderne Sprache, die in ihrem Wachsthume die mannigfaltigſten Wandlungen ſchon durchgemacht hatte, bis ſie zu jenem Idiome wurde, in dem Biſchof Ulfilas die Bibel überſetzen konnte. Was ſoll aber nun geſchehen? Wie machen wir es denn bei anderen Sprachen, z. B. bei einer modernen romaniſchen Sprache? Nehmen wir beiſpielsweiſe aus dem Franzöſiſchen die Worte feu Feuer, hors außer, fromage Käſe, payer zahlen, quittance Quittung. Der ganze Wörterſchatz der lateiniſchen Sprache bietet kein Wort, von dem die eben genannten mit Sicherheit abgeleitet werden könnten; wir pflegen aber bei ſolchen Worten einer romaniſchen Sprache uns um die Bedeutung derſelben in einem der verwandten Dialekte umzuſehen, und finden da, daß im Italieniſchen Feuer fuoco heiße, welches offenbar aus dem lateiniſchen focus kommt; ſollte man nun noch zweifeln, daß die urſprüngliche Form des franzöſiſchen feu das lateiniſche focus iſt, ſo wird derſelbe gewiß verſchwinden, wenn man bedenkt, daß locus im Franzöſiſchen lieu und jocus im Franzöſiſchen jeu heißt, und wir das Geſetz erkennen, wonach die Endſilbe ocus der Masculina der 2. Deklination im Lateiniſchen durch Verwandlung in eu franzöſirt wird. Fromage Käſe heißt im Italieniſchen formaggio was aus dem lateiniſchen forma kommt, weil in Italien Käſe mittelſt Aufbewahrung der Milch in Körben oder Formen bereitet wird. Hors außer heißt im Italieniſchen fuora was ſich unſchwer vom lateiniſchen fores (was außen iſt) ableitet. Payer zahlen heißt im Italieniſchen pagare was vom lateiniſchen pacare befriedigen herkommt, da die Gläubiger eben die unangenehme Eigenſchaft haben, nicht eher

befriedigt zu ſein als bis ſie bezahlt ſind. Eine ähnliche pſychologiſche Erſcheinung ergibt die Unterſuchung von quittanco Quittung, im Italieniſchen quietanza, im Lateiniſchen quietantia Beruhigung, da man die Sicherheit über die Beruhigung des Gläubigers erſt mit deſſen Quittung in Händen hält. Wir ſehen an dieſen Beiſpielen, daß unſere Nachforſchungen mit Erfolg gekrönt werden, wenn wir das fragliche Wort in einem verwandten Dialekte aufſuchen, und können daher annehmen, daß, wenn z. B. ein engliſches Wort bis zum Gothiſchen zurückverfolgt noch nicht den gewünſchten Aufſchluß gibt, wir hoffen können, denſelben zu erhalten, wenn wir uns nach dem Ausdrucke in einer Sprache umſehen, die ſich zum Engliſchen ſo verhält, wie das Italieniſche oder Spaniſche zum Franzöſiſchen. Wir müſſen alſo um die Ziele der Sprachwiſſenſchaft zu erreichen, den genealogiſchen Stammbaum der Sprachen aufſtellen, wodurch wir aber in die zweite nämlich in die claſſifikatoriſche Periode eintreten, denn die Genealogie iſt die vollkommenſte Form der Claſſifikation. Es iſt von Intereſſe, an der Hand der Geſchichte nachzuweiſen, wie lange Zeit nöthig war bis dieſe Stufe in der Wiſſenſchaft wirklich erklommen wurde, intereſſant zu ſehen, wie dazu mehr als zwei Jahrtauſende nöthig waren, wenn man nämlich von jener Zeit an zu zählen beginnt, in welcher man ſich überhaupt mit der Erforſchung der Sprache zu beſchäftigen anfing. Die Griechen konnten es nach dem früher Geſagten ſelbſtverſtändlich nie dazu bringen, denn ihnen waren ja alle Nichtgriechen Barbaren, und jeder nichtgriechiſche Dialekt ein verächtliches Kauderwälſch. Die Römer aber waren ja in Wiſſenſchaften nur die Nachbeter der Griechen, und der Name Barbar war ihnen nicht minder geläufig. Dieſes Wort und das damit verbundene Vorurtheil rächte ſich an dem genialſten Römer, an Julius Cäſar ſelbſt; denn man darf vorausſetzen, daß ſonſt ſeinem durchdringenden Geiſte die Aehnlichkeit zwiſchen dem Lateiniſchen und der Sprache der Barbaren, die er in Gallien und Germanien bekämpfte, eine Aehnlichkeit die nicht geringer war als die zwiſchen ſeiner eigenen und jener des Homer, gewiß nicht entgangen wäre. Zum Beweiſe dieſer Behauptung ſoll hier nur auf ein Beiſpiel hingewieſen werden. Man vergleiche nämlich ich habe, du haſt u. ſ. f., ſie haben im Deutſchen mit dem lateiniſchen habeo, habes u. ſ. f., habent und dem Gothiſchen haba, habais, habaip, habam, habaip, habant. Und ſo blieb es durch das ganze Alterthum. Erſt das Chriſtenthum brachte die entſcheidende Wendung; erſt nachdem verkündet worden, daß alle Menſchen Brüder ſeien,

und die Apostel gesandt wurden allen Völkern das Evangelium zu verkündigen, war jenes Vorurtheil, welches nur auf der einen Seite die herrschende Race und auf der andern verächtliche Barbaren kannte, gründlich besiegt; erst dann konnten fremde Dialekte Berücksichtigung finden und konnte die Idee einer allgemeinen Verwandtschaft und damit die Idee eines genealogischen Zusammenhanges der Sprache aufkommen. Doch selbst da sollte dieß noch nicht so leicht werden. Ein neues Vorurtheil verlegte der Wissenschaft den Weg. Es war die Idee, daß das Hebräische die Ursprache der Menschen sei und daß alle Sprachen von ihm abstammen; eine Idee, welche durch die gewaltige Autorität der Kirchenväter gestützt wurde. Eine Unsumme von Geist und Gelehrsamkeit ist auf den Nachweis dieser Sonderbarkeit verschwendet worden ohne natürlich je zum gewünschten Ziele zu führen. Doch ist diese Mühe insoferne nicht vergebens gewesen, als sich eben wegen ihrer Fruchtlosigkeit die Ueberzeugung Bahn brechen mußte, daß in dem Beweissatze ein Irrthum stecken müsse. Es bedurfte daher nur noch eines großen Geistes, um durch seinen gewichtigen Ausspruch die literarische Welt von diesem Alpdruck zu befreien. Und dieser Geist erstand in unserem großen Landsmanne Leibnitz, dem Zeitgenossen und Nebenbuhler Newton's. Er erklärte zuerst jene Idee geradezu für einen Unsinn. Aber Leibnitz that noch weit mehr, indem er in Sachen der Sprache die Prinzipien einer gesunden induktiven Schlußmethode anwandte, und zunächst darauf ausging, möglichst viele verläßliche Thatsachen zu sammeln. Missionäre, Reisende, Gesandte, Fürsten und Kaiser ging er um Beistand an, indem er sich durch dieselben aus allen Theilen der Welt von den verschiedensten Völkerschaften die bei denselben gebräuchlichen Ausdrücke für die Begriffe des gewöhnlichen Lebens zu verschaffen wußte, worunter eine Uebersetzung des Vaterunser in das Hottentottische nicht den geringsten Schatz bildete. Selbst den russischen Czaren Peter den Großen setzte er in Contribution, indem er an ihn von Wien aus wo er ihn kennen gelernt hatte, 1713 ein Verzeichniß von Wörtern übersandte mit der Bitte, die bei den vielen von ihm beherrschten Völkerschaften hiefür gebräuchlichen Ausdrücke sammeln zu lassen. Leibnitz selbst war in der Classification nicht glücklich; aber dessenungeachtet hat seine Idee noch viel später die besten Früchte getragen und hat der durch ihn gegebene Anstoß fort und fort gewirkt. Gewissermaßen ein Schüler Leibnitz's und für die Classification epochemachend war der spanische Jesuit Hervas 1735 bis 1809, welcher seine Werke nach der Rückkehr von der Mission in Amerika in Rom italienisch schrieb. Ein äußerst behutsamer und unermüdlicher

Forſcher ſammelte er Notizen aus 300 Sprachen und ſchrieb 40 Grammatiken. Er ſtellte zuerſt den Grundſatz auf, daß die ſprachliche Verwandtſchaft zunächſt auf grammatiſche Belege geſtützt werden müſſe, und ſtellte glücklich die ſemitiſche Sprachenfamilie zuſammen. Ihm war bereits die Aehnlichkeit zwiſchen Sanskrit und dem Griechiſchen aufgefallen; er wies ſchon auf die Aehnlichkeit des griechiſchen eimi, eis, esti (ich bin u. ſ. f.) mit der Sanskritform asmi, asi, asti hin, und zeigte, daß die griechiſchen Geſchlechtsendungen os, e (a), on den gleichen im Sanskrit as, â, am entſprechen, allein das letzte Räthſel blieb ihm noch ungelöſt. Ein zweites wichtiges Werk zu Anfang dieſes Jahrhunderts war Adelung's Mithridates, d. i. eine Sammlung von Worten aus den verſchiedenſten Sprachen. Um dieſelbe Zeit beiläufig war ſelbſt eine Kaiſerin Mitarbeiterin an dem Entwicklungswerke der Sprachwiſſenſchaft, nämlich die Kaiſerin Katharina die Große von Rußland (1762 — 1786), welche den Gedanken Leibnitzens, den die ruſſiſche Regierung nie fallen gelaſſen hatte, ſelbſtſtändig aufnahm. Sie hinterließ ein ſelbſt gearbeitetes Verzeichniß von 285 Wörtern, welche ſie in 51 europäiſche und 149 aſiatiſche Sprachen überſetzt hatte. Alle dieſe Werke, ſo groß ihre Vortheile waren, haben dennoch die Claſſification im großen Ganzen nicht viel weiter gebracht, weil ſie alle die geographiſche Vertheilung der Völker zur Grundlage nahmen. In das Chaos mußte erſt der elektriſche Funke einſchlagen, und dieß war das Sanskrit. Dieſe Sprache, welche ſchon 300 Jahre vor Chriſtus aufgehört hatte, eine lebende Sprache zu ſein, hat ihre älteſte Form in den Veda's; neben ihr wurden zahlreiche Dialekte geſprochen, welche endlich durch das Prâkrit-Idiom der ältern Schauſpiele und ſpäteren Dichtungen in die modernen Dialekte des Hindi, Hindustani, Mahratti und Bengali übergingen. Das Sanskrit ſchon zu Alexander's Zeiten der Welt wenigſtens der Exiſtenz nach bekannt, wurde nichtsdeſtoweniger von den Brahmanen als die Sprache der heiligen Literatur, als welche ſie bis auf den heutigen Tag lebt, wenn ſie auch nicht mehr geſprochen wird, mit Argusaugen bewacht und blieb der Welt daher ihrem Weſen nach unbekannt. Alle Ueberſetzungen, welche zu den mohamedaniſchen Nachbarn gedrungen waren, erſtreckten ſich nicht auf die eigentlichen Veda's, ſondern hatten nur ſpätere Commentare u. dgl. zum Gegenſtande. Der erſte beglaubigte Fall, daß ein europäiſcher Miſſionär in das Geheimniß eindrang, tritt erſt zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein. Roberto de Nobili, aus guter Familie und von fein gebildetem Geiſte war 1606 nach Indien gegangen, wo er beobachtete, daß nur Leute niedern Standes für die Miſſionäre ein offenes Ohr hatten. Er faßte daher den

Plan, ſich als Brahmanen auszugeben, und ſtudirte gleichſam auf dieſe Rolle, die er mit Erfolg durchführte. Seine nach Rom geſchickten Berichte blieben aber in den wichtigſten, das Sanskrit ſelbſt betreffenden Punkten unbeachtet. Auch die wichtigen Forſchungen des franzöſiſchen Jeſuiten, Pater Pons, den Ludwig 1697 nach Indien ſandte, blieben größtentheils aus Mangel einer Sanskrit-Grammatik unfruchtbar. Dieſem Uebelſtande half endlich der Miſſionär und deutſche Carmelitermönch J. Phil. Wesdin ab, welcher 1790 die erſte Sanskritgrammatik in Rom herausgab. Nun dämmerte das erſte Licht. Die Aehnlichkeiten zwiſchen Sanskrit, Lateiniſch und Griechiſch lagen zu Tage, aber wie war dieſe Aehnlichkeit zu erklären? Ich übergehe hier die mannigfachen Hinderniſſe, welche man einer natürlichen Erklärung von vielen Seiten und zwar von den gelehrteſten Männern in den Weg ſtellte, ſo daß man endlich ſo weit kam, die ganze Sanskritliteratur für eine Lüge, für einen ſchlauen Betrug der Brahmanen zu erklären um ja nicht den nothwendigen Schlüſſen ſich unterwerfen zu müſſen, und eile zum Ende dieſer hiſtoriſchen Skizze. Es war einem genialen Geiſte und zwar wieder einem Deutſchen, nämlich dem Dichter Friedrich Schlegel, vorbehalten, durch einen Geiſtesblitz das ganze Dunkel aufzuhellen und durch einen glücklichen Wurf die heute ſchon in der Claſſifikation der Sprachen errungenen Erfolge anzubahnen. Wir meinen ſein 1808 in Paris erſchienenes Werk „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder", welches der deutſchen Forſchung Grundlage wurde, und worin er faſt mit Seherblicken die Verwandtſchaft der Culturſprachen erkennend, die Sprachen Indiens, Perſiens, Italiens, Griechenlands und Deutſchlands „mit dem Namen „Indogermaniſche Sprachen" für alle Zukunft feſt aneinander knüpfte Nun war das Zauberwort geſprochen und von da ab feierte unſere Wiſſenſchaft einen Triumph nach dem andern. Hiezu trugen Werke verſchiedenſter Art bei. Sein Bruder Auguſt Wilhelm von Schlegel gab ſeine „Indiſche Bibliothek" heraus, zunächſt beſtimmt, um die Sanskrit-Literatur als ſolche bekannt zu machen, ſie enthielt jedoch auch Aufſätze über vergleichende Philologie. Hieher gehören auch deſſen Schriften über die Sprachphiloſophie und die Kawiſprache. Franz Bopp begründete zuerſt die wiſſenſchaftliche Vergleichung jener Sprachen; im Jahre 1833 erſchien der erſte Band ſeiner „Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend Griechiſchen, Lateiniſchen, Lithauiſchen, Slaviſchen, Gothiſchen und Deutſchen" ein Werk, das erſt 1852 vollendet wurde. Dasſelbe iſt als Grundpfeiler der Wiſſenſchaft für alle Zeiten zu betrachten.*) Zu den Be-

*) Dieſes Werk befindet ſich in der hieſigen Studienbibliothek.

gründern derſelben iſt dann Profeſſor Pott mit ſeinen „Etymologiſchen Forſchungen“ und Jakob Grimm mit ſeiner „deutſchen Grammatik“ zu rechnen, denen ſich der Däne Rask und der Franzoſe Eugène Burnouf nebſt mehren Andern anreihen.

Nach dem Geſagten, wo das Sanskrit gleichſam als der Ariadnefaden im Sprachenlabyrinthe bezeichnet wurde, drängt ſich die Frage auf, worin denn dieſe rettende Macht des Sanskrit, wenn man ſo ſagen darf, eigentlich beſtehe. Die Entdeckung oder richtiger geſagt die genauere Kenntniß des Sanskrit und die dadurch erzielte Erkenntniß der Aehnlichkeit der Culturſprachen mit dem Sanskrit führte eben dazu die Verwandtſchaft aller dieſer Sprachen näher zu unterſuchen, zu erforſchen, in welchem Verhältniſſe dieſelben zu einander ſtehen. Während man nun anfänglich geneigt war, das Sanskrit als die Mutter jener Sprachen anzuſehen, ähnlich wie man das Lateiniſche oder Altitaliſche die Mutter der romaniſchen Dialekte nennen kann, erkannte man ſpäter, daß das Sanskrit zum Lateiniſchen und Griechiſchen eine ähnliche Stellung einnahm als das Provencaliſche zu den andern romaniſchen Dialekten, ſo daß es deren ältere Schweſter genannt werden könnte. Nachdem man aber endlich fand, daß das Lateiniſche in manchen Formen urſprünglicher war als das Griechiſche und man mit denſelben Beweismitteln dann wieder entdeckte, daß die teutoniſchen, keltiſchen und ſlaviſchen Sprachen ebenfalls ſolche urſprüngliche Elemente beſaßen, die die Ableitung dieſer Sprachen vom Sanskrite ſelbſt unmöglich machten, ſo wurde man dadurch auf einen weit in der Geſchichte der Menſchheit zurückliegenden Zeitpunkt und einen Zuſtand der Sprache gewieſen, der gleichſam den gemeinſamen Hintergrund für alle dieſe verſchiedenen Sprachen einſchließlich des Sanskrits bildete, wodurch dieſelben als verſchwiſtert und jetzt erſt in ihr richtiges Verhältniß zueinander gerückt erſchienen. Bei dieſen wiſſenſchaftlichen Vorgängen hatte man zugleich die weiter oben ſchon näher beſprochene Erſcheinung des phonetiſchen Verfalles und deſſen Geſetze kennen, ſowie dieſelben mit Erfolg anwenden gelernt. Man hatte nun den Begriff und Ausdruck der Sprachenfamilien gefunden. Das war die große Wirkung der Kenntniß des Sanskrit. Allein die Vergleichung der vorzüglichſten Redetheile in den verſchiedenen Sprachen, nämlich der Nomina, Verba u. ſ. f. konnte nur zu einer allgemeinen Feſtſtellung, aber nicht zur genauen Abſtufung der wechſelſeitigen Verwandtſchaftsverhältniſſe führen, wozu es eines feiner abgetheilten Maßſtabes, nämlich der vergleichenden Grammatik, d. h. der Vergleichung der grammatiſchen Formen der Sprachen, bedurfte. Wie nöthig dieß

war und zu welchen Ergebniſſen dieſe Methode führte, ſoll an einem Beiſpiele gezeigt werden. Es war eine Zeit, wo behauptet wurde, daß das Lateiniſche durch eine Zwiſchenſtufe ſich zu den modernen romaniſchen Dialekten entwickelt habe, und daß dieſe Zwiſchenſtufe das Provençaliſche geweſen, ſo daß dieſes als die Mutter der romaniſchen Dialekte zu betrachten ſei. Die Frage, ob Mutter oder Schweſter war aber durch Vergleichung der grammatiſchen Formen allein zu beantworten und iſt folgenderweiſe gelöſt worden. Das Provençaliſche sem, etz, son (wir ſind, ihr ſeid, ſie ſind) entſpricht dem franzöſiſchen nous sommes, vous êtes, ils sont (in der Normandie: sumes, estes, sount). Vergleicht man dieſe Formen mit den urſprünglichen lateiniſchen sumus, estis, sunt, ſo findet man die franzöſiſchen (namentlich im Dialekte der Normandie) den entſprechenden lateiniſchen weit ähnlicher, während die provençaliſchen ſogar ſchon verſtümmelt erſcheinen. Nun iſt es aber zweifellos, daß, wenn das Franzöſiſche durch das Provençaliſche durchgegangen wäre, es gewiß nicht hätte reiner und dem urſprünglichen Lateiniſchen ähnlicher werden können. Man iſt alſo aus dieſen und ähnlichen Erſcheinungen berechtigt zu ſchließen, daß das Provençaliſche nicht die Mutter z. B. des Franzöſiſchen ſei. Mit derſelben Methode der Unterſuchung kann, um ein weiteres Beiſpiel anzuführen, auch gezeigt werden, daß das Griechiſche nicht aus dem Sanskrit entſtanden iſt. Im Sanskrit heißt ich bin asmi, im Griechiſchen esmi (eimi) im Lithauiſchen esmi. Die Wurzel iſt as oder es, die Endung iſt mi. Da die Endung der zweiten Perſon si iſt, ſo erhält man in dieſen drei Sprachen für du biſt: assi, essi (eisi), essi. Nun heißt aber du biſt im Sanskrit ſo weit man es hiſtoriſch zurückverfolgen kann, immer asi, und es iſt nicht denkbar, wie ſich aus dieſer reduzirten Form das griechiſche essi hätte bilden ſollen, welches viel urſprünglicher geblieben iſt und daher nicht aus dem Sanskrit ſtammen kann. Dieſes hat in der dritten Perſon Sing. as-ti, und in der vielfachen Zahl as-mas, as-tha, as-anti, oder gekürzt: 'smas, 'stah, 'santi, und wir ſehen z. B., daß auch das lateiniſche sunt zu dem Sanskrit 'santi verglichen wieder urſprünglicher iſt als das griechiſche eisi (äoliſch enti), welches das radikale s fallen ließ, ſo daß auch wieder das in dieſem Falle reinere Lateiniſche nicht aus dem verderbteren Griechiſchen entſtanden ſein kann. Auf dieſe Art iſt man bei allen Sprachen, freilich mit Berückſichtigung nicht nur einzelner Formen wie im obigen Beiſpiele ſondern aller vorgegangen, hat das Verwandtſchaftsverhältniß derſelben genau und ſorgfältig beſtimmt, und gelangte ſo zur Aufſtellung einer Genealogie der Sprachen, eines Stammbaumes, d. i. zur vollkommenſten

Form der Classification. Untersucht man auf diese Weise die germanischen oder teutonischen Sprachen mit Zuhilfnahme der ältesten Schriftdenkmale, so trifft man auf vier Zweige, von denen der gothische das älteste Schriftdenkmal, nämlich die gothische Bibelübersetzung des um 311 n. Chr. gebornen Bischofs Ulfilas aufweist, welche gegenwärtig unter dem Namen des Codex argenteus bekannt ist, und worunter man die in der Abtei Werden verwahrt gewesene, aus dem fünften Jahrhundert stammende Abschrift dieser Bibelübersetzung versteht, die aber und zwar seit 1648 in Upsala in Schweden sich befindet. Habent sua fata libelli! Im Folgenden soll nun die Stammtafel der in Europa und Asien gesprochenen Sprachen, welche zusammen die arische oder die europäische Sprachenfamilie bilden, cursorisch dargestellt werden.

Die deutschen Dialekte, welche man, ohne damit etwa ein durch nichts begründetes historisches Faktum einer ehemaligen Einheit derselben andeuten zu wollen, auch unter dem Ausdrucke „teutonische Sprachengruppe" begreift, zerfallen in den niederdeutschen (angelsächsisch, friesisch, holländisch, flämisch), hochdeutschen (althochdeutsch 7 — 12. Jahrh., mittelhochdeutsch 12. Jahrhundert — Luther, neuhochdeutsch von Luther bis jetzt), gothischen und skandinavischen (norwegisch, schwedisch, dänisch) Sprachzweig. — Daneben haben wir das Lateinische oder richtiger Altitalische mit seinen sechs Modificationen in den modernen romanischen Dialekten, nämlich in den Sprachen Portugals, Spaniens, Frankreichs, der Wallachei, von Graubündten (das sogenannte Rumänische oder Romanesische) und in dem früheren Provençalischen, der Sprache der Troubadours (heute nur mehr ein Patois). —

Die nächste selbstständige Sprache ist das Hellenische oder Griechische mit seinen alten vier Dialekten, das sich unter dem Einflusse des Slavischen zum heutigen sogenannten Neugriechischen entwickelt hat. —

Der vierte Zweig der arischen Sprachfamilie ist der keltische. Die Kelten scheinen vor allen Ariern zuerst nach Europa gekommen, von den nachdrängenden teutonischen Stämmen aber nach Westen und endlich in der Neuzeit von Irland über den atlantischen Ocean getrieben worden zu sein. Gegenwärtig kennt man nur dialektische Ueberbleibsel, nämlich das Kymbrische (Wallisische, Cornische und Armorikanische in der Bretagne) und Gädhelische (wohin das Irische, das Gälische auf der schottischen Westküste und der Dialekt der Insel Man gehören). Die Kelten haben als Nation zu existiren aufgehört, so groß früher auch der von ihnen den Germanen und Römern entgegengesetzte Widerstand und ihre geographische Verbreitung

geweſen iſt. Gallien, Belgien und Britannien waren celtiſche Reiche; wir finden ſie in Spanien und zu Herodot's Zeiten in der Schweiz, in Tirol, Kärnten und in den Gebirgsländern ſüdlich von der Donau überhaupt.

Der fünfte Zweig iſt der ſlaviſche, beſſer vielleicht der windiſche genannt, da Winidae der Name iſt, unter dem die Geſammtheit dieſer Völker den alten Hiſtorikern bekannt war. Dieſe Stämme zerfallen in den lettiſchen (in Kurland und Liefland nebſt dem Litthauiſchen in Oſtpreußen und dem angrenzenden Rußland) und den ſlaviſchen Stamm mit den Unterabtheilungen in einen oſtſlaviſchen und weſtſlaviſchen Zweig. Jener umfaßt das Ruſſiſche mit den localen Dialekten des Bulgariſchen und Illyriſchen (dieſes wieder mit den ſerbiſchen, kroatiſchen und ſlavoniſchen oder ſloveniſchen Dialekten). Die literariſchen Fragmente dieſes Letztern reichen bis in das 10. Säculum zurück, während das älteſte Denkmal dieſes ganzen öſtlichen Zweiges überhaupt das Altbulgariſche oder ſogenannte Kirchenſlaviſche iſt, in welche Sprache Cyrillus und Methudius die Bibel im neunten Jahrhundert überſetzten.

Der weſtſlaviſche Zweig umfaßt die Sprachen Polens, Böhmens, (Mährens) und der Lauſitz. — Hiemit wären nun alle in Europa geſprochenen Sprachen aus der erſten oder ariſchen Familie genannt, bis auf das Albaniſche, welches zwar auch dazu gehört, ſich jedoch in keiner der erwähnten Abtheilungen unterbringen läßt da es vom Griechiſchen und den anderen Sprachen hinlänglich verſchieden iſt. Man betrachtet es als den einzigen noch lebenden Repräſentanten der Barbarenſprachen, welche die Dialekte Griechenlands umgaben oder ſich zwiſchen ſie hineinſchoben.

In Aſien aber finden wir als hieher gehörig das Sanskrit, in ſeiner älteſten Form als Veda-Sanskrit oder die Sprache der heiligen Bücher 1500 J. vor Chriſtus, dem im 3. Jahrhundert v. Chr. die volksthümlichen Dialekte, die Prakrit-Dialekte der ältern Schauſpiele und dann die noch heute lebenden Mundarten des Hindi, Hindustani, Mahratti und Bengali folgten. Sehr eng verknüpft mit dem Sanskrit iſt die alte Sprache des Zend-Avesta, das ſogenannte Zend oder die Sprache der alten Anhänger des Zoroaster oder der Feueranbeter. Das Bemerkenswertheſte iſt, daß dieſe alte Sprache zumeiſt nur durch das Sanskrit und die vergleichende Sprachkunde entziffert worden iſt, daß der Däne Rask der erſte war, der den Urtext des Zoroaster zu leſen verſuchte, und daß nach deſſen frühem Hingange der Franzoſe Burnouf derjenige war, der dieſe Sprache wirklich entzifferte und ihre Verwandtſchaft mit dem Sanskrit nachwies. Seine Beweisgründe ſind auf

Glänzendſte durch die erſt in neueſter Zeit entdeckten Keilinſchriften des Darius und Xerxes beſtätigt worden.

Die andern Sprachen Aſiens, welche durch ihre Grammatik und ihr Wörterbuch ihre Verwandtſchaft mit dem Sanskrit und Perſiſchen beurkunden, aber einen zu abgeſonderten Charakter haben, um als Dialekte derſelben eingereiht werden zu können, ſind die Sprache von Afghaniſtan oder das Puschtú, jene von Bokhára, die Kurdenſprache, die oſſetiſche Sprache im Kaukaſus und das Armeniſche, welche man auch die iraniſchen Sprachen nennt.

Die kurze Ueberſicht, die wir gegeben haben, geſtattet uns nun auch die ariſche Sprachenfamilie geographiſch einzutheilen, indem wir leicht eine ſüdliche — die indiſchen und iraniſchen Sprachen, und eine nördliche oder nordweſtliche — alle übrigen umfaſſende Claſſe unterſcheiden können. Dieſe Eintheilung aber und das zwiſchen dieſen Sprachen mit Hilfe der vergleichenden Sprachkunde ermittelte Verwandtſchaftsverhältniß, wonach keine der Hauptſprachen aus der andern abgeleitet wurde, ſondern wonach ſie ſich im verwandtſchaftlichen Verhältniſſe von Geſchwiſtern gleichſam befinden, befriedigt auch ein hiſtoriſches Intereſſe, indem dadurch eine ſehr intereſſante der Geſchichte angehörige Thatſache enthüllt wird. Da nämlich alle dieſe in ihrer heutigen Erſcheinung äußerlich ſo verſchiedenen Sprachen durch das ihnen Gemeinſchaftliche, namentlich durch ihre Grammatik, auf einen gemeinſamen Urſprung einerſeits, und andererſeits auf eine allmählige Verbreitung der ſie ſprechenden Völker zuerſt gegen Süden und dann gegen Weſten hinweiſen, ſind wir berechtigt, eine Zeit in der Geſchichte der Menſchheit anzunehmen, wo es einen wahrſcheinlich auf der Hochebene Aſiens wohnenden Arierſtamm gab, deſſen Sprache noch nicht Sanskrit oder Griechiſch oder Deutſch u. ſ. f. war, welche aber die Keime aller dieſer Sprachen in ſich enthielt; ein Stamm, welcher, wie wir ſpäter bei Beſprechung der Wortwurzeln ſehen werden, bereits Ackerbau trieb, eiſerne Waffen hatte, die Bande des Blutes und der Ehe heilig hielt, ein höchſtes Weſen verehrte und überhaupt eine nicht unanſehnliche Kultur aufzuweiſen hatte. Dieſer Stamm und ſeine Sprache war aber ſelbſt ſchon das Produkt vielleicht vieltauſendjährigen Lebens. Denn die zufolge der univerſellen Fähigkeit der menſchlichen Sprache unendlich vielen möglichen Ausdrücke für Vater, Mutter, Tochter, Sohn, Hund, Kuh, Himmel, Erde u. ſ. f. hatten damals ſchon ihren „Kampf um das Daſein“ ausgekämpft, die einzelnen unbeſtrittenen Ausdrücke für alle dieſe Begriffe

hatten ſich damals ſchon feſtgeſetzt, welche dann ſpäter nach der Trennung der ariſchen Familie mit den einzelnen Völkern in die Welt fortzogen. Von allen möglichen Ausdrücken für ſein hatte ſich ſchon die Wurzel as die Herrſchaft erworben, und für Begriffe wie ich bin, du biſt u. ſ. f. hatte ſich ſchon die Form durch Anhängung von perſönlichen Fürwörtern nämlich mi, si u. ſ. f. für alle Zeiten feſtgeſetzt, und zog erſt ſpäter als asmi, asi oder esmi, essi, oder (b)in, (b)iſt u. ſ. f. in die Welt. Bei der Uebereinſtimmung in Worten und grammatiſchen Formen zwiſchen Sanskrit und Zend, welche aber in keiner andern ariſchen Sprache vorkommen, iſt man wieder berechtigt zu ſchließen, daß nach dem Aufbruch, beziehungsweiſe nach der Trennung jenes einigen ariſchen Stammes, die Vorfahren der Inder und Perſer einige Zeit zuſammen lebten bis auch in ſie — vielleicht gerade durch die Lehre des jedenfalls in die graue Vorzeit hinaufreichenden Zoroaster — die Trennung kam. Die Perioden mit Sicherheit ausfindig zu machen, in welchen ſich die Germanen von den Slaven, die Kelten von den Italienern, oder dieſe von den Griechen trennten, iſt aber bis jetzt nicht geglückt. So haben wir die wichtigſten Völker an der Hand unſerer Wiſſenſchaft bis in die älteſten Stammſitze zurückverfolgt, bis wohin kein Licht mehr leuchtet, das aus den bisher vorzüglich ſo genannten hiſtoriſchen Quellen fließt; wir ſind an dem Punkte angelangt, an dem wir faſt das Wehen des Schöpfergeiſtes zu ſpüren vermögen, aber auch an dem echt chriſtlichen Standpunkte, daß alle Menſchen Brüder ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Das Verſteck.

Erzählung von **M. F.**

VI. Der Ueberfall.

(Schluß.)

Angelo di Rocca, der Kommandirende der Sbirren, ſchärfte ſeinen Leuten die größte Vorſicht und Wachſamkeit ein. Er prüfte den Felſen genau, und da ein Entkommen an der Weſtſeite, wo er ſenkrecht in die ſchwindelnde Tiefe niederſtieg, unmöglich ſchien, ſo wurden nur an den drei anderen Seiten Wachen aufgeſtellt, die auf jedes noch ſo leiſe Geräuſch achten ſollten.

Dann trat er mit den Uebrigen in das Innere. Voraus ging Tonio, neben ihm zwei Sbirren mit geſpanntem Hahne.

Man zündete die Fackeln an, mit denen Angelo ſeine Leute verſehen hatte, und begann die Durchſuchung des Gemäuers. Keine Spalte, kein Loch blieb unberückſichtigt. Nach wenigen Minuten entdeckte man auch den engen, niedrigen Gang, aber es zeigte ſich an der Mauer nicht die geringſte Spur; die Steine ſchienen überall feſt eingefügt. Tonio wußte das geheime Gemach, allein viele Theile der Ruinen waren noch nicht unterſucht; er wollte daher das Geheimniß der Familie Lorenzo's nicht offenbar machen, trotz der fieberhaften Aufregung, in die er durch die Hoffnung, auf Einmal reich und glücklich zu werden, verſetzt war. Zudem war es kaum möglich, daß die Entflohenen ſich darin verſteckt halten ſollten, außer ſie hätten es zufällig entdeckt.

Als man aber alles wiederholt durchſucht und geprüft hatte, als die Schildwachen erklärten, keine Maus ſei zwiſchen ihnen hinausgeſchlüpft, gerieth Angelo über das Mißlingen ſeiner Unternehmung in Zorn.

Elender Hund! ſchrie er Tonio an, du weißt mehr, als du entdecken willſt. Heraus damit! Ich laſſe dir die Wahl zwiſchen zehntauſend Goldſtücken und einer Flintenkugel.

Die beiden Sbirren ließen die Hähne knacken.

Tonio erbleichte; die Schrecken des Todes traten vor ſeine Seele und von der andern Seite lächelte Reichthum und eine glückliche Zukunft. Es ſei! ſprach ſein Inneres.

Dann ſagte er laut:

Es gibt ein Verſteck hier, Signor Capitano, aber Niemand weiß davon, als die Angehörigen meines Herrn.

Das war es, was Angelo herauszubringen wünſchte.

Du wirſt uns augenblicklich hinführen, herrſchte er ihn an.

Im Gange angekommen, prüfte Tonio ſorgfältig die Steine der einen Wand und die Sbirren ſahen mit dem höchſten Intereſſe zu. Endlich zeigte er auf eine Stelle und ſagte leiſe: Hier iſt es. Dann begann er einen Stein herauszuheben, aber ſeine Hände zitterten ſo, daß er ihm ausglitt und donnernd auf den Boden fiel, die andern mit ſich reißend.

Die Schlafenden erwachten in ihrem Verſtecke; ſie bemerkten den grellen Lichtſchein, der durch die Oeffnung hereinfiel, und erriethen ſofort, daß ſie verrathen ſeien.

Lebendig ſollt ihr uns nicht bekommen, rief Taddeo mit furchtbarer Stimme und ſchoß ſeine Flinte durch die Oeffnung. Ein zweiter Schuß und zwei Sbirren ſtürzten röchelnd zu Boden.

Alles dieß war ſo ſchnell geſchehen, daß die Sbirren, die eine größere Anzahl darin verſteckt vermutheten, beſtürzt zurückwichen. Aber ihr Anführer verlor die Beſonnenheit nicht.

Die Fackeln ausgelöſcht! befahl er. Dann hinein, mir nach, ehe ſie wieder geladen haben. Jedem Manne hundert Dukati mehr, wenn wir ſie lebendig fangen.

Und er kroch in der Finſterniß voran, hinter ihm ſeine angefeuerten Leute. Nach kurzem Handgemenge waren die beiden Freunde gebunden.

Nun zündete man die Fackeln wieder an, erweiterte die Oeffnung und ſchaffte die Gefangenen hinaus.

Ich bin gerächt, rief Angelo triumphirend, indem er ſich im vollen Scheine der Fackeln Taddeo gegenüberſtellte; Taddeo Bellarmi, in weniger als zwei Wochen wirſt du auf dem Schafote bluten.

Elender Wicht! Knecht der Feigen! entgegnete Taddeo, ich bezeuge dir meine tiefſte Verachtung. Aber noch bin ich nicht todt, und die Rache wird auch dich ereilen.

Angelo, im höchſten Zorne, wollte in Beſchimpfungen ausbrechen. Aber eine ungewöhnliche Bewegung unter ſeinen Leuten erregte ſeine Aufmerkſamkeit.

Tonio war plötzlich, wie von einer ungeheuern Wucht niedergedrückt, auf den Boden geſunken; er hatte den Namen Taddeo gehört, er wußte, wen er verrathen hatte.

Seine Wächter beugten ſich über ihn und richteten ihn auf.

Sein verzerrtes Geſicht, das Heben und Senken ſeiner Bruſt, die krampfhafte Bewegung ſeiner Finger zeigte, daß eine ſchreckliche Gährung in ihm vorging. Bald kam er wieder zu ſich; ſein wildrollendes Auge ſuchte Angelo, der neugierig die Scene betrachtete, mit einem Sprunge hatte er ihn an der Kehle gepackt, warf ihn zu Boden und würgte ihn, daß er ächzte. Aber im Nu ſprangen die Sbirren herbei und banden ihn, obwohl er wie ein Raſender um ſich ſchlug und rieſenhafte Anſtrengungen machte, um ſich ihren Armen zu entwinden.

Nun erkannte ihn Taddeo erſt. Elender! rief er; du biſt es alſo, der mich verrathen hat.

Tonio wollte reden, aber die Stimme verſagte ihm; die widerſtreitendſten Gefühle tobten in ihm, vor allen aber das Bewußtſein des furchtbaren Verrathes, den er begangen. Angelo wollte ihn in der erſten Aufregung erſchießen laſſen; aber er beſann ſich und hieß ihn an Hän-

den und Füßen binden und in eine Ecke werfen, wobei die Sbirren es nicht unterließen, ihm die Taſchen zu leeren. Dann gab er Befehl zum Aufbruch.

Aber Marley trat vor ihn hin und ſagte: Wißt ihr wohl, daß Ihr England beſchimpft habt, indem Ihr mich binden ließet.

Verzeihung, Signor. Ich mußte es thun, damit Ihr Euch in keinen verzweifelten Kampf einließet, erwiderte Angelo, deſſen Geſicht einige Unruhe verrieth. Ich habe Befehl, Euch zu ſchonen, und nun ich meinen Gefangenen habe, ſeid Ihr frei. Ich hoffe, Ihr werdet es mir nicht übel nehmen, meine Pflicht erfüllt zu haben.

Und er löſte eigenhändig die Feſſeln des Engländers, der ihn keiner Antwort würdigte.

Die Sbirren brachen nun auf, den Gefangenen in der Mitte und ihre todten Kameraden ſchleppend, um ſie draußen zu beerdigen.

Marley war zurückgeblieben. Er nahm eine Fackel auf, die auf den Boden geworfen worden war und zu erlöſchen drohte, und näherte ſich Tonio, deſſen Bruſt wogte wie ein Vulkan, der ſeinem Ausbruche nahe iſt.

Nach einer kurzen Unterredung verließen beide die Ruinen. Als ſie ſahen, daß die Sbirren noch mit der Beerdigung der Gefallenen beſchäftigt waren, hielten ſie an und verbargen ſich. Dann verſchwanden ſie, den Spuren derſelben folgend, in der Pinienwaldung.

VII. Leiden.

Der Morgen des nächſten Tages brach herrlich an. Anita, friſch und blühend wie eine Roſe, war früh aufgeſtanden, um ihren Milchbruder aufzuſuchen und ihn an dem Glücke theilnehmen zu laſſen, das ſie empfand, ſeit Taddeo gekommen war. Der Tag lächelte ihr ſo ſchön entgegen, die arbeitenden Knechte und Pächter ſangen ihre Lieder ſo luſtig, daß ihr Herz ganz aufjubelte. Sie lächelte bei ſich ſelbſt über den Schrecken, den ſie am Abend vorher gehabt, als ihr Geliebter mit ſeinem Freunde ſich verbergen mußte. Sie glaubte jetzt an keine Gefahr mehr und dachte, ihr Vater müſſe ſich geirrt und ihr unnöthige Furcht verurſacht haben. Sie ging alſo heiter und vergnügt dem Ninderſtalle zu, wo ſie Tonio zu treffen hoffte. Aber er war nicht da, und der zweite Knecht ſagte, er ſei gar nicht ſchlafen gekommen. Dies beunruhigte ſie ein wenig; ſie fragte weiter, aber überall hieß es, man habe ihn nicht geſehen. Nun ward ihr wirklich bange und ſie ging zu ihrem Vater, um ihn davon zu benachrichtigen.

Dieſer empfing ſie mit der Frage: Haſt du Tonio nicht geſehen, Anita?

Er iſt verſchwunden, mein Vater; ich habe ihn ſchon geſucht, aber er iſt nirgends zu finden.

Per Bacco! Was ſoll das heißen! Er wird doch nicht davon gegangen ſein! Nein, das iſt nicht möglich; oder es iſt ihm ein Unfall begegnet. Lorenzo ging nun ſelbſt hinaus, rief einige Leute und ging mit ihnen in den Weinberg. Hier fanden ſie die zahlreichen Fußſtapfen der Sbirren, die ſich in den weichen Boden eingedrückt hatten.

Lorenzo gerieth nun in die äußerſte Beſtürzung. Er ging mit den Leuten den Spuren nach — ſie führten hinauf zur Ruine. Mit einem bangen Vorgefühl betrat er dieſelbe und der erſte Schritt in dem Gange, der zum Verſteck führte, brachte ihm die tödtliche Gewißheit; Lachen geronnenen Blutes befanden ſich auf dem Boden, eine Menge Fackeln lagen zerſtreut umher, das Gewölbe war vom Rauch geſchwärzt, die Oeffnung zum Gemache erweitert; darinnen lagen die Flinten, die er den beiden Freunden mitgegeben hatte.

Der alte Mann war wie vom Schlage gerührt; er mußte ſich an die Mauer ſtützen, um nicht umzuſinken. An ſeiner Bruſt nagte ein gräßlicher Schmerz, der Schmerz, ſeine Gäſte verrathen zu wiſſen, verrathen, allem Anſcheine nach, durch einen Jüngling, den er erzogen, den er wie einen Sohn geliebt hatte.

Die Knechte ſchienen dieſes Gefühl zu theilen, denn er hörte ſie die Worte „Tonio“ und „Verräther“ in verächtlichem Tone flüſtern. Der Gedanke an ſein Kind mehrte noch ſeinen Schmerz, denn früher oder ſpäter mußte ſie erfahren, daß ihre Hoffnungen zu Grabe getragen ſeien, und davon fürchtete er das Schlimmſte.

Traurig verließ er die Ruine. Draußen bemerkte ein Knecht die friſchen Grabhügel der getödteten Sbirren und zeigte ſie ſeinem Herrn.

Lorenzo ließ ſie eilig aufgraben und wurde nun gewiß, daß Taddeo und ſein Freund nicht todt, aber gefangen ſeien.

Im Hauſe angekommen, traf er Anita, wie ſie mit den Kindern eines Pächters lachte und ſcherzte. Seine umdüſterte Miene erſchreckte ſie.

Vater, ſagte ſie, von einer Ahnung ergriffen, verbirg mir Nichts; es iſt ein Unglück geſchehen.

Es iſt Nichts, mein liebes Kind.

Du willſt es mir nicht ſagen, Vater. Es muß etwas Schreckliches ſein; ſo habe ich dich noch nie geſehen. O ſage es mir, ich will Alles ertragen, nur nicht die Ungewißheit.

Anita, Taddeo iſt . . . fort.

Fort! das kann nicht ſein. Erſt geſtern erklärte er, er werde ſich nicht mehr von mir trennen.

Es muß wohl heraus, murmelte der Vater. Etwas Schreckliches iſt geſchehen, fuhr er laut fort: Tonio hat ſie verrathen, ſie ſind gefangen.

O heilige Mutter! ſchrie das Mädchen und ſtürzte ohnmächtig zuſammen.

Lorenzo rief um Hilfe; eine Pächtersfrau erſchien und brachte das Mädchen auf ihr Bett.

Sie wurde krank; ein heftiges Nervenfieber trat ein und nur mit Hilfe eines theuer bezahlten Arztes und einer Verwandten, die ihr die aufopferndſte Pflege widmete, wurde ſie gerettet. Unterdeſſen ſchien Lorenzo um zehn Jahre gealtert zu ſein.

Die Verwandte erwies ſich auch während der Geneſung, die nur langſam vor ſich ging, als vortreffliche Wärterin. Sie ſelbſt hatte in ihrer Jugend unglücklich geliebt, und ihre Tröſtungen übten einen heilſamen Einfluß auf Geiſt und Körper des jungen Mädchens. Ihr Schmerz wurde ſanfter, obwohl ſie noch immer fühlte, daß kein Anderer die Kluft ausfüllen konnte, die in ihrem Herzen entſtanden war.

Die Verwandte hatte eine ziemlich gute Bildung genoſſen und wollte dieſelbe auch in den empfänglichen Geiſt Anita's pflanzen. Eine neue Welt ging ihr auf, als ſie den Odem des Geiſtes ſpürte, der aus den Büchern weht, und die wunderbar tröſtenden göttlichen Worte, die ihr Lucia aus der Bibel vorlas, erweckten in ihr ein heißes Verlangen, ſie aus ihrer unmittelbaren Quelle zu ſchöpfen; ſie lernte leſen.

Von nun an war es ihre liebſte Beſchäftigung, als ſie wieder in voller Geſundheit und Schönheit zu blühen anfing, neben dem rauſchenden Gießbache, ein Buch in der Hand, zu träumen und in der Erinnerung an die Vergangenheit zu ſchwelgen.

So vergingen Monde um Monde, bis der Frühling erſchien und die Nachtigallen in den Myrtengebüſchen Neſter bauten und die Nächte hindurch um die Wette ſangen.

VIII. Wiederſehen.

Ganz Coſenza war in freudiger Bewegung. Eine Proklamation, unterzeichnet vom General Garibaldi, wurde auf öffentlichem Platze vor einer unabſehbaren Menge vorgeleſen und mit ſtürmiſcher Begeiſterung aufgenommen. Dieſer im Munde jedes Patrioten gefeierte Mann hatte

raſch Sizilien erobert und war nun über die Meerenge herübergekommen. Ein Verrath, unerhört, aber leicht zu erklären, wenn man auf die Verhältniſſe der beiden Sizilien unter den Bourbonen Rückſicht nimmt, hatte ihm Thür und Thor geöffnet.

Eine Abtheilung ſeiner Armee ſtand nicht ferne von Coſenza und ſollte feierlich in das Städtchen einziehen. Der Magiſtrat war in Gala verſammelt, um die Schlüſſel des Ortes den Befreiern Italiens zu überreichen und eine wohlgeſetzte Rede ſollte die erlangte Freiheit preiſen. Schöne, weißgekleidete, mit Blumen geſchmückte Mädchen ſtanden bereit, um die Sieger zu bekränzen, an ihrer Spitze die Schönſte der Schönen, Anita. Das Geläute der Glocken verkündete, daß die Truppen nahten; der Zug ſetzte ſich bis vor das Thor in Bewegung. Endlich erſchienen ſie, die lange Erſehnten; es war eine Abtheilung Berſaglieri.

Ein tauſendſtimmiges Evviva erſcholl, Hüte und Mützen flogen in die Luft, die Worte Freiheit, Garibaldi, Ein Italien waren in Aller Mund.

An der Spitze des Zuges ſchritt ein ſchöner, junger Offizier, die Bruſt bedeckt mit Ordenszeichen.

Doch was hat Anita?

Das Mädchen wankte und drohte umzuſinken; ein glühendes Roth trat auf ihre Wangen.

Kaum aber hatte ſie der Offizier bemerkt, ſo eilte er auf ſie zu und ſchloß ſie mit dem Rufe: Meine ſüße Anita! in ſeine Arme.

Bei dieſer neuen Wendung kannte der Jubel des Volkes keine Grenzen. Man riß ſich um die einzelnen Berſaglieri, die lächelnd da ſtanden, drückte ihnen die Hand, und umarmte ſie im höchſten Enthuſiasmus.

Noch eine dritte Perſon war zu den beiden Glücklichen hinzugekommen, Lorenzo.

Sobald Taddeo, denn dieſer war es, ſich ſeiner Pflichten entledigt hatte, eilte er zu Anita und ihrem Vater.

Seine Schickſale ſeit der Gefangennehmung durch ſeinen Feind waren bald erzählt. Die Sbirren waren zwei Tage marſchirt und kampirten in der Nacht in einer Waldlichtung; nur eine einzige Schildwache war aufgeſtellt, die Uebrigen ſchliefen. Taddeo lag gebunden an einem Baume und ſtarrte trübe in das Feuer, das man angezündet hatte. Auf einmal ſtieß die Schildwache einen leiſen Schrei aus, jedoch ohne daß Jemand erwachte. Als Taddeo nach ihr ſah, war ſie ſchon zu Boden geworfen, geknebelt und der Mund mit einem Tuche verſtopft. Im näch-

ſten Momente befand ſich Marley neben dem Gefangenen, ſchnitt, ohne ein Wort zu ſagen, ſeine Bande entzwei und führte ihn fort, gefolgt von Tonio. Marley erzählte nun, durch welche Mittel verlockt, Tonio ihn verrathen hatte und wie ſie den Spuren der Marſchirenden gefolgt waren, bis es gelang, ihn zu befreien. Taddeo reichte nun dem unglücklichen Burſchen die Hand und verzieh ihm, was ihm große Freude zu machen ſchien.

Aber noch, ſagte er mit düſterer Stimme, habe ich eine Pflicht zu erfüllen, ich muß mich rächen an dem hölliſchen Verführer.

Mit dieſen Worten verließ er die Freunde, um Angelo zu folgen und eine Gelegenheit zu ſuchen, ſich an dem Blute desſelben zu ſättigen. Jene gingen nun auf Waldpfaden, die offene Landſchaft vermeidend, nach Reggio, wo ſie Mittel fanden, zur See nach Genua zu entkommen. Und ſo, ſchloß Taddeo ſeine Erzählung, folgte ich freudig den Fahnen Garibaldi's, denn es gilt mein Vaterland, das ich liebe.

Nur wenige Tage war es den Liebenden vergönnt, ſich zu ſehen. Aber nun ſah Anita den Geliebten ohne Schmerz ſcheiden; ihre Natur war ruhiger geworden, und ſie hoffte ihn aus Wechſelfällen des Krieges ruhmbedeckt zurückkehren zu ſehen.

Als der Krieg zu Ende war, erſchien er auch wirklich, verkaufte ſein Haus in Coſenza und lebte von nun an mit ſeiner lieblichen Gattin in Val-Tanuſa, das er zu einem wahren Paradies umſchuf.

Nur ein trauriges Ereigniß ſtörte auf kurze Zeit das Glück des Paares. Auf einer Jagd im Gebirge fand Taddeo ſeinen Feind, Angelo di Rocca, der nach der Eroberung Neapels ſich als Brigantenchef herumtrieb, erſchoſſen; neben ihm lag Tonio, das Herz von einem Stilette durchbohrt.

Anita widmete dem Gedächtniſſe ihres unglücklichen Milchbruders aufrichtige Thränen.

Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkührlichen menschlichen Handlungen.

Von

Adolf Wagner. *)

I.

In den Heiraten.

Bei keiner socialen Erscheinung werden wir von vorneherein mehr geneigt sein, menschlichen Wünschen und allen möglichen Zufälligkeiten einen Einfluß einzuräumen, wie bei den Heiraten. „Die Ehen werden im Himmel geschlossen," so lautet ein deutsches Sprichwort, das wohl der Wahrnehmung seine Entstehung verdankt, welche ganz zufällige, „unberechenbare" Umstände, wie das Zusammentreffen auf Reisen, Badebekanntschaften und dergleichen mehr Anlaß zur Eheschließung werden. Indessen gerade bei dieser Erscheinung sehen wir in allen Combinationen, in welchen wir sie betrachten können, eine ganz besondere Regelmäßigkeit, und im Großen und Ganzen eine Abhängigkeit nicht von Zufälligkeiten, Neigungen, individuellen Einflüssen, sondern von großen, allgemeinen Ursachen, über welche den Einzelnen keine Macht zusteht.

Die constante Gleichmäßigkeit beobachten wir in der jährlichen Gesammtzahl der Trauungen eines Landes, in den sogenannten Civilstandsverhältnissen, d. h. dem ledigen und verwitweten Stande der Getrauten, in den Altersverhältnissen und den Altersunterschieden der Eheleute bis in die extremsten Differenzen hinauf und noch in manchen anderen Beziehungen.

Die Gesammtzahl der Trauungen schwankt in den meisten Ländern von Jahr zu Jahr nicht so stark, wie die der Todesfälle. Auch wenn man längere Perioden überblickt, ist in vielen Staaten innerhalb derselben die Maximal-Abweichung nach oben und unten vom Durchschnitte der Periode bei den Trauungen nicht so groß, wie bei den Todesfällen, z. B. in Preußen waren die Abweichungen von 1844—1853 dort nur 9.3 und 12.3 hier aber 15.6 und 17.3%, ähnlich in England.

*) Unter diesem Titel erschien im vorigen Jahre in Hamburg bei Boyes und Geisler ein Werk, das zu den anziehendsten und vorzüglichsten statistischen Schriften der Neuzeit gehört. Wir theilen hier einen Auszug über die Gesetzmäßigkeit der Heiraten und Selbstmorde mit, dem ein weiterer über die der Verbrechen folgen wird. Die Redaktion.

zum Theil auch in Frankreich und anderen Staaten, wenn auch nicht ausnahmelos. Am deutlichſten tritt der Charakter der ſtrengen Regelmäßigkeit darin zu Tage, daß die mittlere jährliche Abweichung der Trauungsziffer vom arithmetiſchen Mittel der verglichenen Periode in den wichtigſten Staaten Europa's beinahe ohne Ausnahme erheblich geringer iſt wie die entſprechende Abweichung der Sterblichkeitsziffer.

Bei einem Vergleiche der bedeutendſten europäiſchen Länder, insbeſondere von Oeſterreich, Preußen, Baiern, Hannover, Sachſen, Belgien, Holland, Frankreich, England, Schweden und Norwegen und vermuthlich auch noch bei anderen, für welche nur die Ausweiſe fehlen, finden wir, daß in allen dieſen Ländern in dem Jahrzehnt von Anfang und Mitte der Vierziger bis zu dem der Fünfziger Jahre am wenigſten Heiraten im Jahre 1847 ſtattfanden. Nur die Länder, welche bisher in der däniſchen Monarchie vereiniget waren, machen davon eine Ausnahme: bei ihnen fällt das um Weniges zwar nur niedrigere Minimum in die Jahre 1848 und 1850. Begreiflicher Weiſe: die allgemeine Haupturſache der geringen Zahl der Trauungen im Jahre 1847 war die Mißernte des Jahres 1846 in Brotfrüchten und namentlich in Kartoffeln. Das Jahr 1847 wurde dadurch für ganz Mittel- und Weſteuropa das ſchlimmſte Hungerjahr der letzten Jahrzehnte. Auch Dänemark litt darunter, aber als accidentelle Urſache trat 1848—1850 der ſchleswig-holſteiniſche Krieg hinzu, und hemmte die Eheſchließung, welche in den anderen Ländern bereits wieder erheblich zugenommen hatte. Dafür trat dann von 1851 an in Dänemark eine ſtarke Zunahme der Ehen ein. Die Verminderung im Jahre 1847 war zwar unter dem Einfluſſe accidenteller Urſachen, insbeſondere der verſchiedenen Wohlſtandsſtufe, nicht in allen jenen Ländern ganz gleich, aber die Bewegung der Zahlen iſt in dem Jahre 1847 und den vorangehenden und folgenden eine ganz analoge. Wenn ſie in Curven dargeſtellt würde, würden Letztere annähernd parallel laufen. Es klingt proſaiſch, iſt aber deßhalb nicht weniger wahr, daß die Zahl der Trauungen in einem genauen Cauſalnexus mit dem Getreidepreiſe ſteht; ſie ſteigt, wenn derſelbe fällt, und umgekehrt.

Aber ebenſo wie in den Bewegungen der Geſammtzahl beobachten wir in den Zahlen der nach Civilſtandsverhältniſſen unterſchiedenen Abtheilungen eine Geſetzmäßigkeit. Man unterſcheidet nämlich die Ehepaare, je nachdem Mann oder Frau noch ledig oder ſchon verwittwet ſind. Es gibt dann vier Combinationen von Heiraten: beide Theile ledig oder beide verwittwet, oder der Mann ledig, die Frau Wittwe oder

umgekehrt. Wir beobachten auch hier längere Jahre hindurch in den einzelnen Ländern eine große Constanz. Natürlich walten überall, wenn auch nicht gleichmäßig, die Ehen zwischen Ledigen vor, sie betragen von allen Ehen etwa 82 Procent nach dem Durchschnitte einiger wichtigen europäischen Staaten. Von Jahr zu Jahr schwankt das Verhältniß etwas, aber nicht erheblich, nur um wenige Procente, selten mehr als 1—2. Der Rest kommt auf die übrigen Ehen, welche wir im Gegensatze zu jenen Normalehen anomale nennen können. Bemerkenswerther Weise scheint die Gesammtzahl der anomalen Ehen von einem Jahre zum anderen weniger wie die der Normalehen zu variiren. Mit anderen Worten eine ungewöhnlich starke Vermehrung oder Verminderung der Ehen, verursacht durch allgemeine Verbesserung oder Nothstände der Massen, ist meistens durch eine stärkere oder schwächere Verheirathung der jungen, ledigen Leute verursacht, oder, wie man dieß auch ausdrücken kann, Witwer und Witwen haben in ungünstiger Zeit mehr, in günstiger weniger Chancen, sich wieder zu verheirathen, resp. genommen zu werden oder einen Korb zu bekommen. Ja, die Chancen steigen wohl mitunter in theueren Zeiten nicht nur relativ, sondern sogar absolut, d. h. es verheiraten sich wohl selbst gerade so viel oder sogar noch mehr Witwer und Witwen, wenn sich weniger Ledige verheiraten. Dieß beruht vornehmlich darauf, daß eine allgemeine Landes-Calamität, z. B. eine Theuerung, mehr Todesfälle, daher auch mehr Ehetrennungen bewirkt und die zurückgelassenen Ehegatten sich in größerer Anzahl in den nächsten Jahren wieder verheiraten. Darin würde allerdings noch keine relative Vermehrung der Eheschließungen zwischen verwitweten Personen liegen, weil ja mehr solche Personen vorhanden sind. Aus der gleichzeitigen Abnahme erster Ehen und Zunahme der anomalen Ehen möchte man aber schließen, daß nicht nur überhaupt mehr Ehen letzterer Art vorkommen, weil kurz vorher mehr Ehen durch den Tod aufgelöst wurden, sondern daß jetzt auch viele solche Ehen unter Personen geschlossen werden, welche sonst ebenfalls, aber in anderer Weise sich verheiratet hätten: jetzt mehr Ehen zwischen Mädchen und Witwern, Junggesellen und Witwen, sonst mehr zwischen Ledigen. Dergleichen zeigte sich 1846—1847 in Baiern, 1850 in Dänemark, 1855 in England. Das frappanteste Beispiel, das mir bekannt ist, entnehme ich aber Oesterreich. Hier war die Zahl der Ehen im Jahre 1852 316.800, wovon 231.900 zwischen Ledigen, 85.000 zwischen Solchen, wo ein oder beide Theile verwitwet. Im Jahre 1855 sank die Gesammtzahl der Ehen auf 245.000; diese enorme Verminde-

rung von 72.000 kam aber ausschließlich auf die Normalehen, die auf 156.000 gesunken waren, während sich die anomalen Ehen sogar auf 89.000 erhöht hatten. Aber 1852 kostete der Weizen 3.85, 1855 6.04, das Korn resp. 3.11 und 4 43 fl. ö. W. pr. Metzen. Darin liegt der einfachste Erklärungsgrund einer Erscheinung, welche seiner Zeit die Betheiligten und ihre Bekannten in den einzelnen Fällen auf die verschiedenartigsten persönlichen Gründe zurückgeführt haben mögen.

Das Interessanteste ist aber jedenfalls die Constanz in der Alters-Combination der miteinander Getrauten. Die zwei Hauptclassen sind hier Ehen zwischen älteren Männern und jüngeren Frauen und zwischen jüngeren Männern und älteren Frauen, oder normale und anomale Ehen in diesem Sinne. Wir sehen auch hier von einem zum anderen Jahre eine große Regelmäßigkeit; Abweichungen erklären sich durch accidentelle Ursachen. Durchaus constant sind aber sogar die Verheiratungen zwischen den einzelnen Altersclassen der beiden Geschlechter. Die Zahl der Ehen, wo Mann und Frau Beide noch nicht volle 30 Jahre alt sind, bildet in den meisten Staaten die große Masse. Daß in den Zahlen dieser Ehen und ebenso etwa in den Zahlen jener andern, wo Mann und Frau im Alter nicht weit auseinander, der Mann meistens einige Jahre älter wie die Frau ist, oder die Frau nur um Weniges älter wie der Mann, daß in allen diesen Zahlen eine Regelmäßigkeit hervortritt, wird vielleicht nicht mehr so sehr überraschen, wenn einmal die Regelmäßigkeit in der Gesammtzahl und den Civilstandsverhältnissen anerkannt worden ist. Es würde mich zu weit führen, dafür Belege im Einzelnen mitzutheilen. Aber auffälliger ist gewiß die Regelmäßigkeit selbst in den Fällen, welche wir als extreme zu betrachten geneigt sind, z. B. wenn sich ungewöhnlich junge oder alte Leute verheiraten, nicht nur ganz junge Mädchen von 16 Jahren und darunter, sondern sogar Jünglinge, um nicht zu sagen Knaben von weniger als 20, ja selbst von 16 Jahren und darunter; oder andererseits Greise und Greisinen von über 70, ja sogar über 80 Jahren. Einzelne solche Fälle sind uns vielleicht aus eigener Beobachtung bekannt, sie gelten als wahre Unica und werden als solche von Zeitungen wohl unter den beliebten „vermischten Nachrichten" mitgetheilt. Allein die Statistik zeigt uns, daß auch von solchen Fällen eine zwar kleine, aber jährlich ebenfalls höchst regelmäßige Anzahl vorzukommen pflegt, so daß wir dieses Vorkommen doch als einen integrirenden, ebenfalls seinem Gesetze unterliegenden Bestandtheil des Trauungswesens in einem Lande betrachten müssen.

Aber noch frappanter ist die Regelmäßigkeit in der Zahl der Ehen mit sehr starker Alters-Differenz der beiden Ehegatten. Ein Altersunterschied von 30 Jahren und darüber erscheint uns gewiß als etwas durchaus Abnormes, etwa Ehen zwischen über 60jährigen und unter 30jährigen. Fälle, in welchen etwa gar die Frau mehr als 30 Jahre älter wie der Mann ist, werden wir zu den Monstrositäten zu zählen geneigt sein, welche wohl kaum einmal in langen Jahren und unter Millionen Menschen vorkommen. Ich gebe bereitwillig zu, daß solche Ehen etwas Ungehöriges haben, denn 30 Jahre Alters-Differenz ist fast die Dauer einer Generation und so viel wie der durchschnittliche Altersunterschied zwischen Eltern und Kindern. Dessenungeachtet scheinen selbst solche Ehen, wo die Frau den Mann um mehr als 30 Jahre im Alter übertrifft, zu der gesetzmäßigen Ordnung des Bevölkerungswesens in einigen Staaten zu gehören. Denn, wenn auch in geringer Zahl, sehr gleichmäßig kehren doch auch solche Ehen jedes Jahr wieder. Leider läßt uns die Statistik in Betreff dieser Ehen noch in vielen Ländern im Stich, indem sie nicht genug Altersclassen aufstellt. Aber für einige Staaten haben wir Beobachtungen, welche die vorhergehende Behauptung bestätigen. Namentlich die belgische Statistik liefert uns den Beleg. In den Jahren 1841—1855 kamen in Belgien 1722 Trauungen vor, wo der Mann unter 30, die Frau 45—60 Jahre alt war, also durchschnittlich jährlich 115. Die Zahlen der einzelnen Jahre entfernen sich von diesem Durchschnitte nicht viel mehr, als es in der Ehestatistik überhaupt vorzukommen pflegt. Nur zweimal sinken sie ein Wenig unter 100, auf 93 und 98, viermal sind sie zwischen 100 und 110, dreimal zwischen 110 und 120, fünfmal zwischen 120 und 130, und nur einmal darüber (140). Noch auffallender ist aber das regelmäßige Vorkommen von Ehen zwischen Männern von 30 Jahren und darunter und über 60jährigen Frauen. Solcher Ehen ereigneten sich in Belgien in jenen fünfzehn Jahren immerhin 86, also jährlich 5.73, und zwar lief kein Jahr ohne eine solche Ehe ab, was bei diesen kleinen Zahlen sehr bemerkenswerth ist. Die geringste Zahl war 2, die größte 8, letztere kam dreimal, die Zahl 7 ebenfalls dreimal, die Zahl 5 sogar viermal vor, — eine außerordentliche Constanz, und dieß wohl bemerkt in einem kleinen Staate von bloß 4½ Millionen Menschen, wo man dem Einflusse individueller Ursachen so viel Spielraum zugestehen möchte. Aehnliche Resultate erhalten wir aus der Vergleichung jener Ehen, wo die Frau 30 Jahre und darunter, der Mann 45—60 oder sogar über 60 Jahre zählt. Diese Ehen sind begreiflich zahlreicher wie diejenigen, wo die Frau entsprechend älter ist, die Regelmäßigkeit ist dieselbe.

Eine deutliche Ab- oder Zunahme aller ſolchen Ehen zeigt ſich in dieſem 15jährigen Zeitabſchnitte nicht. Ich will dieſe Betrachtung über die Altersverhältniſſe der Eheleute mit einer Notiz aus Preußen ſchließen, wo uns leider nicht ſo ausführliche Daten zur Verfügung ſtehen. In den drei Jahren 1859—1861 ſchwankten auch in Preußen die Zahlen der Ehen unter ſehr alten oder unter Perſonen von ſehr verſchiedenem Alter ebenfalls nur wenig; z. B. Ehen zwiſchen Männern von über 60 und Frauen von unter 30 Jahren fanden ſtatt reſp. 197, 184, 152, von Männern über 60 und Frauen über 45 Jahren reſp. 713, 634, 612, im Ganzen eine Abnahme, die wir auch, wenn gleich ſchwächer, in der Geſammtzahl der Ehen beobachten.

Die angeführten ſind indeſſen nicht die einzigen Regelmäßigkeiten, welche wir in der Statiſtik der Trauungen finden. Aehnliche Geſetze beherrſchen die jährlichen Heiraten zum zweiten, dritten, vierten Male, die gemiſchten Ehen, die Wiederverheiratung von Geſchiedenen und die hierbei möglichen Combinationen, z. B. die Fälle, wo ſich zwei geſchiedene Theile oder der eine Theil mit bisher ledigen oder mit verwitweten Perſonen wiederverheiratet. Ebenſo vertheilen ſich die Trauungen über die Jahreszeiten und Monate des Jahres regelmäßig. Es gibt conſtant mehr Witwen als Witwer, weil bei dem durchſchnittlich höheren Alter der Männer durch den Tod der letzteren mehr Ehen, wie durch den der Frau getrennt werden, und weil andererſeits bedeutend mehr Witwer wieder heiraten, als Witwen. Bemerkenswerther Weiſe zeigt ſich aber, daß von geſchiedenen Eheleuten weit mehr wie von verwitweten wieder heiraten, und daß dieß insbeſondere bei den geſchiedenen Frauen der Fall iſt, von denen nach den Ergebniſſen in Sachſen verhältnißmäßig 3—4 mal ſoviel wieder heiraten, wie von Witwen. Geſchiedene Frauen heiraten ferner auch conſtant mehr ledige Männer wieder, wie Witwen dieß thun. Wappäus hebt mit Recht hervor, daß dies auf die Motive der Scheidung kein günſtiges Licht wirft. Es mag endlich noch bemerkt werden, daß die Zahl der Scheidungen nach den vorhandenen Beobachtungen in mehreren Ländern ebenfalls eine ſehr gleichmäßige in den einzelnen Jahren iſt. Sie ſchwankte mehrfach in Preußen von einem zum anderen Jahre nicht um 1 Procent. Die Beobachtungen ſind noch nicht zahlreich genug, um dieſe Schwankungen in den einzelnen Jahren auf beſtimmte Urſachen zurückzuführen. Ob erſchwerte Beſchaffung des Lebensunterhalts von Einfluß iſt, mag dahingeſtellt bleiben.

Kurz, wir ſehen in den ſcheinbar zufälligſten und andererſeits am meiſten überlegten, daher dem Einfluſſe des freien Entſchluſſes

scheinbar am meisten unterworfenen Handlungen ebenfalls eine constante Gesetzmäßigkeit. Wie viele Berathungen und Ueberlegungen werden den Verheiratungen von im Alter sehr verschiedenen Personen und den Ehescheidungen in der Regel vorausgehen, und schließlich siegen doch die „Verhältnisse", wie wir es im gewöhnlichen Leben zu nennen pflegen, oder „erfüllt sich das Gesetz," wie man fast sagen möchte; es fehlen, so scheint es, um die Regelmäßigkeit herzustellen, noch einige Fälle, welche nun eintreten; die Heiratenden und sich Scheidenden meinen nach freiem Entschlusse zu handeln und sind insofern doch nur dienendes Glied zur Vollziehung des Gesetzes.

II.

Ich gehe zu der zweiten Erscheinungsgruppe über: zu den Selbstmorden. Nach den darüber angestellten Beobachtungen müssen wir ebenfalls beinahe glauben, daß der Haushalt der Natur jährlich eben so bestimmt eine feste Zahl von Selbstmorden wie von Todesfällen überhaupt, wie von abnormen Ehen und unmoralischen Ehescheidungen zu fordern scheint. Die jährliche Zahl der Selbstmorde, ihre Vertheilung auf die einzelnen, ein kleineres organisches Ganzes bildenden Unterabtheilungen des Staates, die Provinzen, ihre Vertheilung nach den Verhältnissen der Confession, des Geschlechtes, des Alters, des Civilstandes, des Berufes, nach den Mitteln, durch welche der Selbstmord ausgeführt wurde, sogar nach Jahreszeiten und Monaten, ja nach Tageszeiten gehört in einigen Staaten zu den gleichförmigst wiederkehrenden statistischen Thatsachen, welche wir kennen. Es liegt uns viel schönes Material, eine Fülle von Beobachtungen über den Selbstmord vor, die Erfahrungen in den verschiedenen Ländern weisen im Einzelnen manche Abweichungen auf, aber zeigen innerhalb ihres Gebietes große Gleichmäßigkeit. Dieß weist darauf hin, daß in erster Linie die allgemeinen Culturzustände eines Volkes auch auf den Selbstmord, wie auf so viele andere sociale Facta, von Einfluß sind. Ich will wenigstens die hauptsächlichsten Gesetzmäßigkeiten, welche wir beobachten, in der Kürze zu charakterisiren suchen.

Die Zahl der Selbstmorde im Ganzen, wie bei jedem einzelnen Geschlecht, schwankt von Jahr zu Jahr wenig, scheint aber bei den civilisirten Völkern in neuerer Zeit in beständiger, jedoch ganz regelmäßiger, durchaus nicht sprungweiser Vermehrung begriffen zu sein. Gerade hierauf ist der Nachdruck zu legen, weil diese allmählige, langsame, aber gleichförmige Zunahme auf allgemein wirksame Ursachen hinweist. Die Zunahme ist nicht ununterbrochen, mitunter ist sie in einem

Jahre etwas ſtärker wie gewöhnlich, worauf wieder eine kleine Verminderung eintritt, aber im Ganzen waltet eine aufſteigende Richtung in den Zahlen unverkennbar ob. Dies zeigt ſich deutlich bei der Vergleichung mehrjähriger Durchſchnitte, wo ſich der Einfluß der accidentellen Urſachen ausgleicht. Die vollſtändigſten Beobachtungen ſeit einer größeren Reihe von Jahren beſitzen wir aus Frankreich. Hier iſt die jährliche Zahl der Selbſtmörder in ganz regelmäßiger Progreſſion von 1739 in den Jahren 1826—1830 auf 4002 in den Jahren 1856—1860 geſtiegen, hat ſich alſo in 30—35 Jahren mehr als verdoppelt, genau um 130 Procent vermehrt, während die Bevölkerung nur um 13.1 Procent gewachſen iſt. In den einzelnen Staaten iſt die Zahl ſehr verſchieden, aber innerhalb eines und desſelben Staates merkwürdig regelmäßig. Nach ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellungen aus den 40er und dem Anfange der 1850er Jahre war die Zahl unter 8 verglichenen Staaten am ſtärkſten in Dänemark, demnächſt in Sachſen, nämlich 256 und 202 auf 1 Million Einwohner, ziemlich gleich in Hannover, Preußen, Norwegen, Frankreich, alſo in Ländern von verſchiedenen Culturzuſtänden, 113—100 pr. 1 Million Einwohner, bedeutend kleiner in Schweden und Belgien (67 und 56). Alſo in Belgien nur ein Fünftel ſo hoch wie in Dänemark, aber auch nur ein Viertel ſo hoch als in dem ſo mannigfach ähnlichen Sachſen. In einzelnen auf einander folgenden Jahren ſind die Schwankungen oft überraſchend gering, wie ich ſchon früher Daten aus Preußen in den Jahren 1859—1861 erwähnte, 2146, 2105, 2185, Abweichungen von kaum 1—2 Procent. Dieſe Gleichmäßigkeit erklärt ſich auch nicht durch die Ausgleichung etwaiger ſtärkerer Schwankungen in den einzelnen Landestheilen. Die Regelmäßigkeit iſt zwar hier, wo wir es mit kleineren Zahlen zu thun haben, etwas geringer, aber immerhin ſehr auffallend, z. B. in den Zahlen der einzelnen preußiſchen Provinzen. Im Verhältniſſe zur Bevölkerung iſt in Preußen die Zahl der Selbſtmorde in der Provinz Sachſen am ſtärkſten, dann folgen Brandenburg, Schleſien, Pommern, Preußen, Hohenzollern, Weſtfalen, Poſen, Rheinland. Dieſe Reihenfolge iſt conſtant. In Sachſen kommen jährlich faſt viermal ſo viel Selbſtmorde vor wie in der Rheinprovinz.

Die Beobachtung in Betreff des confeſſionellen Verhältniſſes iſt noch nicht vollſtändig genug. Der Selbſtmord ſcheint allerdings in den vorzugsweiſe proteſtantiſchen Staaten häufiger wie in den katholiſchen zu ſein. Daraus läßt ſich aber noch nicht ohne Weiteres auf einen guten oder minder guten Einfluß der einzelnen Confeſſion ſchließen. Auch in

Preußen zeigen die Provinzen mit vorwaltender katholiſcher Bevölkerung ein günſtigeres Verhältniß, ohne daß ich daraus ſchon einen Schluß ziehen möchte. Bei Frankreich und Preußen iſt das Verhältniß ein Weniges zum Nachtheile des letzteren Landes auch nach den neueſten Daten, da Preußen bei ziemlich genau der halben Einwohnerzahl etwas über die Hälfte ſo viel Selbſtmorde wie Frankreich zählt. Am meiſten zu Gunſten der katholiſchen Confeſſion ſprechen die Ergebniſſe der Unterſuchung über den Selbſtmord in Baiern, ſie berechtigen aber doch noch nicht zu einem ganz beſtimmten Schluſſe und in der baieriſchen Pfalz iſt die relative Häufigkeit der Selbſtmords unter Katholiken wie Proteſtanten annähernd die gleiche.

Von beſonderem Intereſſe wird Ihnen die Betheiligung der Geſchlechter ſein. Auch hier iſt vor Allem das Verhältniß der Betheiligung höchſt conſtant in kürzeren Zeiträumen. An der Vermehrung nehmen auch die Frauen ziemlich in dem nämlichen Verhältniß Theil, im Vergleich von $18^{35}/_{44}$ mit $18^{51}/_{60}$ ſtiegen in Frankreich die männlichen Selbſtmorde um $43._8$, die weiblichen um $37._9{}^0/_0$. Der beſte Beweis, daß es ſehr allgemein wirkende Urſachen ſind, welche hier einwirken, nicht etwa nur beſondere, mit den wirthſchaftlichen, den ſittlichen Zuſtänden der Männerwelt zuſammenhängende. Uebrigens iſt überall doch die Zahl der männlichen Selbſtmörder die weitaus überwiegende, etwa 3—4 mal ſo groß, wie die der weiblichen; in Preußen kommen jetzt auf 100 weibliche 417, in Frankreich 322, in Dänemark 290 männliche. Frankreich zeigt alſo, wenn man den Selbſtmord des Weibes als das Unnatürlichere betrachtet, ein weſentlich ungünſtigeres Verhältniß wie Preußen, während es im Ganzen ein etwas beſſeres Bild bietet. In den einzelnen preußiſchen Provinzen iſt die Betheiligung der Frauen wiederum ſehr ungleich, in Sachſen iſt auch ſie am größten, 100 auf 354 Männer, in der Rheinprovinz, von Hohenzollern abgeſehen, am Kleinſten, 100 auf 581, beide Provinzen bilden alſo auch in dieſer Hinſicht die Extreme, und Rheinland behauptet die günſtige Stellung, welche es in ſo vieler Hinſicht im preußiſchen Staate einnimmt, auch hier. Bemerkenswerth iſt, daß die Frauen am Selbſtmorde in Frankreich, wie in Preußen ſtärker betheiligt ſind, wie an den ſchwereren Verbrechen, und daß ihr Antheil an beiden Handlungen von Jahr zu Jahr nahezu der gleiche bleibt.

In ihrer ganzen Eigenthümlichkeit tritt aber die Geſetzmäßigkeit in den Selbſtmorden erſt hervor, wenn wir ſie in Verbindung mit den Lebensaltern bringen. Auch hier iſt die Regelmäßigkeit überraſchend; nicht nur eine faſt gleiche Anzahl Menſchen, und zwar Männer wie

Frauen, morden ſich jährlich ſelbſt, ſondern eine faſt gleiche Anzahl davon trifft auch conſtant auf die einzelnen Altersklaſſen. Die Statiſtiker vermochten daher den Hang zum Selbſtmord für die einzelnen Lebensalter ziemlich genau feſtzuſtellen, indem ſie die Zahl der Selbſtmörder und die der Landeseinwohner in einer Altersklaſſe verglichen. Dieſer Hang wächſt faſt regelmäßig vom jugendlichen bis zum Greiſenalter und zwar ziemlich gleichmäßig bei beiden Geſchlechtern. Er iſt an der Grenze des Lebens nach den Beobachtungen in Frankreich und Belgien am Höchſten, nach dem 70. Jahre. Bei den Frauen iſt die Zahl im Alter von 16—30 Jahren relativ ein wenig größer wie bei den Männern, alſo wohl unter dem Einfluſſe ſexueller Urſachen. Uebrigens bilden, wenn auch in geringer Zahl, Selbſtmorde von Kindern unter 16 Jahren ebenfalls eine ſtehende Rubrik in unſeren Tabellen. Bei der Vergleichung längerer Zeiträume finden wir, daß nach den Beobachtungen in Frankreich die Zunahme am Schwächſten bei den Selbſtmorden im jugendlichen kräftigſten Lebensalter iſt, am Stärkſten gegenwärtig in dem Alter vom 50.—70. Jahre und nur wenig geringer im hohen Greiſenalter.

Man hat die Unterſuchungen über den Selbſtmord noch weiter ausgedehnt auf einzelne Beziehungen, und die Abhängigkeit der Bewegung der Selbſtmordziffer von natürlichen und ſocialen Factoren nachzuweiſen geſucht. Ich will mich darauf beſchränken, hervorzuheben, daß im Ganzen mehr Selbſtmorde im Sommer und zwar im Frühſommer vorkommen, wie im Winter, was bekannten Vorurtheilen über den Einfluß nebligen Wetters, wie in dem ſogen. engliſchen Hängemonat, dem November, widerſpricht. Es iſt bemerkenswerth, daß das Maximum der Selbſtmorde monatsweiſe mit dem der Geiſteskrankheiten, ſowie mit dem der Verbrechen gegen Perſonen zuſammen zu fallen ſcheint. Die Beobachtungen über die Tageszeiten ſind noch nicht zahlreich genug, nach älteren Beobachtungen von Guerry kommen am Meiſten Selbſtmorde in den Stunden von 6—12 Uhr Vormittags vor. Der ledige, vereirathete, verwitwete Stand folgt ſeinen eigenen, etwas verſchiedenen Geſetzen, auch bei beiden Geſchlechtern ſcheinen dieſe nicht ganz dieſelben zu ſein, denn die Beobachtungen ſind noch nicht vollſtändig genug. Nach älteren franzöſiſchen Forſchungen kommen verhältnißmäßig mehr Selbſtmorde bei ledigen, wie bei verheirateten Männern, umgekehrt aber mehr bei verheirateten, wie bei ledigen Frauen vor, was zu Gunſten der Ehe für die Männer, zu Ungunſten derſelben für die Frauen ſpräche und im Ganzen jedenfalls die eheliche Liebenswürdigkeit der Frauen in ein beſſeres Licht wie die

der Männer ſtellte. Was den Einfluß des Berufs anlangt, ſo erwähne ich nur die tiefgreifende Scheidung von Stadt und Land. Letzteres zeigt conſtant weit weniger Selbſtmorde auf, wie die Städte, und unter dieſen ragen die ganz großen Städte wieder beſonders ungünſtig hervor. Es wird dadurch der Schluß, welchen man aus der allgemeinen Zunahme der Selbſtmorde ziehen kann, wiederum beſtätigt: es ſcheinen beſondere mit den Fortſchritten der Civiliſation verknüpfte ſchädliche Urſachen ſich auszubilden, welche auf den Selbſtmord hinwirken, — eine der mannigfachen ſittlichen Schattenſeiten der Civiliſation.

Zum Schluſſe dieſer Darſtellung der Geſetzmäßigkeit in den Selbſtmorden will ich noch eine der frappanteſten Erſcheinungen hervorheben: ſelbſt in den Mitteln, welche die Leute anwenden, um ſich das Leben zu nehmen, herrſcht innerhalb des einzelnen Landes im Ganzen, wie nach den Alters-, Geſchlechtsverhältniſſen und den Berufen eine merkwürdige Conſtanz, und wenn wir mehrere Länder vergleichen, können wir ein geſetzmäßiges Vorwalten und ein gleichbleibendes Vorkommen der einzelnen Mittel nachweiſen. Nur der Umſtand macht hier einige Schwierigkeit, wie bei der Statiſtik der Selbſtmorde überhaupt, daß man mitunter nicht mit abſoluter Gewißheit conſtatiren kann, ob ein Selbſtmord, ein Unglücksfall oder eine Ermordung vorliegt. Indeſſen werden doch nur bei einer Art, bei dem Ertränken, Zweifel entſtehen können, welche von etwas größerem Einfluße auf die Endergebniſſe ſind. Ueberall ſcheint, wenn wir ganze Länder betrachten, das Erhängen die beliebteſte Form des Selbſtmords zu ſein, alsdann kommt das Ertränken. Dieſe beiden Mittel dienen zwei Drittheilen bis vier Fünftheilen aller Selbſtmörder zur Erreichung ihres Zweckes, in den einzelnen Ländern freilich in ſehr verſchiedenem Verhältniß. Unſere werthen Nachbarn, die Dänen, beſonders das männliche Geſchlecht, lieben den Strick in ganz beſonders ſtarkem Maaße (69%); bei den ritterlichen Franzoſen iſt zwar das Erhängen ebenfalls von allen einzelnen Selbſtmordformen die häufigſte, doch kommen darauf nur 36%. Die dritte Hauptform iſt das Erſchießen, welches bei den Franzoſen, Belgiern, Baiern und bei den Berlinern ſtark vertreten iſt. Sodann ſpielt der Gebrauch ſpitziger und ſchneidender Inſtrumente eine ziemliche Rolle, beſonders bei den Franzoſen, wie Halsabſchneiden, Oeffnen der Pulsadern u. ſ. w. Gewaltſamer Sturz aus der Höhe, z. B. aus Fenſtern, kommt ebenfalls in regelmäßiger, nicht bedeutender Anzahl vor, Gift wird nicht ſo oft gebraucht, wie man denken ſollte. Eine beſondere, leicht erklärliche Zunahme weiſt der Gebrauch von Kohlendampf

zur Erſtickung auf; eine ganz moderne Art, immer noch ſelten, aber ziemlich regelmäßig vorkommend, iſt das Sichüberfahrenlaſſen durch Bahnzüge. Der Einfluß des Geſchlechts iſt ein ſehr wahrnehmbarer, conſtanter In Frankreich brauchen die Männer am Häufigſten den Strick, dann ertränken und darauf erſchießen ſie ſich, wenn man ſich ſo ausdrücken darf; die Frauen ziehen das Waſſer vor, dann erſt den Strick, das Erſchießen kommt bei ihnen faſt gar nicht vor (nicht 1% aller Fälle). Kohlendunſt iſt bei Frauen dagegen ein relativ weit häufigeres Mittel, wie bei Männern, dasſelbe gilt vom Gift und vom Sturz aus der Höhe, wogegen der Gebrauch ſpitziger und ſchneidender Inſtrumente wieder bei den Männern verhältnißmäßig viel zahlreicher iſt.

Vermiſchtes.

Die Alençonſchen Spitzen.

Im Jahre 1666 wurden 1600 Mädchen mit der Spitzenfabrikation beſchäftigt. Man ließ drei der ausgezeichnetſten Arbeiterinnen aus Venedig und 200 aus Flandern kommen, und gab ihnen 36.000 Livres, um ſie aufzumuntern." So lautet die kurze, trockene hiſtoriſche Notiz des Philoſophen und Spötters Voltaire im 29. Capitel ſeines Siècle de Louis XIV. über die Einführung eines Induſtriezweiges in Frankreich, für deſſen Erzeugniſſe in jenen Tagen viele Tauſende außer Landes gingen. „Venetianiſche Spitzen!" war das Zauberwort, welches in dem prunkſüchtigen Jahrhundert des vierzehnten Ludwig den Damen bei Hofe manche Thräne der Rührung und des Entzückens, der Sehnſucht und des Neides abpreßte. „Venetianiſche Spitzen!" erklang der Schreckensruf der Väter und Gatten und Liebhaber! Der Noth ſollte ein Ende gemacht, das ſchwere Geld im Lande behalten werden! Aber aller Anfang iſt ſchwer und ohne ein Hofereigniß wäre jene hiſtoriſche Notiz wohl kaum in das Voltaireſche Werk, der berühmte, für Frankreich nachher ſo wichtige Induſtriezweig wohl ſchwerlich ſo bald und vielleicht nie zur Blüthe gekommen. Eine Hochzeit unter Ludwig XIV. brachte die Idee und Colbert's Wunſch, dem franzöſiſchen Handel aufzuhelfen und die Ausführung desſelben zur Reife. Während der Regierung des prachtliebendſten eitelſten aller ſterblichen Kronenträger lebte im ſüdlichen Frankreich ein reicher Grundbeſitzer. Dieſer Edelmann war bei Hofe bekannt erſtens ſeines uralten Adels, zweitens ſeiner Ver-

ſchwendung und drittens ſeiner großen Freigebigkeit und Mildthätigkeit wegen. Da machte unſer Gutsbeſitzer von ſich plötzlich durch den Einfall, eine Braut zu wählen, viel reden und durch das, was dieſer Verlobung folgte, erregte er in den hohen und höchſten Kreiſen einen wahren Sturm. Die erkorene Braut war die Tochter eines Edelmannes in der Bretagne; daß ſie ſchön, gut und liebenswürdig war, mußte ihr ſelbſt der Neid laſſen. Die reizende Marquiſe von K . . . wurde die Frau des reichen Herzogs von L . . ., Ludwig XIV. beſtätigte die Ehepakten und alle Welt war voll von dem Glück des jungen Ehepaares der König voran! Nur Colbert machte ein verdrießliches Geſicht, nicht als Hof- ſondern als Staatsmann. Wie ſo? — Colbert rieb ſich die Stirne, ſetzte ſich an den Schreibtiſch und rief: „Wie! hunderttauſend Thaler für Putz, für einen Spitzenſchmuck!“ und ſchrieb. Als er fertig war, ſchellte er, gab dem Diener den Brief an den Herzog von L . . . und brummte wieder: „Hunderttauſend Thaler für Spitzen . . . es geht nicht länger ſo, das Land muß zu Grunde gehen, oder . . .“ Einige Tage nach Abgang dieſes Briefes legte Colbert dem Könige ein Memoire zur Einführung eines neuen Induſtriezweiges vor. Es war am 17. März 1666, als Ludwig XIV., Colbert und der Herzog von L . . . im Cabinet des Königs vor einem Tiſche ſtanden, auf welchem eine Menge Papiere und einige Päckchen mit Spitzen lagen. Der König war ob der Herrlichkeiten voll Bewunderung, der Herzog hoch erfreut und Colbert ſehr geſpannt; denn er erwartete, ſein Memoire verleſen zu dürfen. Endlich kam der glückliche Moment, denn der König fragte: „Herr Herzog, wars möglich, daß ſolcher Firlefanz mehr als die Stelle eines Großjägermeiſters koſtet? — „Sire“, antwortete der Herzog, eine Stelle, „die das Recht verleiht, Ew. Majeſtät täglich ſehen zu dürfen, iſt unbezahlbar.“ — Sie weichen mir aus! Ich frage, ob es wahr iſt, daß die Spitzen der Frau Herzogin ſchwere hunderttauſend Thaler koſten? — Ew. Majeſtät ſind falſch berichtet; ich habe die Rechnung des Venetianers bei mir. Doch, Sire, entſchuldigen Sie die Freiheit, . . . was thut man nicht für ſeine Braut!“ — „Gut, dies die Rechnung? Viermalhunderttauſend Livres!?“ rief der König ſtaunend, und, ſich an Colbert wendend, ſagte er: „Ihr Memoire, Herr Miniſter!“ Er unterzeichnete es auf der Stelle und ſetzte hinzu: „Was Sie thun, iſt wohlgethan. Ich gebe Ihnen eine Anweiſung von 36.000 Livres auf meine Kaſſe. Herr Colbert, wir haben Venedig ſeine Spiegel genommen; jetzt gilt es den Spitzen!“ Im Auguſtmonat 1666 erſchienen in Col-

berts Hotel, in der Rue de la Calandre, mehre hundert ſchlicht und ſauber gekleidete Weiber; jede trug ein Päckchen unter dem Arme, aus welchem lange Nadeln hervorragten; unter ihnen gewahrte man etwa 30 ſchöne, ſchwarzgelockte Venetianerinnen; es waren die Spitzenklöpplerinnen, welche Colbert aus Venedig und Flandern verſchrieben hatte, und der Miniſter hieß ſie in Frankreich willkommen. Bis Alles in der Reihe war, vergingen mehrere Wochen, doch Colbert betrieb die Sache ſehr eifrig. Ein Kloſter in der Normandie wurde für ſie eingerichtet, und der Miniſter beſuchte das neue Etabliſſement öfter, um zu ermuntern und anzufeuern. Bald hatte er die Genugthuung, dem Könige das inländiſche Fabrikat, welches er Alençoniſche Spitzen nannte, vorzulegen. Ludwig XIV. machte dieſelben hoffähig und begründete ſo das Glück der neuen Induſtrie. Die Galauniform der Hofleute, die ſonſt ohne 10.000 Livres für venetianiſche Spitzen nicht gut war, wurde mit Alençoniſchen Spitzen verziert; die Damen wurden patriotiſch, weil dieſer Schmuck Mode war, die Herren, weil er viel weniger Geld koſtete. Die erſte Dame, welche bei Hofe mit Alençoniſchen Spitzen erſchien, war die ſchöne Herzogin von L . . .; Colbert's Plan war glänzend gelungen. Bis zur Revolutionszeit beſchäftigte das Verfertigen dieſer Spitzen mit durchbrochenen Blumen und Muſtern in Alençon an 3000 Frauen, und ſie waren bald ſo im Preiſe geſtiegen, daß die Elle 8 bis 150 Francs koſtete.

Vom Dobratſch.

Bei meiner letzten Erſteigung dieſes nur aus Kalkſtein gebildeten Berges fand ich denſelben auf der Kaſerin ganz bedeckt mit Rhododendron ferrugineum, und zwiſchen dem Kreuze und der deutſchen Kirche Azalea procumbens in großen Teppichen verbreitet. Nach den Angaben der meiſten Botaniker hat man dieſe Pflanzenarten in der Regel auf Urgebirge, d. i. Granit- und Schiefergebirgen, zu ſuchen.

Am Fuß der Alpe bei heil. Geiſt fand ich Iris sibirica L., welche in Joſch' Flora von Kärnten nicht verzeichnet iſt.

In zoologiſcher Beziehung fand ich: Helix rudis Megerle, bisher nur in Tirol und der Schweiz gefunden. Auf Felſen am Gipfel fand ich in mehren Exemplaren eine Clausilia, die weder in Pfeiffer's Monographia Heliceorum noch in A. Schmid's Kritiſche Gruppen der europäiſchen Clauſilien beſchrieben iſt — noch beſitze ich in meiner reichhaltigen Clauſilienſammlung eine ihr ähnliche — es dürfte alſo wohl

eine neue Art sein, umsomehr als selbe nach A. Schmid's Vorgehen eine ganz eigene Gruppe bilden würde.

Das zahlreich gesammelte Materiale an Coleopteren, Neuropteren, Dipteren ꝛc. habe ich noch nicht genau durchblicken und bestimmen können; — allein am Rückwege fand ich noch in einer Grotte, die etwas schwerer zugänglich, den ersten Grottenkäfer in Kärnten, den ich für neu halte, da er von Sphodrus Schmidii oder Pristonychus Schreibersi stark abweicht und den ich als Sphodrus carinthiacus aufstelle.

Die ausführlicheren Mittheilungen behalte ich mir für das Jahrbuch des naturhistorischen Landesmuseums vor, und gebe diese flüchtige Mittheilung bloß um andere Sammler anzueifern — da nach meiner Ansicht in Kärnten noch sehr Vieles zu finden sein dürfte — wenn man fleißig und unverdrossen sucht.

Lölling, 19. Juni 1865. Ullepitsch.

Meteorologisches.

Witterung im Mai 1865.

Das war ein Mai, so schön, wolkenlos und warm, wie er uns in Kärnten selten beschert wird. Die mittleren Werthe der vorzüglichsten Witterungselemente waren für Klagenfurt folgende: (Die eingeschlossenen Zahlen sind die normalen Mittel.) Luftdruck: 321·0 (319·6), mittlere Luftwärme 13·3 (11·2), größte 24·7 (22·7), kleinste + 0·2 (0·0), Luftfeuchtigkeit 70 (76), Niederschlag 1·15 Zoll hoch (3·24), ganz heitere Tage 11 (3) u. s. w.

Bei einem Luftdruck, der noch nie so hoch im Mai beobachtet wurde, war auch die mittlere Lufttemperatur um 2·1 Grad über der normalen. Blättern wir zurück in den Wetteraufzeichnungen, so finden wir seit Beginn derselben 1813 nur 2 Jahre, die noch wärmeren Mai hatten, die Jahre 1847 und 1841. Im ersteren Jahre war der vorausgehende April sehr kühl, der Mai aber begann schon bald sehr warm, schon am 12. stieg die Wärme auf 23·6, am 19. auf 24° mehre Gewitter bringen keine Kühlung, in der Nacht nach dem 25., an welchem die Wärme auf 27·8 gestiegen war, entlud sich ein starkes Gewitter mit starkem Hagelschlag, so daß noch Morgens die Schlossen die Felder bedeckten, es war dieß die höchste, je im Mai beobachtete Temperatur, der wärmste Tag des Jahres 1847 und das einzige Beispiel eines nächtlichen Hagelschlags, die mittlere Maiwärme war 13·5.

— Im Jahre 1841 aber war die aus den Achazel'schen Aufzeichnungen berechnete mittlere Maiwärme gar 15·3, der wärmste Mai der ganzen 50jährigen Periode, damals stieg die Temperatur schon am 7. auf 23°, vom 21. an mehrere Tage auf 25°, am 25. auf 26·5°. Im Jahre 1834 war der Mai so warm wie heuer, die Temperatur stieg jedoch nur auf 23·5.

Der Niederschlag war im Mai noch kleiner in den Jahren 1834 (0·29), 1833 (0·40), 1817 (0·10), nahe so klein 1855 (1·18), 1853 (1·22), 1835 (1·20), 1841 (1·77), 1847 (1·48). Der letzte Mai war also ein ungewöhnlich warmer, heiterer Mai mit wenig Niederschlag, nur der des Jahres 1834 war bei gleicher Wärme noch trockener.

Die durch die so außerordentlich lange dauernde Schneelage verzögerte Vegetation war bereits um die Mitte des Monats in ihre normalen Entwicklungsphasen getreten. Kirschen, Zwetschken, Pflaumen, Birnen begannen noch in den letzten Apriltagen, der Apfelbaum am 4., Flieder am 5., Roßkastanie am 6. zu blühen, noch etwas verspätet, aber schon am 20. entwickelte die Akazie, der Schneeball, am 31. der Becherholler (Jasmin) seine sonst erst um den 5. Juni sichtbaren Blüthen. Der Winterroggen hatte am 10. die erste Aehre, am 24. die erste Blüthe, der Winterweizen am 26. die erste Aehre. Die Vegetation ist des Mangels an Regen wegen theilweise verkümmert, der Roggen schütter und niedrig.

Auch in den höhern Gebirgslagen Kärntens war der Mai im Vergleich zu andern Jahren warm und schön; am 30. oder 31. stieg die Wärme auch in St. Peter, Maltein über 20°, in Bad Vellach auf 21, Raibl 21·6, Hausdorf 22·0, am Hochobir auf 17·0, die Mittelwärme war (die eingeschlossenen Zahlen sind Mittel mehrerer Jahre): St. Paul 12·7 (11·1), Hausdorf 11·6 (10·1), Maltein 11·7 (10·1), St. Peter 10·2 (9·3), Hochobir 6·3 (2·6, 1862: 5·1 die größte Maiwärme seit 1846). Der Niederschlag überall sehr gering, erreichte doch in Raibl die namhafte Höhe von 4·2 Zoll, in Maltein 2·8 Zoll.

Im übrigen Europa war der Mai überall warm und nur in der westlichen Hälfte, auch genügend naß, am 29., einem der wärmsten Tage, wurden um 7 Uhr Früh folgende Thermometergrade beobachtet: Bilbao (Spanien) 24·0, Lissabon 21·6, Triest 19·0, Madrid 16·4, Klagenfurt 16·0, Stockholm 10·0, Petersburg 5·6, Moskau 5·5, Haparanda 7·6.

Mittheilungen aus dem Geschichtverein.

Mit Tode abgegangen das ordentliche Vereinsmitglied: Herr Franz Friedrich, infulirter Dompropst von Lavant, ꝛc. ꝛc. ꝛc. in Marburg

Erwerbungen:

Die löbliche Stadtgemeinde Straßburg hat dem Geschichtvereine den ihr gehörigen, in der „Carinthia" (Mai-Heft 1864, Seite 235) beschriebenen, der Stadt Straßburg vom Gurker Bischofe Urban (dem Oesterreicher) im Jahre 1561 geschenkten Richterstab mit Vorbehalt ihres Eigenthums-Rechtes zur Aufbewahrung in den Vereins-Sammlungen überlassen.

Als Geschenk hat der Verein erhalten:

Vom Herrn Propste und Alumnats-Direktor ꝛc., Peter Pichler: Geschichte des Christenthums in Oesterreich und Steiermark. Von Anton Klein. 7 Bände.

Vom Herrn Franz Grafen von Marenzi, Correspondenten der k. k. geologischen Reichsanstalt, die von ihm verfaßten Schriften: a) Der Karst. Ein geologisches Fragment im Geiste der Einsturztheorie geschrieben. b) Das Alter der Erde. Ein geologisches Fragment im Geiste der Einsturztheorie geschrieben. c) Zwölf Fragmente über Geologie. 1864.

Von der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien: deren Mittheilungen. VII. Jahrgang 1863.

Vom Ferdinandeum in Innsbruck: Zeitschrift. 12. Heft der 3. Folge; Dreißigster Bericht des Verwaltungsausschusses für die Jahre 1862 und 1863.

Vom historischen Vereine in Bamberg: Dessen Jahresbericht für 1863/64.

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz: Neues Lausitzisches Magazin. 41. Band.

Vom historischen Vereine für Niederbaiern: dessen Verhandlungen. X. Band, 2. — 4. Heft.

Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien: a) Denkschriften der philosophisch-historischen Klasse. Dreizehnter Band. Mit 17 Tafeln, Illustrationen. b) Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse. 2. und 3. Heft des XLV. Bandes; 1. — 3. Heft des XLVI. Bandes.

Vom historischen Kreis-Vereine in Augsburg: Combinirter 29. und 30. Jahresbericht für 1863 und 1864.

Von der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften in München: Sitzungsberichte 1864. II. Abtheilung, 3. und 4. Heft.

Von Herrn Heinrich Hermann, Studierenden: Mehre Hefte Uebersetzungen und Commentare zu Classikern für den Schulgebrauch.

Von Herrn Mathias Felix Klatzer, Beamten der kärntnerischen Handelskammer: a) Diarium Sanctorum. Autore Joanne Grosez. 1711. — b) Ein chinesischer Partezettel aus San Francisco in Californien. (Original.)

Vom germanischen Museum in Nürnberg: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1865. Nr. 2 und 3.

Von Herrn Dr. Karlmann Tangl, jub. k. k. Universitätsprofessor ꝛc. in Graz: Ein Exemplar des von ihm verfaßten Werkes: Die Freien von Suneck, Ahnen der Grafen von Cilli.

Von Herrn Leopold Wenger, k. k. Bezirksamtsadjunkten in Feldkirchen: die philoſophiſchen Abhandlungen des Albertus Magnus. Gedruckt 1494 — 1504. (Selten).

Von Herrn Vogel, k. k. Lieutenant im 7. Linien-Infanterieregimente: a) Ehrenzeichen der k. k. Armee (11 Stück) mit hiſtoriſchen Daten begleitet; b) verſchiedene Proben von Kleingewehrkugeln und Zündern; c) Ein piemonteſiſches Berſaglieri-Gewehr ſammt Bajonett und Scheide, aus dem Feldzuge 1849; d) 21 Pläne (Federzeichnungen) zum Fecht-Unterrichte mit dem Bajonette; e) 4 alte Kupferſtiche.

Von Herrn Simon Polzer in St. Veit: Eidesformeln (auf Holztafeln aufgezogen) für fremde Perſonen, welche zur Zeit der herrſchenden Peſt in die Stadt (St. Veit) eingelaſſen werden wollten. Dieſer Eid vertrat die Stelle der Quarantaine. Dieſe ſogenannten Peſttafeln ſtammen aus den Jahren 1636 und 1655.

Von Herrn Franz Baron von Reyer, k. k. Geſandtſchaftsrathe ꝛc. ꝛc.: das lithographirte Bildniß Sr. Exzellenz des Herrn Anton Freiherrn von Prokeſch-Oſten, k. k. Internuntius ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Ankäufe:

Handbuch der Univerſalgeſchichte von Heinrich Ruckgaber, fortgeſetzt von Dr. Anton Hetzel. 3. Band, 3. Abtheilung. Neuere Geſchichte. Vom dreißigjährigen Kriege bis zur franzöſiſchen Revolution.

Deutſches Staatswörterbuch von Dr. Bluntſchli und K. Brater. 85 und 86 Heft.

Allgemeine Weltgeſchichte von Caeſar Cantu. 76. Lieferung.

Leitfaden zur Kunde des heidniſchen Alterthumes mit Beziehung auf die öſterreichiſchen Länder. Von Dr. Eduard Freiherrn v. Sacken.

Salzburgs Landesgeſchichte von Georg A. Pichler. 13. und 14. Heft

Regiſter zu Dr. G. Weber's „Allgemeiner Weltgeſchichte" (1. — 4. Band).

Mittheilungen der k. k. Centralkommiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmale. 1865 1. und 2. Doppelheft.

Repertorium der ſteiriſchen Münzkunde. Von Dr. Fritz Pichler. 1. Band

Eine alterthümliche, eigenthümlich konſtruirte Stockuhr.

Ein alterthümliches, großes, geſchnitztes Bett (von Landskron).

Sechs Hellebarden und zwei Schwerter.

Ein antikes Bronce-Schwert (in drei Stücken); gefunden bei den Eiſenbahn-Erdarbeiten nächſt Stein im Jaunthale.

Mittheilungen aus dem naturhiſtor. Landes-Muſeum.

I. Bibliothek.

a) Im Schriftenaustauſch.

1. Jahrbuch des Vereines für Naturkunde in Caſſel. 5. Heft.
2. Mittheilungen des Vereines nördlich der Elbe zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe. 5. und 6. Heft.
3. Zeitſchrift III. Folge. 12. Heft, nebſt 30. Bericht des Ferdinandeums zu Innsbruck.

4. Sitzungsberichte der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften zu München. II. 2—4

5. Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz. 12. Band.

6. Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. IV. Thl, 1. Heft.

7. Monatsberichte der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus den Jahren 1863 und 1864

8. Die neogenen Ablagerungen im Gebiete der Mürz und Mur in Obersteiermark, von Dionys Stur. Durch die Direktion des geognostisch-montanistischen Vereines für Steiermark.

9. Jahresbericht des physikalischen Vereines zu Frankfurt am Main für 1863 und 1864.

10. Katalog der Bibliothek des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie. Mai 1865.

11. Vierzehnter Jahresbericht der naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover.

b) Geschenke

1. Joachim Barrande Défense des Colonies III. Etude, generale sur nos étages G—H. avec application spéciale aux environs de Hlubočep, près Prague, vom Herrn Verfasser.

2. V. Ritter von Zepharovich: a) Ueber Bournonit, Malachit und Korynit von Olsa in Kärnten, 1865.

b) Die Anglesit-Krystalle von Schwarzenbach und Miß in Kärnten, 1864.

c) Ueber eine Pseudomorphose von Weißbleierz nach Bleiglanz von Berefowsk in Sibirien

d) Der Diamant, 1862.

e) Berichtigung und Ergänzung meiner Abhandlung über die Krystallformen des Epidot, 1862.

f) Krystallographische Mittheilungen aus dem Laboratorium der Universität zu Graz, 1863.

g) Krystallographische Studien über den Idokras, 1864.

h) Erläuterungen zur Sammlung für das Studium der mineralogischen Eigenschafts-Lehre im Museum der Universität Krakau. 1860. Sämmtlich vom Herrn Verfasser.

3. Dr. H. W. Reichardt's Beitrag zur Kryptogamen-Flora des Maltathales in Kärnten. — Durch Herrn Pfarrer P. Kohlmayer.

4. F. Graf v. Marenzi: a) Zwölf Fragmente der Geologie; b) das Alter der Erde; c) der Karst. Durch die k. k. Landesbehörde.

5. G. R. v. Frauenfeld das Vorkommen des Parasitismus im Thier- und Pflanzenreiche; — vom Herrn Verfasser.

II. Naturalien.

Herr Friedrich Kokeil, unser verdienstvoller Forscher im Gebiethe der Entomologie, Conchyliologie und Botanik, hat bei seinem Tode seine in kärntnerischen Vorkommnissen sehr reichhaltigen und vorzüglich erhaltenen Sammlungen von Insekten, Schnecken und Pflanzen dem Museum geschenkt. Ueber diese Widmung wird noch ausführlicher berichtet werden.

Herr Alfons Baron Zois schenkte ein ausgezeichnetes Exemplar einer Wildkatze.

Herr Kripl, Kaufmann in Klagenfurt, einen in der Nähe erlegten Strandreuter Himantopus rufipes Bechst

Herr Dr. Hartmann einen Sperber.

Herr J. Weißenhof in St. Veit: Einen Sperber, Thurmfalken und Kukuk.

Herr J. Prettner, Bleigewerk: 2. Gelbbleierze von Schwarzenbach.

Herr v. Gazarolli, k. k. Hauptmann, eine Fungia aus der Adelsberger Grotte.

Herr Joseph Raaber in Krisanten: eine Suite wohlerhaltener Alpenpflanzen der dortigen Gegend.

III. Mitglieder.

Neu eingetreten ſind: Herr Wilhelm Semen, k. k. Bezirksadjunkt in Wolfsberg, mit 2 fl. Jahresbeitrag.

Herr G. Adolf Hardt, Berg- und Hütten-Ingenieur in Bleiberg, mit 5 fl.

Herr J. Böhm, Curat in Kreuth, mit 5 fl.

Herr Anton Puſchl, k. k. Schuldirektor in Villach, mit 4 fl. Jahresbeitrag

Eingeſendet wurden:

Vom Gau Kötſchach für Herrn Brunner, k. k. Notar. 6 fl.

Von Herrn Schnablegger: in Tarvis Jahresbeitrag für 1865 4 fl.

Vom Gau St. Paul: die Jahresbeiträge des hochw. Abten Ferd. Steinringer von St. Paul mit 10 fl. 50 kr.; des Herrn Paul Waſchner, Bürgermeiſters in St. Andrä, 5 fl.

Von der löbl. Direktion der kärntneriſchen Sparkaſſe erhielt das Muſeum einen gnädigſt gewidmeten Beitrag von 300 fl.

In Klagenfurt ſind für 1865 nachſtehende Jahresbeiträge eingefolgt:

Herr J. M. Achaz, Domprobſt 2 fl. 10 kr., Herr Dr. A. Fr. v. Aichelburg 3 fl. 15 kr., Herr Dr. Karl Birnbacher 5 fl., Herr Arthur Breycha 3 fl., Herr Dr. Johann Burger 5 fl. 25 kr., Frau Pauline Burger 3 fl., Herr Reinhold Buzzi, R. v., 2 fl., Herr Karl Clementſchitſch 2 fl., Hr. Joſeph v. Czechan 2 fl., Herr Albert Dickmann, Freiherr v., 5 fl 25 kr., Eugen Dickmann, Freiherr v., Erben 10 fl. 50 kr., Herr Anton Dolar 3 fl., Herr Guſtav Graf v. Egger 42 fl., Frau Gräfin Nothburga von Egger, 10 fl. 50 kr., Herr Joh. Einicher 2 fl., Herr Dr. Joſeph Erwein 4 fl. 20 kr., Herr Ferdinand Fortſchnigg 5 fl., Herr Dr. Conſtantin v. Fradeneck 5 fl., Frau Franziska v. Fradeneck 3 fl., Herr v. Frauendorf 2 fl., Herr Dr. Adolf Gaggl 2 fl., Fräul. Marie v. Gallenſtein 2 fl. 10 kr., Herr Gantſchnigg in Ottmanach 2 fl. Herr Simon Gayer 2 fl. 10 kr., Frau Roſine Glas 2 fl., Seine Exzellenz Graf Anton Goëß 5 fl. 25 kr., Fräul. Suſanna Greiptner 3 fl. 15 kr., Herr Ferd. Hauſer 5 fl., Herr Dr. Paul Hauſer 5 fl., Herr Paul Frhr. von Herbert, und Freiin v. Spinette 34 fl., Herr Frhr. v. Spinette 5 fl. 25 kr., Herr Alexander Hermann 2 fl. 10 kr., Herr Sigmund Hoffmann 2 fl. 10 kr., Herr Jakob Holler 2 fl. 10 kr., Frau Luiſe Holzmeiſter 3 fl., Herr Dr. Horrakh 4 fl. 20 kr., Herr Joſeph Hueber, v., 2 fl. 10 kr., Herr Adalbert v. Hummelauer 5 fl. 25 kr., Herr Leopold v. Hueber 5 fl. 25 kr., Herr Michael v. Jabornegg 2 fl. 10 kr., Herr Gabriel Jeſſernigg 5 fl., Fräul. Pauline Jeſſernigg 6 fl., Herr Ferd. v. Kleinmayr 4 fl. 20 kr., Herr Vinzenz Knapp 3 fl., Herr Dr. Kraßnigg 5 fl., Herr Joſeph Krippel 2 fl., Herr Georg Kreiner 3 fl., Herr Kronigg, k. k. Berghauptmann, 3 fl. 15 kr., Herr Karl Kumpf 2 fl., Herr Eduard Liegl 3 fl. 15 kr., Herr Eduard Löffler 3 fl.

Roheiſen- und Blei-Preiſe im April und Mai 1865.

Eiſen-Preiſe.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlen-Roheiſen 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 62½ kr., Cokes-Roheiſen 1 fl. 87½ kr. — 2 fl. 10 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 40 kr., Schottiſches Nr. 1 2 fl. 40 kr. — 2 fl 55 kr. Stabeiſen grobes 5 fl. 25 kr. — 6 fl.

Berlin: Schleſiſches Holzkohlenroheiſen 2 fl. 65 kr. — 2 fl. 70 kr., Cokes-Roheiſen 2 fl. 60 kr., Stabeiſen geſchmiedet 6 fl. 37½ kr. — 6 fl. 75 kr., gewalzt 5 fl. 75 kr. — 6 fl. 25 kr.

Oeſterreichiſche Roheiſenpreiſe auf Zoccnlltner berechnet loco Hütte:

Vordernberg weißes 2 fl. 76 kr., Eiſenerz 2 fl. 41 kr., Kärntner weiß und halbirt 2 fl. 32 kr. — 2 fl. 41 kr., böhmiſches 3 fl. 12 kr. — 3 fl. 57 kr., Mähriſch-ſchleſiſches 3 fl. 21 kr. — 3 fl. 48 kr., Oberungariſches weißes 1 fl. 78 kr. —

2 fl. 5 kr., Betlér loco Poprad 2 fl. 10 kr. – 2 fl. 23 kr., Kärntneriſches Stabeiſen gewöhnliche Sorte 6 fl. 24 kr.

Auf öſterreichiſche Meiler à 10 Wiener Centner berechnet:

Köln: Holzkohlenroheiſen 25 fl. 20 kr. — 29 fl. 40 kr., Cokes-Roheiſen affinage 21 fl. — 23 fl 50 kr., graues 25 fl. 20 kr. — 26 fl. 90 kr., Schottiſches Nr. 1 26 fl. 90 kr. — 28 fl. 50 kr., Stabeiſen grobes 58 fl. 80 kr. — 67 fl. 20 kr. Berlin: Schleſiſches Holzkohlen-Roheiſen 29 fl. 70 kr. — 30 fl. 20 kr., Cokesroheiſen 29 fl. 10 kr., Stabeiſen geſchmiedet 71 fl. 40 kr. — 75 fl. 60 kr, gewalzt 6 fl. 44 kr. — 7 fl.

Oeſterreichiſche Roheiſenpreiſe:

Vordernberg 31 fl., Eiſenerz 27 fl., Kärntneriſches 26 fl. — 27 fl., Böhmiſches 35 fl. — 40 fl., Mähriſch-ſchleſiſches 36 fl. — 39 fl., Oberungariſches 20 fl. — 23 fl., loco Poprad 23 fl. 50 kr. — 25 fl.; Kärntner Stabeiſen 70 fl.

Blei-Preiſe.

Per Zollcentner Köln: Raffinirtes Weichblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 50 kr., Hartblei 8 fl. 75 kr. — 9 fl. 25 kr.

Berlin: Sächſiſches 9 fl. 50 kr., Tarnowitzer 9 fl. 62 kr.

Kärntner-Blei loco Hütte 11 fl. 16 kr. — 11 fl. 83 kr.

Auf Wiener Centner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 64 kr., Hartblei 9 fl. 80 kr. — 10 fl. 36 kr.

Berlin: Sächſiſches 10 fl. 64 kr. Tarnowitzer 10 fl. 78 kr.

Kärntner Blei 12 fl. 50 kr. — 13 fl. 25 kr.

Durchſchnittspreiſe der Lebensmittel zu Klagenfurt im Mai 1865.

		fl.	kr.			fl.	kr.
Weizen	der Vierling	4	84	Speck, geſelchter	das Pfund	—	44
Roggen		3	67	„ roher		—	36
Gerſte		3	26	Schweinſchmalz		—	44
Hafer		2	11	Eier	das Paar	—	2½
Heide		3	68	Hendl		—	67
Mais		3	29	Kapaunen		—	—
				Enten		—	—
Brein (geſtampfte Hirſe)	der Vierling	7	16	Gänſe		—	—
Erbſen		4	—	12″ Scheiterholz, hartes	loco Lend eine n. ö. Klftr.	3	67
Linſen		4	70	12″ Scheiterholz, weiches		2	50
Fiſolen, weiße		—	—	30″ Scheiterholz, weiches		5	5
„ rothe		4	85				
Erdäpfel		—	—				
Rindſchmalz	das Pfund	—	55	Heu	der Zentner	1	—
Butter		—	46½	Stroh		—	65

Herausgegeben vom Geſchicht-Vereine und natur-hiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Heinrich Weil. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr unter verantwortlicher Leitung des Alexius Kofler in Klagenfurt.

Carinthia.

№. 7. Juli 1865.

Ueber die Sprache.

Von Dr. Heinrich Weil.

(Fortsetzung.)

Nachdem uns so die vergleichende Grammatik in den Stand gesetzt hat, eine genealogische Classifikation der ersten nämlich der arischen Sprachenfamilie zu entwerfen, und damit auch die Entdeckung zu machen, daß für alle diese Sprachen der grammatische Bau ein für allemal sich festgestellt hatte, und daß die Verschiedenheiten der einzelnen Sprachen in ihren Endungen also in ihren rein formalen Elementen, nur ein Produkt des gewissen Gesetzen unterworfenen phonetischen Verfalles sind, so ist es nothwendig uns daran zu erinnern, was uns oben Veranlassung gegeben hat auf die Nothwendigkeit einer Classifikation überhaupt, und auf die Nothwendigkeit dessen was man vergleichende Grammatik nennt, hinzuweisen. Es war dieß nämlich das Forschen nach den Gründen, warum das Wort ich liebe oder im englischen I love durch die unbedeutende Veränderung zu ich liebte oder I loved, den Begriff des Gegenwärtigen in jenen des Vergangenen verwandelt.

Indem wir die Nothwendigkeit darstellten nach den ältesten Formen dafür in verwandten Dialekten zu forschen, ergab sich die Nothwendigkeit die Verwandtschaft und ihre Grade zwischen den einzelnen Sprachen zu prüfen, was dann eben zur genealogischen Classifikation führte; diese Prüfung war aber wieder nur mit Zuhilfnahme jenes feinen Maßstabes möglich, den die vergleichende Grammatik darbot. Nachdem aber diese so Schönes geleistet, ist es nicht mehr als billig, das Wesen derselben näher ins Auge zu fassen und zwar umsomehr, als die Erklärung für das ursprünglich aufgestellte Problem bisher noch nicht gegeben wurde. Es handelt sich also zunächst am die Erklärung, was denn das

formale Element eines bestimmten Wortes, worunter alles das zu verstehen ist was nicht radikal ist und das ursprünglich eine Bedeutung haben mußte, in der That bedeute. Dieses formale Element der Worte zeigt sich vorzüglich wenn auch nicht ausschließlich in den Declinations- und Conjugationsendungen. Betrachten wir zuerst die Declinationen. So wie weiter oben gezeigt wurde, daß die Zahl zwanzig z. B. ausgedrückt wurde, indem man ein Zahlwort mit einem andern jenes bestimmenden und wieder eine Zahl ausdrückenden Worte zusammensetzte, so werden wir zunächst auch voraussetzen dürfen, daß eine Declinationsendung nichts sei als die Zusammensetzung eines Nomens mit einem den Fall (casus) ausdrückenden Worte. So wird z. B. der Locativ, d. i. der das Befinden an einem Orte ausdrückende Casus im Chinesischen auf verschiedene Weise gebildet, und zwar so, daß man einem Nomen das Wort cung (Mitte) oder nei (Inneres) u. dgl. anfügt. So heißt im Reiche kuŏ-cung, innerhalb eines Jahres i-sui-cung. Der Instrumentalis, d. i. der die Anwendung eines Werkzeuges oder Mittels ausdrückende Casus, wird im Chinesischen durch die Präposition y (gebrauchen) gebildet, wonach mit einem Stocke y-ting heißt. Wie wir nun früher gesehen haben, daß die Zahlen in den arischen Sprachen ursprünglich ebenso wie im Chinesischen gebildet wurden, so dürfen wir jetzt wohl annehmen, daß dasselbe auch für die Bildung der Deklinationsendungen gelte. So hat das Sanskrit die Locativendung i welches eine demonstrative Wurzel ist, die im Lateinischen die Präposition in, sowie das deutsche in hervorbrachte. Im Sanskrit wird wirklich diese Wurzel wie im Chinesischen dem Nomen angehängt, und wir erhalten, da dort z. B. Herz hrid heißt, für im Herzen hridi, welches hienach eigentlich Herz-drin heißt. Nachdem diese ursprüngliche Bildung sich einmal festgesetzt hatte, war auch schon das rein formale Element vorhanden, und der Grammatiker konnte, ohne sich mehr auf die ursprüngliche Bedeutung des i als das Innensein bedeutend erinnern zu müssen, sagen: Der Locativ von Worten, die auf einen Consonanten ausgehen, wird gebildet, indem man i anhängt. Sieht man nun zu, wie es denn bei den andern weit abstracteren Casus (Fällen) hergehe, so kommt man zu demselben Resultate. Die abstracte Grammatik freilich mit ihren gewissermaßen unerklärlichen Regeln kam erst hinterher, anfänglich aber war in der Sprache alles concret. Wenn man sagte: Der König Roms oder von Rom, so meinte man wirklich den König zu Rom, hatte also den Locativ im Auge. Da

nun im Lateiniſchen der Genitiv ae urſprünglich wirklich auf ai lautete, und demnach der König Roms rex Romai hieß, ſo iſt es leicht zu erkennen, daß dieſes i die Locativendung des Sanskrit iſt, und daß jener Ausdruck eigentlich König zu Rom bedeutete, was mit dem Geſagten ganz übereinſtimmt. Will man daher logiſch ſein, ſo müßte man als Regel aufſtellen, daß der Locativ im Lateiniſchen bei Worten der erſten Declination durch Anhängung eines e (früher i) gebildet wird, während der Grammatiker heutzutage ſagt, daß das Verweilen an einem Orte bei Worten wie Roma durch den Genitiv ausgedrückt wird. Wie kommt der Genitiv dazu, das Ruhen an einem Orte ausdrücken zu ſollen!? Wie käme es denn dann, daß bei Worten wie Carthago, Athenae der Locativ wieder nicht durch den Genitiv ausgedrückt wird? Die Endungen in Romae, Carthagine und Athenis, wenn ſie zu Rom, zu Carthago, zu Athen ausdrücken ſollen, ſind eben keine Genitiv- und Ablativ- ſondern Locativendungen.

Dasſelbe iſt auf den Dativ anwendbar. Wenn man dem Knaben vordocirt, daß der Dativ die Beziehung zweier Objecte aufeinander ausdrücke, wobei das entferntere Object in den Dativ komme, ſo wird er ſich billig über die Zaubermacht dieſes Dativs wundern. Dagegen wird er wohl ſtutzen, wenn man ihm ſagt, daß man im Griechiſchen, um die Ruhe oder das Verweilen an einem Orte auszudrücken, das Nomen in den Dativ ſetzen müſſe. Sonderbar! im Lateiniſchen war es bald der Genitiv und bald der Ablativ, und im Griechiſchen iſt es wieder der Dativ, den man ihm noch zuvor als den Caſus des entfernteren Objectes vordocirt hat!? Zu Salamis heißt alſo im Griechiſchen Salamîni. Die Frage aber, warum gerade den Dativ? kann nur die vergleichende Grammatik beantworten, nämlich: weil die Endung des gr. Dativs auf i urſprünglich die Endung des Locativs war, wie wir im Sanskrit hridi hatten. Im beſtimmten Locativ konnten die verſchwommenen Umriſſe des Dativs Platz finden, aber nicht umgekehrt. Selbſt Sätze wie: „Ich gebe es dem Vater" do patri involviren den Locativ, indem dieſer Satz urſprünglich die Beziehung der Oertlichkeit (an den Vater, beim Vater, patri) enthielt, und erſt allmälig jene unbeſtimmtere Beziehung erhielt, welche die Logiker und Grammatiker dem Dativ beilegen. Die Genitiv- und Dativendungen der romaniſchen Dialekte zeigen trotz ihres ſcheinbaren Widerſpruches doch dasſelbe. Z. B. l'immortalité de l'âme, je me fie à Dieu. Der Genitiv erſcheint hier durch die Präpoſition de (das lateiniſche de, von), der Dativ durch

die Präpoſition à (das lat. ad, zu) gebildet, worin die localen Bedeutungen des Herabkommens von etwas und die Richtung auf etwas enthalten, welche alſo eigentlich Locative ſind.

Der Unterſchied in dieſen Worten im Vergleiche zu dem alten ariſchen Locative beſteht alſo eigentlich nur darin, daß das die locale Beziehung ausdrückende Wort dort vor das Nomen geſetzt, hier aber demſelben angehängt wird. Das von dem Caſus der Nomina Geſagte findet aber auch Anwendung auf die Verbalendungen, wobei wir immer von dem Grundſatze ausgehen, daß das formale Element der grammatiſchen Endung, bevor die Wirkung des phonetiſchen Verfalles ſich geltend gemacht hatte, ein ſelbſtſtändiges bedeutungsvolles Wort war. Wenn wir Sprachen ſehen wie die deutſche, welche bei der Bildung der Tempora das perſönliche Fürwort gebraucht, ſo wird es die Analogie erlauben anzunehmen, daß bei jenen Sprachen, die bei der Conjugation keine Fürwörter dem Zeitworte vorſetzen, dennoch in ihnen die Reſte ſolcher Fürwörter zu finden ſein müſſen, und daß ſie in ihren Endungen enthalten ſeien. Wir wollen zum Zwecke der Nachweiſung abermals nach den romaniſchen Dialekten greifen, weil bei dieſen die in Rede ſtehenden Erſcheinungen am augenfälligſten ſind. Die meiſten grammatiſchen Endungen zeigen hier übrigens noch nicht das was wir ſuchen, indem ſie wie j'aime, tu aimes u. ſ. f., oder j'aimai, tu aimas u. ſ. f. dem lateiniſchen ego amo, tu amas, oder ego ama(v)i, tu ama(vi)s(ti) u. ſ. f. nachgebildet ſind. Dagegen zeigt die künftige Art als j'aimerai ſchon keine Aehnlichkeit mehr mit amabo und wir haben es alſo mit einer neuen grammatiſchen Form zu thun, ebenſo im italieniſchen amarò. Betrachten wir dieſe Endungen durch alle Perſonen des Futurum genau, ſo finden wir, daß dieſelben mit denen des Hilfszeitwortes „haben", nämlich ai, as, a, (av)ons, (av)ez, ont oder im italieniſchen ò, ai, à u. ſ. f. identiſch ſind. Wir erhalten daher j'ai, je chanter-ai, nous (av)ons, nous-chanter-ons u. ſ. f. oder im italieniſchen io ò, tu ai, egli à, io cantar-ò, tu cantar-ai, egli cantar-à u. ſ. f. Die Futurbildung gibt alſo zunächſt **ich habe** zu ſingen, **du haſt** zu ſingen u. ſ. f., was leicht ſchließlich die Bedeutung von: ich werde ſingen, annehmen konnte. Der Franzoſe ſieht aber die Endung ſeines Futurs auf ai als eine rein grammatiſche Form an, und hat keine Ahnung, daß das Futur durch Zuſammenſetzung zweier Worte ganz ähnlich wie heute noch das Chineſiſche zeigt, entſtanden iſt, ſo wenig als der Römer eine Ahnung hatte, daß ſein amabo aus amare und dem Hilfszeitworte bhû, werden, zuſammengeſetzt iſt. Es

könnte die Frage entſtehen, wie denn dieſe modernen Sprachen beim Futur zu dieſer Zuſammenſetzung mit „haben" kommen; es iſt aber hier an das früher berührte bei der Sprachenbildung ſo wichtige Moment der „Wiedererzeugung durch die Mundarten" zu erinnern, denn die Verbindung mit habeo finden wir ſchon im Lateiniſchen in Ausdrücken wie habeo dicere, habeo facere, wie auch heute noch der Provenzale dir vos ai und der Spanier hacer lo he mit der Bedeutung der zukünftigen Zeit, ſich ausdrückt. Die Bildung des Futurs durch Zuſammenſetzung finden wir aber auch in andern Sprachen wohin wir nur blicken, nur höchſtens mit dem Unterſchiede, daß das Hilfszeitwort vorgeſetzt wird. Der Deutſche ſagt im Futur: ich werde, der Engländer i shall ich ſoll, der Neugrieche thélo ich will, z. B. in thelo dosei ich werde geben, der Rumäne veng ich komme, z. B. in veng a vegnir ich werde kommen. Auch das franzöſiſche je vais dire ich gehe zum Sagen, iſt faſt ein Futurum. — Wenn wir uns nun erinnern, daß für dieſe Unterſuchung die Frage den Ausgangspunkt gebildet hat, wie es komme, daß durch ein einfaches d oder t in I loved und ich liebte, der Begriff der Gegenwart in den der Vergangenheit umwandelt wurde, ſo werden wir in dem Bisherigen eine hinlängliche Aufforderung finden, die Endungen des Präteritums in den älteren teutoniſchen Dialekten wie im Angelſächſiſchen und Gothiſchen näher zu betrachten Im Gothiſchen heißt z. B. nähren nasjan (nasian). Deſſen Präteritum lautet:

Singular:	Dual:	Plural:
nas-i-da	nas-i-dêdu	nas-i-dêdum
nas-i-dês	nas-i-dêduts	nas-i-dêduo
nas-i-da		nas-i-dêdun.

Wir ſehen hier im Plural das Hilfszeitwort „thun" in dêdum, dêduts und dêdun, während es im Singular, wo es als deda, dedês, deda angehängt ſein ſollte, zu den Endungen da, dês, da zuſammengeſchrumpft iſt. Dieſes Präteritum geſtaltet ſich im Angelſächſiſchen zu ner-ë-de, ner-ë-dest, ner-ë-de, ner-ë-don, ner-ë-don ner-ë-don, wo die Aehnlichkeit mit dem Deutſchen ich nährte, du nährteſt, er nährte u. ſ. f. ſchon in die Augen ſpringt. Suchen wir aber nun das Präteritum von „thun" im Angelſächſiſchen, ſo finden wir: dide, didest, dide, d don, didon, didon. Halten wir dieß mit den obigen Endungen im Gothiſchen zuſammen, ſo unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß das Präteritum von nähren im Angelſächſiſchen urſprünglich lauten mußte: ner-ë-dide, ner-ë-didest, ner-ë-dide u. ſ. f., was alſo nichts

anderes heißt, als ich that nähren, du thatst nähren u. s. f. — Das auf love angewendet, so müßte die erste Person des Präteritums lauten: I lovedide, und so wie aus nerëdide endlich nerëde geworden war, wurde jenes schließlich lovede und endlich loved, sowie ich liebe zu ich liebete oder liebte, denn das d des Angelsächsischen (wie oben aus nerëdo nährte) geht im Deutschen in t über. Ich liebte, was jetzt als grammatische Form gefühlt wird, heißt also eigentlich: ich that lieben, der Begriff des Liebens wird dadurch in die Vergangenheit versetzt.

Auf diese und ähnliche Weise ist das ganze grammatische Gerippe der arischen Sprachen untersucht, und sind sämmtliche formale Elemente auf ursprüngliche Originalwörter zurückgeführt worden, so daß bei dem heutigen Stande der Wissenschaft nichts Wesentliches unerklärt geblieben ist. Die zu diesem Zweck wichtigsten Dialekte sind Sanskrit, Griechisch, Latein und Gothisch, aber in vielen Fällen hat auch das Zend, das Keltische und Slavische überraschende Lichter auf dunkle Stellen geworfen. — Zum Schlusse dieser Abtheilung schiene es nicht unpassend zu sein, eine Aufklärung darüber zu geben, warum die bisher behandelte Sprachenfamilie, welche anfänglich nach dem Beispiele Fr. Schlegels die indoeuropäische genannt wurde, hier immer die arische genannt wird. Ârya nun war ursprünglich ein Nationalname und kommt als solcher sowie als Ehrenname schon in den Vedahymnen, also im alten Sanskrit vor, während es im spätern Sanskrit soviel wie adelig, von guter Abkunft bezeichnet. In der spätern dogmatischen Literatur des Veda-Zeitalters erscheint Ârya als Gesammtname für die drei ersten Kasten im Gegensatze zu der vierten der Sûdras, während arya mit kurzem a, wovon jenes mit langem a abgeleitet wird, im spätern Sanskrit einem Mitgliede der dritten Kaste gegeben wird, welche da Soldaten und Priester die ersten zwei Kasten ausmachten, die große Mehrzahl der Bevölkerung inbegriffen haben muß. Da es sehr wahrscheinlich ist, daß dieses Wort von der Wurzel ar kommt, womit das lateinische arare ackern zusammenhängt, so liegt auch die Vermuthung nahe, daß jene dritte Kaste von den Ackerbauern gebildet wurde. Die Arier haben sich möglicherweise selbst diesen Namen auch zum Gegensatze von den Turaniern gegeben, deren Originalname Tura die „Schnelligkeit eines Reiters" ausdrückt. Nach der Theilung des arischen Stammes haben die Anhänger des Zoroaster den Namen mitgenommen, und wurde derselbe durch die beiden Völkerströme, welche durch das heutige Rußland bis zu den Küsten des

ſchwarzen Meeres und Thrakiens und über den Kaukaſus oder das ſchwarze Meer nach dem nördlichen Griechenland und die Donau entlang nach Deutſchland zogen, auch nach Europa gebracht, wo dieſe uralte Bezeichnung im alten Namen Thrakiens nämlich Aria und in dem Namen des deutſchen Stammes der Arii an der Weichſel, ja ſelbſt in hiſtoriſchen Namen wie Arioviſt und endlich im Namen Irlands als der weſtlichſten Station in Europa, wiederklingt. Da nun der Name der Arier dem urſprünglichen Stamme der von uns ſo genannten Völker eigenthümlich war, da in demſelben die Spuren uralter Cultur mit dem Nebenbegriffe des Adeligen gleichſam durch die Natur Bevorzugten liegt, und die die darunter verſtandenen Völker wirklich die Träger der höhern Cultur ſind, ſo ſcheint die Bezeichnung ariſche Sprachenfamilie, ariſche Völker, wohl hinlänglich gerechtfertigt.

Indem die vergleichende Grammatik die Methode befolgte, welche im Früheren an einigen Beiſpielen gezeigt wurde, führte ſie zu dem Reſultate, daß nichts in einem Worte ohne Bedeutung ſei, daß jede heutige Endung ein ſelbſtſtändiges Wort *war*, welches einem andern Worte angehängt wurde um es näher zu beſtimmen, mit dieſem im Lauf der Zeit zuſammenwuchs, in Folge des phonetiſchen Verfalls aber und gleichſam durch Abrieb körperlich ſo verändert wurde, daß es dem äußern Anſcheine nach gar nicht mehr zu erkennen iſt und als bloßes Suffix betrachtet wird. In dem Schmelztiegel der vergleichenden Grammatik bleiben aber endlich jene Wortbeſtandtheile zurück, die ſich auf keine einfachern und urſprünglicheren Worte mehr zurückführen laſſen, und die man *Wurzeln* nennt. Um den Charakter deſſen was man Wurzel nennt richtig zu erkennen, thut man am beſten zu betrachten, wie man an der Hand der vergleichenden Grammatik aus einem beſtimmten Worte die Wurzel ermittelt; noch kürzer iſt der Weg, wenn man eine als ſolche bereits zweifellos beſtimmte Wurzel in ihren Wanderungen durch verſchiedene Idiome betrachtet. Wir wollen vorläufig das Letztere thun, und wählen die früher ſchon bei den Ariern erwähnte Wurzel AR. Dieſe Wurzel bedeutet *pflügen*, ackern. Von ihr leitet man das lateiniſche ar-are, das griechiſche ar-ûn, das iriſche ar, das litthauiſche ar-ti, das ruſſiſche ora-ti, das gothiſche ar-jan, das angelſächſiſche er-jan, das engliſche to ear, ab. Das Werkzeug des Pflügens nämlich der Pflug wird auch davon abgeleitet und heißt lateiniſch ara-trum, griechiſch ara-tron, böhmiſch oradlo, corniſch aradar, altnorſiſch ardhr. Im Altnorſiſchen hat dieſes Wort als Erzeuger des Wohlſtandes den Begriff

des Wohlſtandes ſelbſt angenommen, ſowie im lateiniſchen pecunia von pecus dem Hauptreichthum eines Hirtenvolkes ſtammt.

Die Handlung des Pflügens heißt lateiniſch aratio, griechiſch arosis und es iſt wahrſcheinlich, daß ſelbſt das Wort aroma Wohlgeruch, von dieſer Wurzel kommt, inſoferne das geackerte Feld Wohlgeruch verbreitet, ſo wie in der Geneſis 27, 27 Jakob ſagt: „Der Geruch meines Sohnes iſt wie ein Geruch des Feldes, das der Herr geſegnet hat."

Auch die Ausdrücke für Erde als geackertes Land kommen von dieſer Wurzel, und zwar nebſt dem deutſchen: Erde, im Sanskrit ira, im Althochdeutſchen ero, im Gäliſchen ire, im Gothiſchen airta, im Engliſchen earth.

Da das Pflügen die vorzüglichſte Arbeit war, und durchaus in der Sprache das Beſtreben vom Speciellen zum Allgemeinen aufzuſteigen erkennbar iſt, ſo hat die Handlung des Pflügens, welche im Altnorſiſchen erfidhi heißt, in welchem Worte die Wurzel ar zu erkennen iſt, endlich in dem Worte Arbeit die Bezeichnung für jede angeſtrengte Thätigkeit hergeben müſſen.

Die Worte arvum und griechiſch arûra geackertes Land ſind ſicher auf dieſe Wurzel zurückzuführen, und da das Pflügen eine der urſprünglichſten Künſte war, ſo möchte auch wohl ars (franzöſiſch und engliſch art) jetzt ſchlechtweg die Kunſt, dieſelbe Abſtammung haben.

Die alten Völker waren aber auch dichteriſch begabt und ſtellten glückliche Vergleiche an. So erſchien ihnen das Schiffen als ein Durchpflügen des Waſſers, und die Worte für Ruder im Sanskrit aritra, im Angelſächſiſchen âr, im Engliſchen oar, heißen demnach eigentlich ſo viel als Pflugſchaar des Waſſers. Die griechiſchen Worte ἐρέτης der Ruderer und τριήρης ein Schiff mit 3 Rudern (das lat. triremis) haben dieſelbe Abſtammung.

Man könnte dieſe Wurzel ar noch weiter verfolgen, die angeführten Beiſpiele dürften aber genügen, um zu zeigen, was man unter Wurzel und zwar insbeſonders unter einer prädicativen Wurzel verſtehe, d. i. nämlich eine ſolche, welche in jeder Zuſammenſetzung in die ſie eintritt, dieſelbe Grundvorſtellung ausſpricht.

Nachdem wir oben eine ſchon ermittelte Wurzel in ihren Zuſammenſetzungen verfolgt haben, können wir auch umgekehrt aus einem beſtimmten Worte die Wurzel ermitteln um auch dieſen Prozeß kennen zu lernen. Wir wählen das Fremdwort respectabel. In dieſem erkennen wir leicht das Verbum respectare und die bloße Endung bilis. Von

Ersterem trennen wir das Präfix re und führen die Partizipalbildung spectare auf das Verbum spicere oder specere (schauen) zurück, von welch' Letzterem nach Abtrennung der veränderlichen Endung ere die Wurzel spec endlich zurückbleibt. Von dieser Wurzel erwartet man nun, daß sie sich im Sanskrit und den anderen arischen Sprachen findet, und dieß ist wirklich der Fall. Im Sanskrit heißt spás (gebräuchlicher pás) sehen, spása der Spion und spaschta klar, offenbar. Im Althochdeutschen spêhon spähen, speha Spion und spache scharfsinnig. Im Griechischen ist die Wurzel spek in skep verwandelt, welches dem skeptomai sehen, skeptikos zum Betrachten geschickt, skopein spähen und episkopos Aufseher, Bischof zu Grunde liegt. Was heißt aber das ursprünglich gewählte Wort respectabel, oder vielmehr wie kommt das Wort dazu, eine Person zu bezeichnen, welche Respect, Rücksicht verdient. Die Antwort muß in der Bedeutung der Wurzel spec liegen. Und in der That, während wir an gewöhnlichen Personen und Sachen vorbeigehen, ohne auf sie näher zu achten, sehen wir uns nach jenen noch einmal um (re spicere), welche unsere Aufmerksamkeit, Achtung, Bewunderung verdienen. So heißt ja auch nobel, nobilis ursprünglich das, was gekannt zu werden verdient, und hieß anfänglich gnobilis, sowie nomen für cognomen, natus für gnatus steht.

Sowie specere spähen mit der Präposition re welche den Begriff des zurück, nach rückwärts enthält, das Wort Respect u. s. f. bildete, so geht es mit sehr vielen Präpositionen Verbindungen ein. Mit de (von oben herab) erhalten wir despicere verachten und despectus; das französische dépit ist aber schon in der Bedeutung modificirt und bedeutet Aerger, Verdruß; se dépiter heißt böse werden, dépiteux ärgerlich. Mit sub (von unten hinauf) erhält man suspicere, sus pic ari von unten hinauf blicken, verdächtig ansehen, beargwöhnen; der Engländer leitet sein suspect, suspicion, suspicious, der Franzose soupçon davon ab.

Mit circum (herum) erhält man circumspicere herumsehen, circumspect umsichtig.

Mit in wird es inspicere hineinsehen, Inspection, Inspector. Mit ad (an) wird es adspicere ansehen, aspectus Anblick (aktiv und passiv genommen); mit pro erhält man prospicere, prospectus, mit con dann conspicere, conspectus und das englische conspicious.

Ganz ähnliche Zusammensetzungen geschehen mit dem abgeleiteten spectare wie z. B. expectare u. s. f.

Das lateiniſche auspicium und engliſche auspicious enthält in ſeinem zweiten Theile dieſelbe Wurzel, und heißt bekanntlich auspicium das Weisſagen auf Grund der Betrachtung des Fluges der Vögel, wodurch es abgeleitet auch die Bedeutung von günſtig, glücklich hervorbringt, was dann Ausdrücke wie: „Unter den Auſpicien dieſes Regenten" u. ſ. f. erklärt. Haruspex der Eingeweidebeſchauer hat die ähnliche Ableitung.

Von derſelben Wurzel kommt speculum der Spiegel und specula ein Ausſichtsort, ja ſelbſt das franzöſiſche espiègle verſchmizt und espièglerie Wintbeutelei, Narrenspoſſen kommt merkwürdiger Weiſe ebenfalls davon her. Im Mittelalter hatte man nämlich in Deutſchland Worte wie Sachſenſpiegel, Schwabenſpiegel (Geſetzſammlungen), Laienſpiegel (Anweiſungen für Laien) u. dgl. und Eulenſpiegels Schwänke die damals aufkamen, ſollten gleichſam eine Gattung von Schalksnarren darſtellen, ſo daß die Bildung des Namens des Helden durch Zuſammenſetzung mit dem Worte Spiegel damals ganz adäquat war. Die Franzoſen lernten unſeren Landsmann als Ulespiègle kennen, und ſo entſtanden die Worte espiègle, espièglerie. Wie ſonderbar iſt oft ſelbſt das Schickſal von Wörtern. Ein äußerſt knospenreicher Zweig aus derſelben Wurzel iſt das lateiniſche species. Es würde jedoch zu weit führen wenn man dieß nachweiſen wollte und es dürfte genügen hinzuweiſen, daß Worte wie ſpezifiſch, Spezereien, Speziesthaler, das franzöſiſche épicier Gewürzhändler, das italieniſche specieria Apotheke und dergleichen davon abſtammen. Dieſe wenigen Beiſpiele dürften genügen, die ungeheure Zeugungskraft der Sprache darzuthun, mit welcher ſie aus wenigen einfachen Elementen wie die prädicativen Wurzeln ar und spec ſind, eine große Anzahl von Begriffen ausdrückt; denn die Zahl der Wurzeln wie die zwei genannten iſt in der That ſehr gering. Betrachten wir nun die Wurzeln als ſolche etwas genauer. Alle Wurzeln ſind einmal einſilbig, denn jene, welche mehr als Eine Silbe haben, ſtellen ſich immer als abgeleitete dar, welche ſich auf einſilbige zurückführen laſſen. Aber auch dieſe laſſen ſich nach der Anzahl der Buchſtaben und dem Unterſchiede zwiſchen Vocalen und Conſonanten unterabtheilen, und als primitive, ſecundäre und tertiäre unterſcheiden, eine Unterſcheidung die für unſer letztes oder höchſtes Problem ſehr wichtig iſt.

Die primitiven beſtehen aus einem Buchſtaben wie i gehen, aus einem Vokal und Conſonanten wie ar ackern und aus einem Con-

ſonanten und Vocalen wie da *geben*. Dieſe primären Wurzeln ſind die wichtigſten in der Geſchichte der Sprache; da aber ihre prädicative Macht im Allgemeinen einen zu unbeſtimmten Charakter an ſich trägt, werden ſie bald durch die anderen verdrängt.

Die ſecundären Wurzeln beſtehen nur aus einem Conſonanten, Vocal und wieder einem Conſonanten, wie tud, ſtoßen; allein die beiden Conſonanten laſſen Modificationen zu, wodurch dieſe Wurzeln eine größere Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit erlangen, indem z. B. in den ariſchen Sprachen durch eine Veränderung des letzten Conſonanten die urſprüngliche prädicative Bedeutung etwas modifizirt wird. So hat man im Sanskrit neben dem obigen tud ſtoßen, tup (wovon das griechiſche typ-to), tubh und tuph*) ſchlagen, ferner tuj und tur erregen, tûr verletzen, tuh quälen.

Die tertiären Wurzeln endlich beſtehen aus zwei Conſonanten mit darauffolgendem Vokal wie plu *fließen*, aus einem Vokal mit zwei darauffolgenden Conſonanten wie ard *verletzen*, aus zwei Conſonanten, einem Vokal und wieder einem Conſananten wie spás *ſpähen*, und endlich aus zwei Conſonanten, einem Vokal und wieder zwei Conſonanten wie spand *zittern*.

Wir finden bei dieſer Claſſe von Wurzeln, daß einer der Conſonanten immer entweder ein Halbvocal oder ein Naſal- oder ein Ziſchlaut iſt, weil dieſe veränderlicher ſind, und man kann immer nachweiſen, daß ein Conſonant ſpäter erſt hinzugetreten iſt, um die Bedeutung der Wurzel ſpezieller zu machen, näher zu beſtimmen. So ſtand ſtatt spás früher pás und ſelbſt dieſe Wurzel hat *Pott* auf ás zurückgeführt. So heißt yui verbinden und yudh fechten und beide ſtammen von der primitiven Wurzel yu vermiſchen, ſowie wirklich ſowohl bei freundſchaftlichen Verbindungen als im Kampfe eine Vermiſchung von Perſonen ſtattfindet; das Bedürfniß einer Unterſcheidung jener beiden Begriffe mußte aber bei der Fortentwicklung der Sprache zu den Modificationen der Wurzel yu in yui und yudh führen.

Die Anzahl dieſer Wurzeln iſt aber wie bereits geſagt in einer Sprache ſehr gering. So hat man das Hebräiſche auf 500 Wurzeln bloß zurückgeführt und auch das Sanskrit wird kaum mehr haben; ſelbſt das Chineſiſche das keine Compoſita und Derivata bildet alſo zur Bil-

*) Das h in tubh und tuph wird nicht beſonders ausgeſprochen und gibt nur eine Modification der Ausſprache des b und p.

dung ſeiner mehr als 40.000 Wörter dem Anſcheine nach mehr Wurzeln nöthig haben ſollte, kommt mit 450 Wurzeln aus. Die Urſprache zeigt bei der Bildung der Wurzeln jedenfalls eine große Oekonomie, denn wenn man nur 24 Buchſtaben annimmt und nur die Anzahl der damit möglichen biliteralen und triliteralen Wurzeln alſo mit Ausſchluß der mehr Buchſtaben enthaltenden berechnet, ſo erhält man die Zahl von 14.000 gegen welche die Zahl von 450—500 Wurzeln wirklich unbedeutend iſt. —

Es iſt bis jetzt bloß von den ſogenannten prädicativen Wurzeln geſprochen worden; allein mit dieſen würde man ungeachtet deſſen, daß ſie zum Ausdrucke für alle uns wichtigen oder denkbaren Gegenſtände genügen würden, dennoch nicht ausreichen, um irgend eine der ariſchen Sprachen zu bilden. Wenn man z. B. eine prädicative Wurzel hat die Glanz, Licht bedeutet, ſo genügt zwar dieſelbe um jeden Gegenſtand der wirklich oder metaphoriſch Glanz verbreitet, damit bezeichnen zu können, alſo Sonne, Mond, Sterne, Morgen, Dämmerung, Heiterkeit, Weisheit, Tugend, u. ſ. f.; man wird aber damit die Beziehungen nicht auszudrücken vermögen, die man mit da, hier, welcher, was, dieſer, jener, du, er u. ſ. w. in der That ausdrückt. Zu letztern braucht man alſo eine eigene Claſſe von Wurzeln, welche auf etwas einfach hinweiſen, welche eine Exiſtenz unter beſtimmten zeitlichen oder räumlichen Verhältniſſen ausdrücken, und die man demonſtrative oder pronominale, auch locale Wurzeln nennt. Im Chineſiſchen und den übrigen ſogenannten radicalen Sprachen, wo jedes Wort eine Wurzel und jede Wurzel ein Wort iſt, kann man allein dieſe zweite Claſſe entbehren. Im Chineſiſchen kann nämlich eine beſtimmte Wurzel Nomen, Verbum, Adjectivum, Adverbium ſein, je nachdem es im Satze eine Stellung einnimmt. So heißt z. B. ta groß und jin Mann, und es bedeutet ta jin einen großen Mann, jin ta aber: der Mann iſt groß. Dasſelbe Wort iſt alſo in dieſen Beiſpielen Adjectivum und Verbum. Anders in den andern beſonders in den ariſchen Sprachen. Da haben wir z. B. im Lateiniſchen die prädicative Wurzel luc leuchten. Um ein Subſtantiv wie Licht zu erhalten, muß eine demonſtrative Wurzel hinzugefügt werden die anzeigt, daß man das Leuchten von einem Subjecte ausſage; eine ſolche Wurzel iſt s welches da bedeutet, und man erhält luc-s oder lux, welches wörtlich heißt: leuchten-da. Setzt man zu jener prädicativen Wurzel die eine Perſon z. B. die du bezeichnende pronominale Wurzel es, ſo erhält man luc-es oder wörtlich: leuchten-du.

Doch muß man ſich hüten zu glauben, daß alles was in einem Worte nach Wegnahme einer prädicativen Wurzel übrig bleibt, eine pronominale oder demonſtrative Wurzel ſein müſſe. So iſt z. B. im Worte männlich das lich keine demonſtrative, ſondern ebenfalls eine prädicative Wurzel deren es ja in einem Worte mehrere geben kann, und hängt mit der prädicativen Wurzel gleich zuſammen. Auch die Comparativendung tara im Sanskrit, teros im Griechiſchen, iſt trotz des ſcheinbaren Gegentheils, von einer prädicativen Wurzel nämlich von tar „darüber hinausgehen" abgeleitet, die ſich im lateiniſchen trans und im franzöſiſchen très wiederfindet.

Dagegen ſind die meiſten Declinations- und Conjugationsendungen demonſtrative Wurzeln; ſo iſt z. B. das t in er liebt der Reſt der pronominalen Sanskritwurzel ti welche er bedeutet. Aus dem Sanskrit da geben, und dha ſtellen wird daher dadâti geben-er oder er gibt, und dadhâti ſtellen-er oder er ſtellt. Wenn dieſe Worte im Griechiſchen didosi und tithesi und nicht didoti und titheti heißen ſo hat das ſeinen Grund darin, daß dort regelmäßig in ſolchen Formen das t in s verwandelt wurde, während es ſich in esti noch erhielt. Später und zwar noch in hiſtoriſchen Zeiten ließ das Griechiſche das s zwiſchen zwei Vocalen ganz fallen, wodurch es möglich wurde, daß das urſprüngliche typteti durch typtesi in typtei überging. Das Lateiniſche läßt das i wie das Deutſche in der dritten Perſon fallen, wodurch man amat und er liebt erhält.

Alles das gilt aber nicht nur von den ariſchen, ſondern auch von den andern zwei gehörig unterſuchten Sprachenfamilien, nämlich der ſemitiſchen (das Aramäiſche, Hebräiſche und Arabiſche begreifend) und der turaniſchen Sprachenfamilie (welche in die nördliche Abtheilung mit der tunguſiſchen, mongoliſchen, türkiſchen, finniſchen und ſamojediſchen Sprache, und in die ſüdliche Abtheilung mit mehreren andern weniger gekannten aſiatiſchen Sprachen zerfällt). Wenn es auch in den andern vier Welttheilen außer Europa Sprachen gibt die noch nicht unterſucht wurden, ſo kann man ſich doch bei dem negativen Reſultate beruhigen, daß bis jetzt keine Sprache gefunden wurde, welche mehr als dieſe beiden Hauptbeſtandtheile der Rede nämlich prädicative und demonſtrative Wurzeln aufgewieſen hätte. In der Sprache iſt alles erklärt worden bis auf die Wurzeln; dieſe allein bleiben als Bodenſatz im Schmelztiegel der vergleichenden Grammatik zurück. Alle Sprachen ſind andererſeits von jener Bildungsform ausgegangen, in welcher wir heute noch das Chineſiſche

das keine Biegungen kennt, bei dem die Wurzeln nicht aneinander wachsen, gleichsam erstarrt oder versteinert finden. Dieß alles ist ein großes Resultat, welches uns unserem höchsten Probleme nahe bringt. Die Frage nämlich nach dem Ursprunge der Sprache lautet jetzt so: Wie ist der Ursprung der prädicativen und demonstrativen Wurzeln zu erklären? — (Schluß folgt.)

Kärnten und die kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Umgibt die Wiener Akademie auch nicht jener Nimbus, in den sich die Pariser gehüllt, deren Mitglieder Europa geradezu die Unsterblichen nennt, so bleibt ein Act, wie die feierliche Jahressitzung, worin die höchste wissenschaftliche Behörde des Kaiserstaates zum gebildeten Publicum spricht, immer der Beachtung werth. — Wer Sinn hat für Werke des Geistes, der kann daraus ein Bild des wissenschaftlichen Lebens und Strebens in Oesterreich gewinnen; denn wenn auch nicht alles Leben von ihm ausgeht, so ist diese gelehrte Körperschaft doch an den bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen direct oder indirect betheiligt.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, ein solches Bild zu entwerfen, wir wünschten nur den Lesern der „Carinthia", auf Grundlage des gedruckten Berichtes über die feierliche Sitzung vom 30. Mai 1865, den Antheil zu bezeichnen, den Kärnten an den Leistungen der kaiserlichen Akademie im Jahre 1864—65 genommen hat.

Wir sehen eine Betheiligung Kärntens entweder darin, daß aus dem Lande wissenschaftliche Arbeiten hervorgegangen sind, oder daß das Land Gegenstand solcher geworden, oder endlich, daß geborne Kärntner in irgend einer Weise sich bethätigt haben.

Eine Betheiligung der ersten Art hat nur im verflossenen akademischen Jahre (Mai 1864 — Mai 1865) nicht in hervorragender Weise stattgefunden, aber wohl nimmt Kärnten regen Antheil an einem Unternehmen von großer wissenschaftlicher und praktischer Tragweite, welches von einem Mitgliede der Akademie, dem Direktor der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, Dr. Karl Jelinek, ausgegangen ist, und über welches in der feierlichen Sitzung Bericht erstattet wurde. — Dieses Unternehmen ist die Organisirung eines Systems telegraphischer Witterungsdepeschen, wie es schon längere Zeit

in England, den Niederlanden, Frankreich und den vereinigten Staaten Nordamerika's besteht. Man beabsichtigt dadurch eine Uebersicht des täglichen atmosphärischen Zustandes über dem Territorium der österreichischen Monarchie zu gewinnen und das reiche Beobachtungsmaterial sowohl für die Zwecke der Meteorologie als der Schifffahrt und des Handels zu verwerthen. — Letzteres geschieht, indem die aus allen Theilen der Monarchie einlaufenden Nachrichten den Häfen am adriatischen Meere mitgetheilt werden. — Dieses Unternehmen ist bereits ins Leben getreten und werden die telegraphisch mitgetheilten Daten nicht nur von der Centralanstalt auf meteorologischen Karten verzeichnet, sondern auch in der „Neuen freien Presse" veröffentlicht. — Es ist bekannt, daß Kärnten unter allen Theilen der Monarchie am meisten Beobachtungsstationen hat; die Station Klagenfurt ist in den täglichen Berichten regelmäßig vertreten.

Außerdem haben sich die von der Akademie im vorigen Jahre eingeleiteten Untersuchungen von Pfahlbauten auch auf Kärnten erstreckt. — Der Bericht sagt darüber: „Professor von Hochstetter untersuchte die meisten Seen von Kärnten und Krain und fand in fünf Seen Kärntens (dem Wörther, Keutschacher, Rauschele-, Ossiacher- und Längsee) thatsächliche Spuren, die zur Hoffnung berechtigen, daß hier denen der Schweiz ähnliche Pfahlansiedlungen bestanden haben. Namentlich war er so glücklich, bezüglich des Keutschacher Sees sich hievon sichere Ueberzeugung zu verschaffen, indem es gelang, aus dem Bereiche uralter Pfähle Reste von Knochen, Culturpflanzen und Töpferwaaren zu Tage zu fördern, deren Beschaffenheit, Form und Verzierung mit jenen übereinstimmen, welche ähnliche Funde aus den schweizerischen Pfahlbauten zeigen."

Auch nimmt Kärnten Theil an dem wissenschaftlichen Gewinn, der aus der Publikation des Werkes von Oberstlieutenant Sonklar „Die Gebirgsgruppe der hohen Tauern" erwächst, wozu die kaiserliche Akademie die Summe von 800 fl. bewilligt hat.

Von den wissenschaftlichen Forschern, welche Kärnten ihre Heimat nennen, begegnen wir im Berichte zweien, Dr. Leitgeb, Professor am Gymnasium in Linz, und Dr. Stefan, Professor an der Universität Wien. — Ersterer hat in den Sitzungsberichten der Akademie (Band 49) zwei Abhandlungen publicirt. 1. Zur Kenntniß von Hartwegia comosa Nees, und 2. Ueber kugelförmige Zellverdickungen in der Wurzelhülle einiger Orchideen. — Die Denkschriften der Aka-

demie (24. B) bringen von demſelben Verfaſſer eine Abhandlung „Ueber die Luftwurzeln der Orchideen", II. Abtheilung. — In wahrhaft glänzender Weiſe tritt dießmal Dr. Stefan hervor, die höchſte Auszeichnung, die zu ertheilen war, wurde ihm zugeſprochen, nämlich der Lieben'ſche Preis für die beſte Leiſtung aus dem Gebiete der Phyſik ſeit 1862. — Der Bericht ſagt darüber:

„Der Beſtimmung des §. 3 des Stiftbriefes über die Jg. L. Lieben'ſche Stiftung gemäß hat die mathem. naturw. Claſſe der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften in ihrer Sitzung am 3. März l. J. eine Commiſſion von fünf wirklichen Mitgliedern gewählt, welche der Claſſe über die Zuerkennung des erſten Lieben'ſchen Preiſes im Betrage von 900 Gulden für die ausgezeichnetſte, in der Zeit vom 1. Jänner 1862 bis letzten Dezember 1864 erſchienene Arbeit im Gebiete der Phyſik, mit Inbegriff der phyſiologiſchen Phyſik, einen Antrag zu ſtellen hatte.

Dieſe Commiſſion erſtattete ihren Bericht in der Sitzung der mathematiſch-naturw. Claſſe am 27. April l. J., und auf Grundlage desſelben hat die Claſſe in derſelben Sitzung einſtimmig den Beſchluß gefaßt, unter den in das Gebiet der Phyſik fallenden Arbeiten, welche während des gedachten Trienniums von Oeſterreichern veröffentlicht worden ſind, denen ihres correſpondirenden Mitgliedes, des Herrn Profeſſors Dr. Joſeph Stefan, den Preis zuzuerkennen, und zwar entſchied ſich die Claſſe, wenn nach dem Wortlaute des Stiftbriefes vom 1. Juli 1863, §. 2, blos Eine Arbeit mit dem Preiſe betheilt werden ſoll, einſtimmig für die von dem genannten Verfaſſer in der akademiſchen Sitzung vom 3. November 1864 vorgelegte und im 50. Bande der Sitzungsberichte veröffentlichte Abhandlung, betitelt:

„Ein Verſuch über die Natur des unpolariſirten Lichtes und die Doppelbrechung des Quarzes in der Richtung ſeiner optiſchen Axe."

Vornehmlich iſt es die Aufhellung der bisher noch nicht mit Sicherheit erkannten Beſchaffenheit eines ſogenannten unpolariſirten Lichtſtrahles, worin die Commiſſion einen bedeutenden Fortſchritt erkennt. Es darf hiebei jedoch nicht unbemerkt bleiben, daß auch die übrigen von Herrn Profeſſor Stefan im Jahre 1864 in den Sitzungsberichten der Akademie niedergelegten Abhandlungen über Erſcheinungen des Lichtes, fünf an der Zahl, ſich durch Neuheit und ſcharfſinnige Behandlung des Gegenſtandes auf das

Vortheilhafteſte auszeichnen; ferner daß auch jede der in dem Zeitraume des in Rede ſtehenden Preiſes von ihm veröffentlichten Arbeiten über andere phyſikaliſche Gegenſtände ihren Verfaſſer des Preiſes würdig macht."

Die hier erwähnten wiſſenſchaftlichen Arbeiten unſeres ausgezeichneten Landsmannes ſind folgende:

1. Ueber die Dispersion des Lichtes durch Drehung der Polariſationsebene im Quarz.

2. Ueber eine Erſcheinung im Newton'ſchen Farbenglaſe.

3. Ueber Interferenzerſcheinungen im prismatiſchen und im Beugungsſpectrum.

4. Ueber Nebenringe am Newton'ſchen Farbenglaſe.

5. Ueber Interferenz des weißen Lichtes bei großen Gangunterſchieden.

6. Theorie der doppelten Brechung.

Sämmtlich enthalten im 50. Bande der Sitzungsberichte. — Nebſt dieſen:

7. Ueber einige Thermoelemente von großer, elektromotoriſcher Kraft.

Unſer Land hat volles Recht, ſich der Auszeichnung zu freuen, die einem ſeiner Söhne in ſo feierlicher Weiſe zu Theil geworden, und kann ſtolz darauf ſein, der Wiſſenſchaft eine ſolche Kraft zugeführt zu haben. — Und wenn einſt ein neuer Valvaſor aufſteht, ein Bild unſerer Heimat im Geiſte des Jahrhunderts zu entwerfen, ſo wird er Männer wie Stefan zur „Ehre des Herzogthums Kärnten" zählen.

Aus „Aora",

einem Gedicht in 4 Geſängen.

Von Ernſt Rauſcher.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

(III. Geſang, XXXI. Strophe.)

So laſſ' ich hochentzückt mein Lied erſchallen
Zu deinem Preis, gewaltige Natur! —
Ob Tauſende zu deinem Tempel wallen;
Der Liebefühlende verſteht dich nur:
Denn Liebe, Liebe tönt im Bach, im Fallen
Des Waſſers, Liebe ruht im Lichtazur,
Und Liebe ſchwebt im leichten Wolkenreigen
Um Alpenhäupter, die zum Himmel ſteigen!

Und Lieb' und Sehnſucht regen ſich beim Klingen
Des Poſthorns, das die blaue Luft durchbebt —
Nur ſchade, daß man bald zu jenen Dingen
Auch das wird zählen, die ſich überlebt;
Denn nahe ſind die Zeiten, wo auf Schwingen
Der Menſch wetteifernd mit dem Vogel ſchwebt
Von Land zu Land, — und auf der Bahn von Eiſen
Nur höchſtens noch die Schnecken werden reiſen.

Wir können das Unmögliche erleben —
Wer weiß, wie weit es noch die Menſchheit bringt,
Die ſtets erfindende! bald wird es geben
Kein Wundermärchen, das nicht glaublich klingt;
Doch hege ich trotz allem Vorwärtsſtreben
Den ſtillen Zweifel, ob es je gelingt
Dem unermüdlichen Geſchlecht auf Erden:
So gut und glücklich auch — als klug zu werden!

Doch die Betrachtung ſo gewicht'ger Sachen
Sie ſtellte Anfangs ſich nur ſelten ein
Bei unſerem Reiſenden; Gedanken machen
Wollt' er ſich nicht: anſchauend nur ſich weih'n
Der Erdenſchönheit, deren Strahlen brachen
Sich ſchimmernd in der Liebe Edelſtein,
Den treuverſchloſſen ſeine Seele hegte —
Den Kern, um den ſich Welt und All bewegte.

An deines See's geſegneten Geſtaden
O Zürch! — mit ſchmucken Häuſern überſät
Sah er zuerſt im Abendroth ſich baden
Die Gletſcher, von des Ew'gen Hauch umweht!
Der Nebel ſank, ſie ſchienen ihn zu laden
Hinan zu ihrer reinen Majeſtät,
Mit Blicken voller Huld, im Glanz der Sterne
Herüberleuchtend aus der Silberferne.

Ein Sohn der Berge — galt ſein größtes Sehnen
Sein innigſtes, den Bergen jederzeit
Mit ihren Bächen — ungeſtümen Thränen
Die in der wilden Felſeneinſamkeit
Natur vergießt — —; doch nimmer fühlt' er dehnen
Den Geiſt ſo mächtig ſich, ſo rieſenweit,
Als da, beim erſten Anblick jener Firnen
Mit Mondesſtrahlen kränzend ſich die Stirnen! —

Und näher ging es, bis in ſtolzer Reihe
Vor ihm ſich alle zeigten Hand in Hand,
Ach! Stunden waren es voll hoher Weihe,
Als er auf grünem Rigi-Kulme ſtand —
Und weithin flog der Blick hinab in's freie,
In's ſchöne und beglückte Schweizerland
Mit ſeinen Seen, Thälern, Hügeln, Matten,
Wo Anmuth und Erhabenheit ſich gatten!

Das Alpenhorn ertönte früh, und weckte
Die Schaar der müden Schläfer im Hôtel
Zum Sonnenaufgang — manches Herrchen reckte
Den Arm, und wiſchte ſich die Augen hell;
Die Sonne ſtieg —; doch, leider! ſie verdeckte
Der Gäſte dichter Knäuel, der zur Stell'
Gekommen war, zu Fuß und auch zu Roſſe,
Als gält' es anzugaffen eine Poſſe!

Und wie ein Jahrmarkt war der Platz zu ſchauen,
Recht unterhaltend und belebt — o ja! —
Wo aber blieb das heiligbange Grauen,
Das dich durchzittert — ſtehſt du einſam da
In ſchweigender Erwartung auf dem rauhen
Unwirthlichen Gebirge, fern und nah
Kein Weſen ſtädt'ſcher Art! — der zu entkommen
Die weite Wanderung du unternommen? —

Zu Fuße wandern! — Laut'res Hochvergnügen!
O frei'ſte Luſt auf dieſem Erdenrund! —
Verjüngungsquell! o trink' in durſt'gen Zügen
Daraus an Leib und Seele dich geſund! —
Einmal entflohen den geſell'gen Lügen
Erneuere den halbvergeſſ'nen Bund
Mit der Natur, die bald den Ungetreuen
Mit reiner Gaben Fülle wird erfreuen! —

Mit reineren, als die daheim unzählig
Bedürfniß häuft, dem du auch dienen mußt —
Du wanderſt fort, und wandernd wirſt du mählig
Dich jeder edler'n Fähigkeit bewußt;
Und weit und weiter — bis du endlich ſelig-
Ermattet, in des Abends Nebelduft —
Gelangſt zum weltentleg'nen Alpenhauſe,
An dem mit wildurkräftigem Gebrauſe

Der Bach vorüberzieht. Heil dir! — die Schrecken
Hier ſind ſie dir erſpart, der table d'hôte!
Und köſtlicher, als dort die Auſtern, ſchmecken
Dir hier ein wenig Käſ', ein Stückchen Brot;
Du mahnſt den biedern Aelpler, dich zu wecken,
Und wenn er freundlich gute Nacht dir bot —
Dann ſtreckſt du auf das Stroh die müden Glieder,
Und ſchließeſt allgemach die Augenlieder,

Zu ſchlafen? — nein! — vorerſt nur wach zu träumen! —
Nachlauſchend den gedämpften Melodei'n
Des Waſſers, welches zwiſchen ſchwarzen Bäumen
Nachtwandeln muß im zweifelhaften Schein
Des Mondes, der aus ſeinen ew'gen Räumen
Herabſpäht in das traute Kämmerlein
Wo du indeß, von künſt'ger Schönheit trunken
In ſüße Selbſtvergeſſenheit geſunken!

Aus der dich jezuweilen für Sekunden
Aufſtört ein ferner, abgeriſſ'ner Ton
Der Heerdeglocke, aber raſch entwunden
Iſt deine Schläfe jetzt dem Schlummermohn;
Denn horch! es kräht der Hahn — die langen Stunden
Sie wären hin? — es ſollte dämmern ſchon? —
Noch ringsumher iſt Finſterniß ergoſſen;
Und ſchleunig wird das Fenſter aufgeſchloſſen.

Du blickſt hinaus: es legt dem Tag zu Füßen
Ihr funkelnd Diadem die alte Nacht,
Wie eine Fürſtin, die den Sohn zu grüßen
Als Erben, ſich entledigt ihrer Macht;
Der aber lohnt mit Dankesflammenküſſen
Der Mutter, die ſo gnädig ihn bedacht:
Im Purpur naht er ſich, und Thränen thauen
Auf Wald und Flur von ſeinen Strahlenbrauen!

— — Doch ſtatt auf unſ're eig'ne Fauſt im Blauen
Herumzuſchwärmen, wär's nicht beſſer, 'mal
Nach unſerm Sonderling uns umzuſchauen? —
Der, eingehüllt in ſeinen Reiſeſhawl,
Nebſt vielen Kindern, Mädchen, Herren, Frauen
Noch auf dem Rigi ſteht, im erſten Strahl
Der Sonne, die mit Bravoruf empfangen
Trotz alledem nur Einmal aufgegangen!

Er fuhr auf dir, du ſchönſter aller Seen,
Deß grüne Fluth um vier Kantone ſpült:,
Sah den Pilat, die ernſten Mythen ſtehen —
— Mit Wolken war der Himmel halb erfüllt —
Der Vorzeit Sagen fühlt' er zu ſich wehen
Von deinen Ufern, die ſich hold enthüllt
In immer neuen, wundervollen Bildern,
Wie ſchwerlich ſie das Wort vermag zu ſchildern.

Hier winkt manch lauſchig Dörfchen aus den Kronen
Der fruchtbelad'nen Bäume in der Bucht,
O wer mit der Geliebten dürfte wohnen
Am Bache drüben, der entrauſcht der Schlucht! —
Fürwahr! er tauſchte nicht mit Königsthronen
Den grünen Winkel, den er ausgeſucht! —
Wo all ſein Leben in der Alpenſtille
Sich wandelte zur reizendſten Idylle!

Nun wendet ſich der See — in ſeine Welle
Hängt beiderſeits der ſchroffe Fels herein,
Der Freiheit Wiege, in ſmaragd'ner Helle
Das Grütli dort gebettet in's Geſtein!
Tell's Platte hier, zur Seite die Kapelle,
Wo einſt umleuchtet von der Blitze Schein
Der kühne Mann an's Ufer ſich geſchwungen,
Deß Name heut' noch lebt auf allen Zungen.

Gelehrte! müht euch nur ihn auszumerzen!
In jeder Stube hängt der Tell, (doch nennt
Ihn wie ihr wollt!) in jedem Herzen,
An jedem Brunnen ſteht ſein Monument!
Des freien Mann's, des wack'ren Vaters Schmerzen,
Sein muthig Ringen mit dem Element —
So wahr und groß dieß Alles zu beſingen
Nur einem deutſchen Dichter konnt's gelingen!

Und wie ſo unvergleichlich ihm gelungen
Die Leute uns zu malen und das Land,
Von dem ihm ferne Kunde nur erklungen,
Das nur vor ſeines Geiſtes Auge ſtand —
Weiß von Bewund'rung mehr und mehr durchdrungen
Nur der —, der mit dem Buche in der Hand
Wie Egon ſah die Stätten, die verehrten,
Die That und Lied für alle Zeit verklärten!

Er wanderte hinauf die Gotthardſtraſſe,
Wo hoch des Berg'bewohners Hütte hängt
Die tolle Reuß durch wüſte Trümmermaſſe
Granit'ner Blöcke mit Getös ſich drängt;
Hinaus durch's Urnerloch! — und ſieh'! ich laſſe
Die Schrecken hinter mir, und mich umfängt
Auf reiner Höhe, traulich abgeſchieden
Des Alpenthales Paradieſesfrieden!

Den Vater Gotthard ſah er — ſah die Wiege
Des deutſchen Stromes, dann durch tiefen Schnee
Am Furka-Joche bahnte eine Stiege
Der Führer ihm, — er ſah den „todten See",
— Wohin ſogar einmal der Gott der Kriege
Geklettert war mit ſeinem blut'gen Weh —
— Dann ging's hinab auf Pfaden ſteil und ſpröde
Zum Grimſel-Haus in winterlicher Oede.

O Hasli-Thal! im Schmucke friſcher Wieſen,
Von waldigen Bergen prächtig eingefaßt!
Du Aar-durchrauſchtes! dreimal ſei geprieſen,
Der mehr in dir, als bloß ein flücht'ger Gaſt!
Kein trauter Plätzchen konnt' er ſich erkieſen
Nach mühevollem Marſch zu kurzer Raſt,
Als vor dem Hof im Abendzephyrkoſen
Der ſchönen Bernermaid, beſchenkt mit Roſen.

Lieb Meyringen! auch deiner denkt er gerne:
Im Landes-Herzen ruhſt du lieblichſchön
Mit braunen Dächern zwiſchen Bäumen, ferne
Entflattern Waſſerfälle deinen Höh'n;
Der Abend ſchied, hell leuchteten die Sterne,
Und rings erklang melodiſches Getön —
Wohl viele Tage hätt' er mögen weilen,
Doch ſchon am Morgen trieb's ihn fortzueilen.

Und weiter ging's entlang das Berggelände,
Wo Spitz' an Spitze ragte ſilberweiß,
Die Grotte nahm ihn auf, die Feenhände
Erbaut aus himmelblauem Spiegeleis
Des Roſenlaui —, um die ſteilen Wände
Des Wetterhornes wob ein Nebelkreis
Geheimnißleiſe, bis ſein grollend Sinnen
Sich dumpf entlud im Donner der Lawinen.

Ein Hirte ſtieß in's Horn: auf Seraphsſchwingen
Enteilte in den Berg die Melodie,
Und weckt' von Fels zu Fels wehmüthig Klingen
Zur Antwort, — er vernahm zuvor noch nie
Solch' wunderbar Concert, ſo ſüßes Singen,
Solch herzbewältigende Elegie! —
Wie tauſend Stimmen berggebannter Geiſter,
Die nach Erlöſung riefen ihrem Meiſter!

Die Alpen glühten abendlich, im Schatten
Lag Grindelwald —, hier wölbt ſich tief in's Thal
Der Gletſcher, in das blühende, es gatten
Sich hier das Leben und der Tod zumal!
Auf des Hôtels Veranda ſaß er: ſchwellende Matten
Vor ſich, zerſtreute Hütten ohne Zahl,
Die hier zu bau'n die Menſchen ſich nicht ſcheuen,
Gleich Kindern, ſpielend mit gezähmten Leuen!

Doch wehe! wenn die angeborne Tücke
Des blinden Elementes einſt erwacht
Naturgewaltig! — ach! dann geht in Stücke
Die kleine Welt, die ſo arcadiſch lacht! —
Indeſſen träumt von eurem Schäferglücke
Nur ſorgenlos in lauer Sommernacht —
Noch ſchlummert ſie, wie lang? — Herr des Geſchickes!
Wir All' ſind Kinder ja des Augenblickes! —

Der Morgen ſtieg herab vom Götterſitze
Des Eigers, tauchend wie ein Rieſenſchwan
In den kryſtall'nen Aether, daß zur Spitze
Mit Mühe nur das Auge drang hinan.
Vom Mönch und Silberhorn warf gold'ne Blitze
Zurück die Sonne auf die rauhe Bahn
Zur Wengern-Alp' — dort ſah er voll Entzücken
Die Jungfrau ſich zur Tagesfeier ſchmücken.

O Jungfrau! — geiſterhebendes Gebilde!
Als er zuerſt den Blick dir zugekehrt
Umwallte reizend deine Glanzgefilde
Ein Schleier, der den Gipfel ihm verwehrt,
Er fiel! — ein Strahlenlächeln ſpielte milde
Um dein Geſicht im ew'gen Blau verklärt!
Und wiederum verhüllteſt du die Brauen:
Die höchſte Schönheit iſt nur kurz zu ſchauen!

Du Gletſcherfürſtin! Nachbarin der Sterne!
Des Licht's Veſtalin! Weiße Wolkenbraut!
Dir bleibt von allen Alpen nah und ferne
Des Ruhmes ſchönſter Kranz! — Wer dich geſchaut
Ein einzig Mal, — der zaubert ewig gerne
Des Anblick's Größe ſich zurück, und laut
Und lauter ſtimmt er ſeiner Lyra Töne,
Zu preiſen deine jungfräuliche Schöne! —

Ach! ungern ſchied er, ſcheidend blickt' er lange
Noch rückwärts, bis dahin die letzte Spur
— Sah Manfred ſteh'n im Geiſte ſchwindelbange,
Umwogt von allen Schauern der Natur —
Zur Tiefe dann am jähen Bergeshange
In raſchen Sätzen ging es zu der Flur
Wo Lauterbrunnen, wo der Staubbach zittert
Und perlend ſich im Niederſturz zerſplittert.

Die enge Schlucht, durchtobt von der Lütſchine
Erweitert ſich, und ſaft'ger Triften Schein
Erquickt dich wieder, manch' beſchneite Zinne
Dreht über dunkle Wälder ſtolz herein;
Sieh! zwiſchen zweien Seen mitten inne
Liegt Interlaken! wo zum Stelldichein
Die Karavanen ſich aus allen Winden,
Von allen Zungen ſich zuſammenfinden.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Das Dampfſchiff trug ihn durch des Sees Wogen
Nach Thun, dem Städtchen klein und altergrau,
Bedeckt mit Wolken war der Himmelsbogen,
Ein ſanfter Regen ſpann um Berg und Au.
Manch enges Gäßchen hat er da durchzogen,
Entdeckt manch' mittelalterlichen Bau —
Sonſt iſt ihm nichts Beſonderes begegnet,
Zu Thun, was war zu thun? — es hat geregnet!

Es ſcheint die Welt in Kanderſteg zu Ende:
Ein einſam Haus, von Bergen eingeengt,
Als ob die Wolke nur den Ausweg fände,
Der Bach, der ängſtlich durch die Schlucht ſich zwängt
Doch, Wunder! auch dem Wanderer in die Wände
Der Felſen iſt ein Rettungsſteg geſprengt —
Und ſenkrecht ſtieg er nieder auf dem Pfade
Des Gemmi-Paßes nach dem Leuker-Bade,

Und Wallis ohne Aufenthalt — (ich faſſe
Mich kurz, da Näheres ſich nicht verlohnt)
Der Schweiz Böotien, von einer Claſſe
Unſchöner Menſchen ſpärlich nur bewohnt;
Von Brieg aus auf der kunſtvoll breiten Straße
Des Simplon fuhr er dann nach Piemont —
Und weiter durch der Toſa blühenden Garten,
Begrenzt vom Dämmerblau der Alpenwarten.

Er lehnte zu Pallanza am Balkone —
Belebt von Barken war die ſtille Fluth,
Ein Lüftchen trug das Duften der Citrone
Von Borromäo's Inſeln her, die Gluth
Verblaßte mählig in des Weſtens Zone,
Geſchrei der Kinder, Singen, Uebermuth
Erſcholl bis in die Nacht hinein am Strande,
Wie's Brauch bei dieſem Völkchen hier zu Lande.

Ihm aber war ſo wonnebang, ſo eigen,
Und alſo träumt' er in die Luft hinein:
Kann ſchon der Eintritt ſolche Wunder zeigen,
Wie zauberſchön muß erſt der Süden ſein!
Doch augenblicklich lullte ſanft in Schweigen
Der Sehnſucht Laut, ein Bildniß hell und rein,
Herſchimmernd wie ein Stern zu dieſen Borden
Sein Herz magnetiſch ziehend nach dem Norden!

Ein andermal nach Süden, dem beglückten,
Wo ewigblau der Himmel niederlenzt!
Genug, daß deine Ufer ihn entzückten,
O Comerſee, von Villen reich umkränzt!
Orange, Rebe und Kaſtanie ſchmückten
Die Bergterraſſen, lange noch beglänzt
Vom Scheideblick' der Sonne, welche trunken
Von all' dem Reize zaudernd nur verſunken.

Er weilte zu Bellagio — liſpelnd woben
Der Liebe Geiſter durch die laue Nacht,
Von Strand zu Strand, Erfriſchung athmend hoben
Die Wellen ſich, und in die Purpurpracht
Des Wein's floß gold'ner Sternenglanz von oben,
Vergang'ner Tage hat er da gedacht
Und manches Glas geleert auf's Wohl des lieben,
Geliebten Mädchen's, das daheim geblieben!

Die Geſetzmäßigkeit in den ſcheinbar willkürlichen menſchlichen Handlungen.

Von

Adolf Wagner.

III.

Zu den Verbrechen. *)

„Von beſonderem Intereſſe für unſere Unterſuchungen ſind die ſchwereren gemeinen Verbrechen. Die politiſchen unterliegen in ihrer Beurtheilung zu viel fremden Einflüſſen. Ueber dieſe ſchweren gemeinen Verbrechen beſitzen wir die beſten und zuverläſſigſten Beobachtungen, weil ſie meiſtens einer gewiſſen gleichförmigen und längere Zeit gleichbleibenden Art des Strafverfahrens, z. B. der Beurtheilung durch Schwurgerichte, unterliegen. Beſonders die gemeinen Verbrechen gegen Perſonen ſind für uns von Intereſſe, weil ſie am meiſten gegen das allgemeine Sittengeſetz und das menſchliche Gewiſſen verſtoßen und vorzugsweiſe die Wirkung zügelloſer, unberechenbarer Leidenſchaften ſind, ſo daß bei ihnen die Annahme einer feſten Regelmäßigkeit, mit der ſie erfolgen ſollen, von vorneherein auf die größten Zweifel ſtoßen möchte. Die Verbrechen gegen das Eigenthum gehen großentheils aus Mangel und Dürftigkeit und aus Habgier hervor. Die größere oder geringere Fühlbarkeit des Mangels hängt aber weſentlich von der Höhe der Lebensmittelpreiſe, daher von Naturfactoren, welche das Gedeihen der Ernte bedingen, ab. Daß dieſe Verbrechen durch Einflüſſe der Natur, z. B. Witterungsverhältniſſe, mit beſtimmt werden, wird weniger auffallend gefunden werden. Die Geſetzmäßigkeiten, welche ich im Folgenden mittheile, ſind vornehmlich der preußiſchen und franzöſiſchen Schwurgerichts-Statiſtik entnommen und gelten daher zunächſt innerhalb eines großen Theiles der deutſchen und in der franzöſiſchen Geſellſchaft der Gegenwart.

Die Verbrechen wiederholen ſich im Ganzen, wie nach den einzelnen Arten, von Jahr zu Jahr in ziemlich gleicher Zahl, mag man

*) Wir heben aus dem angeführten Werke hervor, was der Verfaſſer über die Geſetzmäßigkeit in der Zahl der ſchweren gemeinen Verbrechen, über die Betheiligung der Frauen an den Verbrechen und Vergehen, über die Unterſcheidung der Verbrecher nach Altersklaſſen vorbringt. Die Redaktion.

die Zahl der Anklagen, der Angeklagten, der Verurtheilten vergleichen. Die Chance der Freisprechung, welche bei den einzelnen Verbrechen höchst verschieden ist, verändert sich allerdings nicht unbeträchtlich in längeren Zeiträumen wiederum, im Ganzen wie im Einzelnen; sie ist z. B. in Frankreich von 1826—30 bis 1856—60 bei den Schwurgerichtsverbrechen von 39 auf 24 und unter diesen bei den Verbrechen gegen Personen von 52 auf 26, und bei denjenigen gegen Eigenthum von 35 auf 23 Procent der Angeklagten gesunken. Aber von Jahr zu Jahr bleiben diese Verhältnißzahlen im Ganzen wie bei den einzelnen Arten der Verbrechen fast gleich. Dieselbe Regelmäßigkeit beobachten wir daher auch in der Zahl und Art der gefällten Urtheile, der verhängten Strafen, in der Statistik der Zuchthäuser und Gefängnisse. Von Jahr zu Jahr hört in unseren „Culturstaaten" eine annähernd gleiche Anzahl unserer Mitmenschen, fast gleich vertheilt nach Religion, Geschlecht, Alter, Beruf, Erziehung, Bildung das Todesurtheil über sich aussprechen, besteigt das Schaffot, füllt die Kerker an, auf Lebenszeit, auf längere oder kürzere Jahre. Ja, Quételet hat Recht, es gibt kein zweites Budget, daß mit einer solchen, hier erschrecklichen Regelmäßigkeit bezahlt wird, wie das der Kerker, der Galeeren und des Schaffots.

Es ist dieser Thatsache gegenüber ein schwacher Trost, das mitunter in einem einzelnen Jahre eine Verminderung der Verbrechen eintritt; daß gewisse gewaltsame Verbrechen gegen das Eigenthum, wie der Straßenraub, regelmäßig abnehmen. Letzteres ist wahrscheinlich nur dem sich stärker geltend machenden Präventiv-Princip zu verdanken, der größeren Fürsorge des Staates für die Sicherheit der Straßen und des Verkehrs. Andere Verbrechen, gerade der schlimmsten sittlichen Art, wie die Morde, scheinen wenigstens in denjenigen Ländern, von welchen wir eine gute Criminal-Statistik über *längere* Zeiträume besitzen, wie in Frankreich, nicht seltener zu werden, weder absolut, noch im Verhältnisse zur Bevölkerung. Die Verbrechen gegen die Sittlichkeit (Unzuchts- und andere geschlechtliche Verbrechen) sind in Frankreich in starker, in Preußen und anderen Ländern auch in bemerkbarer Vermehrung begriffen. Das Gleiche gilt unbedingt von den mit Falschheit, Betrug, Hinterlist, Täuschung verbundenen „feinen Verbrechen gegen das Eigenthum, besonders in Frankreich und, theilweise wenigstens, auch von den aus Bosheit begangenen Verbrechen und Vergehen gegen das Eigenthum, wie z. B. von den Brandstiftungen.

Ob wir im Ganzen in unſeren modernen Staaten, „bei fortſchreitender Cultur“ eine Ab- oder Zunahme der Verbrechen behaupten können, das iſt eine Frage, über welche die Acten mir noch nicht geſchloſſen zu ſein ſcheinen. Die Definition deſſen, was ein Verbrechen oder ein Vergehen (Delict) ſei, iſt leider zu ſchwankend. Gute, für unſeren Zweck brauchbare Criminal-Statiſtik gibt es noch nicht viel oder doch meiſtens erſt aus neuerer Zeit. In vielen europäiſchen Staaten, beſonders in den deutſchen, iſt in den letzten Jahren, ſeit 1848, das Strafverfahren, der Criminalproceß, höchſt weſentlich verändert, oder es haben öftere Abänderungen in der Competenz der einzelnen Gerichte, z. B. der Schwurgerichte, ſtattgefunden, oder Modificationen in den Strafgeſetzen ſind erfolgt. Man kann daher die ſtatiſtiſchen Notizen ſchwer oder gar nicht mit einander vergleichen. Den beſten Stoff zur Unterſuchung liefert Frankreich. Hier hat ſich allerdings die Geſammtzahl der Angeklagten vor den Schwurgerichten ſtark vermindert, abſolut und relativ, und zwar vorzüglich ſeit dem Jahre 1856. Die Zahl der Angeklagten war von 1826 bis 1830 durchſchnittlich 7130, blieb mit vorübergehender Steigerung ſo bis 1851—55 und ſank im letzten Jahrfünf auf 5383, oder um 24 2 Procent. Im Verhältniſſe zur Bevölkerung war die Abnahme noch viel größer, 1826—30 kam ein Angeklagter ſchon auf 4517, 1851 bis 1855 noch auf 5055, 1856—60 nur erſt auf 6758 Einwohner. Die franzöſiſchen officiellen Statiſtiker, der Juſtizminiſter Delangle an der Spitze, haben natürlich nicht verfehlt, dieſe unbeſtreitbare Thatſache zu Gunſten des Kaiſerthums auszulegen. Allein näher unterſucht, verliert dieſe Thatſache ſehr an Werth. Entſcheidender wie die Zahl der Angeklagten iſt die der Verurtheilten. Letztere hat ſich in jenen 30 Jahren nur um 6.2 Procent vermindert. Eine Zunahme in der Zahl der Angeklagten zeigt ſich ſodann gerade bei den Verbrechen gegen Perſonen im Jahrfünf 1856—60 gegen 1826—30 und eine weſentliche Zunahme in der Zahl der Verurtheilten im Jahrzehnt 1851—60 gegen jede frühere Periode. Dieſe Zunahme fällt ausſchließlich auf die gemeinen ſchweren Verbrechen gegen das Leben und gegen die Sittlichkeit. Abgenommen haben die ſittlich nicht ſo ſchlimmen und die halb politiſchen Verbrechen, wie Aufruhr u. ſ. w. Die Verbrechen gegen das Eigenthum haben ſich allerdings vermindert, indeſſen nach der Zahl der Verurtheilten ebenfalls nicht ſo ſtark, wie nach derjenigen der Angeklagten (dieſe um 37.8, jene bloß um 26.7 Procent). Vermehrt haben ſich aber auch hier die feinen und boshaften Verbrechen (Fälſchung, Brandſtiftung u. a. m.); etwas

vermindert die Hausdiebſtähle, ſtark vermindert faſt nur die übrigen qualificirten Diebſtähle. Aber letztere Abnahme erklärt ſich nach der Deutung des Juſtizminiſters vorzüglich aus einer eingetretenen Milderung des Unterſuchungsverfahrens. Die leichteren Verbrechen und Vergehen, welche vor den Corrections-Tribunalen abgeurtheilt werden, haben im Ganzen und namentlich unter Ausſcheidung der fiscaliſchen Vergehen ſtark zugenommen, insbeſondere hier die Diebſtähle, der Betrug, die ſittlichen Vergehen und die abſichtlichen Verletzungen von Perſonen. Das Facit der Rechnung fällt daher für das kaiſerliche Frankreich und für die neueſte Civiliſations-Aera, welche es inaugurirte, keineswegs günſtig aus. Im Ganzen ſcheint eine Tendenz der Vermehrung gerade der ſittlich bedenklichſten Verbrechen obzuwalten.

Die Betheiligung der Frauen an den eigentlichen Verbrechen wie an den ſogenannten Vergehen (leichterer Art) iſt überall eine weit geringere, wie die der Männer, aber im Ganzen ebenfalls ſehr gleichmäßig, Jahr aus, Jahr ein dieſelbe. In Preußen leben etwas mehr Frauen wie Männer (51.3 gegen 48.7 Procent der Geſammtbevölkerung), deſſenungeachtet erſcheinen vor den Schwurgerichten faſt ſechsmal ſo viel Männer wie Frauen (genau 1854—59 1 : 5.85). Bei den von anderen Gerichten beurtheilten leichteren Verbrechen und Vergehen iſt das Verhältniß zwar etwas ungünſtiger, aber immerhin gibt es auch da 3—4mal ſo viel männliche Angeklagte. In Frankreich verhält ſich dieß ähnlich, von den Schwurgerichtsfällen (Zahl der Angeklagten) kommen gegenwärtig 18 Procent auf die Frauen, in Baiern etwas mehr, 25 Procent. Aber bei den einzelnen Verbrechen iſt die Betheiligung der Frauen ſehr verſchieden, wiederum indeſſen bei einem jeden von Jahr zu Jahr ziemlich conſtant dieſelbe. Weſentlich mehr weibliche Verbrecher, als der durchſchnittlichen Betheiligung entſpricht, kommen in den preußiſchen Schwurgerichten auf drei Arten, darunter aber iſt der Mord; die beiden anderen ſind vorſätzliche Brandſtiftung und Meineid. Die Zahl der des Mordes u. ſ. w. angeklagten Frauen iſt in Preußen ſogar abſolut größer in letzter Zeit wie die der Männer. Allerdings iſt darunter der Kindsmord inbegriffen, welcher aus verſchiedenen Gründen einer beſonderen Beurtheilung unterliegt. Aber auch davon abgeſehen, ſtellt ſich das Verhältniß für die Frauen ungemein ungünſtig, wenn wir ihren ſonſt ſo viel geringeren verbrecheriſchen Hang zum Maßſtabe der Beurtheilung nehmen. Zwar ihre Betheiligung an Todtſchlägen, welche meiſtens ganz zufällig in Folge von Streitigkeiten in Wirthshäuſern, bei

Volksfesten u. s. w. geschehen, ist aus leicht begreiflichen Gründen eine geringe (8—10 Procent gegen 90—92 der Männer). Aber beim vorsätzlichen Mord kamen 1854—59 29.3 Procent auf die Frauen, nur 70.7 auf die Männer; wenig günstiger war das Verhältniß 1860 bis 1862 (28 gegen 72 Procent); und bei der Vergiftung war die Zahl der Männer und der Frauen in der ersten Periode fast die gleiche (18 gegen 17 Fälle), 1860—62 kamen zwei Fünftel der Fälle auf Weiber. Mit anderen Worten: die Wahrscheinlichkeit, durch einen Mann oder durch eine Frau vergiftet zu werden, ist beinahe gleich, während diejenige, von einem Manne oder einer Frau irgend einen schwereren Angriff gegen Leben, Gesundheit, Ehre und Eigenthum zu erleiden, sich wie 5—6.1 verhält. Bemerkenswerther Weise ist das Verhältniß und die Betheiligung der Frauen an den einzelnen Schwurgerichtsverbrechen in Frankreich fast eben so wie in Preußen. Auch dort ist es der Mord, speciell der Verwandtenmord und die Vergiftung, vom Kindsmord (und Abtreibung) abgesehen, ferner die Brandstiftung und der Meineid, woran sich die Frauen stärker, als im Durchschnitte bei sämmtlichen Verbrechen betheiligen. Bei den der Vergiftung Angeklagten prädominirt das weibliche Geschlecht. Auch bei den übrigen Verbrechen stellt sich in Preußen und in Frankreich eine sehr gleichartige Betheiligung der Frauen heraus — ein Beweis, daß nicht der Zufall, sondern tiefliegende, mächtige Ursachen die Theilnahme des Weibes am Verbrechen im Ganzen wie im Einzelnen bestimmen.

Von größter Bedeutung ist auch hier wieder die Unterscheidung der Verbrecher nach *Altersclassen*, worin eine ganz besondere Constanz zum Vorschein kommt. Aus den Beobachtungen geht hervor, daß der Hang oder die Neigung zum Verbrechen, wie man sich seit Quételet auszudrücken pflegt, in den einzelnen Lebensaltern zwar sehr verschieden, ist, aber längere Perioden hindurch sich in jedem einzelnen Lebensalter ziemlich gleich bleibt und vom einen zum anderen Jahre wenig schwankt. In den Hauptresultaten stimmen die Beobachtungen der civilisirten Länder überein; begreiflich genug, da ihre allgemeinen Zustände sich sehr ähneln. Die langjährigen Erfahrungen Frankreichs werden durch die, leider noch unvollständigen Erfahrungen Preußens bestätigt.

Der Hang zum Verbrechen macht sich frühzeitig bemerkbar, schon vor dem 16., in einzelnen Fällen schon vor dem 10. Lebensjahre, auch bei schwereren Verbrechen. Rasch steigt er und erreicht in Frankreich bereits um die Mitte der 20er Jahre sein Maximum. Von da an tritt

eine, Anfangs ſehr langſame, Abnahme der verbrecheriſchen Thätigkeit ein. Erſt nach dem 35. Lebensjahre wird dieſe Abnahme ſtärker und raſcher, erfolgt aber doch in einer ziemlich regelmäßigen Progreſſion bis in das höchſte Lebensalter, ſo daß erſt mit dem Tode der verbrecheriſche Sinn erliſcht. In der That kommen jährlich noch Verbrecher von über 70 Jahren und, wenn auch in ganz kleiner Zahl, ſogar von über 80 Jahren vor die Schranken des Gerichts. Die neueſten Beobachtungen in Frankreich beſtätigen in dieſer Hinſicht, was den Hauptgang der Bewegung der verbrecheriſchen Thätigkeit in den einzelnen Lebensaltern anlangt, vollkommen die früheren Unterſuchungen Quételet's und anderer franzöſiſchen Statiſtiker. Vergleicht man verſchiedene Länder mit einander, ſo findet man conſtante Unterſchiede, welche aber ſo geartet ſind, daß ſie im Ganzen den geſetzmäßigen Charakter der Vorgänge nur noch deutlicher erhärten, indem ſie ſich mit Wahrſcheinlichkeit auf nationale und geographiſche Unterſchiede der Völker und Länder zurückführen laſſen. Andererſeits beſtätigen ſich die Beobachtungen gerade in denjenigen Puncten, in welchen das allgemein menſchliche Moment ſtärker, wie das ſpeciell landes- und volksthümliche, hervortritt. Mehrfach iſt die Vergleichung der franzöſiſchen und engliſchen Criminal-Statiſtik unternommen worden, auch in den amtlichen Berichten der franzöſiſchen Juſtizminiſter ſelbſt. Quételet hat ſeiner Zeit in einigen Puncten Frankreich, England, Belgien und das Großherzogthum Baden verglichen. Die neuerdings veröffentlichten *preußiſchen* criminal-ſtatiſtiſchen Ergebniſſe haben mich in den Stand geſetzt, eine genauere Vergleichung zwiſchen Frankreich und Preußen vorzunehmen, ſo weit dieß die leider viel weniger ſpeciellen, auch ſich noch auf viel kürzere Zeiträume beziehenden preußiſchen Berichte geſtatten. Da Preußen immerhin die Hälfte der franzöſiſchen Bevölkerung umſchließt und in ſeinem Straſſyſtem und Gerichtsverfahren manche Aehnlichkeiten mit Frankreich hat, weit mehr, wie dieß zwiſchen Frankreich und England der Fall iſt, ſo dürften die Reſultate dieſer Vergleichung beſondere Beachtung verdienen, mehr als diejenigen, welche aus der Parallele zwiſchen Frankreich und viel kleineren Ländern gezogen ſind.

Der Hang zum Verbrechen manifeſtirt ſich im Ganzen in Preußen etwas ſpäter und Anfangs nicht ſo ſtark wie in Frankreich. Im Verhältniſſe zur Bevölkerung kommen in Preußen vor dem 24. Lebensjahre relativ weniger Verbrechen vor, wie in Frankreich. Das Maximum fällt erſt in die Jahre vom 25.—40ſten und überragt die verbrecheriſche

Thätigkeit in der Periode vom 16.—24. Jahre sehr beträchtlich, während in Frankreich der Hang zum Verbrechen in der Zeit vom 26. bis 40. Jahre schon ein Wenig geringer wie in der vom 16.—25. ist. Nach dem 40. Jahre bis zum Lebensende, so weit in letzterer Beziehung in Preußen bei der geringeren Zahl von Altersclassen in den statistischen Ausweisen ein Schluß gestattet ist, scheinen sich diese Unterschiede zwischen beiden Ländern auszugleichen, wenigstens besteht keine bemerkenswerthe Verschiedenheit mehr. Die Special-Untersuchung bei den einzelnen Hauptarten von Verbrechen bestätigt die Beobachtung an der Gesammtzahl der Verbrechen. Es dürfte nicht zu gewagt sein, die in den früheren Lebensjahren obwaltenden Unterschiede auf nationale und geographische Einflüsse zurückzuführen; wir begegnen den letzteren auch in manchen anderen Erscheinungen der körperlichen und geistigen Entwickelung; die keltisch-romanische Bevölkerung Frankreichs entwickelt sich früher und rascher wie die germanisch-slavische Preußens.

Obgleich die Entwickelung des Hanges zum Verbrechen in Frankreich, wie bemerkt, auch in der neuesten Zeit in der Hauptsache dieselbe ist, wie vor Jahrzehnten, indem die einzelnen Altersclassen in der relativen Häufigkeit der Verbrechen dieselbe Rangstufe einnehmen, wie früher, so macht sich doch in einer Beziehung eine bemerkenswerthe Aenderung wieder mit großer Constanz geltend. Die Verbrechen sind nämlich relativ nicht mehr ganz so häufig in den jüngeren Jahren bis zum 40., und relativ häufiger wie früher in dem höheren Lebensalter, nach dem 40. Jahre. Die Vermehrung und Verminderung ist in den einzelnen Quinquennien nicht gleich, gestaltet sich aber wiederum nach einer ziemlich bestimmten Regel: die Verminderung ist im jugendlichsten Alter am stärksten und nimmt regelmäßig ab bis zum 40. Jahre; dann schlägt die Verminderung in die Vermehrung um und Letztere wird abermals regelmäßig stärker bis zum 60. Jahre, von wo an sie sich wieder verringert. Mit anderen Worten: die jüngere Generation betheiligt sich gegenwärtig absolut und relativ weniger an den Verbrechen, die ältere dagegen mehr wie früher. Jene wird besser, diese nicht, eher sogar schlechter. Um das 40. Jahr, also zur Zeit des Stillstandes der körperlichen und geistigen Entwickelung, bleibt der verbrecherische Hang fast gleich. In den 50er, speciell in der zweiten Hälfte der 50er Lebensjahre, ist die Zunahme der verbrecherischen Thätigkeit gegenwärtig absolut und relativ am größten. Es ist dieß dieselbe Lebensperiode, in welcher auch die Zunahme der Selbstmorde am stärksten ist. Diese höchst bemerkens-

werthe Erſcheinung hat ſich mir beſonders beim Vergleiche des 6. Jahrzehnts unſeres Jahrhunderts mit der 19jährigen, von Quételet unterſuchten Periode, 1826—44, für Frankreich ergeben. Sie würde wenig in's Gewicht fallen, wenn ſie ſich bei näherer Analyſe als eben ſo gleichgiltig und nichts oder nichts Gutes für den ſittlichen Zuſtand des Landes beweiſend darſtellen würde, wie die früher beſprochene, Erſcheinung in der Abnahme der Zahl der vor Schwurgerichten Angeklagten. Allein das iſt nicht der Fall. Ich werde die Gelegenheit haben, Ihnen zu zeigen, daß auch im Einzelnen, bei einer Reihe der in moraliſcher Hinſicht ſchlimmſten Verbrechen, das Verhältniß der Betheiligung der jüngeren Generation im Ganzen günſtiger, dasjenige der Betheiligung der älteren Generation ungünſtiger geworden iſt. An die allgemeinere Beſtätigung dieſer Thatſache würden ſich wichtige Schlüſſe anknüpfen laſſen.

Die beiden Geſchlechter zeigen einen zwar analogen, aber doch nicht ganz gleichartigen Gang der Entwickelung bei der Betheiligung am Verbrechen in den verſchiedenen Lebensaltern. Die Betheiligung der Männer beginnt in Frankreich ſowohl etwas früher wie ſtärker als bei den Frauen — im Gegenſatze zu mancherlei anderen Erſcheinungen der phyſiſchen und geiſtigen Entwickelung. Das Maximum fällt in dieſelbe Lebensperiode, nur vielleicht ein Wenig ſpäter beim Weibe wie beim Manne; es überragt ferner die Betheiligung in dieſem Culminationspuncte beim Weibe die Betheiligung in den anderen Lebensaltern ſtärker, wie dieß beim Manne der Fall iſt, was wohl wieder auf den vorwaltenden Einfluß geſchlechtlicher Momente in dieſer Lebenszeit, dem 25. Jahre, beim Weibe hinweiſt. Mit zunehmendem Alter, beſonders von den 40er Jahren an, wird alsdann die Betheiligung der Männer und Frauen immer gleichmäßiger, d. h. das Verhältniß der Frauen im mittleren und höheren Alter in Betreff der Betheiligung am Verbrechen gleicht Altersclaſſenweiſe ganz dem Verhältniſſe der älteren Männer. Abermals ein Analogon zu den phyſiſchen Vorgängen, dem Zurücktreten des geſchlechtlichen Momentes und Unterſchiedes im höheren Alter.

Im Ganzen iſt das Verhältniß der Betheiligung von Männern und derjenigen von Frauen gleich geblieben, in den einzelnen Altersclaſſen aber manchfach anders geworden. Früher überwog die Betheiligung der Männer in den jüngeren Lebensjahren, bis zum 35ſten, ſtärker wie jetzt, wogegen ſie umgekehrt in den höheren Altern gegenwärtig bedeutend ſtärker iſt, wie früher. Dieſes Reſultat könnte an ſich in den jüngeren Jahren zu Gunſten der Männer oder zum Nachtheil der Frauen, in

den späteren Jahren zum Nachtheil der Männer oder zu Gunsten der Frauen sprechen, oder auch aus einer in entgegengesetzter Richtung erfolgten, aber gleichzeitigen Ab- und Zunahme der Betheiligung der Männer und der Frauen hervorgegangen sein. In Wirklichkeit ist es, wie die speciellere Untersuchung zeigt, vorzüglich durch eine in der Betheiligung der Männer erfolgte Aenderung verursacht. Die Betheiligung der Frauen in den einzelnen Lebensaltern ist im Ganzen gleichmäßiger geblieben, wie die der Männer, die Richtung der Abweichung ist aber doch dieselbe; in den jüngeren Jahren eine im Ganzen wie im Einzelnen wahrnehmbare Abnahme der Betheiligung, in den späteren Jahren eine Zunahme, aber in beiden Fällen nicht in einem so bedeutenden Grade wie bei den Männern. Die vorhin charakterisirte Aenderung in der Betheiligung der beiden Hauptaltersclassen am Verbrechen ist mithin hauptsächlich durch das männliche Geschlecht bewirkt worden. Oder mit anderen Worten, während die Betheiligung der Frauen, also ihr verbrecherischer Hang und ihre relative Sittlichkeit, im Ganzen sich nur wenig, aber doch ebenfalls etwas, und zwar in der allgemeinen Richtung, verändert hat, so daß die ältere Generation der Frauen schlechter, die jüngere besser, beide jedoch nur wenig anders geworden sind, ist offenbar ein stärkerer Umschwung zum Guten und Bösen beim männlichen Geschlechte eingetreten. Auch das ist sehr bemerkenswerth: es beweist, daß die neu in Wirksamkeit getretenen Einflüsse bis jetzt vorzugsweise auf die Männer einwirken und, wie immer, so auch hier die allgemeinen Zustände der Frauenwelt in sittlicher und geistiger Beziehung stabiler, neuen Einflüssen nicht so leicht zugänglich sind.

Uralte Reste eines Eisenschmelzwerkes am Hüttenberger-Erzberg.

Am 11. Juni 1864 wurden von mir in der Ziegelgruben am Gratzenmoose interessante alte Denkmale der Eisenindustrie auf unserem Erzberge entdeckt.

Unter der Grasdecke ist eine circa 1′ mächtige Torfschichte, auf diese folgt ein 6′ mächtiges Lehmlager mit Trümmern von Schörlfels. Unter dem Lehmlager finden sich Hochofenschlacken; unter welchen dann Baumstöcke zu sehen sind.

In der letzten Schichte nun fanden sich Bruchstücke von Thonröhren, welche glücklicherweise zu 3 ganzen Röhren zusammengefügt werden

konnten. Die Länge einer ſolchen angeſchmolzenen Röhre beträgt 4″, der lichte Durchmeſſer 11‴ und die Fleiſchſtärke 6‴. Das vordere Ende zeigt ſich angeſchmolzen, das hintere Ende iſt ausgedreht. Es ſind demnach evident Ofenformen, durch die in grauer Vorzeit der Wind zum Erze geleitet wurde, um es zu ſchmelzen. Das eine Ende lag gegen das Ofeninnere und das ausgedrehte Ende ſchloß an die Windleitung an.

Ueber das hohe Alter dieſer Ofenformen geben folgende zwei Punkte einen Fingerzeig.

1) Zeigen ſich die Schlacken ſo verwittert und zerreiblich, daß man ſie für Braunerze hielte, wenn die Textur ſie nicht verrathen würde.

2) Weiß jeder Geologe, wie lange es im günſtigſten Falle braucht, daß ſich ein Lehmlager von ½ Joch Fläche und 6′ Schuh Mächtigkeit, und darüber ein 1′ hohes Torflager bilde. Das Materiale zu dem Lehmlager kann hier augenſcheinlich aus dem in ſchmalen Schichten dem Glimmerſchiefer eingelagerten dunklen Thonſchiefer. Jedenfalls iſt ein und ein halbes Jahrtauſend gering gerechnet darüber verſtrichen, und es dürfte der Schluß nicht gewagt ſein, daß die Römer mit thönernen Formen hier Eiſen ſchmolzen.

Wenn einmal wieder weiter Lehm gegraben wird, um Ziegel zu machen, dürften ſich noch weitere Alterthümer oder Ofengemäuer vorfinden

Löllling, 19. Juni 1865. F. Seeland

Notizen.

Aus Anlaß des eben in Bremen Statt findenden Schützentages wurde ſeinerzeit ein Preis für ein Bundeslied der deutſchen Schützen ausgeſchrieben, welchen Hermann Lingg gewann. Das Preislied lautet:

Wohl iſt im Nord und Oſten
Das Land vom Feinde frei,
Doch ſoll darum nicht raſten
Der Stutzen und das Blei.
Die Schüſſe ſollen knallen
Zur rechten Freud' und Luſt,
Die Luſt ſoll wiederhallen
In jeder deutſchen Bruſt.

Wo Meereswogen brauſen,
Wo ſtolze Ströme geh'n
Und wo im Sturmesſauſen
Die hohen Tannen weh'n. –
Wir halten blank die Wehre
In Frieden und Gefahr
Und wahren Deutſcher Ehre
Und Sitten immerdar.

O Vaterland, und ſchallet
Dein Ruf, wir ſind bereit;
Hoch ſchlägt das Herz und wallet,
Dir bis zum Tod geweiht.
Ja deutſches Land, du Wiege
Der Kraft und Tüchtigkeit,
Der Männer und der Siege,
Dein ſind wir allezeit.

Einer freundlichen Mittheilung des Herrn Pfarrers David Pacher in Tiffen bei Feldkirchen entnehmen wir, daß daſelbſt unlängſt an einer durch Regengüſſe entblößten Stelle das Fragment eines Römerſteines gefunden wurde, welches faſt die vollſtändige Herſtellung der Inſchrift ermöglichen dürfte. Derſelbe ſcheint zu den häufig vorkommenden Votivſteinen zu gehören. Das Fragment zeigt folgende Buchſtaben:

AV
I VSCA
RMI - A
M EX VOT
IMIVSVC
VERVN

Der hieſige Oberrealſchullehrer und Photograph, Herr Johann Reiner, hat für ſeine in den letzten Herbſtferien im Maltathale gemachten Landſchaftsaufnahmen, welche in tadelloſer Ausführung in den Schaufenſtern der Kleinmayr'ſchen Buchhandlung zu ſehen ſind und dort die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen, die goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft erhalten.

Der ſoeben erſchienene neue Band der „Mittheilungen des Alpenvereines" enthält folgende Aufſätze:

I. Aus der Venediger-Gruppe von F. Simony.
II. Geſchichte der Glocknerfahrten, von A. Egger.
III. Das Gepantſchjoch, von Dr. A. Ruthner.
IV. Die Südſeite der Zillerthaler-Alpen, von K. v. Sonklar.
V. Der Sorapiß, von Paul Grohmann.
VI. Höhenbeſtimmungen in der Provinz Belluno und Umgebung, von Joſeph Trucker.
VII. Der Obir in Kärnten, von J. Prettner.
VIII. Der heilige (Luſchari-) Berg, von J. Prettner.
IX. Aus den Ortleralpen, von E. v. Moiſiſovics.

Unter den Notizen ſind Tiefenmeſſungen in den Seen Kärnten's und Krains von Hochſtetter. Von Malnitz über das Elend nach Gaſtein, von Dr. Wagl u. A. Der Band enthält 8 Kunſtbeilagen.

Wir machen hiebei die erfreuliche Wahrnehmung, daß Kärnten ſowohl in objektiver Hinſicht, als was die Perſonen der Mitarbeiter an jenen Publikationen betrifft, auf das Würdigſte vertreten iſt. Im nächſten Hefte ſoll dieſer neue Band der „Mittheilungen" eingehender beſprochen werden.

Meteorologisches.

Witterung im Juni 1865.

Nach dem schönen, warmen Mai folgte heuer ein kalter und stürmischer Juni, und wie es nur 1847 und 1841 der Fall gewesen, war der Juni kälter als der Mai. Am 1. und 2. stieg an allen Stationen die Temperatur über 20° (Klagenfurt 25·7), das Maximum des Monats. am 3. aber kam ein Gewitter (Hagelschlag in Keutschach, Viktring, Radsberg) und brachte bedeutende Wärmeabnahme; noch mehr aber war dieß der Fall nach dem Gewitter am 11., welches, sehr ausgebreitet (Maltein, Würmlach), mit verheerendem Hagelschlage im Wimitzthale, in St. Veit, im Krapfelde, bis gegen die Saualpe hin, die Alpen bis 5.600' mit einer Schneelage überziehend, an den folgenden Tagen bei andauernden Nord- und Ostwinden überall sehr tiefe Thermometerstände und an vielen Orten schädlichen Reif zur Folge hatte. In Klagenfurt war am 3. die tiefste Temperatur 3·0, in St. Peter 2·0, am Hochobir am 17. —1·5, am 12., 15. und 16. fiel Schnee. Ostwinde dauerten, zuweilen sturmartig wehend, fort; am 30. traten bei Südweststurm Gewitter an mehreren Stationen auf.

Die durchschnittliche Wärme ist daher an allen Stationen nieder, Klagenfurt 13·1, St. Paul, Tiffen, Würmlach 12·5, Treibach, Maltein, über 11°, in Wiesenau, Hausdorf, Raibl gegen 11°, in St. Peter 10°, Bad Vellach nur 8·0, am Hochobir 4·5 (im Durchschnitte somit 6·2).

Der Niederschlag war dabei sehr ungleich vertheilt. In St. Paul betrug die Regenmenge des ganzen Monats nur 18‴, in Wiesenau 21‴, in Treibach 25, in Hausdorf, Maltein, St. Peter bei 30‴, in Klagenfurt 41, dagegen in Würmlach 54, Tiffen 58, in Raibl gar 72‴.

Vergleicht man die für den vergangenen Juni berechneten Elemente von Klagenfurt mit den aus den vieljährigen Beobachtungen abgeleiteten normalen: so findet man, daß der Luftdruck (321·1‴) um 1‴ darüber, die Luftwärme (13·1) aber um 1·0 Grad darunter (zu kalt) war; noch kälter war der Juni nur in den Jahren: 1857 (12·8), 1847 (12·2), 1821 (12·2), 1820 (12·6), 1814 (12·1) und im Jahre 1813 gar nur 11·8 — der kälteste Juni. Kleinere Minima als 3·0 kommen öfter vor (1857 am 15. nur + 0·4 mit starkem Reif). Der Niederschlag von 41·6‴ ist um 5·2 kleiner als der normale, doch kommen in 53 Jahren 19 Jahre mit noch kleineren vor. Ungewöhnlich groß ist die mittlere Windstärke und das Vorherrschen der östlichen Richtung.

Am 21. um 10½ Uhr Abends wurde in Klagenfurt ein schwacher Erdstoß wahrgenommen, jedoch an keiner anderen Station.

Diözesan-Notizen.

Der hochwürdige Herr Andreas Raßpottnigg, Ehrendomherr von Lavant, geistl. Rath, Commendator und Pfarrer am Rechberg, wurde zum Domcapitular am Gurker Domcapitel, Consistorialrath und Diöcesan-Buchhaltungs-Vorstand ernannt. Herr Valentin Remez, Doctor der Theologie, wurde zum wirklichen Professor des Kirchenrechtes und der Kirchengeschichte ernannt. Der Diöcesanpriester Herr Joseph Puntschart wurde auf die Pfarre Döbriach, — Herr Anton Mayer, Pfarrer zu Althofen, auf die Pfarre Feldkirchen, — Herr Johann Pichler, Pfarrer zu Döbriach, auf die Pfarre Lind ob Sachsenburg, — Herr Jacob Oberhuber, Pfarrer zu St. Lorenz im Lesachthale, auf die Pfarre St. Stephan bei Dürnstein, — Herr Johann Einspieler, Pfarrer zu Saak, auf die Pfarre St. Margareth ob Weidisch; — Herr Karl Wasina, Dom- und Stadtpfarrcaplan zu St. Peter und Paul in Klagenfurt, auf die Pfarre Althofen, — Herr Anton Hobel, Caplan zu Eisenkappel, auf die Pfarre Grafenbach — und Herr Michael Simoner, Stadtpfarrcaplan zu Gmünd, auf die Pfarre St. Lorenz im Lesachthale kanonisch investirt.

P. Manetus M. Prugg, Serviten-Ordenspriester und Provisor zu Würmlach, wurde zum Prior und Pfarrer in Luggau und Herr Joseph Böhm und (nach dessen plötzlichem Tode provisorisch) Joseph Gebauer zum Malteser-Ordens-Commende-Administrator und Pfarrer in Pulst ernannt. Herr Joseph Tauschitz, Pfarrer zu Förolach, und Herr Andreas Kernjak, Pfarrer zu Ebriach, haben ihre Pfründen mit einander vertauscht. P. Maximilian M. Schlechter, Serviten-Ordenspriester, wurde als Provisor in Würmlach, Herr Gustav Schoffnegger, Caplan zu Ottmanach, als Provisor der Pfarre Laßnitz, Herr Franz Zeppitz, Provisor in St. Margarethen ob Weidisch, als Provisor in Rechberg, Herr August Bulacher, Provisor zu Lind ob Sachsenburg, als Dom- und Stadtpfarrcaplan zu St. Peter und Paul in Klagenfurt, Herr Georg Traun, Provisor in St. Stephan bei Dürnstein, als Caplan in St. Georg vorn Bleiberg, Herr Friedrich Sternath, Provisor in Laßnitz, als Caplan in Walburgen, Herr Alois Schatz, Caplan zu St. Stephan bei Niedertrixen, als Provisor allda, Herr Mathias Torkar aus der Diözese Laibach (wurde in die Gurker Diözese aufgenommen und) als Stadtpfarrkaplan in Bleiburg, Herr

Johann Dragatin als Caplan in Ottmanach und Herr Johann Zeichen als Caplan in Lavamünd angestellt.

Als Capläne wurden übersetzt: Herr Lukas Selnik von St. Walburgen nach Grafenstein, Herr Johann Globotschnigg von Ruden nach Saifnitz, Herr Paul Müller von Guttenstein nach Eisenkappel, Herr Joseph Oswald von St. Georgen vorn Bleiberg nach Guttenstein, Herr Lukas Wautischar von Arnoldstein nach Saifnitz und Herr Joseph Volkert von Feldkirchen nach Gmünd. Herr Leonhard Jergitsch, Stadtpfarrcaplan in Gmünd, und Herr Gustav Stangl, Caplan in St. Georgen am Längsee, wurden zeitweilig quiescirt. Die Pfarre Saak wird einstweilen von der Pfarrgeistlichkeit in St. Georgen vorn Bleiberg mitprovidirt, und die zweite Caplansstelle zu Gmünd vom Herrn Friedrich Bäder, Priester der Diöcese Chur, versehen.

Gestorben sind: Herr Anton Millner, Canonicus zu Völkermarkt und Pfarrer zu St. Stephan bei Niedertrixen, am 6. März; P. Norbert M. Mair, Serviten-Ordens-Priester, Prior und Pfarrer zu Luggau, am 29. März; Herr Johann Woita, Deficient, am 4. April; Titular-Herr Joseph Stutzin, geistlicher Rath, Jubelpriester, Pensionist und Beneficiat am Calvarienberge, am 19. April; P. Ottokar Tasch, Kapuziner-Ordens-Priester, am 11. Mai, und Herr Joseph Böhm, Malteser-Ordens-Commende-Administrator und Pfarrer in Pulst, am 27. Mai, und Herr Ignaz Anderwald, provisorischer Canonicus zu Maria Saal, am 6. Juni; welche dem frommen Andenken empfohlen werden.

Roheisen- und Blei-Preise im Juni 1865.

Eisen-Preise.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 62 kr., Cokes-Roheisen affinage 1 fl. 87 kr. — 2 fl. 10 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 40 kr., Schottisches Nr. 1 2 fl. 40 kr. — 2 fl 55 kr. Stabeisen grobes 5 fl. 25 kr. — 6 fl.

Berlin: Schlesisches Holzkohlenroheisen 2 fl. 70 kr., Cokes-Roheisen 2 fl. 60 kr.

Schlesisches Stabeisen, gewalzt, loco Breslau 5 fl. 25 kr., geschmiedet 6 fl. 75 kr. — 7 fl.

Auf österreichische Meiler à 10 Wiener Centner berechnet:

Köln: Holzkohlenroheisen 25 fl. 20 kr. — 29 fl. 40 kr., Cokes-Roheisen affinage 21 fl. — 23 fl 50 kr., graues 25 fl. 20 kr. — 26 fl. 90 kr., Schottisches Nr 1 26 fl. 90 kr. — 28 fl. 50 kr., Stabeisen grobes 58 fl. 80 kr. — 67 fl. 20 kr.

Berlin: Schlesisches Holzkohlen-Roheisen 30 fl. 20 kr. Cokesroheisen 29 fl. 10 kr., Stabeisen loco Breslau: gewalzt 58 fl. 80 kr., geschmiedet 75 fl. 60 kr. — 78 fl. 40 kr

Blei-Preise.

Per Zollcentner Köln: Raffinirtes Weichblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 50 kr., Hartblei 8 fl. 75 kr. — 9 fl. 25 kr.

Berlin: Sächsisches 9 fl. 50 kr., Tarnowitzer 9 fl. 63 kr.

Auf Wiener Centner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 64 kr., Hartblei 9 fl. 80 kr. — 10 fl. 36 kr.

Berlin: Sächsisches 10 fl. 64 kr Tarnowitzer 10 fl. 80 kr.

Durchschnittspreise der Lebensmittel zu Klagenfurt im Juni 1865.

		fl.	kr.			fl.	kr.
Weizen	der Vierling	4	93	Speck, geselchter	das Pfund	—	44
Roggen		3	73	„ roher		—	36
Gerste		3	2	Schweinschmalz		—	44
Hafer		2	3	Eier	das Paar	—	3
Heide		3	85	Hendl		—	75
Mais		3	68	Kapaunen		—	—
Brein (gestampfte Hirse)	der Vierling	7	5	Enten		1	10
Erbsen		4	—	Gänse		2	—
Linsen		4	50	12" Scheiterholz, hartes	loco Land eine n. ö. Klftr.	3	56
Fisolen, weiße		5	—	12" Scheiterholz, weiches		2	38
„ rothe		4	50	30" Scheiterholz, weiches		4	90
Erdäpfel		—	—				
Rindschmalz	das Pfund	—	53	Heu	der Zentner	—	85
Butter		—	45	Stroh		—	56

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Heinrich Weil. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№ 8. August 1865.

Heimische Literatur.

Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern; begonnen von G. F. v. Anerhofen, nach dessen Tode fortgesetzt von Dr. Carlmann Tangl. IV. Band, II. Heft.

Nach beinahe zweijähriger Pause erschien wieder ein Heft der heimatlichen Geschichte. Wenn man sich der Kürze des menschlichen Lebens bewußt ist und die Zeit betrachtet, die der bisher vollendete Theil dieser Geschichte in Anspruch genommen hat (es sind mehr als zwanzig Jahre seit dem Beginne des Erscheinens) und entgegenhält was noch unvollendet ist (es haben von der Periode, die Tangl zu schreiben übernommen, noch vier Hefte zu erscheinen, während für die Geschichte der Herzoge aus dem Hause Sponheim eigentlich noch kein Historiker gewonnen ist, so wäre es wohl eine sehr kühne Hoffnung, wenn man darauf rechnen würde, daß viele der ursprünglichen Pränumeranten sich noch des Besitzes des ganzen Werkes erfreuen sollten. Es scheint unglaublich, daß die Geschichte eines Ländchens wie Kärnten eine so schwere Geburt haben sollte. Ich bin jedoch weit entfernt, gegen den Autor eine Rüge aussprechen zu wollen; dieser läßt es wahrhaftig an Fleiß und Umsicht nirgends fehlen, es liegen von ihm bereits zwei weitere Hefte zum Drucke bereit; ihm muß man im Gegentheile das unbedingteste Lob für seine aufopfernde Vaterlandsliebe zollen. Der Tadel trifft hauptsächlich den Drucker und Verleger, dessen Saumseligkeit schon über jedes Beispiel erhaben ist. Mag sein, daß ihm andere Geschäfte mehr eintragen, aber es wäre eine Sache der Vaterlandsliebe, des Anstandes gegenüber einem so uneigennützigen Autor, von dem sich der Verleger alle Opfer gefallen läßt, gegenüber den Pränumeranten, ein vaterländisches Werk nicht mit solcher Schneckenlangsamkeit erscheinen zu lassen.

Das vorliegende Heft umschließt einen Zeitraum von zehn Jahren, von 1276 — 86, den Zeitraum der Verwaltung Kärntens durch den Grafen Meinhard von Tirol. K. Rudolf hatte zwar den Befehl ergehen lassen, Philipp von Sponheim als Herzog von Kärnten und Herrn von Krain und der Mark anzusehen; trotzdem kam er nie zur Regierung dieser Länder, sondern selbe wurden vom Grafen Meinhard von Tirol verwaltet, der den Titel eines Hauptmanns oder auch eines Herrn von Kärnten führte. Dieß Verhältniß dauerte bis 1286. Diese Zeit scheint für Kärnten eine wildbewegte gewesen zu sein, reich an Kämpfen und Fehden, namentlich von Laien gegen Geistliche, trotzdem, daß der Kaiser am 8. Dezember 1276 eine Friedensordnung erlassen hatte. Als eine bittere Ironie und eine schlimme Vorbedeutung für die Haltung des allgemeinen Landfriedens war es, daß die hierüber erschienene Verordnung auch von dem Grafen Heinrich von Pfannberg als letztem Zeugen unterfertigt war, der, wie sein Vater, nicht nur während seines ganzen Lebens den Clerus aufs Grimmigste verfolgt, sondern auch einige Monate vor dem Erscheinen der Friedensordnung ein Sacrilegium durch frechen Einbruch an einem heiligen Orte und Bedrohung eines geweihten Hauptes begangen hatte. Erzbischof Friedrich von Salzburg schreibt hierüber mit tiefster Entrüstung an K. Rudolf:

(Ohne Datum, aber offenbar Anfangs Oktobers 1276.)

„Während wir neulich (gegen Ende Septembers) zu Passau in Euerer Provinz uns befanden, ereignete sich in Kärnten ein trauriger Fall, den wir Euerer königlichen Majestät mit schwerem Leidwesen und Schmerze berichten. Graf N. v. P. (Comes N. de P., nicht aber, wie es bei Gerbert fälschlich heißt: comes N. et P., Graf Heinrich von Pfanberg) schickte nämlich, nachdem er bereits Euch und dem Reiche den Eid der Treue geleistet und die Urkunde darüber (wahrscheinlich jene ddo. Rein am 19. September 1276 überschickt hatte, seine Kriegsknechte in das ehrwürdige Kloster St. Paul in Kärnten, welche mit Waffengeklirr und heftigem Anschlagen (an das Klosterthor) in dasselbe eindrangen, den Herrn N. (Gerhard, gewesenen Abt von St. Paul, seit 1275 erwählten, aber noch nicht bestätigten Bischof von Lavant) gefangen nahmen, mit blutgierigen Händen aus dem Kloster herausschleppten und zu einem gewissen Schlosse N. (Stein, jetzt Ruine Steinberg in der Pfarre St. Georgen bei St. Paul) führten, welches derselbe Erwählte in seiner Gewalt hatte. Da er, (dort) von ihnen aufgefordert, ihnen unser Schloß zu übergeben, sich dessen weigerte, so warfen sie

ihn zu Boden, ſetzten ihm dreimal die bloßen Schwerter an den Hals und fügten ihm noch andere ſchreckliche körperliche Unbilden zu, bis er aus Furcht vor dem bevorſtehenden Tode dem Grafen ſelbſt (ipsi comiti, der alſo dabei anweſend geweſen zu ſein ſcheint) unſer Schloß übergab, worauf durch denſelben (Grafen) viele Victualien und mehrere koſtbare Sachen aus dem Schloſſe weggebracht wurden.

Obwohl die Provinz Salzburg zur Zeit der Verfolgung (durch K. Ottokar im Jahre 1275) in ihrem Clerus durch viele Widerwärtigkeiten ſchwer heimgeſucht worden war, ſo hat ſie doch niemals eine ſo gräßliche Unbild erlitten, vor deren tiefer Schändlichkeit alle Einwohner unſerer Länder ſich mit Recht entſetzen und mit Entſetzen ſich fürchten. Denn wenn dieſe freche und grauſame Verwegenheit dieſes Menſchen von der königlichen Macht nicht geſtraft wird, ſo werden auch viele Andere aufſtehen, welche gleich dem genannten Grafen den Stand der Geiſtlichen und Kirchen mit Füßen treten werden.

Wir flehen daher im Namen aller Prälaten unſerer Provinz zu Euerer königlichen Majeſtät, daß Ihr den beſagten Grafen, welcher durch einen doppelten Frevel das Heilige des Herrn in einem heiligen Orte und an einer geweihten Perſon mit teufliſcher Anmaßung beſudelt hat und der, nicht achtend den Eid ſchuldiger Treue, den er als Vaſall uns geſchworen hat, ſich unſeres Schloſſes ſowohl durch betrügeriſche Nachſtellungen als auch durch offene Gewaltthaten bemächtiget hat, wegen ſeines geſetzloſen Benehmens durch den Herrn N. (Meinhard) Grafen (von Tirol), welcher zur Zeit des begangenen Verbrechens und noch jetzt in jenen Theilen (Ländern, Steiermark, Kärnten, Krain und der Mark als Reichsverweſer) aufgeſtellt iſt, dergeſtalt beſſern (beſtrafen) laſſen möget, damit für dieſe Unbild, die nicht nur uns, ſondern auch dem geſammten geiſtlichen Stande angethan worden iſt, gebührende Genugthuung geleiſtet werde und damit auch die übrigen Geiſtlichen und Prälaten, welche ähnliche Vorgänge zu befürchten haben, nicht an Euerem Schutze verzweifeln, wenn ſie ſehen ſollten, daß eine an uns (durch die Wegnahme des Schloſſes Stein) und an dem ehrwürdigen Biſchofe von Chiemſee, deſſen leiblicher Bruder jener Biſchof iſt, die wir Euch ſo ausdauernd angehangen haben und unter den anderen (Biſchöfen) die erſten (Anhänger) von Euch geweſen ſind, begangene ſo ſchwere Uebelthat ſtraflos verübt worden ſei.

Auch muß Euere Frömmigkeit dem begangenen ſo großen Verbrechen begegnen, damit die Länder, welche nach dem Statute unſeres

schon vor längerer Zeit abgehaltenen Provinzial-Conciliums dem kirchlichen Interdicte unterworfen worden sind, nicht allzulang des Gottesdienstes entbehren und damit das Volk, welches noch im Zweifel schwankt, nicht auf den Abweg des Irrthums und Aergernisses gerathe, was leicht geschehen könnte. Aber weh jenem Menschen (dem Grafen Heinrich von Pfannberg), von dem dieses Aergerniß kömmt! Das Interdict aber können wir wegen der Verordnung, welche wir aus Furcht vor dem Herrn Könige von Böhmen schon vor längerer Zeit erlassen haben, wie die Bischöfe N. und N. wohl wissen, nicht aufheben, bevor nicht dieß Unrecht bestraft wird, was Graf M. (Meinhard), wenn er es anders will, leicht bessern (bestrafen) können wird."

Die Ursache war wahrscheinlich, daß Abt Gerhard den Grafen von Pfannberg, die zugleich Besitzer der Vesten Rabenstein und Loschenthal und nächste Nachbarn des Stiftes waren, das Vogteirecht über dasselbe, das schon ihr Vater besessen, nicht zuerkennen wollte.

Schloß Stein im Lavantthale (jetzt die Ruine Steinberg) gehörte dem Erzbisthum Salzburg und war den armen Bischöfen von Lavant als Residenz überlassen.

Daß der Clerus von den Laien sehr verfolgt wurde, beweist auch die Wiederbekanntmachung der Verordnung, welche Kaiser Friedrich II. im Dezember 1221 zum Schutze der Kirche erlassen hatte durch den Erzbischof von Salzburg und mehrere Bischöfe, was freilich ein Widerspruch war, nachdem der Kaiser, der sie erlassen, vor 55 Jahren im Bann gestorben war. Graf Meinhard scheint die Geistlichkeit in Kärnten durchaus nicht ernstlich beschützt zu haben, was aber wohl auch nicht zu erwarten war, nachdem er in seinem Stammlande ihr ärgster Feind war und nicht weniger als sieben Mal in den Kirchenbann gethan wurde, in welchem er auch starb. Ein Beweis dafür ist ferner, daß Kaiser Rudolf in der Urkunde vom 5. Jänner 1238 weder ihn noch den von ihm eingesetzten obersten Richter Gottfried von Trüchsen, sondern einen fremden Landesherrn, den Bischof Berthold von Bamberg, mit der Wahrung der öffentlichen Sicherheit betraute. Die Kirche zu Werd ward nämlich durch die Angriffe der Finkensteiner so wie der Edlen von Paradeis und Treffen, beständig gefährdet, und der Bischof wird gebeten, die Kirche zu schützen und das Schiedsrichteramt zu übernehmen, was er auch mit viel Eifer und Umsicht durchführte.

Zu dem 1238 erneuerten Kriege gegen Ottokar fehlt jede Angabe über die Aufgebote von Oesterreich, Kärnten und der Mark. Aus

ihren eigenen Vasallen stellten Graf Ulrich von Heunburg 200, Graf Heinrich von Pfannberg 200 Reisige, theils Kärntner, theils Steirer; Graf Meinhard von Tirol führte 300, sein Bruder Albrecht von Görz 150 Spieße herbei. Von Friedrich von Ortenburg sagt die Reimchronik:

Graf Friedrich sich wundert
Von Ortenburg, wann er dar
Mit ym pracht ain solich schar,
Der den Kunig genugt wol
Vnd ez gern het für vol;

was ziemlich unverständlich scheint.

Der Zustand Kärntens in der Verwaltungsperiode des Grafen Meinhard muß kein sehr glücklicher gewesen sein, indem der Kaiser selben in einer Urkunde dde. 8. März 1279 einen arg verfallenen nennt und zur Bestrafung der Landfriedensstörer ein außerordentliches Gerichtsverfahren, das sogenannte Richten auf bösen Leumund, einführte, bei welchem bloß das allgemeine Gerücht, daß Jemand ein Landfriedensstörer sei, hinreichte, ihn vor Gericht zu ziehen, und die Stelle des Anklägers vertrat. Meinhard selbst scheint sehr selten in Kärnten residirt zu haben und da meist in dem Jagdschlößchen in Klagenfurt, nicht in St. Veit, wie dieß aus mehreren Urkunden ersichtlich ist.

Da die Angriffe der Friedensstörer hauptsächlich auf die Kirchen und Klöster gerichtet waren, so ward auf Betrieb des Erzbischofs von Salzburg ganz Kärnten mit dem großen Kirchenbanne belegt. 1279 trat in Kärnten der seltene Fall ein, daß zwei Brüder die beiden Bischofssitze inne hatten.

Philipp von Sponheim lebte in Krems in Niederösterreich. Sein Tod erfolgte nach Tangl's Nachweisung im Jahre 1279. Von großem Interesse ist sein Testament. Dieses ist vom 10. Juni 1279 und lautet:

Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit. Amen Was in der Zeit geschieht, flieht zugleich mit der Flüchtigkeit der Zeit dahin, wenn es nicht durch die Züge der Schrift und durch die Anhängung der Siegel und durch die Unterschrift der Zeugen verewiget worden ist. Dieß ist der Grund, weßhalb Wir Philipp von Gottes Gnaden, Herzog von Kärnten, Herr von Krain, Allen, sowohl den Gegenwärtigen als auch den Zukünftigen, denen gegenwärtige Schrift zukommen dürfte, bekannt machen, daß Wir, zwar noch am Leben befindlich, aber nicht sehr gesund (adhuc existens vivus et non bene sanus, sollte wohl nur heißen sed oder at non bene sanus) wollen und anord-

nen, daß dieſes Teſtament verfaßt werde, zum Heile und Wohle unſerer Seele, damit, wenn der allmächtige Herr Uns hinweg nimmt, unſern Gläubigern, denen wir ſchuldig ſind, Zahlung geleiſtet werde, weßhalb wir dieſelben ſowohl nach ihrem Namen als auch nach den Städten in gegenwärtiger Urkunde anſetzen, obwohl wir die gewiſſe und wahre Summe, die wir jedem einzelnen Gläubiger ſchuldig ſind, weder wiſſen noch angeben können, ſondern es ihrer Redlichkeit überlaſſen, was jeder anſagen mag.

Wir fügen dieſem Teſtamente auch bei, daß, wenn wir den Münſtern der Religioſen, den Klöſtern und den Bisthümern (monasteriis religiosorum et claustris et episcopatibus) nämlich in Kärnten und Baiern, Schwaben und Steiermark, Krain und der Mark und wo ſie immer gelegen ſein mögen, einige Beſchwerungen und Schäden zugefügt haben, ihnen dieſe von den Eigengütern und nicht von den Lehen, nämlich unſerer Länder, Kärnten und Krain (proprietatibus et non Feudis scilicet terrarum nostrarum Karinthie et Carniole) bezahlt, und daß ihnen allen für die ihnen von uns zugefügten Schäden Genugthuung geleiſtet werden ſoll.

Die Eigengüter, von denen die Zahlung und Genugthuung geſchehen ſoll, ſetzen wir gleichfalls in der gegenwärtigen Schrift namentlich an, indem wir ſagen: dieß ſind unſere wahren Eigengüter.

Zuerſt im Lande Kärnten.

1. Das Schloß Vriberch (Freiberg oder Freiburg, jetzt Ruine bei Obermühlbach) mit ſeinen Zugehörungen außer den Zehenten.

2. Die Stadt St. Veit entlang wie das Ufer läuft bis zum Thurme, welcher Pollantz (Pogantz ob St. Veit gegen den Kalvarienberg?) heißt (civitas sancti Viti secundum quod ripa currit usque ad turrim, que dicitur Pollantz).

3. Das Schloß Himelberch (Himmelberg) mit ſeinen Zugehörungen, von welchen Zugehörungen wir zehn Mark Einkünfte unſerm Bruder Amelrich und ſeinen Nachkommen zum erbrechtlichen Beſitze gegeben haben.

4. Ein Gut, welches Pitſchmann bei Veltchirchen (Feldkirchen) gehabt hat, welches wir gleichfalls, ſo wie jenes, unſerm vorbeſagten Bruder gegeben haben.

5. Das Schloß Griffenberch (Greifenberg, jetzt Greifenburg) nämlich das neue, mit ſeinen Zugehörungen; das alte (Schloß Griffen) aber gehört dem Biſchofe von Bamberg.

6. Ein Gut zum Schloße Werdenburch (Werdenberg oder jetzt Wernberg bei Villach) gehörig mit Ausnahme der Zehente und des Schloſſes ſelbſt.

7. Die Stadt Chlagenfurt (Klagenfurt) mit ihren Zugehörungen außer den Lehen. Wir haben gehört, daß das Schloß Chlagenfurt zum Reiche gehöre, wiſſen aber nicht, ob dieß wirklich ſo ſei oder nicht.

8. Ein gewiſſer Berg, welcher insgemein Dietſch (Dier- oder Dierenberg bei Heunburg, Haimburg) genannt wird, gehört uns eigen mit Ausnahme der Zehente.

9. Das Schloß in Volchenmarcht (Völkermarkt) mit ſeinen Zugehörungen dießſeits der Drau (ex ista parte Trahe) mit Ausnahme der Stadt Volchenmarcht.

10. Rechberch (Rechberg) im Thale Jawenthal (Jaunthal) mit ſeinen Zugehörungen mit Ausnahme der Gerichte und der Zehente.

Folgende ſind unſere Eigengüter in Krain:

11. Die Stadt und das Schloß Laybach mit ihren Zugehörungen, ausgenommen die Lehen und Zehente.

12. Das Schloß Oſterberch (zu Pograd) mit ſeinen Zugehörungen.

13. Ein Dorf, welches Chreutz (Kreuz) heißt, mit allen Zugehörungen, bei Stein gelegen, welches wir auch unſerm Bruder Amelrich gegeben haben, ſo wie anderes.

14. Das Schloß Weinek (Weineck oder Weinegg) mit ſeinen Zugehörungen, ausgenommen die Güter des Bisthums Gurk und die Zehente.

15. Das Schloß Slanzenfuez (vielleicht Slanzwerch in der Pfarre St. Kanzian im Bezirke Naſſenfueß?) mit allen Zugehörungen außer den Zehenten.

16. Schichenberch (vielleicht Schichoufelo? Ortsgemeinde Pechdorf, Pfarre St. Michael, Bezirk Lack) und Gretſchin (wahrſcheinlich eines der vielen Gradiſche). Ob dieſes zum Reiche gehöre oder nicht, wiſſen wir nicht.

17. Das Schloß Arch (Arch), von welchem es heißt, daß mein Vater dasſelbe von Otto von Chunegeſperch gekauft habe.

Von dieſen Eigengütern nehmen wir einige aus, welche wir im Teſtamente beſonders vermachen:

1. Das Schloß Grifenberch, nämlich das neue, vermachen wir der heiligen Salzburger Kirche auf ſo lange, bis dieſer Kirche voller

Erſatz für alle Schäden, die wir ihr zugefügt haben, geleiſtet ſein wird, und bis die Pfänder, welche von uns aus der Schatzkammer in Salzburg genommen worden ſind, ausgelöſt (bezahlt) ſein werden (et donec solvantur pignora, que per nos sunt recepta de Sacrario in Salisburga.)

2. Das Schloß Himmelberch mit ſeinen Zugehörungen, ausgenommen die 10 Mark Pfennig Einkünfte, welche wir unſerm Bruder Amelrich gegeben haben, vermachen wir im Teſtamente den Kirchen der Bisthümer Chiemſee, Gurk und Seckau auf ſo lange, bis ihnen für alle Schäden, die wir ihnen zugefügt haben, Erſatz geleiſtet worden ſein wird.

3. Die Stadt Laybach vermachen wir der heiligen Aquilejer Kirche gemäß der Verſchreibung, die ſie hierüber (von uns) hat.

In Betreff aller übrigen Eigengüter wollen wir, daß davon den vorgenannten Münſtern und Klöſtern (monasteriis et claustris) und nachgeſchriebenen unſern Gläubigern Zahlung und für alle ihnen von uns zugefügten Schäden Erſatz geleiſtet werde.

Folgende ſind die Gläubiger, denen wir zu zahlen ſchuldig ſind.

1. In Prag den Mindern Brüdern zum heil. Franciscus; ebendaſelbſt Michael dem Bürger und mehreren, welche durchaus ganz zu Grunde gerichtet worden ſind.

2. In Brünn dem Heinrich genannt Swellar, dem wir hundert und vierzig Mark Silber ſchuldig ſind.

3. In Augsburg den Bürgern Wikmann und Heinrich genannt Chezzelſmit (Keſſelſchmied) und noch andern ebendaſelbſt, deren Namen wir nicht wiſſen.

4. In Regensburg einem Bürger, welcher Martſchant heißt.

5. In Matfriet dem Reinher.

6. In Salzburg Jakob dem Kleriker und Durinhard dem Kleriker.

7. In Glemona dem Sohne des Bürgers Occlo zwanzig Mark Aquilejer (Pfennige).

Wir ſchlagen auch das ganze hinterlegte Gut (depositum), welches wir bei den Senenſern (zu Siena) haben, zu demſelben Teſtamente hinzu, damit einigen Senenſern, aber nicht jenen, welche das hinterlegte Gut haben, ſondern jenen (Senenſern), welche uns bis nach Gemunde (Gmünd in Oberkärnten) ihre Waaren gebracht haben (qui tulerunt nobis mercimonia sua usque in Gemunde), ihre Forderungen von dem hinterlegten Gute bezahlt werden.

Zu Vollſtreckern dieſes Teſtamentes aber beſtimmen wir:

1. Den ehrwürdigen Vater den Biſchof von Seckau;
2. den Abt von St. Peter in Salzburg;
3. den Abt von Raitenhasla;
4. den Abt von Viktring;
5. den Abt von Landstroſt (Landſtraß);
6. den Prior des Prediger-Ordens zu Frieſach;
7. den Prior desſelben Ordens zu Wien;
8. den Quardian der Mindern Brüder in Stein;
9. den Bruder Gerold des Prediger-Ordens;
10. den Bruder Heinrich von Neuemburg unſeren Generalbeichtvater;
11. den Bruder Peter desſelben Ordens der Prediger-Brüder.

Und damit dieſes Teſtament die Kraft der Giltigkeit erlange, haben wir gegenwärtige Schrift mit unſerm Siegel beſiegeln laſſen vor nichts deſto minder lebenden Zeugen (coram testibus nihilominus vivis!), dem Bruder Rudolph genannt Stero, welcher unſer General-Beichtvater iſt, und dem Bruder Gerold desſelben Ordens, der unſer Notar geweſen iſt und der dieß alles betitelt (intitulavit, in gehöriger Weiſe verfaßt) hat.

Datum apud Chremsam anno domini M. CC. LXXVIIII. et actum XIIII. Kalendas Augusti.

Dieß Teſtament iſt ſehr bezeichnend für den Charakter Herzog Philipp's. Meinhard ſcheint Philipp's letzten Willen nicht anerkannt zu haben, weil er mehrere Städte und Schlöſſer, welche jener als ſein Eigenthum bezeichnete, z. B. St. Veit, Klagenfurt, Griffenburg (wahrſcheinlich Greifenburg) im Beſitze behielt.

Amelrich, Philipp's Bruder, von dem nur in dieſem Documente Erwähnung geſchieht, ſcheint ein natürlicher Sohn Herzog Bernhard's geweſen zu ſein.

Durch Philipp's Tod war das Herzogthum Kärnten ein erledigtes Reichslehen geworden und K. Rudolph konnte nun daran denken, ſeinen treuen Parteigänger Meinhard, der ihm ſo thätige Hülfe in jeder Weiſe geleiſtet hatte, zu belohnen, wie es wohl ſchon lange ſeine Abſicht geweſen ſein mag, denn ſonſt hätte er Philipp wohl das Herzogthum, womit er ihn belehnt hatte, übernehmen laſſen.

Am Reichstage zu Augsburg, im Dezember 1282, belehnte der Kaiſer ſeine Söhne Albert und Rudolph mit den Herzogthümern und Fürſtenthümern: Oeſterreich, Kärnten, Krain, Windiſche Mark und Por-

tenau. Aber gleich nach der Belehnung gaben die neuen Herzoge das Herzogthum Kärnten dem Kaiſer mit der Bitte zurück, ſelbes dem Grafen Meinhard zu verleihen, der zur Eroberung und Behauptung jener Länder ſo viel beigetragen, welche Heimſagung der Kaiſer annahm.

Aber die Belehnung Meinhard's mit Kärnten konnte nicht unmittelbar erfolgen, da noch früher zum Theile ſehr ſchwierige Verhandlungen gepflogen werden mußten, nämlich folgende:

1. Es mußte bewieſen werden, daß Graf Meinhard ein völlig freier Mann und nicht eines weltlichen Fürſten Vaſall ſei.

2. Es mußten die Willebriefe der Kurfürſten eingeholt werden.

3. Es mußten die Grafen, Edeln, Miniſterialen und Vaſallen des Herzogthums Kärnten um ihre Zuſtimmung befragt werden.

4. Es mußten die Kirchenfürſten von Salzburg, Bamberg, Freiſing u. ſ. w. befragt werden, ob ſie geneigt ſeien, ihre Kirchenlehen, mit denen bereits die Söhne des Kaiſers belehnt worden waren, an den Grafen Meinhard als Herzog von Kärnten zu verleihen.

5. Es mußten endlich zwiſchen dem Kaiſer und dem Grafen Verhandlungen über die Bedingungen gepflogen werden, unter denen der Graf K ä r n t e n beſitzen ſoll.

Nachdem ſämmtliche Hinderniſſe behoben waren, wurden Meinhard und deſſen Erben 1286 mit Kärnten belehnt. Dieß geſchah auf der Reichsverſammlung zu Augsburg am 1. Februar 1286, nachdem früher die zwiſchen ihm und dem Kaiſer ſchwebende Geldfrage geregelt war.

Merkwürdiger Weiſe vermißt man in der Belehnungsurkunde eine Klauſel über ein Zurückfallen des Herzogthums an Habsburg im Falle des Ausſterbens der tiroliſchen Mannslinie, was ſpäter auch bekanntlich die Urſache großer Verwicklungen war.

Wir haben uns begnügt, den gedrängteſten Auszug dieſes höchſt intereſſanten Heftes zu geben, indem wir nur andeuteten, was von unmittelbarſter Wichtigkeit für Kärnten darin vorkommt, und empfehlen jedem Freunde der vaterländiſchen Geſchichte das eifrige Studium desſelben.

Herbert.

Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen.

Von

Adolf Wagner.

III.

In den Verbrechen.

(Schluß.)

Der Hang zum Verbrechen äußert sich endlich in den einzelnen Lebensaltern auch in sehr verschiedenartigen Verbrechen.

Der Diebstahl begleitet den Menschen während seiner ganzen Lebenszeit. Mit ihm beginnt der Verbrecher. Hausdiebstahl macht den Anfang, der gewöhnliche Diebstahl folgt; mit der vollen Entwickelung der körperlichen Kräfte geht der Verbrecher zum gewaltsamen Diebstahl, zum Einbruch und Straßenraub über. Mord und Todtschlag gesellen sich bald diesen Verbrechen hinzu, sie stehen häufig auch mit Sittlichkeitsverbrechen in Verbindung. Die letzteren entwickeln sich schon früher, in der Zeit der Pubertät und unter dem Einflusse ungezügelter Leidenschaften; der Verbrecher beginnt damit, seine Opfer unter den Kindern zu suchen, bevor er seine volle physische Kraft erreicht hat. Dann aber schwinden die wilden Leidenschaften, die Begierde und die offene Gewalt, der Mensch wird kälter und vernünftiger, er prämeditirt und organisirt das Verbrechen, die Gewalt weicht der Tücke und Hinterlist, der Gebrauch der physischen Kraft der Benutzung geistiger Mittel, der Berechnung und der Täuschung. Der Verbrecher greift zu Gift und Dolch und Meuchelmord, überfällt sein Opfer im Dunkeln oder zündet ihm das Dach über dem Kopfe an, zwingt Kinder und schwache Personen mit dem Reste seiner Kräfte zur Befriedigung seiner unerloschenen unsittlichen Gelüste, wo er *Personen*, — er greift zu Betrug, Fälschung und Meineid, wo er *Eigenthum* attakirt, und bietet so auf der letzten Stufe seiner Laufbahn das häßlichste Bild dar.

Diese Schilderung läßt sich Punct für Punct statistisch erhärten. In Frankreich wie in Preußen ist die Betheiligung der einzelnen Lebensalter und die Entwickelung dieser Betheiligung bei den Hauptarten der Verbrechen eine völlig analoge. Ich vermag Ihnen den Beweis für diese Behauptung an neun Hauptverbrechen zu führen: an dem Dieb-

ſtahl, der Brandſtiftung, der Fälſchung, dem Meineid, den Körperverletzungen, den Sittlichkeitsverbrechen, dem Kindsmord, dem Mord, der Vergiftung. Kinder unter 16 Jahren werden in beiden genannten Staaten nur unter gewiſſen Bedingungen von den Schwurgerichten abgeurtheilt. Die Zahl der Angeklagten dieſes Alters iſt daher eine geringe. Deſſenungeachtet zeigen beide Länder eine große Uebereinſtimmung auch hier. Bei den meiſten jener neun Verbrechen iſt die Betheiligung weſentlich geringer, wie die durchſchnittliche Betheiligung am Verbrechen überhaupt, und zwar in ziemlich gleichem Verhältniß in Frankreich wie in Preußen. Nur bei einem Verbrechen iſt die Theilnahme der jugendlichen Angeklagten weſentlich größer, nämlich bei der Brandſtiftung, dieſem Verbrechen, welches in der Periode der Entwicklung der Geſchlechtsreife ſo merkwürdig monomaniſch auftritt. Das romaniſche, früher entwickelte Frankreich zeigt aber dieſes Verbrechen in dieſem Alter ungleich häufiger, wie das kältere, germaniſche Preußen, eine Erſcheinung, welche meine frühere Bemerkung über den nebenhergehenden Einfluß des national-geographiſchen Moments neben dem allgemeinen menſchlichen beſtätigt. Hiermit ſtimmt auch überein, daß in der zweiten Altersſtufe, vom 17.—24. (25.) Jahre, die Brandſtiftung zwar in beiden Ländern weniger häufig vorkommt, wie im Durchſchnitte alle Verbrechen überhaupt, aber in Preußen häufiger, wie in Frankreich. Ferner übertrifft die Betheiligung am Diebſtahl die durchſchnittliche verbrecheriſche Thätigkeit in Frankreich in der erſten Altersklaſſe bereits etwas, während in Preußen die Theilnahme am Diebſtahl derjenigen an allen Verbrechen gleich iſt. Auch dieſe Thatſache läßt ſich paſſend auf nationale Einflüſſe der früheren Entwicklung zurückführen. Nur bei der Vergiftung widerſprechen ſich die Erſcheinungen; in Frankreich iſt dieſes Verbrechen im jugendlichen Alter ungleich häufiger, wie andere Verbrechen, und wie das nämliche in Preußen. Möglich, daß darauf auch ſpecielle Einflüſſe der Entwicklung einwirken, womit es wiederum ſtimmte, daß in der zweiten Altersklaſſe die Vergiftung relativ ſeltener in Frankreich, wie in Preußen iſt. Doch ſind die Zahlen dieſes Verbrechens ſehr klein, namentlich die preußiſchen, ſo daß die auf die Thatſachen zu bauenden Schlüſſe weniger Zuverläſſigkeit gewähren. Wenn Sittlichkeitsverbrechen in Frankreich häufiger und auch der Kindsmord in dieſer erſten Altersklaſſe doch bereits in geringer Zahl auftritt, in Preußen noch nicht, ſo erklärt ſich dieſes ſehr wohl aus der früheren phyſiſchen Entwicklung der franzöſiſchen Bevölkerung. In der zweiten Stufe des Alters, vom 17.—24. (25.) Jahre tritt

in beiden Ländern wiederum derſelbe Gang der Bewegung im Großen entgegen. Nur Sittlichkeitsverbrechen machen hievon eine Ausnahme, indem ſie in Preußen häufiger, in Frankreich etwa in demſelben Maße ſeltener wie die übrigen Verbrechen vorkommen. Dieſe aus ſchon angedeuteten Gründen erklärliche, für Preußen ungünſtigere Erſcheinung wird zum Theil aufgewogen und wiederum mit erklärt durch die relativ größere Häufigkeit dieſes Verbrechens in Frankreich in der erſten und abermals in der vierten Altersklaſſe (41.—60. Jahr). Die zweite Altersklaſſe iſt im Uebrigen die des vorwaltenden Kindsmords, der ſchweren körperlichen Verletzungen, zum Theil auch des Todtſchlags und die des Diebſtahls. Dagegen kommen Mord, auch Giftmord, Brandſtiftung, Fälſchung und Meineid noch verhältnißmäßig ſelten vor. Die kleineren Unterſchiede zwiſchen Frankreich und Preußen laſſen ſich nicht alle, aber doch zum Theile auf nationale Einflüſſe zurückführen.

In der dritten Altersklaſſe, dem eigentlichen Mannesalter, der Vollkraft der körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten, vom 24. (25.) bis 40. Jahre, tritt der Mord und die Fälſchung ſtärker hervor, wie die übrigen Verbrechen, ſodann die Körperverletzungen, Kindsmord und Diebſtahl, worin aber zum Theil ſchon eine Verringerung gegen die zweite Altersklaſſe wahrzunehmen iſt; Sittlichkeitsverbrechen und Vergiftungen, Brandſtiftungen und Meineide ſind ſeltener, wie die übrigen Verbrechen; die Veränderungen in der relativen Häufigkeit dieſer vier Arten gegen die zweite Lebensſtufe ſind ebenfalls nicht ohne tiefere Bedeutung. Die Leidenſchaften liegen mit der berechnenden Vernunft noch in Kampf, um mehr und mehr beſiegt zu werden.

In der vierten Altersklaſſe, dem höheren Mannesalter von 41—60 Jahren, vermindern ſich Diebſtahl, Körperverletzungen, Kindsmord ſtark, die anderen Verbrechen, mit Ausnahme des Mords in Preußen, kommen häufiger vor, ſowohl gegen die durchſchnittliche Theilnahme am Verbrechen, wie gegen die nämlichen Verbrechen in der vorhergehenden Altersklaſſe. Beſonders walten Fälſchung und Meineid, dann auch bereits wieder Brandſtiftungen vor, Vergiftungen werden in Preußen, Sittlichkeitsverbrechen in Frankreich ſchon wieder zahlreicher.

Die Verbrechen des hohen Alters, vom 60. Jahre an, ſind endlich Vergiftungen und Brandſtiftungen und vor Allem Meineide und Sittlichkeitsverbrechen. Auch die Fälſchung ſteht in Frankreich noch ein wenig über dem Durchſchnitte, iſt aber viel ſeltener, bei der Abnahme der geiſtigen Energie in dieſem Alter, wie in der vorangehenden Stufe, in Preu-

ßen wie in Frankreich. Der Mord tritt wenig, die Körperverletzungen ſtärker, der Diebſtahl und Kindsmord ſehr ſtark zurück. Uebrigens iſt vom 40. Jahre an die Betheiligung am Kindsmorde in Frankreich erheblich größer, wie in Preußen, was auf die ſittlich viel ſchlimmere Theilnahme anderer Perſonen, als der Mütter, an dieſem Verbrechen ſchließen läßt. Aber der hinterliſtige feige Angriff des Lebens und Eigenthums durch Gift, Feuerlegung und Meineid und das Aufflackern zügelloſer Sinnlichkeit und die Befriedigung der Begierde an Kindern, dieß iſt in der That das häßliche Bild, welches uns der greiſe Verbrecher darbietet.

Die eingehendere Claſſifikation der Lebensalter der Angeklagten in der franzöſiſchen Criminalſtatiſtik geſtattet die Entwicklung des Hangs zum Verbrechen noch ſpezieller im Einzelnen zu verfolgen. Ich muß mich hier auf die vorhergehende Darlegung beſchränken, und will nur noch bemerken, daß in Frankreich Verbrechen gegen Eigenthum im jüngeren Alter, bis zum 40. Jahre, Verbrechen gegen Perſonen im höheren Alter ſtärker vertreten ſind, wie die andere Hauptart der Verbrechen.

Beim Vergleiche längerer Perioden findet ſich in Frankreich die bereits charakteriſirte Erſcheinung einer Abnahme der Verbrechen im jüngeren und einer Zunahme im höheren Alter bei den einzelnen Kategorien von Verbrechen beſtätigt. Es zeigt ſich dieß bei den eben erwähnten zwei Hauptarten, den Verbrechen gegen Perſonen, wie denjenigen gegen Eigenthum. Von beiden werden gegenwärtig weniger von Leuten unter 40, mehr von Leuten über 40 Jahren begangen. Bei beiden erfolgt die Abnahme in regelmäßig ſich verringernder Progreſſion von der erſten Jugend bis zum 35. Jahre, in regelmäßig ſteigender Progreſſion da an bis zum 60. Jahre. Doch iſt die Abnahme, wie die Zunahme bei den Verbrechen gegen Eigenthum nicht ſo ſtark, als bei denjenigen gegen Perſonen, ſo daß die einwirkenden Urſachen alſo auf die letzte Art von Verbrechen in größerem Maße ihren Einfluß üben. Dieſe Aenderung in der verbrecheriſchen Thätigkeit zeigt ſich nicht ſo ausnahmelos und konſtant bei jedem einzelnen Verbrechen. Dieſelbe Richtung in der Aenderung waltet indeſſen doch auch hier unverkennbar vor. Die Unterſuchung an 8 Hauptverbrechen, bei einem jeden 12 Altersklaſſen, 6 bis zum 40. und 6 vom 40. Jahre bis zum 70. unterſchieden, gab folgendes Reſultat: die verbrecheriſche Thätigkeit iſt in den 48 jüngeren Altersklaſſen, welche ſich bei dieſer Combination der Lebensalter und Verbrechen ergeben, nur in 17 Fällen größer, in 31 geringer geworden, dagegen in den 48 Claſſen des höheren Alters nur in 14 Fällen geſunken,

in 34 geſtiegen. Die Beſſerung der jüngeren und die Verſchlechterung der älteren Generation zeigt ſich daher in der That auch hier. Es ſind namentlich die Verbrechen gegen die Sittlichkeit, der Todtſchlag, die Körperverletzungen, die Meineide und die Diebſtähle, — letztere am Wenigſten — bei welchem die Theilnahme des jüngeren Geſchlechts geringer, alſo günſtiger, und die Verbrechen gegen die Sittlichkeit, — dieſe in erſter Linie, — die Körperverletzungen, die Todtſchläge, die Morde (assassinats), die Diebſtähle und Fälſchungen, bei welchen die Betheiligung des älteren Geſchlechts größer, alſo ungünſtiger geworden iſt. Mehrfach iſt es wieder die Altersklaſſe zwiſchen 50 und 60, beſonders zwiſchen 55—60 Jahren, welche eine ſtarke Zunahme aufweiſt.

Dieſe merkwürdigen Thatſachen ſind aus der Vergleichung der Periode von 1826—44 mit jener von 1851—60 oder von 1857—61 gewonnen. Das Geſchlecht der 16—40jährigen Perſonen, welches ſich als beſſer geworden herausſtellt, entſtammt den Jahrgängen 1811—44, vorzugsweiſe denen von 1825—35; dasſelbe Geſchlecht der früheren Periode war zwiſchen 1786 und 1828, vorzugsweiſe zwiſchen 1801—10 geboren. Demnach fiel die erſte Kindes- und Bildungszeit dieſer früheren Generation der 16—40jährigen in die Epoche der franzöſiſchen Revolution und der großen napoleoniſchen Kriege; die ſpätere Generation der 16—40jährigen iſt großentheils im Frieden und in der ruhigſten, für den wirthſchaftlichen und Bildungszuſtand günſtigſten Periode in der neueren Geſchichte Frankreichs aufgewachſen. Die Generation der über 40—70- und mehrjährigen Perſonen ſtammte in der Zeit von 1826—44 aus den Jahren 1746—1804, vorzüglich aus 1770—1790, alſo aus der Zeit vor der Revolution. Dieſe nämliche Generation der Periode von 1851—61 iſt zwiſchen 1771 und 1821, vorzüglich zwiſchen 1791 und 1811 geboren, mithin in der Revolutions- und Kaiſerzeit; das Geſchlecht der 50—60jährigen, welches im Allgemeinen in Betreff der Sittlichkeit, ſoweit darüber nach den Ergebniſſen der Kriminal- und Selbſtmordſtatiſtik zu urtheilen iſt, in der neueren Zeit am Ungünſtigſten daſteht, wurde geboren und empfing ſeine erſte Erziehung und Bildung ebenfalls in der Periode der franzöſiſchen Revolution und des Kaiſerreichs.

Es liegt nahe und erſcheint nach keiner Seite als zu gewagt, zwiſchen den günſtigen und ungünſtigen öffentlichen Zuſtänden, insbeſondere im Erziehungs- und Unterrichtsweſen Frankreichs und dem ſchwächeren und ſtärkeren Hang zum Verbrechen der den betreffenden Perioden ent-

ſtammenden Altersklaſſen, einen beſtimmten Zuſammenhang anzunehmen. Sogar in phyſiologiſcher Hinſicht erſcheint es nicht ganz unmöglich, daß die in der Revolutions- und Kriegszeit geborene und theilweiſe aufgewachſene Generation einen ungeſetzlicheren, gewaltthätigeren Sinn zeige. Jedenfalls glaube ich annehmen zu dürfen, daß die Verbeſſerung, welche wir in der jetzt lebenden jüngeren Generation wahrnehmen, theilweiſe wenigſtens keine reelle, ſondern nur eine relative, aus der Vergleichung gewonnene iſt und ſich aus der ungewöhnlich ſtärkeren Schlechtigkeit der jüngeren Generation der früheren Periode erklärt. Dem entſprechend würde auch die Annahme berichtigt werden müſſen, daß die frühere ältere Generation reell bedeutend über dem Durchſchnittsniveau ſtand: es iſt vielmehr nur das jetzige ältere Geſchlecht, welches aus den angedeuteten Urſachen beſonders ungünſtig ſich darſtellt. Wenn dasſelbe abgeſtorben iſt, ſo tritt wieder das gewöhnliche Verhältniß ein.

Aber andererſeits läßt ſich die beſprochene Aenderung doch an ſich auch wirklich zu Gunſten der ſeit dem Pariſer Frieden von 1815 geborenen und aufgewachſenen Generation deuten und inſofern mit auf die Verbeſſerung der Volkserziehung, des Volksunterrichts zurückführen. Um letzteres gewiß behaupten zu können, müſſen die Beobachtungen jedenfalls noch auf einen längeren Zeitraum, etwa die Jahre von 1861—80 ausgedehnt werden. Wenn ich mir vergegenwärtige, mit welcher Conſtanz das Verhältniß der Betheiligung der jüngeren Leute am Verbrechen ſich im Ganzen, wie im Einzelnen verbeſſert, ſo möchte ich geneigt ſein, einen ſolchen günſtigen Einfluß der Volkserziehung theilweiſe als mitwirkend anzunehmen. Andere, früher berührte Bedenken erheben ſich gegen dieſe Anſicht. Schlußberechtigend liegt das Material noch nicht, um die wichtige Frage zu entſcheiden. Andere Deutungen der eingetretenen Aenderung ſcheinen mir ebenfalls berückſichtigungswerth zu ſein.

Bruchstück aus dem Drama:

Jacobäa von Bayern-Holland.

Von

Friedrich Marx.

III. Act. 10. Scene.

(Köhlerhütte im Teylinger Forste am Rheine; Nacht, Sturm und Wetterleuchten.)

Jacobäa.

(Als Jägerin erscheint auf einem Hügel nächst der Hütte.)

Daß mir im Sturm so wohl, wer mag mir's deuten? ...
Umgeben zwar von meiner Mädchen Schaar,
Genieß' ich einer sonntäglichen Ruhe,
Belehre, tröste, helfe, wo ich kann,
Und nehme Theil an ihren kleinen Freuden,
Ja, wie das festlich weiße Kleid, das ich
Seit meinem Sturz zu tragen liebe, kommt
Mir auch ein Lächeln nicht vom Angesicht!

Wär' dies das Glück, das man so hoch erkauft
Und kaum vom tiefsten Elend unterscheidet?
Ich weiß es nicht, allein mein Herz ist öde,
Als wie das Gotteshaus nach einer Feier!
Was lebensvoll von den Altären sprach
Aus Bild und Stein, — es kehrt in dumpfes Schweigen;
Verstummt sind der Choräle Harmonie'n,
Und in den hohen Bogenfenstern zieh'n
Die Wolken nur, des Lebens einz'ge Zeugen!

Und nun zur Köhlerhütte, wo mich wie
Ein frischer Trunk die rauhe Sitte labt!

(Steigt vom Hügel und nähert sich dem Eingange der Hütte.)

11. Scene.

Jacobäa. Frank von Borssellen.

Jacobäa.

Ich komme spät; ihr spracht den Abendsegen,
Und schloßt darin wohl auch die Fürstin ein?

Frank.

Was Holland für dich fühlt, das iſt Gebeth!

Jacobäa.

Du magſt es ehrlich meinen wie der Köhler,
Allein des Köhlers Stimme iſt das nicht.

Frank.

Doch eines Freund's!

Jacobäa.

Dann räume gleich die Schwelle;
Der ſich die Finſterniß zum Mantel wählt —

Frank.

Wird dich bei hellem Sonnenlichte bald
Zurückgeleiten auf den Thron der Väter!

Jacobäa.

Und kannſt du's auch, — wer ſagt dir, ob ich's will?

Frank.

Das unerſchütterte Vertrau'n auf dich!
Wie ſchön es ſei, es füllt dein weiblich Schaffen
Auf Teylingen dein großes Herz nicht aus.
Im Glück und Unglück biſt du deines Volkes!
Und ſiehſt du nicht, wie es verblutet? Setzt
Der Feind den Fuß nicht auch auf deinen Nacken,
Der unſ're Burgen bricht, den alten Städten
Die Thore niederreißt, der Frauen Blüthe
Zum Spotte fremder Buben werden läßt.
Und jedes freie Haupt dem Henker weiht?

Jacobäa.

Darum nimm, Freund, des eig'nen dich in Acht!

Frank.

O wenn's ein Saatkorn nur der Rache wäre,
Für das ich mir Vertrau'n, Vergebung kaufte!

Jacobäa.

Vertrau'n, worin? Vergebung, ſprich, wofür?

Frank.

Vertrau'n in das Befreiungswerk, zu dem
Das nächſte Morgenroth uns leuchten ſoll;

Vergebung für die Maske, die ich trug,
Und die ich nun zu deinen Füßen lege.

Jacobäa.

Wie heißt dein Anhang, und wer biſt du ſelber?

Frank.

Mein Anhang ſind nicht Honks und Kabeljau's,
Durch mich vereint nur Kinder eines Landes! —
„Statthalter Philipp's hieß die eh'rne Maske,
Die Frank's getreues Herz ſelbſt dir verbarg!

Jacobäa.

Frank von Borſſell, ihr habt mir weh' gethan,
Unſäglich wehe! — Ja, es war ein Tag,
Wo ich ſo gern auf Euren Arm mich ſtützte, —
Doch das iſt nun vorbei! Was ſoll ich Euch?

Frank.

Den Drachen tödte, der das Land verheert,
Heile die Wunden, die du ſelbſt uns ſchlugſt;
Und wie auf Teylingen ein munt'rer Kreis
Von Kindern dich beglückt, als Heil'ge ehrt,
So werde Mutter deinem ganzen Volke!

Jacobäa.

Kurz iſt die Spanne Zeit, die mir noch bleibt.

Frank.

Ein einz'ger Tag genügt uns zu beglücken,
Du füllſt Jahrhunderte in einem aus!
Wenn unſ're Burgen längſt in Schutt geſunken,
Und unſ'rer Dome altehrwürdig Wunder
Hineinragt in die Wunder neuer Zeiten,
Dann walle du ein lichtes Gnadenbild
Durch ſegensreiche Gau'n und blüh'nde Städte,
Wo du im Lande lebſt, dein Niederländer,
Von weiſen Fürſten mild beherrſcht, ſich fragt:
Wer iſt ſo frei, wer ſo beglückt als ich?

Jacobäa.

Ja, du entrollſt mir ein preiswürdig Bild,
Und gerne wollt' ich ſä'n, wo ich nicht ernte.
Doch ich bin kinderlos, und fällt ihr ſchon

Nach meinem Tode dem Burgunder zu,
So iſt es beſſer, ihr gewöhnt euch gleich
An ſeine Eiſenfauſt und macht den Frieden.

Frank.

Nie wird franzöſiſch ſich und deutſches Blut,
Geradſinn mit der Argliſt ſich vertragen!
Wir ſind ein deutſches Vorland, Herzogin,
Durch unſ're Ströme an das Reich gebunden;
Du ſelbſt, die Enkelin des großen Bayers,
Du ſchuldeſt einen deutſchen Fürſten uns.
Manch wackern Fürſtenjüngling zählt dein Haus,
So ſende denn nach Ingolſtadt, daß Einer
Der Vettern unter deinen Augen ſich
Im Freiheitskampf den Ritterſporn verdiene
Und deines Ruhmes würd'ger Erbe ſei!

Jacobäa.

Ei, glaubſt du wohl, ich hätt' es nicht gethan,
Wenn meinen Vettern nicht der inn're Hader
Viel mehr am Herzen läge, als der Kampf
Um Hollands reiche Länderperle, die,
Wie ich beſorg', für alle Folgezeit
Dem deutſchen Reich' und meinem Hauſ' verloren?
Von dieſer Seite hoffet nichts!

Frank.

Der Kaiſer —

Jacobäa.

Iſt meines Hauſes Feind, und brächt er je
Des Reiches Fürſten auch zur Jagd zuſammen,
So möchte Philipp, der geſetzte Leu,
Sich unterm Pfeile der Verfolger krümmen,
Allein die Beute ließ' er nimmer los!

Frank.

Nun denn, ſo kämpfen wir als wie ein Mann,
Der nichts mehr hofft, nur ficht für ſeine Ehre!
Die Loſung heißt Holland und Wittelsbach, —
Wie du, entehrt, ſo iſt das Land gekettet!

(läßt ſich auf ein Knie nieder)

Ja, hohes Frauenbild, in Noth und Schmach,
Wer dich befreit, hat auch dein Volk gerettet!
Das Unglück leiht dir größere Gewalt,
Als einſt der Glanz von blut'gen Heldenſiegen, —
Die Kette fällt, des Ruhmes Gipfel ſtrahlt,
Mit unſerm Banner wirſt du ihn erfliegen!

Jacobäa.

Das biſt du ſelbſt, biſt wieder mir der Frank,
Der einſt den Eber ſchlug an meiner Seite;
Und ob ich blutend dir mein Herz verſchloß,
Und Philipp's Schergen mich zu haſſen zwang,
So tauchte doch des kühnen Jägers Bild
Sich glückverheißend ſtets in meine Träume,
Und warm und ſonnenhell ward's mir zu Muth!

(ihm die Hand reichend)

So bin ich dein, ja, führ' mich wie ein Kind, —
Steigt auch der Weg in dunkle Wolkenferne,
Getroſt hinan, bis wir am Ziele ſind
Und Hollands Freiheit ſchreiben in die Sterne!

Frank.

O ging's hinaus nur in den Tod für dich!

Jacobäa.

Nein, du ſollſt leben, theurer Mann, für mich,
Bin müde, ach, zu herrſchen und zu ſchaffen,
So führe du, mein trauter Spielgenoß,
Nun Jacobäa's ſieggewohnte Waffen,
Und mache Holland glücklicher als groß!

Frank.

Was iſt die Größe, die nicht dich erreicht,
Und was das Glück, wenn's dir nicht, Hohe, gleicht?
In deine holden Züge laß mich ſchauen, —
Empfange Hollands Huldigung und Schwur,
Und nun hinaus in Kampf und Todesgrauen!

Jacobäa.

(Die Arme um ſeinen Nacken ſchlingend.)

Ich fühle tief, daß wahre Größe nur
Des Mannes iſt, ſo wie die Huld — der Frauen!

(Jacobäas Jagdgefolge iſt mit Fackeln herbeigekommen und bricht in Jubel aus, als es den Statthalter Philipps des Guten von Burgund, bisher erklärten Feind ihrer Fürſtin an Jacobäas Hand ſieht. Unter einer Melodie der Jagdhörner fällt der Vorhang.)

Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von **Valentin Pogatſchnigg.**

I. Die drei Königsſöhne.

Ein König hatte drei Söhne gehabt, die ſchickte er mit den Worten in die Fremde hinaus: Wer von euch mir eine goldene Kette mit nach Hauſe bringt, die dreimal um mein ganzes Königreich herumlangt, der bekommt das Reich. Sie zogen nun aus und kamen an eine Stelle, wo drei Wege nach verſchiedenen Richtungen führten. Der jüngſte von ihnen wählte den ſchmälſten der dreie, die beiden anderen je eine Straße. Der jüngſte zog weit, weit fort und kam zu einem Schloße. Da ging er hinein; eine ſchwarze Katze kam ihm entgegen, welche ihn fragte, weßhalb er in dieſe Gegend gereiſt wäre und was er denn wolle. Er that redlich Beſcheid auf ihre Frage und bat dann um ein Nachtlager. „Nachtlager ſei dir gewährt," antwortete ihm die Katze, „auch die goldene Kette, die dreimal um das Königreich langt, ſollſt du haben, wenn du ſieben Jahre bei mir verbleibſt." — Er willigte ein. Als die ſieben Jahre verſtrichen waren, gab die Katze dem Königsſohne eine Schachtel mit dem Auftrage, dieſelbe ja nicht, bevor er nach Hauſe gekommen, zu öffnen, da es ihm ſonſt zum Schaden ſein könne. Wenn er dann wieder einmal von der Heimat fortzöge, ſo möge er wieder zu ihr kommen.

Er machte ſich auf den Weg nach Hauſe. Dort trafen alle drei Brüder gleichzeitig ein; die zwei anderen brachten eine Kette von Zaunringen mit, welche ſie aus Fichtenäſten ſelbſt gemacht. Da fragte man auch ihn, wo er die Kette habe, und er antwortete, auf die Schachtel zeigend: „Hier." Alle fingen über ihn, der ohnehin immer als der

dümmſte galt, zu lachen an. Wie er aber die Schachtel öffnete, ſahen ſie darin eine ſehr fein gearbeitete Kette aus lauterem Golde, die dreimal um das Königthum reichte.

Wieder ſandte ſie ihr Vater mit dem Auftrage fort, das feinſte Tuch aufzuſuchen; wer das werthvollſte Tuch nach Hauſe brächte, der könnte ſein Nachfolger werden. Sie zogen alle ihre alten Wege und der jüngere mußte wieder ſieben Jahre auf dem Schloße bei der Katze bleiben. Dann erhielt er das gewünſchte Tuch und kehrte zu ſeinem Vater zurück.

Nach einiger Zeit ſchickte ſie der alte König wieder aus und ſagte: „Welcher von euch die ſchönſte Braut mitbringt, der wird mein Nachfolger.“ Sie gingen wieder jeder denſelben Weg, welchen ſie früher gezogen. Der jüngere blieb abermals ſieben Jahre auf dem Schloße, und als die ſieben Jahre vorüber waren, ſtand eine ſchöne Kutſche, mit zwei weißen Schimmeln beſpannt, vor dem Thore. Die Katze befahl ihm einzuſteigen und ſagte, die gewünſchte Braut werde er bald ſehen. Darauf drehte ſie ſich dreimal um und um und ſtand als wunderſchöne Prinzeſſin vor ihm; denn er hatte ſie erlöſt. Zu Hauſe angelangt, hatte wieder er unter ſeinen Brüdern den Sieg errungen. Das Königreich des Vaters aber lehnte er ab, indem er ſagte, daß er es nicht brauche, und zog dann mit der Prinzeſſin auf ihr Schloß zurück. Da waren alle Steine in Häuſer und alle dürren Baumſtämme in Menſchen verwandelt.

II. Von den drei Hirſchen und der Königin.

Es war einmal ein Jäger, der hatte drei Söhne und eine einzige Tochter. Als der Vater geſtorben, theilten ſich dieſe in die Erbſchaft und Alles ging in beſter Ordnung und Eintracht von Statten. Da nahmen die Brüder wahr, daß ihre Schweſter von Tag zu Tag mehr verblühe; bald ſah ſie aus wie eine geknickte Blume. Die Brüder drangen nun in ſie, um zu erfahren, was denn das ſei, daß ſie ſo ſchlecht ausſehe. Und die Schweſter begann zu erzählen: „Alle Nacht komme ein großer Rieſe an's Fenſter und verlange nach ihrer Hand, aus welcher er immer eine Weile ſauge.“ Die Brüder verabredeten ſich nun, den Unhold „abzupaſſen“ und ihn zu tödten. Des Nachts, wie er nun wieder am Fenſter erſchien, ſchoß der eine nach ihm, ſo daß er todt zuſammenſtürzte. Am früheſten Morgen gingen die Brüder daran, den Leichnam wegzuſchaffen. Sie brachten ihn

weit weg vom Jägerhaus und begruben ihn im Walde. Eine herrliche Blume ſchoß aus ſeinem Grabe hervor. Daheim aber trugen ſie ihrem Schweſterlein auf, ſich ja nicht in die Nähe des Rieſengrabes zu begeben oder wohl gar die Blume zu pflücken.

Das Schweſterlein aber konnte der Neugierde nicht widerſtehen; ging in den Wald und pflückte die Blume ab. Mit dem Schatze kehrte ſie nach Hauſe zurück. Aber wie kam es ihr da verändert und unheimlich vor! Niemand von ihren Brüdern war zu ſehen. Spät Abends pochte es an der Thüre, und als ſie zu öffnen hinausging, fand ſie drei Hirſche davor. Das waren ihre drei Brüder, welche in Folge der leichtſinnigen Neugierde ihrer Schweſter verwunſchen wurden. Sie ſagten ihrer Schweſter, daß ihnen wieder Erlöſung werde, wenn die Schweſter ſieben Jahre lang kein Wort ſpreche, und aus ſelbſtgepflegtem und ſelbſtgeſponnenem Flachs drei Hemdchen verfertige, welche ſie den drei Hirſchen, wenn ſie nach 7 Jahren wieder kämen, an den Hals werfen ſolle. — Das Schweſterlein wurde ſehr traurig darüber. Sogleich machte ſie ſich an das Werk, ſperrte ſich ein und begann die Hemdlein zu weben. Da kam einmal der Königsſohn, der in der Nähe wohnte, in den Wald und kam auch zum Jägerhaus. Er fand da alles offen und ſtill, nur ein Gemach war verſchloſſen. Weil Niemand dem Klopfenden öffnete, läßt er es aufſprengen und — vor ſich ſieht er das ſchönſte Mägdelein. Der König war ganz entzückt von ihren Reizen er ſpricht ſie an, erhält jedoch keine Antwort. Da ließ er ſie durch ſein Gefolge aufheben und mit auf ſein Schloß bringen. Aber da war man bald allgemein unzufrieden über die That des Prinzen, man tadelte deſſen unbegreifliche Neigung zu dem ſtummen Mädchen, doch dieſem gefiel ſie nur immer mehr und er heirathete ſie.

Da geſchah es, daß der König ins Feld rücken mußte und die Regierung ſeiner Mutter übergab. Dieſe war ſchon lange der Tochter Feind und lauerte auf eine Gelegenheit, ihr einen Schaden zuzufügen. Wie nun die junge Königin während ihres Gemahles Abweſenheit eines Knäbleins genas, ließ die böſe Mutter an die Stelle des Kindes, das ausgeſetzt wurde, einen Kater unterſchieben, und ſchrieb dann ihrem Sohne, was für Schmach ſich begeben habe. Da befahl der König, daß ſie ſammt ihrer unmenſchlichen Frucht lebendig verbrannt werden ſolle.

Ohne ein Wort zu ſprechen, ſchritt die junge Königin zur Stätte, wo der Scheiterhaufen ſtand, mit ihren drei Hemdchen am Arme. Eben ſollte der Holzſtoß angezündet werden, da ertönte ein gellender Pfiff und drei Hirſche kamen herangeſprungen. Mit einem lauten Schrei warf ſie die

Hemdchen auf dieſelben und allſogleich ſtanden die Brüder wieder in ihrer wirklichen Geſtalt vor ihr; der eine hatte ein Käſtchen in der Hand, in welchem das Knäblein lag, das ſie geboren, und da kam es an den Tag, welche Bosheit die arge Königsmutter gegen die junge Fürſtin geübt hatte, die unſchuldig bald wäre hingerichtet worden. Der König war unterdeſſen vom Kriege heimgekehrt und gerade dazu eingetroffen, das traurige Schauſpiel zu ſehen. Er nahm ſein Weib wieder gnädig auf, die böſe Mutter aber mußte ihren Frevel auf dem Scheiterhaufen büßen, den ſie zu ihrer Tochter Verderben errichten ließ.

III. Das Katzenſchloß und die böſe Stiefmutter.

Eine Witwe hatte zwei Töchter, eine eigene und eine Stieftochter. Die Stieftochter war ihr ſchon lange im Wege, doch ſie wußte nicht, wie ſie dieſelbe wegſchaffen könnte. Da erfuhr das böſe Weib, daß ſich ein Schloß in der Nähe befinde, wo große Schätze liegen und welches von „lauter" Katzen bewohnt ſei. Wer ſich dorthin wagte, wurde von den Katzen zerriſſen, wenn er nicht die Arbeiten verrichten konnte, die ſie ihm „auferlegten". Sie ſchickte ihre Stieftochter dahin. Das Mädchen erhielt von den Katzen die Aufgabe Linſen „auszuklauben"; bis Mitternacht mußte ſie mit ihrer Arbeit fertig ſein. Kaum hatte ſie eine Weile geklaubt, ſo kamen Tauben an's Fenſter und wollten hinein. Sie öffnete das Fenſter und ſieh'! die Tauben halfen ihr bei der Arbeit, ſo daß ſie ſchon vor 12 Uhr fertig wurde. Als die Katzen nach Hauſe kamen und die Arbeit gut verrichtet ſahen, bewirtheten ſie das brave Mädchen und gaben ihr die Erlaubniß, am nächſten Tage ſo viel Gold mitzunehmen, als ſie tragen könne. Mit der Menge des errungenen Schatzes kam ſie nach Hauſe. Da dachte ſich die Stiefmutter: ſchau, das kann deine eigene Tochter ja auch thun, und ſchickte auch dieſe nach dem Zauberſchloße. Auch ſie bekam Linſen zum „Ausklauben"; ſie öffnete ebenfalls die Fenſter, aber die Tauben blieben aus. Mitternacht kam herbei, ohne daß ſie auch nur mit der Hälfte fertig geweſen wäre. Als die Katzen zurückgekehrt waren, zerriſſen ſie das Mädchen in tauſend Stücke, ihren Kopf ſtellten ſie vor das Fenſter und gaben ihm Pomeranzenſchalen in den Mund. Wie nun die Mutter, die ihr nachgegangen war, ihren Kopf beim Fenſter herausſchauen ſah, rief ſie freudig aus: „Ay! der geht es gut! die hat ſogar Pomeranzen zum Eſſen!" Im

Schloße drinnen aber bemerkte ſie, daß es ganz anders war. Die Katzen zeigten ihr den Kopf ihrer Tochter und hatten auch die Mutter bald in „eitle" Stücke zerriſſen.

Statiſtiſche Ueberblicke.

Die vor einigen Wochen veröffentlichte vierte Auflage des Kolb'ſchen „Handbuchs der vergleichenden Statiſtik" enthält auch unter Anderem eine Reihe von Zuſammenſtellungen, aus denen wir verſchiedene Notizen ausziehen, die auf den neueſten Daten, ſoweit dieſelben feſtgeſtellt ſind, beruhen.

Vor Allem die Menſchenzahl. In Europa läßt ſich dieſelbe mit ziemlicher Beſtimmtheit ermitteln. Das Ergebniß der Einzelberechnungen führt zur Zahl von 282⅓ Millionen. Dies ergibt eine Durchſchnittsziffer von 1555 Individuen auf die Quadratmeile. Während aber auf einem ſolchen Raume in Belgien 9011 leben, ſinkt die Zahl in Norwegen auf 303 herab; im europäiſchen Rußland beträgt ſie noch 663, im deutſchen Bundesgebiete aber 3969. Dieſes Bundesgebiet erſcheint mit 45½ Millionen Menſchen, wovon 14⅙ Millionen auf die preußiſchen und 13½ Millionen auf die öſterreichiſchen Bundesländer, endlich etwas über 18 Millionen auf die rein deutſchen Staaten kommen. — Auf dem ungeheuren Raume Amerikas leben nur etwa 73 Millionen Menſchen — nicht mehr als 107 auf der Geviertmeile. Zu dieſer Anzahl liefern die Vereinigten Staaten beiläufig 33 Millionen, alſo nahezu die Hälfte; Braſilien und Mexico erſcheinen jedes mit ungefähr 8 Millionen; die europäiſchen Beſitzungen umfaſſen 6,900.000. Beſondere Schwierigkeiten bietet die Bevölkerungs-Berechnung in Aſien und am allermeiſten in Afrika dar. Bezüglich des letzteren ſind jedenfalls nur völlig unzuverläſſige Schätzungen möglich. Um irgend eine Ziffer einzuſetzen, nimmt Kolb 80 Millionen an, was 147 Individuen auf die Quadratmeile ergäbe. — In Aſien finden ſich zwei Länder mit ungemein großer Volkszahl: China, deſſen Menſchenmenge unſer Verfaſſer, mißtrauend der angeblich officiellen Angabe von 537 Millionen, auf 400—450, und Oſtindien ſammt der indo-chineſiſchen Halbinſel und den Inſeln, in welchen er ſie auf 250 Millionen ſchätzt. Bei dieſen Vorausſetzungen kommt er für den ganzen Erdtheil auf 780 = 99·4 auf die Geviertmeile. — Weitaus am dünnſten bevölkert iſt der zuletzt bekannt gewordene Erd-

theil. In Australien sammt der ganzen dortigen Inselwelt leben nicht mehr als etwa 2 Millionen Menschen, d. h. 12 auf der Quadratmeile!

Die Gesammtsumme aller Menschen auf der ganzen Erde würde sich sonach auf etwa 1220 Millionen beziffern, mit einer Durchschnittszahl von 517 auf der Quadratmeile. — Wie viel mehr könnten auf dem Erdballe leben!

Besondere Beachtung verdienen die religiösen Verschiedenheiten. Ob der Statistiker gläubig oder ungläubig sei, so muß er die gewaltige factische Bedeutung der kirchlichen Spaltungen würdigen und ihren großen Einfluß auf die staatlichen Verhältnisse in das Auge fassen. In Europa beträgt nun die Zahl der Katholiken einschließlich der mit ihnen unirten Griechen 137·2 Millionen, die der Protestanten 66·8 Millionen, der Griechen 67·7 Millionen. Dazu kommen noch 354.000 andere Christen, dann 3·6 Mill. Juden und 4·8 Millionen Mohamedaner. — In Amerika nimmt unser Verfasser 36 Millionen Protestanten und 35 Millionen Katholiken an. Für die ganze Erde aber gelangt er zu folgender Aufstellung:

Christen: Katholiken 185 Millionen, Protestanten 106 Millionen, Griechen 80 Millionen, andere Christen*) 15 Millionen, zusammen 386 Millionen. Nichtchristen: Mohamedaner 70 Millionen, Juden 6 Mill. sogenannte Heiden 760 Mill., zusammen 836 Millionen.

Unser Verfasser fügt folgende Bemerkungen bei: „Von sämmtlichen Menschen bekennt sich nicht einmal ein Drittel (es sind eigentlich noch nicht einmal 31·62 Percent) zum Christenthume. In diesem selbst bilden die Katholiken nicht ganz die Hälfte (nur 47·91 Percent), während sie von der Gesammtsumme der Menschen noch nicht den siebenten Theil ausmachen (nur 15·14 Percent, wonach also 84·86 Percent aller Menschen Akatholiken sind). — Von den nichtchristlichen Glaubensbekenntnissen zählt der Buddhismus weitaus die meisten Bekenner, wahrscheinlich gegen 500 Millionen, also fast um die Hälfte mehr als alle christlichen Kirchen zusammengenommen und beinahe dreimal so viel als die katholische Kirche."

Auf die Verhältnisse Europa's übt bekanntlich die Stammesverschiedenheit der Völker einen mächtigen Einfluß. Die drei Hauptstämme stehen sich in unserm Erdtheil an Menschenzahl ziemlich gleich; am stärksten vertreten sind die Germanen mit 85·5 Mill., dann kommen die Slaven mit 79·4, endlich die Romanen mit 78·4 Millionen. An der Spitze dieser drei

*) Dabei Armenier, Jacobiten ꝛc.; darunter die ganze Bevölkerung von Abyssinien.

Kategorien befinden sich: Die Deutschen mit 53·5, die Russen mit 48 und die Franzosen mit 34 Millionen.

Unter den Sprachen der Culturvölker ist übrigens die englische am verbreitetsten; sie wird von 76 bis 80 Mill. Menschen in allen Theilen der Erde als Muttersprache geredet; die deutsche von ungefähr 48 bis 50, die französische von 40 bis 42, die spanische von 35 bis 40, die italienische von ungefähr 26 Millionen. (Die chinesische Sprache besitzt bekanntlich eine weit größere Verbreitung.)

Die auswärtigen Besitzungen der europäischen Staaten umfassen gegen 252 Millionen Menschen, also weit über $^1/_4$ aller außerhalb unseres Erdtheiles lebenden Individuen. Davon befinden sich nicht weniger als 190 Millionen unter dem britischen Scepter und $22^1/_2$ Millionen unter dem des türkischen Sultans; dann erscheinen die Niederlande mit 18 Mill., Rußland hat 8·4, Spanien 6·4, Frankreich 3·8 und Portugal 2·5 Millionen. Dänemark mit 45.000 und Schweden mit 2800 Colonial-Menschen verdienen kaum der Erwähnung. Es mag einigermaßen auffallen, mit welchen mäßigen Zahlen hier die einst weltbeherrschenden romanischen Staaten, namentlich Spanien und Portugal, erscheinen; selbst Frankreich verdankt die obige Stellung wesentlich nur dem wenig lohnenden Besitze Algiers, während Italien ohne alle auswärtige Besitzungen geblieben ist.

Notizen aus Californien.

I. Die Riesenbäume.

Diese prachtvollen Naturwunder, deren gleichen auf der ganzen übrigen Erde bis jetzt noch keine gefunden worden sind, wurden zuerst im Frühjahre 1852 entdeckt. Ein Jäger, der eine Compagnie Canal-Arbeiter in dem oberen Theile von Calaveras County mit frischem Fleische zu versehen hatte, verfolgte eines Tages die Spur eines Bären, als er zu allererst vor diesen Riesenbäumen stand, die seither überall berühmt geworden sind. Kaum traute er im Anfange seinen Augen, und in seiner grenzenlosen Ueberraschung und Bewunderung vergaß er seinen Bären ganz und gar und eilte, nachdem er sich mit dem Anschauen endlich gesättigt, zu seinen Kameraden, um denselben seine Entdeckung zu verkünden. Diese jedoch hielten die Sache für einen Scherz und

wollten ſich im Anfange, wie ſie meinten, durchaus nicht zum Beſten halten laſſen, und alle Proteſtation und Betheuerungen des Jägers wurden mit Gelächter empfangen. Durch eine Liſt brachte dieſer jedoch am nächſten Sonntage einige derſelben zu dem Platze hin, allwo dann ihr Unglaube der größten Bewunderung wich. In kurzer Zeit hatte ſich die Nachricht wie Lauffeuer in der ganzen Gegend verbreitet, und von Nah und Fern ſtrömte Alles herbei, um die großen Bäume zu ſehen.

Die Calaveras liegt ungefähr 12 Meilen von Hurphys Camp, einem Minenplatze, entfernt, die Straße dahin iſt gut fahrbar gemacht und bei den Bäumen ſelbſt ein Hotel erbaut worden, wo man alle Bequemlichkeiten des Lebens finden kann, ſo daß der Ort ein allgemein beliebtes Ziel zu Ausflügen geworden iſt.

Die rieſigen Dimenſionen dieſer Bäume ſetzen auf den erſten Anblick Jedermann in Erſtaunen. Von ungefähr hundert, die dort ſtehen, haben zwanzig unten über 25 Fuß im Durchmeſſer, alſo 75 Fuß im Umfange. Am Boden liegt ein längſt umgefallener Stamm, welcher den Namen „Vater des Waldes“ erhalten hat. Dieſer Baum, als er noch ſtand, kann nicht weniger als 400 Fuß hoch geweſen ſein, was man aus der Gaſſe, die er in ſeinem Falle durch den Wald kleiner Bäume gemacht hat, erſehen kann. Man denke ſich einen Baum von der Höhe des Straßburger Münſters. An der Wurzel mißt dieſer Stamm 110 Fuß im Umfange und von dort 200 Fuß bis zu ſeinem erſten Aſte. Das Innere iſt hohl genug, daß man zu Pferd durchreiten kann. Der größte der noch ſtehenden Bäume iſt die „Mutter des Waldes“, 321 Fuß hoch und 90 Fuß im Umfange. Ein Vandale von Amerika nahm deſſen Rinde, 11 Zoll dick, bis zu einer Höhe von 116 Fuß weg, um dieſelbe in den Staaten Europa's zur Schau auszuſtellen. Der Baum iſt dadurch im Abſterben begriffen.

Ein ähnlicher Act der Rohheit wurde für den gleichen Zweck an einem anderen Baume begangen, welcher 302 Fuß hoch war und an der Wurzel 96 Fuß im Umfange hatte. Fünf Mann waren 25 Tage beſchäftigt, um Löcher in den Stamm zu bohren, denn von Aexten konnte keine Rede ſein. Als der Baum ganz vom Rumpfe getrennt war, fiel er dennoch nicht, ſeine Geradheit erhielt ihn im Gleichgewichte, und erſt nachdem zwei Tage lang Keile in die Oeffnungen getrieben worden waren, fing er an zu wanken und ſtürzte zuletzt mit donnerähnlichem Gekrache nieder. Sein Stumpf iſt verebnet worden und 32 Perſonen

können bequem darauf tanzen; auf ſeinem Rumpf wurde eine Kegelbahn errichtet!

Nächſt an Größe kommen „Herkules“, 320 Fuß hoch und 96 F. Umfang, der „Eremit“, 318 Fuß hoch und 60 Fuß Umfang, der „Wächter“, 320 Fuß hoch und 81 Fuß Umfang, „Uncle Toms Cabin“, 305 F. hoch, 21 F. Umfaug; ſeinen Namen hat dieſer Baum von einer Aushöhlung, worin25 Perſonen bequem zuſammen ſitzen können. Ferner ſind noch zu erwähnen: „die Schönheit des Waldes“, 307 Fuß hoch, 65 Fuß im Umfange, „der Stolz des Waldes“, 275 Fuß hoch und 60 Fuß im Umfange, „der Hageſtolz“, 298 Fuß hoch und 60 Fuß im Umfange, und „die alte Jungfer“, 261 Fuß hoch und 59 Fuß im Umfange, dieſe beiden Letzteren malitiöſer Weiſe ihres etwa verwitterten Ausſehens halber ſo genannt.

Andere Bäume wieder ſtehen in maleriſchen Gruppen, deren ſchönſte unzweifelhaft die „drei Grazien“ ſind, drei gleich nahe aneinander ſtehende Stämme von gleicher Höhe, 295 Fuß, „Mann und Frau“, 252 Fuß hoch, die „ſiameſiſchen Zwillinge“, 300 Fuß hoch, und anſcheinlich aus einer Wurzel entſproßen, „Mutter und Sohn“, 315 und 302 Fuß hoch, und die beiden „Garden“, 300 Fuß hoch, welche am Anfange des Waldes gleichſam Wache ſtehen. Viele dieſer Bäume ſind von Stürmen und Waldbränden arg zugerichtet worden, aber die Zähigkeit ihres Holzes iſt derart, daß dasſelbe der Fäulniß am längſten widerſteht. In dem abgehauenen Stamme hat man 3000 Ringe gezählt, es hätten demnach dieſe Rieſen des Waldes ein Alter von 3000 Jahren.

Ueber die Gattung der Bäume waren die Gelehrten lange Zeit nicht einig, ein engliſcher Profeſſor erklärte ſie für eine neue Gattung und nannte ſie Wellingtonia gigantea, nach echter Engländer Art; natürlich konnten dieß die Amerikaner nicht zugeben und hießen ſie, als ihr Eigenthum, „Washingtonia gigantea“. Seitdem hat ein Anderer erklärt, daß die Bäume in die Verwandtſchaft der Taxodia und zur Gattung Sequoia gehören, und daß der eigentlich wiſſenſchaftliche Name Sequoia gigantea ſei und ſein müſſe. Lange glaubte man, daß dieſe Gruppe die einzige ihrer Art wäre; im Jahre 1855 jedoch erklärte ein Jäger von Mariposa County, daß er ſolche Bäume bei den oberen Zuflüſſen des Merced-Fluſſes geſehen habe. Auch ein Geometer, welcher für Fremont einen Canal vermaß, berichtete, daß an den Quellen des Freyno-Fluſſes es dergleichen Bäume gebe. Eine genauere Nachforſchung darüber wurde

jedoch, der unwirthsamen Gegend halber, erst im Jahre 1859 unternommen.

Diese stellte heraus, daß wirklich zwei Wälder dieser Bäume dort existiren, der eine genannt „Maripoſa Grove", welcher auf 500 Stämme geschätzt wird, und ein anderer, beinahe eben so groß, zwölf Meilen davon entfernt, welcher noch keinen besonderen Namen führt. Die Bäume dort sind eben so stark, aber um ein Kleines niedriger als die der Calaveras-Gruppe. Der Weg dorthin ist äußerst beschwerlich und kann nur zu Pferde gemacht werden; nichtsdestoweniger strömen jährlich Tausende Naturbewunderer hin, welche die Mühe nicht scheuen, diese prächtigen Wälder und das nicht weit davon gelegene pittoreske Yosemite-Thal zu besuchen.

—

II. Die Gräber-Ceremonien der Chinesen.

Die Verehrung, welche die Chinesen ihren Todten erweisen, ist ein Hauptbestandtheil des merkwürdigen Religionssystems, welches seit den ältesten Zeiten unter diesem Volke herrscht. Ihre Weisen oder Heiligen lehrten wenig über die Gottheit selbst und die unsichtbare Welt. Ihr großer Lehrer Confucius gab zu, daß er nicht viel von der Gottheit verstehen könne, welche die Begriffe der Menschen doch nicht erfassen würden, und zeigte, daß die Erfüllung der Pflichten gegen Mitmenschen in der Anbetung sichtbarer Geister vorzuziehen sei. Die Religion der Chinesen, wenn nicht mit angebornem oder eingeschlepptem Aberglauben vermischt, kann deßhalb als eine derjenigen der alten Griechen ähnliche Schule der Philosophie betrachtet werden. Diese Verehrung der Todten, welche in ganz China und überall, wo Chinesen hinkommen, beobachtet wird, kann deßhalb schwerlich Götzendienst genannt werden. Die Formen und Ceremonien scheinen eher den Zweck zu haben, im Gedächtniß des Volkes die heiligen Pflichten der Ehre und des Respektes ihrer Vorfahren zu erhalten. Die Geister der Verstorbenen, so weit als die National-Religion die Existenz von Geistern zuläßt, werden angeredet, wahrscheinlich mehr um ihr Gedächtniß zu erhalten, als sie um Gnaden und Gunstbezeugungen zu bitten. Für die Seelenruhe der Verstorbenen zu beten fällt dem Chinesen nicht ein Ihre Gebetsformeln sind daher Danksagungen zu nennen. Eine dieser Formeln lautet folgendermaßen:

„Ich Sin Kwang, zweiter Sohn des dritten Geschlechtes, erscheine „an dem Grabe meines Vorfahren Sin Kung. Der Jahreswechsel hat „wieder den Frühling herbei gebracht. Mit Verehrungsgefühl trete Ich an

„dein Grab und reinige es. Niedergeworfen, bitte ich dich zu kommen und „gegenwärtig zu ſein und deinem Nachkommen Segen und Ruhm zu brin„gen. In dieſer Jahreszeit der befruchtenden Regen und milden Winde wünſche „Ich mich dem Gründer meiner Exiſtenz aufrichtig dankbar zu erweiſen. „Erhalte mir deinen Schutz und mein Vertrauen iſt auf deinen Geiſt. Mit „Verehrung bringe Ich dir das fünffache Opfer, ein Schwein, ein Huhn, „eine Ente, eine Gans und einen Fiſch, eben ſo ein Opfer von fünf Ge„fäßen Früchte und geiſtigen Getränken, ernſtlich flehend, daß du „kommſt und es anſeheſt. Mit der größten Achtung iſt dieſe Kunde dir „oben dargebracht."

In zwei Perioden jährlich findet dieſe Verehrung der Todten ſtatt. Die erſte iſt im Anfang April, genannt Tsing-Ning, und beſteht in einer allgemeinen Anbetung des Vorfahren, welche Pai-shan oder Anbetung bei den Hügeln genannt wird. Die andere findet im Auguſt ſtatt und heißt Schan oder die Verbrennung. Dabei werden papierene Kleider, Häuſer, Geräthſchaften und Puppen, letztere Diener vorſtellend, verbrannt zur Ehre oder Benefiz des Verſtorbenen.

Beim erſten Feſt, welches am weiteſten verbreitet iſt und am ſtrengſten gehalten wird, begeben ſich die Leute nach den Gräbern mit nachgetragenen gebratenen Schweinen und Geflügel, Getränken, Kerzen und Räuchereien und verrichten die üblichen Ceremonien. Beim zweiten Feſt ſcheint das Verbrennen von Papier und Feuerwerk die Hauptſache zu ſein. Die Chineſen in Californien begehen den Pai-shan regelmäßig jedes Frühjahr. In San Francisco ſieht man ſie dann ſchaarenweiſe nach ihrem Begräbnißplatz am Lone Mountain Friedhof wandern zu Fuß und zu Wagen, die Fuhrwerke beladen mit gebratenen Schweinen, Ferkeln, Hühnern, Enten Fiſchen, Früchten, eingemachten und anderen Leckerbiſſen. Ferner tragen ſie allerlei verzinkte, verſilberte, vergoldete Streifen Papier, ebenſo farbiges Wachs und Räucherkerzen mit ſich.

Am Grabe angekommen, wird dasſelbe zuerſt von Unkraut, Gras Blättern u. ſ. w. gereinigt, dann werden Matten ausgebreitet, worauf vor dem Grabe die Opferſpeiſen ausgelegt werden, während andere die brennenden Kerzen in den Grund ſtecken, die mitgebrachten Papiere anzünden und herum ſtreuen und Schwärmer verpuffen. Mittlerweile tritt einer der Anbeter vor das Mahl hin, kniet nieder und verneigt ſich dreimal zur Erde, während er eine Gebetsformel ſpricht, dann ſteht er auf, ſchenkt drei kleine Taſſen Thee, Wein und ſonſtiges geiſtiges Getränke ein, welche er auf den Grund ausgießt, worauf er zurücktritt und die übrigen das Gleiche thun.

Dieſe Ceremonien werden von den Verwandten der Verſtorbenen und zu deren Andenken und Ehre verrichtet. Nachdem dies verrichtet iſt, werden die mitgebrachten Opfer wieder auf die Wagen geladen und die Anbeter kehren nach ihren Wohnungen zurück, wo ſie den Tag damit beendigen, daß ſie ſich die Opferſpeiſen wohl ſchmecken laſſen. Nur ſelten wird an den Gräbern ſelbſt etwas Frucht gegeſſen. Die ganzen Ceremonien beſtehen im Ausgießen von Getränken, Verbrennen von Papieren, Kerzen und Räucherwerk, Niederknien, Herſagen von Gebeten, und zuletzt in einem Familienſchmaus, welcher, zur Ehre der Chineſen ſei es geſagt, nie in bachanaliſche Orgien ausartet. Alles geht mit dem größten Decorum und in der beſten Harmonie von Statten.

Statiſtik der vom Blitze Getroffenen in Frankreich.

Aus dem Bulletin international der Meteorologie. Juli 1865.

1. Von 1835 bis 1863 hat man in Frankreich 2238 durch den Blitz ſchnell getödtete Perſonen gezählt.

2. Die höchſte jährliche Zahl davon betrug 111, die niederſte 48.

3. Rechnet man die Zahl der durch den Blitz Verwundeten auf das Doppelte der ſchnell Erſchlagenen, ſo beträgt von 1835 — 1863 die Zahl der Opfer im Ganzen 6714, oder im Jahre durchſchnittlich 230.

4. Von 1854 — 1863 kamen auf 880 Opfer 243 Perſonen weiblichen Geſchlechtes, d. i. 26.7 auf 100.

5. Das nämliche Verhältniß beträgt in England 21·6 zu 100.

6. In mehreren Fällen, wo der Blitz in Gruppen beider Geſchlechter einſchlug, hat er vorzüglich Männer getroffen, die Weiber mehr oder weniger verſchonend.

7. In vielen Fällen hat der Blitz Herden von mehr als 100 St. getödtet; Hornvieh, Schweine, Schafe, ohne den Hirten oder Führer, wenn er auch in der Mitte der Herde ſtand, zu beſchädigen.

8. Es gibt mehrere Beiſpiele, daß Buchen vom Blitze getroffen wurden, daher hat Maxwell mit Unrecht die Unverletzlichkeit dieſes Baumes angekündigt, welchen Irrthum man bei der letzten wiſſenſchaftlichen Verſammlung zu Mancheſter wiederholte.

9. Es beſtehen mindeſtens 2 Fälle, daß Perſonen in ihrem Leben mehrmal vom Blitze getroffen wurden; eine dieſer Perſonen wurde am linken Fuß zweimal in einem Zeitraume von 15 Jahren verwundet;

die andere wurde drei Mal in drei verschiedenen Wohnungen vom Blitze besucht.

10. Im Jahre 1853 sind unter 34 vom Blitze auf dem Felde Erschlagenen 15, also fast die Hälfte, unter Bäumen erlegen. Von 1841 bis 1853 waren unter 107 vom Blitze Erschlagenen 21 als unter Bäumen getroffen bezeichnet.

11. Wenn man das Verhältniß der vom Blitze unter Bäumen erschlagenen Opfer blos von 25 zu 100 rechnet, so findet man, daß von den, im Jahre 1835 bis 1863 in Frankreich getroffenen 6714 fast 1700 Personen die Verwundung und selbst den Tod hätten vermeiden können, wenn sie sich während des Gewitters von den Bäumen entfernt hielten.

12. In einem Zeitraume mehrerer Jahre ereignete sich die höchste Zahl der Blitzeinschläge in Frankreich und England in den Monaten Juli und August; kein Todesfall durch Blitz wurde bekannt von den Monaten November, Dezember, Jänner, Februar.

13. Unter 53 vom Blitz Erschlagenen, deren Todesstunden aufgezeichnet wurden, fanden 46 von 9 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends statt, nur 7 von 9 Uhr Abends bis 9 Uhr Morgens, d. i. in den zwei Zeiträumen war der Zahlenunterschied wie 7 zu 1.

14. Im Zeitraume von 1835 — 1863 wurden die meisten Opfer des Blitzes in folgenden Departements beobachtet: Lozere, Haute-Loire, Basses-Alpes, Hautes-Alpes, Haute-Savoie.

Die am meisten verschonten Departements sind gewesen:

Manche, Orne, Eure, Seine, Calvados.

15. Das Verhältniß der Opfer des Blitzes war dreimal größer im Departement Lozere als im Departement Manche.

Ueber die altslavischen Alterthümer in Kärnten.

Ohne Zorn und Parteisucht, deren
Ursachen wir ferne liegen.
Tacitus Anal. L. 1. C. 1.

Schon lange fahndeten wir in Kärnten auf altslavische Denkmale, weil wir natürlich glaubten, in einem Lande, wo Slaven wohnen, und zwar seit dem 6. Jahrhunderte nach Christus, müßten auch alte Inschriften auf Steinen oder Säulen gefunden werden. Denn wir fanden selbst mehrere hebräische Steinschriften, obgleich der Hebräer nie viele

hier anſäſſig waren; um ſo eher hofften wir immer irgendwo eine altſlaviſche Steinſchrift zu finden. So unterſuchte ich mit einem Slaven eine Schrift auf einer Steinſtufe vor der Thüre der Kapelle in St. Georgen am Sandhofe in der frohen Erwartung eine Inſchrift mit cyrilliſchen Lettern, wie man glaubte, zu finden. Allein ich bemerkte endlich, daß der Stein verkehrt eingelegt und ſomit die Inſchrift von der Kapellenthüre aus zu leſen ſei. Das unerwartete Reſultat unſerer genaueſten Unterſuchung entſprach unſerem Wunſche nicht — wir fanden eine deutſche Grabſchrift mit gothiſchen Typen für eine Bauernfamilie aus Arndorf und weiter nichts Anderes. Man hoffte ferner auch auf der Lichtſäule bei der Pfarrkirche in Völkermarkt eine altſlaviſche Inſchrift zu entdecken; man ſprach viel von dieſer Säulenſchrift. Endlich machte man davon einen Abklatſch und auch dieſer ſtellt heraus, daß die Inſchrift deutſch zu leſen ſei. Dieſe Steinſchrift in gothiſchen Buchſtaben lautet wie folgt: Die Stifl des ewigen Licht iſt der pruderſchaft der Schuſter und Leder 1477. Alſo die Stifter dieſes ewigen Lichtes ſind hier in dieſer deutſchen Inſchrift verewiget. Damals im 15. Jahrhundert war das Zunftweſen der Handwerker ausgebildet und die Religion durchdrang auch alle Stände. Daher ſo viele fromme Stiftungen und Bruderſchaften in den alten Urkunden ſich finden. Endlich wurde als altſlaviſches Denkmal auch die Inſchrift auf der Lichtſäule bei dem Dome in Maria Saal bisher bezeichnet und ſteht auch leider als ſolche im „Führer für Kärnten", wodurch die Reiſenden in Irrthum geführt werden. Auch in die öſterreichiſche Volksſchule von Joſ. Aler Freiherrn v. Helfert iſt dieſer Irrthum übergegangen. Vergl. Carinthia 1860 Nr. 11. Der Irrthum, dieſe Säulenſchrift als eine altſlaviſche zu leſen, wurde veranlaßt von unſerem kärntneriſchen Slaviſten, Herrn Pfarrer Urban Jarnik, der dieſe gothiſche Steinſäulenſchrift als eine altſlaviſche erklärte und in der noch ungedruckten Chriſtianiſirung Kärntens beſprochen hat. Es ſteht nämlich auf einem durch die Hand eines Engels ſich ſchlängelnden Spruchbande eine gothiſche erhaben gemeißelte Schrift, aus welcher Urban Jarnik folgende zwei ſlaviſche Worte zu leſen beliebte: „chera . . . r . . Khopawu. Ihre Bedeutung erklärte er ſo ziemlich willkürlich ſo: Das erſte Wort, deſſen mittlere Buchſtaben ſchon unleſerlich geworden ſind, hieß nach ſeinem Muthmaſſen cheranwice, d. i. Behältniß. Das zweite Wort, nämlich K'popawu bedeute dann: zum Verbrennen. Nun aber iſt die ganze Inſchrift, wie ein treuer Abklatſch, den der Herr Skriptor des Geſchichtvereines, Alois Weiß, gütigſt be-

sorgte, darthut, bisher falsch gelesen worden. Diesem gemäß ist diese kurze Säulenschrift folgendermaßen zu lesen: cl ι erasms ι Kapaun. Also ist auch cl durch das alte Abtheilungszeichen vom Wort Erasmus getrennt, wie dieses vom Worte Kapaun getrennt ist. Nun was besagen diese Worte: cl ι Erasms Kapaun. Offenbar bezeichnen sie nichts Anderes als den Eigennamen Erasmus Kapaun; aber cl? vielleicht clarus oder clericus, oder Clemens; jedenfalls ist es eine Abkürzung. Heißt es clericus, so ist sein priesterlicher Charakter damit bezeichnet. Nach dieser richtigen Lesung ist dieser Erasmus Kapaun offenbar ebenfalls nur der Stifter dieses ewigen Lichtes, das auf dieser Lichtsäule unterhalten wurde.

Zur Erhärtung dieses Beweises können wir noch eine Urkunde dieser Stiftung vom 21. Oktober 1497 anführen, worin unser Erasmus Kapaun ganz unwidersprechlich als Stifter dieses ewigen Lichtes auf dem Lichthäuschen oder Thürmlein bei dem Dome in Maria-Saal erscheint.

Diese Urkunde befindet sich in unserem Geschichtvereine und steht Jedermann zur Einsicht zu Gebote.

Klagenfurt, am 12. Juli 1865. Dr. Carlmann Flor.

Die Drau und ihr Flußgebiet.

Von Thomas Hermanitz.

Der Drauſtrom entspringt zu Oberinnichen im Pusterthale in Tirol auf dem Toblacher Felde, tritt an der westlichen Landesgrenze, eine halbe Meile von dem Markte Oberdrauburg, in Kärnten ein, durchströmt das Land in östlicher Richtung in einer Länge von 30 Meilen, tritt eine halbe Meile unter dem Markte Unterdrauburg, von welchem Orte an sie auch links zugleich die Landesgrenze bildet, nach Steiermark über und mündet bei Essek in Slavonien in die Donau.

Sie macht, ausgenommen vor dem Markte Sachsenburg in Oberkärnten, wo sie von ihrer östlichen Richtung in der Länge von zwei Meilen gegen Norden zu abweicht, keine besonderen Krümmungen, wechselt aber an vielen Stellen, theils ihres starken Falles wegen, theils aber wegen der bedeutenden Versandung durch viele Gebirgsbäche häufig an mehreren Orten ihr Flußbett, theilt sich oft in mehrere Arme, bildet ungemein viele Sandbänke und mehrfach namhafte Inseln, die in der Folge wieder abgeschwemmt werden.

Die Drau ist dessenungeachtet und nur die strengsten Wintermonate, in welchen sie an einigen Stellen mit einer Eisdecke überzogen wird, ausgenommen, stets, jedoch in der Thalfahrt allein, in ihrer ganzen Länge durch die Provinz schiffbar, insbesondere aber wird von Greifenburg und noch mehr von Villach an die Schifffahrt mit Holzproducten, der Montanausbeute, Colonialwaaren, Möbeln, Passagieren u. s. f. sehr lebhaft betrieben. Die Hauptlandungsplätze sind zu Oberdrauburg, Weisach, Mauthbrücke, Villach, Rosegg, Feistritz, Hollenburg, Unterferlach, an der Steinerbrücke, Völkermarkt, Lippitzbach, Lavamünd und Unterdrauburg.

Sie hat bei mittlerem Wasserstande durchschnittlich eine Breite von 30 Klaftern und eine Tiefe von 6 Fuß.

Obgleich beim Eintritte in diese Provinz von keiner besonderen Größe, nimmt sie aber in ihrem Laufe durch Aufnahme bedeutenderer Flüße, als der Möll, der Liser, der Gail, der Gurk, der Lavant und vieler Bäche an Breite und Tiefe namhaft zu und steigt bei eintretendem Hochgewässer, seltener im Sommer, meist aber zu Ende Oktobers, oft zu außergewöhnlicher Höhe; insbesondere waren es die Jahre 710, 792, 881, 1142, 1202, 1211, 1316, 1342, 1347, 1400, 1491, 1500, 1502, 1555, 1572, 1595, 1621, 1677, 1701, 1703, 1707, 1742, 1747, 1761, 1765, 1784, 1797, 1801, 1813, 1821, 1823, 1824, 1827, 1833 und 1851, wo sie ungemein viele Verheerungen durch Ueber- und Abschwemmungen und durch Aenderungen ihres Flußbettes anrichtete, welches die noch vorhandenen, theils zu Sümpfen gewordenen, weit von ihrem gegenwärtigen Standpunkte entfernten alten Flußbette und insbesondere die mehrfach zu Tage tretenden Reste der Jochstöcke von ehemaligen hölzernen Brücken in weiter Entfernung vom gegenwärtigen Flußbette, namentlich bei Hollenburg, nachweisen.

Sie ist vom April an bis November meistens trüb und nur die übrigen Monate und selten manchmal im Herbste, wenn sehr kleiner Wasserstand vorkommt, durchsichtig, wo dann auch der Fischfang mit gutem Erfolg und vorzüglich nach dem sehr gesuchten und oft eine Länge von 5 Schuh erreichenden Huchen betrieben wird.

Außer den Huchen kommen in der Drau noch folgende Fische vor, als: Hechte, Barben, Rutten, Bratschen, Naßfische, Weißfische, Alten und seltener auch Forellen.

Der einstige Fischreichthum, worauf die bei den vormaligen Herrschaften bestandene Archrobot, die Einlieferungsbücheln, so wie die Ueber-

reſte von großartigen Fangvorrichtungen der Herrſchaft Hollenburg in dem Flußbette bei Gleinach hindeuten, iſt bedeutend herabgekommen und deſſen Abnahme von 10 zu 10 Jahren immer mehr bemerkbar; als wahrſcheinliche Urſache dürften wohl die vielen Ueberſchwemmungen zu betrachten ſein und dann der Umſtand, daß der Fiſchfang hauptſächlich gegen das Frühjahr zu, wo die Fiſche ihre Brut abſetzen ſollen, vorherrſchend betrieben wird und daß überhaupt für die Fiſchzucht bisher in Kärnten faſt nichts geſchehen iſt.

Die Drau überziehen nebſt den Eiſenbahnbrücken zu Stein und Wernberg mehrere ſtehende und zur Tragung namhafter Laſten geeignete Brücken, als zu Oberdrauburg, Sachſenburg, Mauthbrücke, Villach, Roſegg, Hollenburg, Sager, Stein, Völkermarkt und Unterdrauburg; ferner ſind Seilüberfuhren für Wägen und Pferde zu Unterferlach, Lippitzbach und Unterdrauburg angebracht und nebſt denen beſtehen noch viele Kahnüberfuhren.

Zum Flußgebiete der Drau gehört ganz Kärnten mit Ausnahme der ſüdlichen Hälfte des Canalthales. Die daſelbſt fließende Fella, ſo wie einige anderwärts abfließende Grenzbäche, werden am Schluße näher bezeichnet.

Die Drau nimmt in ihrem Laufe durch Kärnten folgende Flüße und vorzüglichere Bäche auf:

A. An ihrem rechtſeitigen Ufer:

a) den Lorenzbach bei Flaſchberg,
b) den Feiſtrizbach bei Feiſtriz,
c) den Guſſenbach bei Sachſenburg,
d) den Weißenbach, im Weißenſee entſpringend, bei Feiſtriz unweit Paternion.
e) den Kreuznerbach bei Kellerberg,
f) den Bleiberger, auch Weißenbach genannt, bei Gummern,
g) den Gailfluß, aus einem See ob Tilliach in Tirol entſpringend; derſelbe tritt bei Luggau in Kärnten ein, durchzieht das Leſſach-, dann das Ober- und Untergailthal in deſſen ganzer Länge, gibt letzterem auch den Namen, tritt alljährlich ſehr verheerend auf und mündet nach Aufnahme folgender Bäche, als:

1. des Karlsbaches, zugleich Tiroler Grenzbaches, links,
2. des Wolayabaches bei Kornat, rechts,
3. des Valentinbaches unter Mauten, rechts,
4. des Doberbaches unter Rattendorf, rechts,

5. des Grenitzerbaches unter Möderndorf, rechts,
6. des aus dem Raiblerſee tretenden Wild- oder Seebaches bei Vordernberg, rechts,
7. des Achomitzer Baches bei Feiſtriz, rechts,
8. des Gößringbaches unter Hermagor, links,
9. der aus dem Schliza- und dem Bartolobache entſtehenden Gailiz vor Arnoldſtein, rechts,

unter Villach in die Drau ein.

Ferner münden in die Drau an ihrem rechtſeitigen Ufer:

h) der Mühlbach unter Roſegg,
i) der Roſenbach ob Maria Elend,
k) der Dürn- oder Suchabach ob Suetſchach,
l) der Feiſtrizbach in Feiſtriz,
m) der Loibler- und der Weidiſchbach bei Unterferlach,
n) der Freibach bei Abtei,
o) die Wönla oder Vellach bei Gallizien,
p) der Göſſeldorfer Seebach nächſt Kühnsdorf,
q) die Feiſtriz, auch Libuſchka genannt, ob Schwabegg,
r) die Miß, zugleich Grenzfluß gegen Steiermark, welche in der Koprein entſpringt, dem Mißthale den Namen gibt, den von Windiſchgraz kommenden, auch weiter ſüdöſtlich die Grenze gegen Steiermark bildenden Grazbach aufnimmt und gegenüber von Unterdrauburg in die Drau einmündet.

B. An ihrem linkſeitigen Ufer nimmt die Drau auf:

a) den Gnopnizbach bei Greifenburg,
b) den Grazbach bei Steinfeld,
c) den Nigleierbach bei Sachſenburg,
d) den Möllfluß, welcher im Paſterzengletſcher am Großglockner, 6086 Fuß hoch entſpringt, dem Möllthale den Namen gibt, dasſelbe und ſomit die in ſelben liegenden Bezirke Winklern und Obervellach, und zwar bis Reinthal in ſüdlicher, dann bis Obervellach in nordöſtlicher, endlich bis Möllbrücke wieder in ſüdlicher Richtung, in einer Länge von 20 Stunden mit einem Gefälle von 4000 Fuß durchzieht und folgende Bäche als:

1. den Leiterbach bei der St. Briccius-Capelle rechts,
2. der Gößnitzbach vor Heiligenblut, rechts,
3. der Gradnitz- oder Gradenbach bei Putſchall, rechts,
4. der Wagerinzbach bei Reinthal, rechts,

5. der Lamitzbach bei Lamitz, rechts,
6. der Wöllabach bei Wöllatratten, rechts,
8. der Teuchlbach ob Kollniz, rechts,
9. der Teuchlbach ob Seebach bei Döllach, links,
10. der Döſenbach bei Mörtſchach, links,
11. der Fraganter Bach bei Fragant, links,
12. der Metnitzbach bei Groppenſtein, links, und
13. der Kaponigbach bei Oberwellach, links,

aufnimmt und unter Sachſenburg bei Möllbrücke in die Drau mündet;

e) den Liſerfluß, welcher an der Salzburger Grenze unter dem Schwarzhorn aus dem See in der Gemeinde St. Peter, Bezirks Gmünd, entſpringt und

1. den Maltabach bei Gmünd, rechts,
2. den Radlbach bei Trebeſing, rechts,
3. den Hinterreckbach ob Liſerhofen, rechts,
4. den Kremſerbach bei Kremsbrücke, links,
5. den Leobner Bach bei Leoben, links,
6. den aus dem Millſtätter See, in welchen See ſich öſtlich der Döbriacher Bach, der Oswaldibach und der Roßbach ergießen, weſtlich ausfließenden Seebach

aufnimmt, meiſt ſehr v rheerend auftritt und $^1/_8$ Meile unter Spittal in die Drau einmündet;

f) den Oſſiacher Seebach, geſpeiſt mit der bei Pernegg im Bezirke Feldkirchen entſpringenden Tiebl, die nach Aufnahme des Teuchner Baches nächſt Steindorf in den Oſſiacher See tritt und bei St. Ulrich ob Wernberg in die Drau einfällt;

g) den Gurkfluß, welcher am Fuße des Eiſenhut aus dem Torrer See in der Gemeinde Winkl-Reichenau, Bezirks Feldkirchen, entſpringt, dieſen Bezirk ſüdöſtlich, den Bezirk Gurk öſtlich, die Bezirke Althofen, St. Veit, Eberſtein ſüdlich und den Bezirk Klagenfurt zuerſt ſüdöſtlich, dann öſtlich durchzieht, dem Gurkthale den Namen gibt und gegenüber von Stein in die Drau mündet.

Zu dem Flußgebiete der Gurk gehört das Gurker, Metnitz-, Glan- und Görtſchizthal, dann das Krapp- und Tainacher Feld, in welchen ſie

1. den Griffner Bach, links,
2. den Slatnizbach bei Kleinglödniz, links,

3. den Jauernigbach ebendort, links,
4. den Silberbach unter St. Martin, links,
5. die Metniz mit ihren Nebenbächen, als:
   a) dem Schwarzenbach unter Mödring,
   b) dem Teichlbach bei Metniz,
   c) dem Roßbach unter Grades,
   d) dem Olſabach unter Grafendorf,
   e) dem Feiſtrizbach, unter Grades einmündend, aufnimmt;
6. die Görtſchiz, welche in Steiermark als Hörafeldbach entſpringt, ob St. Martin bei Silberberg nach Kärnten eintritt, hier ihren Namen annimmt, das von ihr die Benennung tragende Görtſchizthal durchfließt und nach Aufnahme des Metnizbaches bei Hüttenberg und des Löllinger Baches bei Möſel bei St. Johann am Brückl links in die Gurk einfließt;
7. die Glan; ſie entſpringt an der nordöſtlichen Seite des Köſtenberges bei Pernegg im Bezirke Feldkirchen, durchfließt öſtlich das nach ihr benannte Glanthal, berührt St. Veit, durchzieht dann in weſtlicher Richtung die Ebene von Maria Saal, wendet ſich nach Süden ob Magerегg, nimmt bald darauf wieder die öſtliche Richtung an und mündet bei Zell unter Ebenthal rechts in die Gurk. — Dieſelbe hat in ihrem ganzen Laufe einen oft kaum bemerkbaren Fall, iſt ſehr fiſchreich und nimmt während ihres Zuges den Regabach unter Dietrichſtein, den Wimizbach ober Hungerbrunn, den Wölfnizbach bei Magerегg und die aus dem Wörther See kommende Glanfurt bei Ebenthal auf;

h) Den Waiſenberger Bach, vom Diererberge kommend und bei Neudenſtein einmündend;

i) den Aſchenizer oder Mühlgrabenbach, bei St. Stefan ob Hainburg ſehr mächtig entſpringend und unter Völkermarkt in die Drau eintretend;

k) den Lippitzbach, entſtehend aus dem bei Griffen zuſammenfließenden, aus der ſüdlichen Seite der Saualpe entſpringenden Grafenbache und Wölfnizbache und den im Orte Lippizbach mächtig hervortretenden vielen Quellen, welcher ſich hier in die Drau ergießt;

l) den Lavantfluß, der im gleichnamigen See an der Weitalpe in Steiermark unfern der Landesgrenze entſpringt, die Bezirke St. Leonhard, Wolfsberg und St. Paul durchzieht, dem Ober- und Unter-

Lavantthale den Namen gibt, durchaus eine ſüdliche Richtung hat und bei Lavamünd in die Drau tritt.

Die Lavant nimmt in ihrem, 7 Meilen langen Laufe, wobei ſie in der erſten Hälfte ihres Laufes ein bedeutendes Gefäll hat,

1. den Töplizbach ob St. Leonhard,
2. den Waldenſteiner Bach bei Twimberg,
3. den Kambach ob St. Gertraud,
4. den Pröſſingbach bei St. Gertraud,
5. den Weißenbach in Wolfsberg,
6. den Arlingbach am Priel und
7. den Granizbach bei St. Paul auf.

Ferner kommen in Kärnten noch folgende Grenzbäche vor, welche aber nicht zum Flußgebiete der Drau gehören:

Nördlich an der ſteiermärkiſchen Grenze:

a) der Felfernigbach,
b) der Scharrbach,
c) der Schachmarbach.

Dieſe entſpringen ſämmtlich in der Gegend von Metuiz, bilden theilweiſe die Grenzen, fließen nördlich nach Steiermark aus und münden in die Mur.

Südlich an der Grenze gegen Krain:

Die Kanker, welche an der nördlichen Seite des Grintouz entſpringt, nach Krain abfließt und ſich in die Save ergießt.

Südweſtlich an der italieniſchen Grenze:

Die Fella, welche im ſüdlichen Theile des Canalthales entſpringt,

1. den Wolfsbach,
2. den Ugebach,
3. den Malborgether Bach und
4. den Weißenbach

aufnimmt, bei Ponteba in das venetianiſche Gebiet übertritt und in den dem adriatiſchen Meere zufließenden Tagliamento einmündet.

Meteorologiſches.

Witterung im Juli 1865.

Die Witterung des Juli war andauernd warm und heiter. Nur am 12. wurde dieſe durch einen Gewitterſturm unterbrochen, der der Ebene den ſehnlich erwarteten ausgiebigen Regen brachte, die Alpen jedoch ſehr ungleich mit einer Schneelage bis 5500′ herab bedeckte und eine durch mehrere Tage anhaltende Temperaturdepreſſion zur Folge hatte. Am 13. und 14. wurden ziemlich tiefe Wärmegrade beobachtet, in Klagenfurt 4·0, am Luſchariberg 1·3, am Hochobir, wo 5 Zoll Schnee lag — 0·1. Der ganze übrige Monat war ſehr warm, nur wenig von kurzen Gewitterſchauern abgekühlt. Die größte Wärme wurde am 8. oder vom 18. zum 20. beobachtet und ſtieg in Klagenfurt auf 27·2, St. Paul 25·0, Gottesthal 25·6 ſelbſt in Wieſenau und Bad Vellach über 23°, am Luſchariberg wurden 17·0, am Hochobir 18·0 verzeichnet (im Juli 1859 aber 23 0).

Der Niederſchlag, nur vom Gewitterregen kommend, war ſehr ungleich im Lande vertheilt, nur das Gewitter vom 12. war ein allgemeines, die übrigen local in Klagenfurt fielen nur 2·9, in St. Paul nur 1·5, dagegen in Saifnitz 4·1, Sachſenburg 4·3, in Raibl 4·5, in Maltein 4·6, in St. Peter 5·0, in Würmlach (Gailthal) gar 5·8 Zoll Regen. An mehreren Orten fiel der Regen wolkenbruchartig, ſo am 9. zu Reichenfels (Oberlavantthal) und am nämlichen Tage in Treffen bei Villach. — Von Hagel begleitet waren die Gewitter am 30. und 31., ſo in Hausdorf, in Raibl u. a.

Vergleicht man die dießjährigen Mittel der meteorologiſchen Elemente des Juli zu Klagenfurt mit den normalen, ſo finden wir, daß der Luftdruck von 320·6 nur wenig über dem normalen (320·2) die Luftwärme aber mit 16·9 um 1·7° darüber war, überhaupt gehört der vergangene Juli zu den wärmſten, denn in der ganzen Beobachtungsreihe hatten nur folgende Jahre noch größere Mittelwärme im Juli: 1859 (17·4), 1839 (17·9) 1834 (17·5) und 1827 (17·6.)

Der Niederſchlag betrug in Klagenfurt nur 2·9 Zoll Waſſerhöhe, während er normal 4·6 Zoll erreichen ſoll, in den letzten Jahren fielen weniger: 1859 (2·6), 1857 (2·1), 1846 (2·6), 1843 (2·7) u. ſ. f. Eben ſo iſt die Anzahl Tage mit Regen zu klein, die der mit Gewitter aber normal. Die Bewölkung iſt im Juli normal 4·9 und war heuer nur 3·5.

Am Hochobir war die Mittelwärme 9·5; nach bereits 18 Jahre umfassenden Beobachtungen ist sie im Juli im Durchschnitte nur 7·8, in in dieser Jahrreihe war der Juli nur 1861 (10·9) und 1855 (9·7) und 1859 (9·8) wärmer als heuer; jedoch stieg die Temperatur, die heuer nur 18° erreichte, in 5 dieser Jahre über 20·0, 1859 sogar auf 23·0.

Schulnotizen.

Die Herren Lehrer Kaspar Anderwald in Tiffen und Thomas Lausegger in Lippitzbach erhielten das Bestätigungsdekret.

Im Competenzwege übersetzt wurde: Herr Ignaz Rausch von St. Paul ob Ferndorf nach Kellerberg.

Als wirkliche Lehrer wurden dekretirt die Herren: Joseph Mitsche für Forst; Engelbert Fercher für Stockenboi; Johann Lulek für Altenmarkt; Karl Schaller für Penk.

Als Schulprovisoren wurden abgeordnet die Herren: Franz Kneschaurek nach St. Paul an der Gail; Mathias Steiner nach Kauing; Simon Perne nach Innerteichen; Johann Eigner nach Fürnitz; David Kaufitsch an die Pfarrhauptschule in Wolfsberg.

Gestorben sind: Oswald Wuzella, pens. Lehrer zu St. Jakob im Rosenthale; Bartlmä Janach, Lehrer in Fürnitz, und Matthäus Grünwald, prov. Lehrer in Wolfsberg.

Mittheilungen aus dem Geschichtverein.

Mit Tod abgegangen sind:

Das Vereins-Ehrenmitglied Herr Johann Karl Schuller, pens. k. k. Statthalterei-Rath ꝛc. ꝛc., in Hermannstadt;

Die ordentlichen Vereins-Mitglieder:

Herr Franz Fridrich, inful. Dompropst von Lavant ꝛc. ꝛc., in Marburg;

Herr Johann Witzeling, inful. Domdechant von Gurk ꝛc. ꝛc., in Klagenfurt, und Herr Diez, Handelsmann in Villach.

Ausgetreten ist: Herr Joseph Egger, Handelsmann in Villach.

Als Geschenke sind dem Geschicht-Vereine zugelangt:

Vom Vereine für Geschichte und Alterthum Schlesiens: a. Zeitschrift des Vereins-Registers zum Bande I — V. — Sechster Band 1. und 2. Heft. — b. Codex diplomaticus Silesiae. VI. Band. (Enthält: Urkunden zur Geschichte

Oberſchleſiens.) — c. Acta publica. Verhandlungen und Correſpondenzen der ſchleſiſchen Fürſten und Stände. Jahrgang 1618. —

Vom Vereine für Hamburgiſche Geſchichte: Von den Arbeiten der Kunſtgewerke des Mittelalters zu Hamburg. XI. Blatt. Abbildungen nebſt Erläuterung.

Vom hiſtoriſchen Vereine zu St. Gallen: Mittheilungen zur vaterländiſchen Geſchichte. 4. Band.

Mittheilungen der k. k. geographiſchen Geſellſchaft in Wien. 8. Jahrgang 1864. Heft 1.

Vom hiſtoriſchen Vereine von und für Oberbaiern: a. Jahresberichte für 1861 und 1862. — b. Oberbaieriſches Archiv für vaterländiſche Geſchichte. 23. und 25. Band.

Sitzungsberichte der königl. baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften in München. 1865. Band 1. Heft 1. und 2.

Vom hiſtoriſchen Vereine für Steiermark: a. Mittheilungen des Vereines. 13. Heft. b. Beiträge zur Kunde ſteiermärkiſcher Geſchichtquellen. — 1. Jahrgang 1864.

Verhandlungen des hiſtoriſchen Vereines von Oberpfalz und Regensburg. 23. Band.

Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines in Wien. 8. und und 9. Band. (Enthält: Wien und ſeine Bewohner während der zweiten Türkenbelagerung 1683. Von Albert Camesina.)

Darſtellung mehrerer bisheriger Syſteme für Anordnung von Sammlungen mittelalterlicher und moderner Münzen und Medaillen und Begründung eines wiſſenſchaftlichen Syſtemes von Kaiſer Karl dem Großen bis auf unſere Tage. Von Joſ. Bergmann, wirklichem Mitgliede der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften. (Geſchenk vom Herrn Verfaſſer.)

Beitrag zur Geſchichte des heraldiſchen Doppeladlers. Von F. K. Fürſt zu Hohenlohe-Waldenburg. (Beſonderer Abdruck aus dem Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit. 1864.) — (Geſchenk vom Herrn Verfaſſer.)

Ueber die Siegel der Pfalzgrafen von Thüringen. Von F. K. Fürſt zu Hohenlohe-Waldenburg. (Geſchenk vom Herrn Verfaſſer.)

Beiträge zur älteren deutſchen Sprache und Literatur. Von Joſeph Diemer. (Geſchichte Joſeph's in Aegypten. Deutſches Gedicht des 11. Jahrhunderts. Nach der Vorauer Handſchrift mit Anmerkungen. (Geſchenk vom Herrn Verfaſſer.)

Reihe aller bisherigen Erzbiſchöfe zu Salzburg, wie auch Biſchöfe zu Gurk, Sekau, Lavant und Leoben, ſammt einer kurzen Geſchichte dieſer Bisthümer vom Jahre 582 bis 1817. Von Peter Leardi. Graz 1818. (Geſchenk vom Herrn Thomas Hermanitz, k. k. Finanzdirektions-Beamten.)

Vom Herrn Auguſt Nekermann, k. k. Bezirksvorſteher zu St. Leonhard: a. Zwei Faszikel-Urkunden aus dem 16. — 18. Jahrhunderte. b. Ein Faszikel Grab- und Glockeninſchriften aus St. Leonhard, Reichenfels, Prebl und Gräbern. c. Kupfermünzen aus neuerer Zeit.

Vom Herrn Ferdinand Steiner, k. k. Landesgerichts-Adjunkten: Zwei antike Bronce-Münzen.

Vom Herrn Dr. Vinzenz Hartmann, k. k. Oberrealschul-Lehrer: Eine chinesische Neujahrs-Karte. (Original.)

Von der Direktion der k. k. Oberrealschule in Klagenfurt. 4 Exemplare des Programms vom Schlusse des Schuljahres 1864/65.

Angekauft:

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 10. Jahrgang. Doppelheft Mai und Juni 1865.

Deutsches Staatswörterbuch von Dr. J. C. Bluntschli und K. Brater. 87. und 88. Heft. (Socialismus-Staaten. Verträge.)

Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich. Von Dr. Constant von Wurzbach. 12. und 13. Theil.

Chronica, das ist: Wahrhaffte, eigentliche und kurtze Beschreibung aller Hertzogen zu Venedig. Durch den Ehrnfesten und Hochgelahrten Heinrich Kellnern, d. R. Doktorn. Frankfurt a. M. 1574. (Mit vielen Holzschnitten.)

Respublica, das ist: Wahrhaffte, eigentliche und kurtze Beschreibung der herrlichen und weitberümpten Statt Venedig. Frankfurt a. M. 1574. Von Sigmund Feyerabendt.

Historia Herrn Georgen Und Herrn Caspars von Frundsberg, Vatters und Sons, beyder Herrn zu Mündelheym, Ritterlicher und löblicher Kriegsthaten. Frankfurt a. M. 1568.

Ein antikes Bronce-Schwert; 1' 7¾" lang; in drei Stücken. Gefunden nächst Stein im Jaunthale bei den Eisenbahn-Erdarbeiten.

Mittheilungen aus dem naturhistor. Landes-Museum.

I. Vermehrung der Bibliothek im Schriftentausch.

Bulletin de la société imperiale des naturalistes de Moscou. 1865. I.

Verhandlungen des naturhistorischen Vereines der preußischen Rheinlande und Westphalens. 2 Hefte.

Bulletin de la société Vaudoise des sciences naturelles T. VIII. Bul. 52.

Monatberichte der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften aus dem Jahr 1863.

Leopoldina Nr. 3 et 4.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. XVII. 1. Heft.

Bericht über die Sitzungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle 1864.

Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft zu Zürich. 48. Versammlung. Jahresbericht 1864.

VI. Jahrgang des zoologischen Gartens, herausgegeben von Professor Dr. C. Bruch. 1—6., von der zoologischen Gesellschaft in Frankfurt.

II. Naturalien.

Herr Türk in Rötschach ein sehr schönes Exemplar eines Wespenbussars sammt 2 Eiern desselben.

Herr Michael Wuſch in Grafenſtein: einen Blaſenſtein eines männlichen Schweines.

Herr Max Ritter v. Moro: 3 Eier eines Thurmfalken.

Herr J. Ullepitſch: 2 Eier eines Kanarienvogels.

Herr Inſpektor Löffler einen Uhu.

Herr Vogl, Lieutenant des Regimentes Baron Maroičić, eine Bachmöve.

Herr Thomas Umfahrer, Pfarrer in Tigring, ein junges Exemplar eines weißen Pfauen.

III. Mitglieder:

Eingeſendet wurden: Vom Gau St. Paul: Von Herrn Tonitz, k. k. Notar 5 fl.; von Herrn Profeſſor Ambros Pauler 2 fl.; von Hrn. Domaingo, Bürgermeiſter 2.

In Klagenfurt ſind für 1865 nachſtehende Jahresbeiträge eingefolgt:

Von den Herren: Dr. Joſeph Luggin 3 fl.; Bernhard Mainginger 2 fl., Franz Mathé 3 fl.; Anton Matſchnigg 3 fl.; von der Frau Matuſchka 3 fl.; von den Herren: Alois Maurer 3 fl.; Maurer Söhne 2 fl.; Fr. Mayer 2 fl.; Joſeph Mayer 2 fl. 10 kr.; Simon Martin Mayer 2 fl. 10 kr.; Franz Melling 5 fl.; von der Frau Franziska Menner 5 fl.; von den Herren: Dr. Anton R. v. Milleſi 3 fl.; Dr. Mitteregger 2 fl.; Gebrüder Ritter v. Moro 26 fl. 25 kr.; von Fräulein Joſephine v. Moro 4 fl.; von den Herren: Leopold Ritter von Moro 3 fl. 15 kr.; Max Ritter von Moro 5 fl. 25 kr.; Thomas Ritter von Moro 10 fl. 50 kr.; von Frau Franziska v. Moſer 2 fl. 10 kr.; von den Herren: Paul Mühlbacher 20 fl.; Viktor Nagel 2 fl.; Alois v. Narebi 2 fl.; Chriſtof Nenner 5 fl. 25 kr.; Anton Ohrfandl 3 fl.; Karl Pamperl 2 fl. 10 kr., Adam Pichler, Propſt 2 fl. 10 kr.; Dr. Plaſch 4 fl. 20 kr.; Eduard Preſchern 5 fl. 25 kr.; Georg Prettner 2 fl.; Johann Prettner 5 fl. 25 kr.; Franz Puntſchart ſen. 3 fl.; J. R. v. Rainer 21 fl.; von den Fräulein: Clementine v. Rainer 3 fl.; Marie v. Rainer 3 fl.; von den Herren: Eduard Rauſcher 5 fl. 25 kr.; Sr. Durchlaucht Fürſt Roſenberg 12 fl.; Michael Rothauer 5 fl.; von der Frau Auguſte von Scheidlin 5 fl. 25 kr.; von den Herren: Anton Schmidt 4 fl.; Dr. Schönberg 4 fl. 20 kr.; von Fräul. v. Schwerenfeld 2 fl.; von den Herren: Hermann Spitzer 5 fl.; Dr. Stieger 3 fl. 15 kr.; Ludwig Tazoll 2 fl.; Dr. Alois Wölwitſch 2 fl.; von Fräul. Auguſte v. Wodley 2 fl. 10 kr.; vom Herrn Ferdinand von Wolff 3 fl.; von der Frau Albine von Farlatti 3 fl.; vom Herrn Vinzenz Kurzel 4 fl. 10 kr.

Roheiſen- und Blei-Preiſe im Juli 1865.

Eiſen-Preiſe.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlen-Roheiſen 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 62 kr., Cokes-Roheiſen affinage 1 fl. 87 kr. — 2 fl 10 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 40 kr., Schottiſches Nr. 1 2 fl. 32 kr. — 2 fl. 50 kr. Stabeiſen grobes 5 fl. 25 kr. — 6 fl.

Berlin: Schlesisches Holzkohlenroheisen 2 fl. 65 kr., Cokes-Roheisen 2 fl. 55 kr.

Auf österreichische Meiler à 10 Wiener Centner berechnet:

Köln: Holzkohlenroheisen 25 fl. 20 kr. — 29 fl. 40 kr., Cokes-Roheisen affinage 21 fl. — 23 fl 50 kr., graues 25 fl. 20 kr. — 26 fl. 90 kr., Schottisches Nr. 1 26 fl. — 28 fl., Stabeisen grobes 58 fl. 80 kr. — 67 fl. 20 kr.

Berlin: Schlesisches Holzkohlen-Roheisen 29 fl. 68 kr. Cokesroheisen 28 fl. 56 kr.

Oesterreichisches Roheisen loco Hütte:

Vordernberg 31 fl., Eisenerz 27 fl., Kärntnerisches 26 fl. — 27 fl., Böhmisches 35 fl. — 40 fl., Mährisch-schlesisches 36 fl. — 39 fl., Oberungarisches weißes und halbirt 19 fl. — 22 fl., loco Poprad 22 fl. 50 kr. — 24 fl.

Blei-Preise.

Per Zollcentner Köln: Raffinirtes Weichblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 75 kr., Hartblei 8 fl. 75 kr. — 9 fl. 25 kr.

Berlin: Sächsisches 9 fl. 38 kr., Tarnowitzer 9 fl. 50 kr.

Auf Wiener Centner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 64 kr., Hartblei 9 fl. 80 kr. — 10 fl. 36 kr.

Berlin: Sächsisches 10 fl. 50 kr. Tarnowitzer 10 fl. 64 kr.

Kärntner-Blei loco Hütte 11 fl. — 12 fl. 50 kr.

Durchschnittspreise der Lebensmittel zu Klagenfurt im Juli 1865.

		fl.	kr.
Weizen	der Vierling	4	50
Roggen	der Vierling	3	23
Gerste	der Vierling	2	83
Hafer	der Vierling	1	90
Heide	der Vierling	3	65
Mais	der Vierling	3	50
Brein (gestampfte Hirse)	der Vierling	7	40
Erbsen	der Vierling	4	70
Linsen	der Vierling	—	—
Fisolen, weiße	der Vierling	—	—
" rothe	der Vierling	4	50
Erdäpfel	der Vierling	—	—
Rindschmalz	das Pfund	—	52
Butter	das Pfund	—	45
Speck, geselchter	das Pfund	—	44
" roher	das Pfund	—	37
Schweinschmalz	das Pfund	—	44
Eier	das Paar	—	3
Hendl	das Paar	—	60
Kapaunen	das Paar	—	—
Enten	das Paar	—	97
Gänse	das Paar	2	—
12" Scheiterholz, hartes	loco Lend eine n. ö. Klftr.	3	52
12" Scheiterholz, weiches	loco Lend eine n. ö. Klftr.	2	30
30" Scheiterholz, weiches	loco Lend eine n. ö. Klftr.	4	80
Heu	der Zentner	—	75
Stroh	der Zentner	—	56

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Heinrich Weil. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№. 9. September 1865.

Ueber die Sprache.

Von Dr. Heinrich Weil.

(Schluß.)

Sobald wir versuchen die Frage nach dem Ursprunge der Wurzeln zu beantworten, müssen wir gleich im Vorhinein dabei auf die Hilfsmittel verzichten, welche sonst historische Quellen darbieten; die Uranfänge der Geschichte fallen nämlich schon in die Zeit der ausgebildeten Sprachen. Es bleibt daher für unsern Zweck nichts übrig, als auf inductivem Wege dem Ziele nachzustreben. Dieser ist es auch, welchen Alle betraten, die dem Ursprunge der Sprache nachforschten. Dabei ist es leicht erklärlich, daß man diese Frage noch nicht so zugespitzt hatte, wie dieß von uns an der Hand der neuesten Forschungen geschehen, welche die prädicativen und demonstrativen Wurzeln als den Niederschlag der sprachlichen Analyse aufzeigten. Unter den Philosophen welche den Sprachenursprung behandelten, lassen sich zwei Classen scharf unterscheiden, von denen die eine die Theorie der Schallnachahmung (Onomatopöie), die andere jene der Empfindungsäußerungen (Interjectional-Theorie) aufstellten. Die Erstern behaupten, daß alle Wortbildung zuerst auf Nachahmung der Laute oder Schalläußerungen beruht haben müsse welche die Gegenstände der Natur von sich geben, eine Ansicht, welche im vorigen Jahrhundert sehr populär war. Es mag nun zugegeben werden daß eine Sprache auf diesem Wege allenfalls entstehen könnte, es ist jedoch der Beweis nicht geführt worden, daß nur eine einzige auf diesem Wege wirklich entstanden sei. So viel ist ferner gewiß, daß dieses Prinzip der Wortbildung wenn irgendwo anwendbar, bei der Bildung der Thiernamen die größte Rolle gespielt haben müßte; nun ist aber zwischen den Worten für die mit Schalläußerungen verbundenen Thätigkeiten der Thiere und den Eigennamen dieser Thiere selbst in der That kein lautlicher Zusammenhang zu entdecken, wie z. B.

zwiſchen Gans und gackern, Henne und glucken, Ente und quacken, Sperling und piepen, Taube und girren, Schwein und grunzen, Pferd und wiehern, Katze und miauen, Hund und bellen oder heulen. Damit ſoll jedoch das Zuſtandekommen einzelner Worte auf dem Wege der Schallnachahmung gar nicht geläugnet werden, wie ja obige Worte für die Aeußerungen einzelner Thiere, nämlich quacken, girren, glucken u. ſ. f., ſelbſt ein Beiſpiel dafür geben. Ein anderes Beiſpiel wäre z. B. der Name des Vogels Kuckuck, franzöſiſch coucou, ſanskr. kokila, griechiſch kokkyx, lateiniſch cuculus, Ausdrücke welche ihren Urſprung, eine Nachahmung des dieſem Vogel eigenthümlichen Rufes zu ſein, nicht verläugnen können.

Aehnliches gilt von dem franzöſiſchen coq, der Hahn, womit deſſen gackernder Ton nachgeahmt wird, ſo wie das Sanskritwort hiefür, nämlich kukuta, das Hahnengeſchrei treffend nachahmt. Wie vereinzelt aber derlei Wortbildungen ſeien und wie ſie nicht die Regel ſein können, zeigt die Betrachtung, daß derlei Worte im Sprachſchatze ſich als äußerſt unfruchtbar zeigen. Sie ſtehen kinderlos unter den weitverzweigten enkelreichen Familien der Uebrigen, und bringen es kaum zu Adoptivkindern, wie man jene Worte nennen könnte, welche nur in Folge einer metaphoriſchen Anwendung mit einem ſolchen Worte wie coq zuſammenhängen. Während wir z. B. aus Wurzeln wie spâs, ſpähen, und ar, ackern, einen breiten Wortſtrom entſtehen ſehen, fand das Wort coq nur im Wege der Metapher eine armſelige Ausbreitung in Ausdrücken wie coquet (urſprünglich hahnenähnlich einherſchreitend), coquetterie, cocart (eingebildet), cocarde, coquelicot (die dem Hahnenkamm ähnliche Klatſchroſe) u. ſ. f. Worte aber wie Kuckuck und die früher genannten ſtehen ganz einſam und verlaſſen da; andererſeits gibt es Wörter, die man als Nachahmungen von Lauten anzunehmen ſehr geneigt iſt, die aber bei eingehenderem Studium auf eine prädicative Wurzel zweifellos zurückgeführt wurden. So glaubte man allgemein, daß der Name Rabe, angelſächſiſch hrafn, althochdeutſch hraban, im Sanskrit kârava, lateiniſch corvus, griechiſch korone mit dem Gekrächze des Vogels zuſammenhänge. Doch hängen alle dieſe Worte mit der Wurzel ru oder kru zuſammen, welche allerdings ein Tönen jedoch der verſchiedenſten Art, vom leiſen Flüſtern bis zum rauhen Geſchrei, bedeutet. Von dieſer Wurzel und der ſecundären rud werden im Sanskrit viele Worte abgeleitet; im Lateiniſchen kommt raucus heiſer, rumor urſprünglich das Geflüſter, im Deutſchen rûnen, raunen, leiſe ſprechen, und runa, das Geheimniß, davon her. Ebenſo das lateiniſche lamentum, das für ravimentum ſteht. Das lateiniſche rugire und das deutſche rufen wird auf dieſelbe Wurzel zurückgeführt.

Wie oft haben wir uns nicht ſelbſt vorgeſagt, daß das deutſche: Donner, das engliſche thunder und das franzöſiſche tonnèrre eine Nachahmung des rollenden Geräuſches ſei, welches entſteht, wenn wie die alten Germanen ſagten der Gott Thor, oder wie wir den Kindern ſagen, die lieben Engelein droben Kegel ſchieben? Und doch iſt nichts unrichtiger als jene Meinung. Das Wort ſtammt von der Sanskritwurzel tan, ſtrecken, ſpannen, welcher auch das Wort tonos (da die vibrirende geſpannte Saite den Ton erzeugt), entſpringt. Von dieſer Wurzel kommen im Sanskrit die Formen tanyu und tanyatu, welche Donner bedeuten, und aus dieſen Worten wird wohl Niemand mehr das berüchtigte Kegelſchieben heraushören wollen. Dieſelbe Wurzel hat Ableitungen wie im lateiniſchen tener und tenuis, ſowie im franzöſiſchen tendre und engliſchen tender, zart, im Sanskrit tanu, das wie das engliſche thin, im Deutſchen dünn bezeichnet. Das über eine große Fläche Ausgeſpannte wird zart und dünn. Dünn hängt alſo mit Donner zuſammen. — Aus dem Zucker, franzöſiſch sucre wollte man etwas Süßes heraushören; nun ſtammt das Wort mit der Pflanze aus Indien, wo es ſanskrit. sarkhara (lateiniſch sacharum) heißt, und aus dieſem Worte würde eher die Vorſtellung des Sauren entſtehen können. So wollte man aus dem Worte Katze das Ziſchen des erzürnten Kätzchens vernehmen, allein das Ziſchen das in der Sibillante z wirkt, kommt im lateiniſchen catus und im Deutſchen Kater, engliſch cat, gar nicht vor. Und ſo könnten wir noch an manchem Beiſpiele die gewohnte Selbſttäuſchung nachweiſen.

Die Unhaltbarkeit jener Theorie trieb die Forſcher auf eine andere Seite, wo aber ein nicht minder falſcher Weg ſie aufnahm; wir meinen die Interjektional-Theorie. Gewohnt, den Menſchen in ſeinen Anfängen in allen Beziehungen dem Thiere an die Seite zu ſtellen, und von der Beobachtung geleitet, daß einerſeits Thiere durch Laute eine gewiſſe Verſtändigung zu erzielen vermögen, andererſeits aber der Menſch ſelbſt auf der höchſten Stufe der Cultur eine Menge von Empfindungen durch Interjektionen auszudrücken pflegt, welche man auch „laute Geſten" genannt hat, gelangte man zur Annahme, daß die Empfindungslaute der Anfang der menſchlichen Rede ſeien, und daß ſich Alles darin aus dieſen Rudimenten herausgearbeitet habe. — Es iſt nun allerdings richtig, daß Empfindungslaute in jeder Sprache vorkommen, daß manche Wortzuſammenſetzungen ſich auf dieſelben zurückführen laſſen; es iſt aber dieß nur bei einer ſehr kleinen Zahl von Worten nachweisbar, und es iſt wohl zweifellos, daß die Sprache eigentlich erſt dort anfängt wo die Interjectionen aufhören. Es iſt eine That-

ſache der Erfahrung, daß ein Ausruf beſtimmter Art ohne eigentliche Wortbedeutung, namentlich in Verbindung mit einer Geſte, oft mehr zu ſagen und tiefer zu erſchüttern oder höher zu entzücken vermag, als eine lange wohlgeſetzte Rede; es wird dieß aber immer nur dort der Fall ſein, wo die Aufgeregtheit der phyſiſchen Natur, die Leidenſchaftlichkeit des Blutes den Menſchen auf ſeine rein natürliche Stufe herabdrückt, die Klarheit echt menſchlichen Denkens und Wollens trübt, oder die gefährliche Situation ihn zwingt, auf die kürzeſte Weiſe ſein Bedürfniß auszudrücken. Das beredte Wort geht dann in berückendes Stammeln, die Zorneswuth in den Aufſchrei, das gekränkte Gefühl in Wimmern, die Todesangſt in den Hilfſchrei über. Wenn wir auch ſehen, daß es beim Thiere normal iſt, im beſchränkten Kreis ſeiner Empfindungen und Bedürfniſſe durch im Ganzen nicht ſehr modulirbare Laute ſich auszudrücken, ſo berechtigt uns doch nichts, das, was in anormalen oder wenigſtens nicht gewöhnlichen Stimmungen beim Menſchen erſcheint, als das der Eigenthümlichkeit ſeiner Art Entſprechende, als das Normale, als den weſentlichen Anfang ſeiner Sprache, als dasjenige anzuerkennen über das die Natur auch bei ſeiner Ausſtattung nicht hinausgegangen iſt. Dieſe, ſowie die früher gedachte Theorie entſtammen eigentlich der ſeinerzeit ſehr beliebten Paralleliſirung zwiſchen den Anfängen der Menſchheit und dem Kindesalter des Menſchen. Nachdem man metaphoriſch von einer Kindheit der Menſchheit ſprach, glaubte man auch die Erſcheinungen bei der Kinderwelt auf jene frühe Periode übertragen zu können. Das Kind ahmt gerne nach, es nennt die Kuh mit Vorliebe Muh, das Schaf Bäh; in den vielen Fällen, wo es die natürliche Empfindung überkommt, ſchreit, weint und lacht es, ſtatt eine ſchöne Rede zu halten. Alſo — müſſe es auch in der Kindheit der Menſchheit ſo geweſen ſein! Der Schluß iſt jedenfalls falſch.

Auch bei der Interjectional-Theorie waren die Verſuche die einzelnen Worte auf dieſe Weiſe zu erklären, ziemlich verunglückt. So finden wir z. B. folgende Darſtellung. Der Ekel ſo hieß es, mache ſich zu allererſt in Gerüchen geltend; da ſei es eine natürliche Schutzhandlung, die Naſe zu rümpfen, und durch die zuſammengepreßten nach vorn verlängerten Lippen den Athem gewaltſam herauszuſtoßen, wodurch Interjektionen wie pfui, fi, hu u. dgl. entſtehen. Die den phyſiſchen Ekel ausdrückenden Laute habe man dann auch auf das moraliſch Verabſcheuungswürdige übertragen, und ſo ſeien Worte wie Feind entſtanden. Wenn dieß richtig wäre, ſo müßte der Ausdruck der Verachtung in der Aspirata F geſucht werden, wobei es freilich ſehr merkwürdig wäre, daß das Wort Freund mit derſelben Aspirata

beginnt. Das Wort Feind, gothiſch fijands, iſt ein Partizip von der gothiſchen Wurzel fijan, althochdeutſch fojan und da der aspirata im Gothiſchen immer eine tenuis im Sanskrit entſpricht, ſo müßten wir im Letztern ein Wort finden, welches mit b oder p oder dgl. beginnt; und wirklich finden wir hier die Wurzel pîj, haſſen, woraus das gothiſche fijan entſtanden iſt, ſo wie das Wort Freund auf die Sanskritwurzel prî, ſich ergötzen, zurückzuführen iſt. Im Sanskrit finden wir alſo ſchon keine Spur von einer Verachtung, Ekel ausdrückenden Interjection. Nicht glücklicher waren andere Erklärungsverſuche im Sinne dieſer Theorie, welcher man das Gewaltſame, Geſchraubte auf den erſten Blick anſieht. Gegen beide obengenannte Theorien ſpricht aber auch ein philoſophiſcher Grund, wenn man Inductionsſchlüſſe mit dieſem Ausdrucke benennen will. Die heutige Wiſſenſchaft ſcheut ſich nicht mehr, auch den Thieren eine Seele und mit ihr gewiſſe geiſtige Fähigkeiten zuzuerkennen, womit zugleich auch der Satz verbunden wird, daß mit jeder geiſtigen Fähigkeit eines Geſchöpfes ein entſprechendes natürliches Organ zur Bethätigung derſelben verknüpft ſei. Die vergleichende Pſychologie hat nun im Menſchen eine Fähigkeit gefunden, die ihn qualitativ ſelbſt von den höchſten Thieren unterſcheidet; man nannte dieſelbe Vernunft oder das Vermögen der Abſtraktion, die Fähigkeit *allgemeine Ideen* zu bilden. Damit ſtimmt auch das Reſultat der Sprachforſchung überein, wonach die Wurzeln, auf welche man ja alle Sprachen zurückgeführt hat, durchaus nur allgemeine Ideen enthalten. Die Induktion nöthigt ſomit zu der Annahme, daß das Organ welches dieſer höhern Fähigkeit dienen ſolle, ein anderes ſein müſſe als die Gabe bloß Empfindungslaute hervorzubringen womit das Thier allerdings ausreicht, oder ſich bloß nachahmend gegenüber den einzelnen Naturlauten zu verhalten. Man ſchließt daher daß es eine natürliche Fähigkeit im Menſchen geben müſſe welche der geiſtigen Fähigkeit allgemeine Ideen zu bilden, wie ſich dieſe in den Wurzeln ausdrückt, genau entſpreche. Hiernach haben wir uns auch bei Ermittlung der Antwort auf unſere Schlußfrage zu halten.

Bevor wir jedoch dieſelbe geben, ſei es geſtattet noch eine andere Richtung zu charakteriſiren, in welcher ſtrenge Philoſophen ſich dem Problem zu nähern ſuchten, indem ſie die Frage zu beantworten ſtrebten woran denn die Dinge der Außenwelt *erkannt* werden, und was — ob nämlich der Einzelgegenſtand oder ein Allgemeines — zuerſt von dem Menſchen *benannt* worden ſein müſſe? Es iſt dieß um in der Schulſprache zu reden, die Frage nach dem **primum cognitum** und dem **primum appellatum.**

Auch hier dürfen wir uns nicht wundern ebenfalls entgegengesetzte Ansichten zu finden, von denen jede mit Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit vertheidigt wurde. An der Spitze stehen Männer deren Namen allein schon hinreichen sollte, Achtung vor diesem Kampfe der Meinungen und Interesse für den Gegenstand zu erwecken. Es sind Adam Smith und Leibnitz. Der Erstere stellt die Behauptung auf daß Substantive die ersten Worte gewesen sein müssen, nämlich solche, welche die noch im Zustande der Wildheit zu denkenden Menschen zur Bezeichnung der für sie wichtigsten Naturgegenstände im Verkehre miteinander nöthig hatten, und zwar so, daß sie einer bestimmten Höhle z. B. welche ihnen Obdach bot, einem bestimmten Baume der ihnen Schatten und Früchte gab, einer bestimmten Quelle die ihren Durst löschte, eben diesen oder irgendwelchen ihrem rudmientären Jargon entsprechenden Namen gaben. Jede Höhle, jeder Baum, jede Quelle u. s. f., die sie ferner sahen, mußte sie an derlei früher benützte oder ihnen irgendwie wichtig gewordene Gegenstände erinnern, und es war natürlich, daß sie diesen neuen Gegenständen denselben Namen gaben, gerade so wie das kleine Kind jeden Mann mit Papa anredet, und jedem Flusse den Namen jenes gibt, der am väterlichen Hause vorbeifließt. Das zuerst Erkannte sei also das Individuelle, Einzelne gewesen, dieses war es auch, welches zuerst benannt wurde, und mit dem Fortschreiten der Erfahrungen, mit der Erweiterung des Gesichtskreises, wodurch der Begriff einer Gattung als der Mehrheit ähnlicher Individuen sich bilden mußte, sei endlich die Uebertragung des Namens des Einzelgegenstandes auf die ganze Classe der ähnlichen Erscheinungen geschehen. Die erste Höhle wurde so genannt, dann jede zweite, dritte u. s. f. bis man endlich das Wort zur Bezeichnung dessen überhaupt, was die Eigenschaften einer Höhle in sich vereinigt, benützte. — Die ganz entgegengesetzte Ansicht wird von Leibnitz aufgestellt, und zwar ebenfalls wieder mit Rücksicht auf die Erfahrungen welche die Kinderwelt darbietet. Nach ihm pflegen nämlich Kinder und solche die von einem Gegenstande wenig verstehen, statt die individuelle Bezeichnung dessen, was sie eben meinen, zu geben, sich allgemeiner Ausdrücke wie Pflanze, Ding, Thier, zu bedienen; hieraus und aus andern Beobachtungen zieht er nun den Schluß, daß die ersten Worte Gattungs- oder Gemeinnamen gewesen seien, und es überhaupt sich nur sehr selten ereignet haben dürfte, daß ein Mensch gerade nur für ein Individuum ein Wort erfunden hätte. So werde z. B. der Name Großhaupt demjenigen gegeben worden sein, der in der ganzen Stadt den größten Kopf hatte oder der Mann von der größten Bedeutung war. Der Wortbildung sei daher das Erkennen des Allgemeinen

vorausgegangen, dieſes Allgemeine ſei dann zunächſt auch benannt, und erſt dieſer Name dann auf die einzelnen Individuen übertragen worden. Im Folgenden ſoll nun gezeigt werden daß beide Anſichten im Rechte ſind, und daß ihre Unrichtigkeit nur in ihrer Ausſchließlichkeit liegt. Adam Smith hat Recht, indem ganz ſicher die erſte Höhle jeder fernern den Namen gab, ſowie ja auch die erſte Kaiſerwohnung auf dem palatiniſchen Hügel jedem ſpäteren Palaſte, Cäſar allen ſpäteren Kaiſern den Namen gab. Aber auch Leibnitz hat Recht, wenn er in jeder Namengebung die Benennung eines Allgemeinen wittert, wie wir an einigen Beiſpielen ſehen wollen. Betrachten wir nämlich die Ausdrücke für Höhle im Lateiniſchen, wie antrum, cavea oder caverna. Antrum, welches mit internum das Innere zuſammenhängt, wird mit dieſem auf eine pronominale Wurzel im Sanskrit nämlich an oder antar, welches zwiſchen, drinnen bedeutet, zurückgeführt. Bevor alſo die erſte Höhle antrum genannt wurde, mußte der allgemeine Begriff des Inwendigen, des Darinnenſeins dem Geiſte vorgeſchwebt und ſelbſt ſchon mit an oder antar benannt worden ſein. Der Wilde nannte die Höhle die ihn barg, die ihn vor Wetter und Thieren ſchützte, ſein Inneres, ſein Drinnen, und nannte auch naturgemäß alle ſpäteren Höhlen ſo die ihm vorkamen.

Betrachten wir nun auch die Ausdrücke cavea oder caverna für Höhle, welche von cavus, hohl ſich ableiten. Die Wurzel cav kommt von der Sanskritwurzel ku oder sku, in der die Idee des Bedeckens (couvrir, coprire, cover) liegt. Bevor man hohl cavus nannte, mußte daher der allgemeine Begriff des Deckenden, Schutz gewährenden gefunden und mit ku oder cav bereits benannt worden ſein; dann mußte in der Höhle der Begriff des Hohlen erkannt und dieſes mit cavus benannt worden ſein, und dann erſt konnte die eine beſtimmte Höhle cavea oder caverna genannt werden, welche dann freilich allen ſpäter gefundenen Höhlen den Namen gab. So verhält es ſich mit allen Nominibus und kann leicht nachgewieſen werden. Der Name für Fluß rivus, rivière, river war offenbar der Name eines beſtimmten Fluſſes bei dem man den Begriff d. i. die Allgemeinvorſtellung des Fließenden hervorhob, welches im Sanskrit ru oder sru heißt, woraus dann rivus, rivière und river entſtand. Dieſelbe Wurzel tönt im Worte Rhenus oder Rhein, und wenn das Wort bei dieſem beſtimmten Fluſſe ſtehen blieb ohne ſich zu einem Gattungsnamen zu erweitern, wie dieß bisweilen vorkommt, ſo kann daraus nichts gegen die Richtigkeit obiger Behauptung abgeleitet werden. Wir ſehen ſomit, daß das erſte wirklich Erkannte und Benannte ein Allgemeines iſt, daß dieſe Benennung bei

der Bildung des Wortes für ein Individuum an dem man jenes Allgemeine (als Eigenſchaft u. ſ. f.) vorfand, mitwirkte, daß dieſer neue Name dann allen ähnlichen Individuen beigelegt und auf dieſem Wege endlich ein Gattungsname wurde. Daß dieß ſich wirklich ſo verhalte, zeigt am beſten das Wort „Name" ſelbſt, in dem wir die ſoeben geſchilderte Anſicht gleichſam aufbewahrt finden. Der Name lateiniſch nomen, welches für gnomen wie notus für gnotus, natus für gnatus ſteht, heißt im Sanskrit nâman, goth. namo. Dieſes Wort kommt von der Sanskritwurzel gnâ, kennen, her, und bezeichnet zunächſt das, *woran wir etwas kennen lernen*. Dieß heißt nichts anderes, als daß das an einem Dinge Erkannte den Grund der Benennung dieſes Dinges abgibt, oder daß das Ding nach dem benannt wird, woran wir dasſelbe als ſolches erkennen. Wie erkennen wir aber die Dinge? Wenn wir dasſelbe nur erſt durch die Sinne wahrnehmen, werden wir gewiß nicht behaupten daß wir es erkennen. Wir merken es, aber wir erkennen es nicht. Wenn man ſagt daß das Kind ſeine Mutter erkenne, ſo iſt dieß eine Licenz des Sprachgebrauches, denn man müßte eigentlich ſagen, daß das Kind — welchem wir damals noch gar keine Erkenntniß vielleicht zuſchreiben — die Wiedererinnerung an die Mutter habe. Wir erkennen nämlich ein Ding erſt dann, wenn wir dasſelbe als Ganzes oder Theile davon unter allgemeine Ideen zu bringen vermögen, wenn wir Begriffe d. i. Allgemeinvorſtellungen die wir haben, in demſelben wiederfinden Die Benennung eines Dinges geſchieht alſo — falls man zugibt, daß die obige Ableitung des Wortes „Name" richtig iſt — erſt dann, nachdem man Eigenſchaften des Dinges erkannt und für *dieſe* den Ausdruck gefunden hat. Dieß iſt aber auch der wichtige Punkt, wo ſich der Menſch vom Thiere ſcheidet; hier liegt die geheimnißvolle Grenze welche das Thier nicht zu überſchreiten vermag, hier endlich liegt auch der ideelle Grund, warum es das Thier nie zu einer Sprache im eigentlichen Sinne des Wortes bringen kann, obwohl die Fähigkeit faſt alle Laute des Alphabetes hervorzubringen wie beim Papagei und beim Spottvogel, vorhanden iſt. Das Thier hat Sinne und damit Wahrnehmungen, es vermag ſelbſt zu vergleichen, zu wählen u. ſ. f., es vermag aber nicht allgemeine Ideen zu bilden, es hat kein Abſtraktions- oder Begriffbildungsvermögen, es bedarf daher die Sprache gar nicht, während andrerſeits der Menſch welcher jenes Vermögen beſitzt, in ſeinem Organismus ein demſelben entſprechendes Ausdrucksmittel ein Organ bedarf, das man *Sprachfähigkeit* nennt. Mit dem erſten Begriffe bethätigt ſich dieſe Fähigkeit, das Kind ringt unabläſſig nach dem Ausdrucke. Dieſes findet aber den Ausdruck bei ſeiner Umgebung vor, die

ihm die bereits gebildete Sprache entgegenbringt; die Menſchheit auf ihrer erſten Stufe aber mußte ſich mittelſt jener Fähigkeit die Sprache erſt bilden. Und ſo finden wir bei jedem Worte das wir analyſiren, daß es eine allgemeine dem damit bezeichneten Gegenſtande eigenthümliche Idee ausdrückt. So heißt der „Mond“ von mâ meſſen, dadurch eigentlich der Zeitmeſſer; die „Erde“ von ar ackern, die Gepflügte; „animal“ das Thier von an blaſen, das (durch den Hauch Gottes) Belebte. Die „Seele“ gothiſch saivala von saivs See, das wieder auf die Wurzel si oder siv (griechiſch seio) ſchütteln zurückführt, heißt hienach eigentlich das geſchüttelte, bewegte Waſſer. Die älteſten Sprachbildner, welche alſo die Seele als ein auf- und abwogendes Meer in uns auffaßten, zeigen ſich damit als die erſten Poeten; und es iſt wieder ein Beweis einer echt nationalen Dichternatur, wenn Heine ſingt: „Mein Herz gleicht ganz dem Meere — Hat Ebb' und Sturm und Flut.“ Liebe im Sanskrit smara und Schmerz im engliſchen smart ferner, die ewig Verbündeten, entſproſſen auch ſprachlich der Wurzel smar, ſich erinnern. Im Worte sarpa Schlange, iſt die allgemeine Idee des Kriechens ausgedrückt die in der Wurzel srip liegt. Die Schlange heißt aber auch im Sanskrit ahi, im Griechiſchen echis, im Lateiniſchen anguis, Worte die von der Sanskritwurzel ah oder anh, welches erſticken, würgen bedeutet, ſich ableiten. Das Merkmal oder die Idee des Würgens, Umſchlingens, Zuſammendrückens hat alſo zu dem Ausdrucke für die Schlange geführt. Dasſelbe Wort bedeutet im Sanskrit aber auch Sünde, offenbar weil das Bewußtſein der Sündhaftigkeit für den Geiſt etwas Erdrückendes, Erwürgendes, gleichſam Unentrinnbares hat, ein Zuſtand für den die berühmte Laokoon-Gruppe als ſymboliſche Darſtellung gelten könnte. Wenn daher die Bibel durch die Schlange im Paradieſe die Sünde in die Welt kommen ließ, ſo iſt damit auch das wiederholt, was der Sprachgeiſt im Sanskrit bereits ausgedrückt hatte.

Von derſelben Wurzel anh kommen dann auch die Worte ango ängſtigen mit den Adjektiven anxius, angustus; dann angina (die Bräune) und angor, im Deutſchen noch: die Enge, die Thürangel, bang u. ſ. f., Worte, in welchen näher oder entfernter jene allgemeine Idee des Würgens, des Erdrückens oder Preſſens liegt. Dieſe Reihe von Beiſpielen wollen wir mit einigen Ausdrücken für jenen Begriff ſchließen, der uns immer am höchſten intereſſiren wird, nämlich mit den Ausdrücken für den Menſchen und zuſehen, welches Allgemeine oder welche Eigenſchaft die alten Bildner der Sprache beim Menſchen zum Unterſchiede vom Thiere beſonders hervorgehoben und wonach ſie ihn benannt haben.

Der Mensch heißt im Lateinischen homo, im Französischen l'homme welches sich zu l'on und endlich zu on verkürzt. Dieses homo hängt durch seine Wurzel mit dem lateinischen humus Erde und humilis am Boden befindlich, zusammen. Homo bedeutet demnach den aus Erdenstaub Gebornen, den aus „Lehm Gemachten". Der Mensch heißt im Sanskrit marta, wovon das lateinische mortalis und griechisch brotos sterblich. Er galt ihnen also vorzüglich als das Sterbliche; eine Auffassung, die ohne die Annahme, daß jene Sprachbildner auch den Begriff der Unsterblichkeit hatten, nicht möglich ist. Ein anderes und zwar das bezeichnendste Wort für Mensch war bei ihnen das Wort manu von man denken (und dieses von mâ messen). Der Mensch war ihnen das Denkende. Im Gothischen finden wir man, im Deutschen Mann, und mannisks, im Deutschen Mensch.

Es sind dieß aber nicht die einzigen Ausdrücke dieses Begriffes, welcher ja so viele Seiten der Betrachtung darbietet, und in welchem man so viele allgemeine Beziehungen entdecken mußte. Dieß gilt aber auch von den meisten Dingen. Hat doch z. B. der berühmte Orientalist von Hammer im Arabischen 5744 Ausdrücke ermittelt, welche auf das Kameel Bezug haben. Die Zahl der Synonymen muß in jener Periode des Sprachenfrühlings eine ungeheure gewesen sein, und wenn wir bei den heutigen verhältnißmäßig in den Zustand der Ruhe gekommenen Sprachen die Anzahl der Ausdrücke beschränkt sehen, wenn wir Redensarten und Wendungen, sowie die mit dem Lebensprocesse einer Sprache zusammenhängenden grammatischen Regeln und Redeformen in der Gegenwart gewissermaßen conventionell festgestellt erblicken, so wird es auch auf diesem Gebiete der Erscheinungen erlaubt sein, zwischen den Erzeugnissen des Sprachvermögens ebenfalls jenen Kampf um das Dasein, den Sieg des Stärkeren über den Schwächern, den Untergang des Ungenügenden, Unvollkommeneren sowie die Fortdauer des zweckmäßiger Organisirten anzunehmen, welche der berühmte Naturforscher Darwin in neuester Zeit für die Thierwelt als solche nachzuweisen, und dadurch die Erscheinungen derselben in der Gegenwart zu erklären bemüht ist. *)

Alle diese Kämpfe mußten sich aber zuerst an den Wurzeln selbst vollzogen haben, so wie uns eine der wenigen noch übrig gebliebenen Wurzelsprachen z. B. das Chinesische dieß bei näherer Untersuchung beweist. — Faßt man aber nun zum Schlusse nochmals das bisher Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß alle Sprachen sich auf Wurzeln reduziren, welche der

*) Vergleiche „Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft" von August Schleicher. (Weimar, Hermann Böhlau 1863.)

phyſiſche Ausdruck einer im Geiſte erfaßten allgemeinen Idee ſind, und daß dieß nicht nur von den ſogenannten prädikativen, ſondern auch von den demonſtrativen Wurzeln gilt.

Es erübrigt nun nur noch, die Antwort auf die Frage: auf welche Weiſe die Wurzeln zum Ausdrucke allgemeiner Ideen wurden? möglichſt kurz zu beantworten.

Es iſt oben ſchon darauf hingewieſen worden, daß ein Unterſcheidendes zwiſchen Thier und Menſch in der Fähigkeit des Letztern Begriffe zu bilden, liege, und daß die Möglichkeit Empfindungslaute hervorzubringen, die er ſammt den niederen phyſiſchen Vermögen mit dem Thiere theilt, als kein jener höheren geiſtigen Thätigkeit entſprechendes und für ihren Ausdruck genügendes Aeußerungsmittel angeſehen werden können. Er muß alſo auch eine beſondere phyſiſche Fähigkeit dafür beſitzen, und dieß iſt die dem Menſchen ausſchließliche Fähigkeit Sprachwurzeln zu bilden. Mit jeder Wahrnehmung oder Vorſtellung die in jener Kindesperiode des Menſchengeſchlechtes zum erſtenmale durch das Gehirn des Einzelnen zog, wurde auch jene Fähigkeit zur Thätigkeit angeregt und eine Wurzel ausgeſprochen. Die Zahl dieſer Wurzeln muß deßhalb im Anfange auch eine faſt unendliche geweſen ſein, und nur auf dem Wege der geſchilderten Prozeſſe, welche wir oben metaphoriſch den „Kampf um's Daſein" nannten, ſowie durch andere Einflüſſe welche in ihrer Naturnothwendigkeit wirkten, heute aber mehr geahnt als ſtreng nachgewieſen werden können, war es möglich, daß im Laufe der Aeonen einerſeits die mannigfaltigſten Sprachen ſich abzweigten, und andrerſeits die fortlebenden Wurzeln ſich auf eine relativ ſo geringe Anzahl beſchränkten. Jene Fähigkeit, Vorſtellungen mit artikulirten Lauten zu begleiten, allgemeine Ideen durch Wurzelworte zu bezeichnen, iſt eine rein natürliche, der Menſchengattung beſonders verliehene, wenn man will ein Inſtinkt.

Dieſer ſtumpft ſich wie alle andern unzweifelhaft auch dem Menſchen innewohnenden Inſtinkte durch die Cultur ab, weil man ſeiner nicht mehr bedarf. Der feine Geruchſinn des Indianers z. B. iſt ja auch dem Europäer nicht mehr eigenthümlich. Mit der Fortentwicklung der Sprachen mußte alſo auch dieſe Fähigkeit ſich abſtumpfen, und bei dem ziviliſirten Menſchen unſeres Jahrhunderts, welchen eine fertige Sprache ſchon an der Wiege begrüßt, wird man nur mehr dunkle Spuren jenes in der Zeit des Schöpfungsfrühlings offenbar ungemein energiſchen Inſtinktes zu finden hoffen können. — So ſind wir von der komplizirten Erſcheinung der ausgebildeten Sprachen ausgegangen, und ſind ſchließlich bei einem einfachen natürlichen Vermögen als der phyſiſchen Urquelle jener Erſcheinungen

angelangt, wobei wir die geheimnißvolle Grenze, welche unſere altgewohnten Anſchauungen zwiſchen Geiſt und Materie ziehen, berührten, und wo ſich uns eine Perſpektive in die Zukunft eröffnete, in welcher Philoſophie und Naturwiſſenſchaft nicht mehr getrennt ſondern vereint wirken dürften.

Die vorliegende Darſtellung welche lediglich in der Abſicht geſchah, eine ausführlichere Anzeige des Eingangs gedachten ausgezeichneten Werkes zu geben, hat ihren Zweck vollkommen erreicht, wenn es damit gelang, die Aufmerkſamkeit auf die großen Ergebniſſe der Sprachwiſſenſchaft zu lenken, und das Intereſſe für einſchlägige Studien oder wenigſtens Beobachtungen in dieſer Richtung zu wecken.

Wenn dieſe „Anzeige" etwas breiter ausfiel als urſprünglich in der Abſicht des Verfaſſers lag, ſo mag dieß durch den Umſtand entſchuldigt werden, daß es bei einem einerſeits ſo intereſſanten andererſeits aber ſelbſt vom gebildeten Publikum ſo wenig gekannten Gegenſtande nicht angeht auf Vorausgeſetztes ſich zu ſtützen, ſondern daß es dabei nöthig wird ſelbſt auf Einzelnes näher einzugehen.

Ueber den Weinbau in Kärnten.

Eine Skizze von Thomas Hermaniz.

Den Weinſtock, die edelſte Pflanze der Welt, trifft man in unſerm Gebirgslande, wenn auch in verſchiedenen Gegenden, nur mehr vereinzelt, faſt allenthalben an, und wird ihm außer um Wolfsberg, zu Thürn, in Neuhaus, am Preglhof und in der Umgebung von Sittersdorf, nur ſelten mehr die gehörige Aufmerkſamkeit und Pflege geſchenkt, die er zum guten Gedeihen unumgänglich nöthig hat.

Aus ſeiner großen Verbreitung faſt in allen Thälern des Landes, aus den beſtehenden Sagen und den, auf eine einſtige Weinkultur hindeutenden Orts- und Häuſerbenennungen (wie Weinleiten, eine Gegend bei St. Salvator, Weinberg ein Dorf bei Ettendorf nächſt St. Paul, mit 36 Häuſern, Weinberg, Dorf bei Völkermarkt mit 23 Häuſern, Weindorf, bei Guttaring mit 6 Häuſern, Weindorf unweit Oſterwiz mit 10 Häuſern, Weingarten, Dorf bei Viktring mit 3 Häuſern, Weinzerl, Dorf bei Sternberg mit 8 Häuſern; den Bezeichnungen der Pfarre

St. Georgen „am Weinberg" nächſt Trixen und St. Georgen „am Weinberg" zu Köttmansdorf bei Hollenburg, der Filiale St. Benedikt „am Weinberg" bei Groß St. Paul), welche Orte alle ſo wie überhaupt das Lavantthal, das Jaunthal, das ganze Glanthal, das untere Drauthal und die linken Ufer des Millſtätter-, Oſſiacher- und Wörtherſees eine für die Weinkultur vorzüglich geeignete Lage haben; insbeſondere aber aus den noch vorhandenen Schriften, Weinzehent- und Robotregiſtern, dann Rentrechnungen der vormaligen Herrſchaften und den hie und da noch vorkommenden Weingärten geht zuverläſſig hervor, daß der Weinbau in Kärnten in der Vorzeit in einem ausgedehnten Betriebe geſtanden ſeie, welches auch darin ſeine Beſtätigung findet, daß in der für Kärnten erlaſſenen Polizeiordnung von E. H. Karl ausdrücklich von Weingärten, Weinleſe und Hauern Erwähnung geſchieht.

Nach Megiſer hätten die Soldaten der Margareth Maultaſche während ihrer Belagerung der Veſte Oſterwiz in dem Zeitraum von 1330 — 1340 die dort liegenden Weingärten vernichtet.

Ein im Gurkerarchive vorfindiger Zehentregiſter erwähnt, daß das Domſtift Gurk von 24 bei Launſtorf nächſt Oſterwiz gelegenen Weingärten den Zehent bezogen habe, welche Gegend ſich wegen des daſelbſt befindlichen Kalkgebirges zur Weinkultur beſonders eignet; ebenſo bezogen die ehemaligen Herrſchaften Sonnegg und Eberndorf von Sittersdorf und Umgebung einen namhaften Weinzehent in natura und die Cameral-Herrſchaft St. Andrä hiefür ein Relutum bis in die neueſte Zeit, mehr noch aber in der Vorzeit Hartneidſtein und Wolfsberg von umliegenden Weingärten, wo Zehentregiſter ſtaunenswerthe Summen nachweiſen, wie es Dr. Karlman Tangl in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte des ehemaligen Weinbaues bei Wolfsberg im Lavantthal „Archiv für vaterländiſche Geſchichte und Topographie 1861" dargethan hat.

Bürger von Wolfsberg kelterten aus ihren Weingärten im Jahre 1557 allein 602 Startin Wein, nach einer im Wolfsberger Archive vorfindigen Urkunde, ein.

Wann der Wein in Kärnten eingeführt wurde, läßt ſich wohl ſchwerlich mehr ermitteln; jedenfalls dürfte der Weinſtock ſchon unter den Römern in unſere Heimat gelangt oder gewiß ſchon kultivirt worden ſein, worauf die vielfach vorkommenden Embleme auf noch erhaltenen Römerſteinen deuten.

Große Verdienſte um die Einführung, ſicherlich aber Hebung der Weinkultur im Mittelalter, haben ſich die Biſchöfe von Bamberg als

einſtige ſouveräne Herren anſehnlicher Theile dieſer Provinz, wie des Lavantthales, der Griffnergegend, der Stadt Villach, von Feldkirchen und des Kanalthales (1007 — 1759) erworben, deren aus den Rheingegenden hieher verſetzte Vizedome, Burgvögte und ihr Gefolge edlere Reben aus ihrem früheren Aufenthaltsorte, den Rheinprovinzen, mitbrachten, und eine geregelte Kultur in der Weinzucht einführten.

Eben dieſen neuen Anſiedlern iſt auch die ausgedehnte Obſtzucht im Lande, die noch immer in den von ihnen einſt beſeſſenen Gegenden in der ausgedehnteſten Kultur ſteht, ſo wie die Einführung der Lavantthaler Hornviehrace zu verdanken, die ſich eines europäiſchen Rufes erfreut.

Nicht minder erheblich dürften die Bemühungen der im 15. und und 16. Jahrhunderte um die Landeskultur vorzüglich verdienten Khevenhiller geweſen ſein; geſchichtliche Daten liegen aber nur von Chriſtof v. Weißenwolf, der Ungnad genannt, vor, der auf ſeinen abenteuerlichen Ritterzügen und als Geſandter in Spanien, wo er den Weinbau ſich eigen machte, edle Reben theils hieher ſandte, theils mitbrachte, bei ſeinem Schloſſe Sonnegg einen ausgedehnten Weingarten anlegen ließ und höchſt wahrſcheinlich die Veranlaſſung zur Anlegung oder gewiß Verbeſſerung der noch beſtehenden Weingärten im Jaunthale war. Er ſtarb 1484, wahrſcheinlich in Sonnegg und liegt in der Ungnadiſchen Gruft begraben. Eben dieſem Manne wird auch die Hebung der Bergwerke in Kärnten, Krain und Steiermark zugeſchrieben. Kaiſer Friedrich verlieh ihm 1466 die Befugniß in dieſen Ländern Gold und Silbererze zu ſuchen und darauf allein oder mit Mitgewerken zu bauen. Ob nicht ſelbſt die bei Schwabegg vorfindliche Maſſe ausgebauten Menge Geſteines und der Schlacken aus ſeiner Zeit herrühren?

So wird ihm auch die erſte Einfuhr der, in neueſter Zeit wieder zur Geltung gekommenen Seidenzucht in Kärnten zugeſchrieben, welche er in Spanien und auf ſeinen weitern Reiſen aus perſönlicher Anſchauung kennen lernte; noch ſind am Schloßberge von Soneg und Umgebung einzelne uralte Maulbeerbäume vorhanden, welche, wie das benachbarte Seidendorf, eine Ortſchaft mit 7 Häuſern, auf eine einſtige Seidenkultur hindeuten dürften.

Von dem vor wenigen Jahren wieder zur beſonderen Geltung gekommenen Sittersdorf-Weine wird erzählt, daß ſolcher einſt König Karl III. von Spanien von ſeiner Unverdaulichkeit heilte, !? nachdem ſein Alicante, Malaga, Xeres und Madeira nichts vermochten. Der damalige

österreichische Gesandte Fürst Franz v. Rosenberg 1757 — 1765 ließ den Wein eigens von Sonnegg nach Madrid kommen und es soll sogar von diesem Könige, der diesen Wein sofort liebgewann, bei der Verlobung der Prinzessin Maria Louise mit dem Erzherzog Leopold von Toscana, mit dem Sittersdorfer ein Toast auf die Gesundheit seines Schwiegersohnes ausgebracht worden sein.

Gegenwärtig leider ist aber die Weingartenkultur in Kärnten auf ein Minimum herabgekommen und in vielen Gegenden sogar ganz verschwunden.

Wann eigentlich die Liebe zur Weinpflege zu erkalten begann und welche Ursachen deren Veranlassung waren, ist noch zweifelhaft. War es wohl die zunehmende Rauhheit des Klimas durch die vielfache und fortwährend noch vermehrte Lichtung der Wälder, zufolge welcher den rauhen Nordwinden mehr Spielraum gestattet wurde, waren es vielleicht mehrere nach einander erfolgte ungünstige Ernten, oder trug, wie Manche behaupten, die für Kärnten und Oesterreich so unheilvolle Austreibung der Protestanten im Beginne des 17. Jahrhunderts wohl so viel bei, da Kärnten an seiner Intelligenz, an Geld- und Menschenkräften viel verlor, oder war es die erleichterte Konkurrenz in Einfuhr der bessern und vielleicht billigern Weine aus Steiermark durch die im Jahre 1725 vollendete neue Verbindungsstraße mit Marburg, oder gab wohl auch die in Folge des Rektifikationspatents vom 5. September 1747 erfolgte ziemlich hohe Besteuerung der Weingärten zur häufigeren Auflassung derselben Anlaß; jedenfalls aber muß die Weingartenkultur größtentheils viel früher erkaltet sein, als die Aufhebung der Weinmaut zwischen Steiermark und Kärnten unter Kaiser Joseph II. verfügt wurde.

Wahrscheinlich hatten aber alle diese Umstände zusammengewirkt, um den Weinbau in unserer Provinz auf die gegenwärtige, gegen die Vorzeit, wohl höchst geringe Ausdehnung herabzudrängen. Die eigentlichen Ursachen und die Stadien des Rückganges der Weinkultur werden sich genau ermitteln lassen, wenn einmal die noch so viele dermal unbekannte Vorkommnisse der Vorzeit bergenden Archive der ehemaligen Herrschaften einer gründlichen Sichtung unterzogen werden, wozu der unermüdete Geschichtforscher Dr. Karlmann Tangl bereits Hand anlegte.

Im Jahre 1780 wurden die Weingärten Kärntens mit 224 Joch Rebengrund mit einem Erträgnisse von 422 Eimer besserer und 881 Eimer schlechterer Qualität im Geldwerthe von 3090 fl. aufgenommen. Nach dem neuesten Cataster beträgt die gesammte Weingartenfläche im

Lande nur mehr 114 Joch, welche sich auf 537 meist kleinere Weingärten vertheilt und nach statistischen Erhebungen vom Jahre 1863 905 Eimer Wein im durchschnittlichen Werthe à 5 fl. 72 kr. mit 5177 fl. abgeben.

Die Weinproduktion im Jahre 1864 belief sich aus Anlaß der stattgefundenen, allen Erdfrüchten ungünstigen naßkalten Witterung, die sich auch in allen benachbarten Provinzen bemerkbar machte, auf nur 35 Eimer schlechten Weines.

In dem letzten Dezennium war aber nur dieses ein Mißjahr, wo hingegen die Jahre 1858, 1859, 1861 und 1863 eine verhältnißmäßig gute, die übrigen aber eine mittelmäßige Ausbeute lieferten.

Die vorzüglicheren Weingärten bestehen gegenwärtig noch in Auen bei Wolfsberg und Thürn bei St. Andrä im Lavantthale, beim Schloße Neuhaus, in Oberdorf bei Schwabegg und in den Gemeinden Globasniz, Sonnegg und Sittersdorf des Jaunthales, jener noch vor zwei Dezennien im besonderen Rufe gestandene Weingarten zu Hollenburg, ist seit dem Jahre 1850 fast gänzlich eingegangen.

Mit Beginn der Dreißiger Jahre kam der Weinbau aus seinem Stillstande, in den er zu Ende des vorigen Jahrhunderts gerathen war, wieder etwas empor; in Hollenburg und Wolfsberg bemerkte man ein rasches Aufblühen, so wie seit wenigen Jahren in der Umgebung von Sittersdorf und seit neuester Zeit in Neuhaus.

Um die erstgenannten Orte erwarben sich Güterdirektor Johann Neuhold und Fabriksdirektor Thomas Scherl viele Verdienste, welch' Letzterer auch den ziemlich verbreiteten Wolfsberger-Schaumwein erzeugte; in Bezug des seit Kurzem liebgewonnenen, gesunden und im Preise hoch gestiegenen Sittersdorferweines waren es Gutsbesitzer Meglitsch in Sittersdorf und Pfarrer Karl Tschernig in Globasniz, die auf Vermehrung der Weingärten und eine bessere Kultur einwirkten, und in neuester Zeit Baron de May in Neuhaus, der sich die Einführung einer systematischen, auf neuere Erfahrungen gegründeten Weingartenpflege zur Aufgabe machte.

Wer erinnert sich noch der im Jahre 1834 in Hollenburg abgehaltenen solennen Weinlese, an welcher über 300 Personen theilnahmen, worunter man die meisten Gutsnachbarn, viele Notabilitäten von Klagenfurt, dann den damaligen Landesgouverneur von Laibach und den Erzbischof von Wien bemerkte. Welch' ein heiteres Treiben war damals auf Hollenburg! Die meisten der Damen als Winzerinen gekleidet, brach-

ten gar bald den Scherz und die neckiſche Laune zur Herrſchaft, dabei von zwei als Hofnarren fungirenden Herren wacker unterſtützt. Wie übel erging es nicht dem Silenus auf ſeinem Langohr inmitten des Bacchantenzuges, als er ſeinem Herrn und Freunde Bacchus entgegenritt, der auf ſeinem Triumphwagen von Faunen und Satyren umtanzt, prächtig einherzog. Wie ſchmählich fiel er nicht in den Sand; was hatte er aber auch ſo nach den Winzerinen zu ſchielen? Machte ihn etwa die Verbindung des Claſſiſchen mit dem Romantiſchen ſchwindeln? — Natürlich fehlte es dabei auch nicht an den zur Ausſchmückung des Triumphzuges erforderlichen duftigen Blumen, Trinkhörnern, Thyrſusſtäben, Keulen und Thierfellen, Zimbeln und Tamburinen, dann allerlei auf Neckereien abzielenden Geräthen, womit Satyre, Faune und Mänaden ausgeſtattet waren, die im wilden Tanze ihr Unweſen trieben. Selbſt Bajazzos und Luſtigmacher, die in den wilden Tanz hineinſtürmten und manchem Gaſte verborgen geglaubte Geheimniſſe aus ſeinem Vorleben in Erinnerung brachten, erwirkten allſeits heitere Laune.

Zwei Muſikbanden, das Dröhnen der auf verſchiedenen Seiten aufgeſtellten und einen herrlichen Widerhall aus dem gegenüber liegenden Herlouzgebirge hervorrufenden Pöller, die Beleuchtung der beiden Felſengrotten unter dem Schloſſe, das Abbrennen eines Feuerwerks u. dgl machten das Feſt zu einem äußerſt lebensvollen, das endlich in dem für das Herren- und Volkshaus im Ritterſaale des Schloſſes und dem Saale des Gutes Wegſcheide abgehaltenen Balle einen glänzenden Abſchluß fand.

Der Ertrag der Weinleſe in dieſem Jahre war aber auch ein anſehnlicher, denn außerdem, daß vor derſelben an frühreifen Trauben mehrere Centner verkauft und bei der Weinleſe ſelbſt eine ziemliche Quantität vertilgt wurden, gab die Preſſe noch 16 Halbſtartin vortrefflichen und in ſpäteren Jahren von Kennern geprieſenen Weines.

Auch dieſer Weingarten mit ſeinen 116 Gattungen von Reben aus allen Gegenden Europa's, worunter die köſtliche Lacrima Christi, auch er iſt dahin und mit ihm — ein Stück Poeſie!

Ueber die Farbenabänderungen der Säugethiere und Vögel, namentlich in Weiß und Schwarz.

Die Farben, welche die Haare und Federn der Säugethiere und Vögel darbieten, rühren von eigenthümlichen Farbstoffen her, auf welche das Licht jedenfalls von großem Einflusse ist, da nicht nur die Thiere der Tropengegenden häufig viel grellere Farben zeigen, als die höherer Breiten, sondern auch das Grannenhaar und Conturgefieder intensiver gefärbt erscheint, als das Grundhaar und Flaumgefieder. Im Allgemeinen tritt ein dunkler Farbstoff, von welchem die verschiedenen braunen Farbentöne herrühren, am häufigsten auf; nimmt derselbe ab, so wird die Farbe immer blasser und endlich weiß, wenn er ganz schwindet; nimmt er zu, so wird die Färbung dunkler und zuletzt ganz schwarz.

Bei den Säugethieren finden wir durchaus nur die von diesem Farbstoffe abhängenden Farben, nämlich Braun in seinen verschiedenen Abstufungen, dann Schwarz und Weiß und endlich Grau in den verschiedensten Tönen. Diese Farben treten entweder für sich allein auf, so daß die Thiere einfarbig weiß, schwarz, braun oder grau erscheinen, oder es treten mehrere zugleich auf die mannigfachste Weise über die Oberfläche vertheilt auf, wodurch dann die verschiedenfarbigen Flecken, Bänder oder sonstigen Zeichnungen bedingt werden; ja, man findet diese Farben: Schwarz, Braun und Weiß oder Grau, zuweilen längs eines und desselben Haares vertheilt.

Bei den Vögeln treten zu diesen allgemein vorkommenden Farben und deren Abstufungen, abgesehen von dem hier gerade so häufigen und nicht unmittelbar von dem Farbstoffe abhängigen Metallglanze, nicht selten noch die grellen Farben: reines Gelb, Roth, Grün und Blau *), und deren Mischungen sowohl unter sich als mit jenem allgemeinen dunklen Farbstoffe; indessen zeichnen sich durch diese grellen Farben vorzüglich nur Vögel wärmerer Himmelsstriche aus, während dieselben bei

*) Zur Vermeidung von Mißverständnissen wird hier bemerkt, daß keineswegs alle bunten Farben bei Vögeln, Amphibien, Fischen und niederen Thieren auf der Anwesenheit eigenthümlicher Farbstoffe beruhen, wie die bräunlichen und schwärzlichen Farben, sondern in vielen Fällen, gleich dem Metallglanze der Tropenvögel, reine Oberflächenerscheinungen (Interferenzfarben) sind, woraus sich zugleich ihre Dauerhaftigkeit erklärt, von welcher im Verfolge merkwürdige Beispiele hervorgehoben werden.

Vögeln höherer Breitegrade viel seltener und dann meist nur an einzelnen Stellen des Gefieders auftreten.

Oft ist die Farbe der Säugethiere und Vögel bei einer und derselben Art nach dem Alter oder dem Geschlechte verschieden, welche Verschiedenheit meist nur durch die verschiedene Intensität oder den theilweisen Mangel des allgemeinen dunklen Farbstoffes und die verschiedene Vertheilung der davon abhängigen Farben bedingt, und bald schon nach dem ersten Haar- oder Federwechsel, bald auch erst später bemerkbar wird. So sind die neugebornen Füchse ganz schwarzgrau, die neugebornen (wilden) Kaninchen dunkelbräunlichgrau und die neugebornen Fischottern ganz gelblichweiß, welche Farben jedoch sehr bald den normalen Farben Platz machen. Die Raubvögel sind in der Jugend meist dunkler gefärbt, als im Alter, und tragen ihr Jugendkleid wenigstens ein volles Jahr; bei dem Seeadler wird der in der Jugend schwarzbraune und nur heller gefleckte Schwanz im Alter schneeweiß, der in der Jugend schwärzliche Schnabel im Alter gelb; bei den nordischen Edelfalken, sowie bei der Schneeeule schwindet die dunkle Farbe mit dem Alter immer mehr, während sich die weiße Farbe mehr ausbreitet u. s. w. Aber auch bei den meisten übrigen Thieren bemerkt man in höherem Alter ein mehr oder minder starkes Schwinden des dunklen Farbstoffes und daher ein allmähliges Bleichen der normalen Farbe. Nicht selten zeigen die Thiere auch im Sommer und Winter eine verschiedene Farbe, was insbesondere von Thieren des Nordens und der Hochgebirge gilt (Polarfuchs, Alpenhase, Wiesel, Schneehuhn ꝛc.) und hauptsächlich darauf beruht, daß gegen den Winter hin der dunkle Farbstoff ganz oder theilweise schwindet und daher an die Stelle der braunen oder schwarzen Farbe die weiße tritt oder die dunkle Farbe wenigstens mehr oder weniger mit Weiß gemischt erscheint, gegen den Sommer hin dagegen allmählig wieder auftritt.

Abgesehen aber von diesen normalen Farbenveränderungen, zeigen nicht selten auch einzelne Individuen einer Art ein ungewöhnliches Farbenkleid, welches sich selbst in vielen Fällen, wenn gleichgefärbte Individuen gepaart werden, auf die Nachkommen fortpflanzt, wodurch dann constante Farbenspielarten entstehen. So sehen wir bei der Hauskatze die drei Grundfarben des normal gefärbten Katzenhaares, Schwarz, Weiß und Rostgelb, häufig getrennt auftreten, weßhalb es außer den normal grau oder gelblichgrau gefärbten Hauskatzen auch ganz schwarze, ganz weiße und ganz rostgelb gefärbte, ferner schwarz und weiß, rost-

gelb und ſchwarz geſcheckte und dreifarbige Hauskatzen gibt. Gleiches oder doch Aehnliches ſehen wir bei den Kaninchen, Hunden, Pferden, Ziegen, Rindern und Schweinen. Auch bei dem Hausgeflügel, namentlich den Hühnern, Tauben und Aenten, treten ganz ähnliche Farbenänderungen auf und pflanzen ſich auch hier, wie bei den Hausſäugethieren, auf die Nachkommen fort, ja nicht ſelten, wie wir dieß namentlich bei den Tauben ſehen, mit einer ganz beſtimmten Vertheilung der verſchiedenen Farben über den Körper. Bei den Aenten nimmt der grün gefärbte Spiegel auf den Flügeln, wenigſtens häufig, keinen Antheil an der Farbenänderung. Aehnliche Abänderungen kommen auch bei Thieren im halbwilden Zuſtande, z. B. bei Damhirſchen und Faſanen, vor. Schwarzes, weißes und geſchecktes Dammwild iſt ſehr gewöhnlich; in der Faſanerie zu Werneck gab es Faſanen, deren Grundfarbe durchaus bräunlichgrau war, auch ganz weiße Faſanen ſind eben nicht ſelten.

Seltener als bei den zahmen und halbwilden Thieren treten derartige bedeutende Farbenabänderungen bei Thieren im vollkommen wilden Zuſtande auf, und zwar bewegen ſich dieſelben auch hier der Hauptſache nach nur in den verſchiedenen Tönen von Grau und Braun, dann in Weiß und Schwarz. Die grellen Farben, wie das reine Gelb, Roth, Blau und Grün, erleiden viel ſeltener eine Aenderung; daher findet ſich auch unter den von C. Jäger in Nr. 7 der Zeitſchrift „Zoologiſcher Garten", VI. Jahrgang, aufgeführten Albinos kein auffallend grell gefärbter Vogel, weder die Blaumeiſe, noch die Kohlmeiſe, der Pirol, die Mantelkrähe oder der Eisvogel, und bei dem Stieglitz, der ſowohl in Weiß, als auch in Schwarz abändert, iſt in beiden Fällen der gelbe Schild auf den Flügeln häufig unverändert; ebenſo ſind bei weißen Eichelhehern, wenn auch nicht immer, die blauen Deckfedern der Handſchwingen, ſo wie bei Aenten der grüne Spiegel unverändert.

Dieſe Farbenabänderungen ſind, namentlich in ihren Extremen, wo einerſeits durch völliges Verſchwinden des Farbſtoffes eine weiße Färbung, andererſeits durch ſehr ſtarke Ueberhandnahme des Farbſtoffes eine ſchwarze oder doch ſehr dunkle Färbung hervorgerufen wird, nicht nur in phyſiologiſcher, ſondern gewiß auch in zoologiſcher Beziehung von hohem Intereſſe, jedoch lange noch nicht mit der Sorgfalt beobachtet, welche erforderlich iſt, um der eigentlichen Urſache dieſer Erſcheinung auf

die Spur zu kommen, wenn ihnen auch ſonſt vielfache Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde.

Im Allgemeinen wird wohl die Abänderung in Weiß, die gewöhnlich Albinismus genannt wird, häufiger beobachtet, als die in Schwarz, und erſt in jüngſter Zeit hat Jäger in Biſchofsheim ein Verzeichniß derjenigen Vögel bekannt gemacht, an welchen er Albinismus beobachtete. Der Herausgeber des „Zool. Gartens" hat dieſes Verzeichniß noch ergänzt, dazu aber mit Recht bemerkt, daß bezüglich des Albinismus verſchiedene Grade unterſchieden werden müſſen, welcher Unterſcheidung im Allgemeinen noch viel zu wenig Rechnung getragen worden ſei. Es erſtreckt ſich nämlich der Mangel des Pigmentes entweder nur auf die Haare oder Federn, oder auch auf die ſpeciellen Horngebilde des Körpers, den Schnabel, die Bedeckung der Beine, die Krallen und Hufe, oder endlich auch auf die Augen, ſo daß dann Schnabel und Beine hell fleiſchfarbig oder weiß, die Augen roth oder doch röthlich erſcheinen. Ob bei einem Mangel des Pigmentes in den genannten Horngebilden dasſelbe jederzeit auch in den Augen fehlt, bedarf für die eigentlich wilden Thiere noch einer genauen Beobachtung; bei den weißen Varietäten unſerer Hausthiere, deßgleichen bei den weißen Damhirſchen iſt es ſicher nicht der Fall. Jedenfalls aber muß der Mangel des dunklen Pigmentes in den Augen als der höchſte Grad von Albinismus betrachtet werden, und es ſcheint dann in den genannten Horngebilden ſtets auch das Pigment zu fehlen, während die Haare oder Federn ſelbſt in dieſem Falle nicht immer vollkommen und durchaus weiß gefärbt ſind. Hiernach muß man einen vollkommenen oder echten und einen unvollkommenen oder partiellen Albinismus unterſcheiden.

Der echte Albinismus, bei welchem ſtets das dunkle Pigment in den Augen fehlt, ſo daß dieſe roth oder doch röthlich erſcheinen, iſt immer angeboren, dauert zeitlebens und vererbt ſich auch auf die Nachkommen, wie wir dieß ſo häufig bei weißen Ratten, Mäuſen und Kaninchen ſehen; gleichzeitig ſind die echten Albinos reizbarer, gegen äußere Einflüße empfänglicher und nicht ſelten auch kleiner und ſchwächlicher, als Thiere derſelben Art im normalen Zuſtande, ſo daß daher der echte Albinismus jedenfalls in einem krankhaften Zuſtande des Organismus ſeinen Grund zu haben ſcheint und daher als eine eigenthümliche Krankheit (Leukopathie) aufgefaßt wird, deren Entſtehungsurſache jedoch bis jetzt noch unbekannt iſt. Uebrigens iſt, wie ſchon oben bemerkt, auch bei den echten Albinos die Behaarung und Befiederung nicht

immer vollkommen und rein weiß, ſondern zeigt zuweilen noch eine, wenn auch ſchwache, Beimiſchung von Schwarz oder Braungelb, ſo daß dann die Thiere entweder gefleckt, oder auch nur ungewöhnlich hell, blaßgelblich erſcheinen. Beiſpiele derartiger echter Albinos liefern die ſogenannten ruſſiſchen Kaninchen (S. Nr. 9 des V. Jahrganges des „Zool. Gartens"), die Frettchen ꝛc.; auch die Sammlung der Frankfurter Central-Forſtlehranſtalt beſitzt unter andern einen rothgelb und weiß geſcheckten Fuchs, ſo wie eine ganz lichtfahle Becaſſine, die gewiß echte Albinos ſind. Die erwähnten ruſſiſchen Kaninchen ſind in dieſer Beziehung beſonders beachtenswerth, da dieſelben ganz weiß geboren werden und erſt ſpäter an einzelnen Stellen des Körpers die Behaarung eine ſchwarze Farbe annimmt.

Der unechte Albinismus, bei welchem der Mangel des Pigmentes ſich nicht auf die Augen erſtreckt, kommt viel häufiger vor, als der echte Albinismus. Die Befiederung oder Behaarung der Thiere iſt dann entweder rein weiß, oder nur mehr oder weniger weiß geſcheckt, oder auch nur ungewöhnlich blaß gefärbt; dabei nehmen zuweilen auch der Schnabel, die Krallen und Hufe an der Entfärbung Antheil (weiße Hausthiere, weiße Damhirſche), ohne daß jedoch die Augen roth oder auch nur röthlich erſcheinen. Solche Thiere unterſcheiden ſich außerdem weder in der Größe, noch ſonſt irgendwie von normal gefärbten Individuen derſelben Art und zeigen weder eine außergewöhnliche Reizbarkeit, noch verrathen ſie ſonſt einen krankhaften Zuſtand. In manchen Fällen iſt dieſe Art von Albinismus nachweisbar erworben, dauert dann nur eine einzige Befiederungs- oder Behaarungsperiode, ſo daß die Thiere ſpäter wieder normal gefärbt erſcheinen, und vererbt ſich auch nicht auf die Nachkommen. In anderen Fällen dagegen iſt auch dieſe Art von Albinismus angeboren, dauert zeitlebens und pflanzt ſich auch auf die Nachkommen fort, wie wir dieß bei den weißen Varietäten unſerer Hausthiere (Gänſe, Enten, Tauben, Hühner, Hunde, Katzen ꝛc.) ſehen, deren Stammeltern, ſoweit wir dieſe kennen, nicht weiß gefärbt ſind und deren weiße Färbung daher jedenfalls auch als unvollkommener Albinismus aufgefaßt werden muß.

Leider iſt die Beſchaffenheit der Augen, die nur im Leben oder kurz nach dem Tode mit Sicherheit beobachtet werden kann, bei den in Sammlungen aufbewahrten Albinos nicht immer mit der nöthigen Zuverläſſigkeit beachtet worden, ſo daß daher Sammlungspräparate häufig keinen ſicheren Anhaltspunkt zu der Entſcheidung gewähren, ob man es

mit echten oder mit unechten Albinos zu thun hat; dagegen iſt der Mangel des dunkeln Pigmentes im Schnabel, Beinbedeckung, Krallen und Hufen, der wenigſtens bei ganz wilden Thieren in der Regel auf echten Albinismus hinzudeuten ſcheint, auch an Sammlungspräparaten noch deutlich erkennbar.

Uebrigens kommt echter Albinismus nicht bloß bei Säugethieren und Vögeln vor, indem Profeſſor von Siebold dieſe Erſcheinung auch an einem Fiſche, dem Bartgrundel (Cobitis barbatula) beobachtete, derſelbe war gleichmäßig blaßröthlich gefärbt mit rother Pupille und röthlich ſchimmernder Iris.

Die Umänderung der normalen Farbe in Schwarz iſt im Ganzen, wenigſtens bei Vögeln, ſeltener, als die in Weiß, namentlich bei im Freien lebenden Thieren, wurde aber doch ſchon bei verſchiedenen Thieren beobachtet, z. B. bei dem Wolf, Fuchs, verſchiedenen Katzenarten, ferner bei dem Kaninchen, Eichhorn, Hamſter, Damhirſch; desgleichen bei verſchiedenen Vögeln, namentlich bei in Käfigen gehaltenen, z. B. bei dem Blutfink und dem Stieglitz. Auch die ſchwarze Varietät der Kreuzotter, die früher als eigene Art unter dem Namen Vipera prester aufgeführt wurde, ſowie die ſchwarze Varietät der Lacerta montana Mikan, welche Sturm unter dem Namen Lacerta nigra Wolf abgebildet hat, gehören hierher. Auch dieſe ſchwarze Färbung iſt in manchen Fällen thatſächlich erworben und macht dann ſpäter, wie dieß mit Sicherheit an den Baſtarden von Stieglitz und Canarienvogel beobachtet wurde, der normalen Farbe wieder Platz. Dieſe Baſtarde waren im Herbſt nach der erſten Mauſer ganz ſchwarz, nahmen aber nach der zweiten Mauſer ganz die Färbung gewöhnlicher Stieglitz-Baſtarde an, für welche Farbenänderung ſich um ſo weniger ein Grund angeben läßt, als zwei Geſchwiſter dieſer Vögel auch nach der erſten Mauſer nicht ſchwarz, ſondern normal gefärbt waren. Dagegen ſcheint auf das Schwarzwerden von in Käfigen gehaltenen Blutfinken und Stieglitzen das Futter von Einfluß zu ſein, indem eine ſolche Farbenänderung namentlich eintreten ſoll, wenn dieſe Vögel zu reichlich mit Hanf gefüttert werden; ob ſolche ſchwarz gewordene Vögel bei geändertem Futter ihr normales Kleid wieder anziehen, iſt meines Wiſſens noch nicht beobachtet worden. In anderen Fällen, wie bei den ſchwarzen Eichhörnchen und Kaninchen, iſt die ſchwarze Farbe angeboren, indeſſen ſcheint auch hierbei, wenigſtens bei dem Eichhörnchen, das Futter eine Rolle zu ſpielen, da man die ſchwarze Varietät desſelben vorzüglich in Nadelwäldern, dagegen

ſelten in Laubwäldern findet. Uebrigens wirken dabei wahrſcheinlich auch noch andere Urſachen mit, wenigſtens läßt es ſich kaum auf das Futter zurückführen, daß vor mehreren Jahren in der Gegend von Alpenau, einige Stunden von hier, unter den dort häufigen Kaninchen mehrfach ſchwarze geſehen wurden. In den zuletzt erwähnten Fällen dauert die ſchwarze Farbe zeitlebens und pflanzt ſich wohl auch auf die Nachkommen fort, wenn nur gleichgefärbte Individuen zur Paarung gelangen, wenigſtens läßt ſich hierauf von den ſchwarzen Varietäten unſerer Hausthiere (zahme Kaninchen, Katzen, Hunde, Enten, Tauben ꝛc.) ſchließen, bei welchen die ſchwarze Farbe auch auf die Nachkommen übergeht.

(Aus dem „Zoologiſchen Garten" Jahrgang VI.)

Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von **Valentin Pogatſchnigg.**

(Aus dem Möllthale.)

IV. Neunundneunzig in einem Streiche.

Ein Schneider erſchlug einmal 99 Fliegen, welche auf einem „Aepfelputzen" ſaßen. Dann ließ er ſich eine Kappe machen, auf welcher die Worte ſtanden „99 in einem Streich" und ging damit in die Fremde. Er kam zu einem König der ihn fragte, ob die Worte auch wahr ſeien. Als er bejaht hatte, mußte er beim König bleiben und einige Probeſtücke ablegen. Das erſte war, einen Wald von drei Rieſen zu ſäubern, welche ihn unſicher machten. Dazu verlangte er ein Stück ganz neuen Käs, aus dem er noch Waſſer herauszupreſſen vermöchte. Dann ging er in den Wald, fing hier einen Vogel, ſteckte denſelben zu ſich und marſchirte vorwärts den Rieſen zu. Bald kam er zu dem einen der drei Ungeheuer. „Sind die Worte wahr die auf deiner Kappe ſtehen?", fragte ihn dieſer. Er bejahte es. „Nun wollen wir auch etwas probiren, antwortete ihm der Rieſe, indem er einen Stein vom Boden aufhob und zu Mehl zerdrückte. Der Schneider aber griff zum Käſe und preßte Waſſer aus demſelben heraus. Solches geſtand der Rieſe ein, nicht zu vermögen, und führte ihm zum zweiten. Dieſer wollte den Worten des erſten nicht glauben und ſich erſt ſelber überzeugen, was hinter dem Schneiderlein ſtecke. Er nahm einen Stein und ſchleuderte ihn mit ſol-

cher Gewalt in die Höhe, daß derſelbe erſt nach einer halben Stunde zurückfiel. Das kann ich auch, meinte der Schneider, nahm ſtatt des Steines den Vogel, welchen er bei ſich hatte, und ließ ihn fortfliegen. Der kehrte gar nicht mehr zurück. Darüber geriethen die beiden Rieſen in großes Staunen. Sie führten ihn dann zum dritten Rieſen. Lange unſchlüſſig, was er unternehmen ſollte was der Schneider nicht „dermachen" würde, ſchlug er endlich vor, große Bäume umzubiegen. Der Schneider ging darauf ein und der Rieſe bog einen Baum ſo weit um, daß der Schneider „den Wiſtel" erlangen (derglängen) konnte. Weiter aber vermochte er ihn nicht mehr zu biegen und befahl nun dem Gegner, den Baum bis zur Erde zu zwingen. Das Schneiderlein lachte und ſagte: Das Niederbiegen iſt mir zu wenig, ich ſpringe über dieſen Baum ſogar darüber hinaus." Dann hielt er ſich beim Wipfel, der Rieſe lies denſelben los und weithin wurde der Schneider hinausgeſchnellt. Da ſah endlich der Rieſe ein, daß der Fremdling mehr vermöge als ſie alle drei. Sie führten ihn darauf in eine Höhle und wieſen in einer Abtheilung derſelben ein Bett ihm als Nachtlager an. Wie er von ihnen allein gelaſſen wurde, unterſuchte er das Bett näher und fand eine Leiche darunter. Die nahm er heraus, legte ſie ins Bett und verkroch ſich während der Nacht unter demſelben. Um Mitternacht traten die Rieſen zum Bette, und ſchlugen um den Schneider zu tödten, mit ihren Eiſenſtäben auf dasſelbe und entfernten ſich wieder. Am Morgen trat er aus dem Verſtecke herans vor die Rieſen, die nicht wenig ſtaunten ihn noch lebend zu ſehen. Er ſtellte ihnen die Wahl, entweder ſich von ihm die Hände auf den Rücken binden zu laſſen, oder von ihm getödtet zu werden. Da ſie das Erſtere vorzogen, ſchloß er ſie zuſammen und brachte ſie ſo zum Könige, der ſie dann tödten ließ. — Zuletzt mußte der Schneider noch ein „Einhorn" und ein Wildſchwein erlegen, welche beide der Gegend gefährlich waren. Nachdem er dieſe Aufgaben alle glücklich vollführt hatte, wurde er zum Lohne dafür zum Vizekönig des Landes ernannt.

V. Der verwunſchene Kaufmannsſohn oder der Wildſcheck.

(Aus dem Möllthale.)

Es iſt einmal eine Kaufmannswitwe geweſen, die hatte eine wunderſchöne Tochter gehabt. Da die Leute immer redeten daß die Tochter viel ſchöner als ihre Mutter ſei, ſo ſann dieſe auf ein Mittel, die Schönheit ihrer Tochter zu verderben. Sie berief eine alte Hexe und fragte

ſie um Rath. Dieſe ging in den Wald, jagte alle wilden Thiere ſo lange umher bis ſie ſämmtlich „geſamt haben“ (geſchäumt haben), ſammelte den Schaum und gab denſelben in den Kaffee der ſchönen Tochter. Als die Tochter in die Wochen kam, gebar ſie einen Wildſcheck, das iſt ein gar wild ausſehendes Thier mit allerlei Farben, wie man ſeines Gleichen auf der Erde keines findet. Dieſer Wildſcheck wurde immer größer und größer und gegen die Menſchen mit Ausnahme ſeiner Mutter von Tag zu Tag gröber. Von der Mutter ging er faſt gar nie weg. Man ſchaffte endlich beide auf ein Schiff in der Abſicht, den Wildſcheck dann ins Waſſer zu werfen. Aber als man die That vollbringen wollte, zerriß der Wildſcheck alle Leute die ſich am Schiffe befanden und ſchonte nur ſeiner Mutter. Mit ihr landete er dann auf einer Inſel, wo ſie ausſtiegen. Er trug ſeiner Mutter Nahrung und Kleidung zu und begab ſich dann zum König, um in ſeine Dienſte zu treten. Da derſelbe eben auf Werbung ausziehen wollte, ließ er ſich nicht früher beſänftigen bis ihm der König erlaubte mitzufahren. Sie fuhren eine Zeit lang miteinander, da rollte ein großer Stein vom Berge herab gerade dem Wagen zu in dem der König fuhr. Der Wildſcheck fing ihn auf und ſchleuderte ihn über den Wagen hinaus. Ueber eine Weile kamen Räuber, die wollten den König ausrauben und ermorden. Der Wildſcheck zerriß ſie alle in kleine Stücke. Am Schloße wo der König um die Braut werben wollte, verließ der Wildſcheck den Herrn und ſagte ihm, daß er nur ſo oft er ſich in einer Gefahr befinde, an ihn denken ſolle; dann würde er als Retter erſcheinen. Des Königs Wahl fiel auf die jüngſte der Töchter. Als ſie des Nachts zuſammen ſchliefen, nahten ſich die beiden ältern Schweſtern dem Bette mit dem Vorſatze, den König zu ermorden. Sie trafen jedoch ihre Schweſter, daß ſie ſofort todt blieb. Der Verdacht des Mordes fiel auf den jungen König und er ſollte hingerichtet werden. Da gedachte er des Wildſchecks, der auf der Stelle erſchien und alle zerriß die des Königs Tod verlangt hatten. Für dieſe Lebensrettung forderte der Wildſcheck, daß der König ſeine Mutter heirathen ſolle. Der König gerieth darüber in große Trauer, denn er glaubte, daß die Mutter ein gleiches Ungeheuer wie ihr Kind der Wildſcheck wäre, gab aber endlich doch ſeine Einwilligung, weil er ſich vor dem Sohne fürchtete. Als er die Mutter ſah und bemerkte daß ſie eine gar große Schönheit beſitze, nahm er ſie allſogleich zu ſich nach Hauſe und veranſtaltete eine glänzende Hochzeit, zu der auch die Großmutter des Wildſcheck geladen wurde. Dieß mußte aber dreimal

geſchehen. Als ſie erſchien, nahm ſie der Wildſcheck zu ſich und machte ihre ſchwarze That offenbar. Darauf zerriß er ſie in tauſend Stücke und wuſch ſich im Blute derſelben. Dann ſtand er als ein wunderſchöner Jüngling vor der Verſammlung.

Herwigs Brautwerbung.

(Aus der Gudrunſage.)

Auf ſtolzem Thron, in weitem Saal,
Um ihn der Mannen reiche Zahl
Saß König Hettel mit Sinnen.
Und dieſer und der gab guten Rath,
Wie man durch Wort, wie man durch That
Dem Volk mag Heil gewinnen.

Und ſieh! ein Page ſchmuck und ſchlank
Durch all den Schwarm zum König drang
Und neigte ſich in Ehren:
„Herr König am Strand ſteht Maſt an Maſt,
Es iſt, als wollte die See in Haſt
Gleich tauſend Schiffe gebären!“

Der Erſte ging, da drängte ſchon
Ein Zweiter ſich an Hettels Thron:
„Uns ſchütze Gott im Himmel!
Sie drängen ſich ans Land zu Hauf,
Da wallt es ab, da wallt es auf,
Ein kriegeriſch Getümmel!“

Da keucht der Dritte, kaum zu verſtehn:
„Wie wird's uns Armen nun ergehn,
Sie ſind ſchon eingezogen!
Da kamen wohl an tauſend Mann,
Der Allerkeckſte ſprengt voran,
Sie ſind nur ſo geflogen!“

„„Ei! ſprach der König, Knabenblut!
Bedenke doch! in Frieden ruht
Das Reich zu dieſen Zeiten.
Viel Pilger zieh'n an unſerm Strand,
Sie wallen, um das heil'ge Land
Im Oſten zu erſtreiten.““

Eintritt ein Reke, keck und frei,
Die Männer rings, ſie weichen ſcheu,
Und reih'n ſich im Gewühle.
Er ſchreitet auf den König zu
Und unter ſeinem Eiſenſchuh
Erbebt und knirſcht die Diele.

Er ſprach: „Zu wiſſen, wer ich bin,
Seht durch das Bogenfenſter hin,
Mein Herrſcherwort beſeelet
Manch' kühne Fauſt, manch' ſtarken Maſt,
Ein froher oder ſchlimmer Gaſt,
Wie ihr euch's eben wählet."

„Was ich begehr', das ſteht mir hoch,
Ja höher als mein Leben noch,
Drum ſetz ich ein mein Leben!
Sprich frei, Herr König, willſt du heut
Die Tochter, des Nordens ſchönſte Maid,
Gudrun zum Weib mir geben?"

Der König lachte: „„Bei meinem Bart
Das heiß ich eine luſt'ge Art
Sich ſeine Braut zu holen.
Wer mir ſo frech die Tochter raubt,
Der hätte bald vom eignen Haupt
Die Krone mir geſtohlen!""

„Nicht nach dem Thron ſteht mein Gelüſt
Ich hole was mein eigen iſt,
Das iſt nicht Raub zu heißen.
Was treu ſich liebt, gehört ſich an,
Und keiner wird mit frechem Wahn
Dieß feſte Band zerreißen!

„„Ein Schelm, der ſolche Bürgſchaft gibt,
Denn morgen kann, was heut ſich liebt
Wie Wogen und Sturm ſich haſſen
Zwar lockt die See ſo ſpiegelglatt,
Doch den, der ihr vertrauet hat,
Hat oft das Glück verlaſſen!""

Und trotzig ſah der Fremde drein,
Sein Schwert, das gab ſo hellen Schein,
Er riß es von der Seiten:
„Was mir kein flehend Wort verſchafft
Das will ich mit des Armes Kraft
Vom Teufel ſelbſt erſtreiten!"

Da ſprang der König empor vom Sitz,
„„Was quäl ich länger meinen Witz
Um deinen Muth zu proben!
Wer auch den Herwig noch nicht ſah,
Sein Ruhm ward von den Skalden ja
In Liedern hoch erhoben;““

„„Wohl kenn ich dich, du Kämpe gut,
In dir glüht wahres Königsblut,
Sollſt Gudrun auch beſitzen!
Du biſt ein Sohn nach meiner Wahl,
Dein Muth, ſo treu und feſt wie Stahl,
Verſteht ein Weib zu ſchützen!““

Und ſaht ihr ſchon, wie in dunkler Nacht
Urplötzlich der leuchtende Tag erwacht
Und in blendendem Glanz ſich erhoben?
Es glühen die Berge in Sehnſuchtsdrang
Es jubelt die Lerche den Morgengeſang
Hoch über den Wolken oben.

So wird es in Herwig begeiſtert und licht,
Ihm leuchtet die Freude im Angeſicht —
Das tost und frohlockt in der Halle,
Die Männer, die vorhin ſo trotzig und ſtumm,
Sie wandeln in Freunde, in Brüder ſich um,
Er möcht' ſie umarmen alle.

Zum Strande die Kunde gedrungen war,
Da drängt' in Eile die letzte Schaar.
Wie ein Bienenſchwarm aus den Kielen,
Die Segel blähten ſich weiß und voll,
Die Woge ſelber rauſcht und ſchwoll
Als könnte ſie menſchlich fühlen.

Zur Geſchichte der Erdbeben in Kärnten.

Mitgetheilt von **A. Weiß.**

Unter den ſo maſſenhaft aufgehäuften Schätzen der königlichen Bibliothek zu München findet ſich ſo manches, der Bearbeitung harrende Materiale für die Geſchichte Oeſterreichs und auch insbeſondere Kärn-

tens, welches bei der großen Liberalität die dort geübt wird, Jedermann zur Benützung freisteht.

Unter den Kärnten betreffenden Manuscripten finden sich auch zwei, welche Aufzeichnungen über, in unserem Heimatlande stattgehabte Erdbeben enthalten, und da deren Schilderung eben so originell als interessant ist, so folgt dieselbe in der Ursprache.

Das erste Manuscript ist aus dem Jahre 1377, welche Zeitangabe im Eingange des Werkes vorkommt. Es beginnt: „Incipit liber de naturio rerum." Nach dem Index heißt es: Daz ist daz puch von den Naturlechen dingen. ze deutsch pracht von maister Chunraten von Magenberch.

Seite 38 heißt es „von dem Erdpidem":

„Dan der warchait geschahen grozze dinch von dem erdpidem in Chernden zu der stat villach, da man zalt von christi gepurd drewzehen hundt. jar darnach in dem acht vnd virzigisten iar. an sand paulstag. als er bechert ward. wan gar vil leut umkumben in der vorgenannten stat und vielen die münster nider und die hewser und etwa ein perch auf den andern. wann der erdbidem was umb vesperzeit und was so stark und so grozz daz er sich raich auz über die Tunaw in Marchem und aus in payrn unt uber Regensburch. und weit mer dan virtzig tag. also daz nach dem ersten je ain chlainer cham. dar nach über etswie viel tag. oder wochen. Es cham auch in dem selben gepurg ein merchleich erpydem darnach in dem andern jar. an sand stephanstag. als er funden ward."

Nun fährt der Autor fort und berichtet über die Folgen von Erdbeben und kommt dann auf die Dünste, welche der Erde hiebei entquillen, folgendermaßen:

„waz dunst in dem grozzen Gepirg beslozzen sei gewesen, der het sich gesammnent manich jar" ..... vergift den luft enhalb des geperges mer dan über hundert läng meil."

In Folge dessen sei die Sterblichkeit in diesem und in dem nächsten Jahre sehr groß, besonders in den Städten am Meere gewesen; hierüber sagt der Bericht:

„ez sturben leut on zal in den steten pey dem mer datz venedig und datz Marsili vnd vberal in pullen vnd ze avion, in den ersten jar des grozzen erdpydens vnd waz der jamer so groz, daz der pabst Clemens der sechst ain new mezz macht für den tot. ob man got geflehn mocht. daz er sich vber daz volch erparmt. die

mez hebt ſich an Recordae domini testamenti tui. Ez ſturben auch des ſelben jars gar vil leüt in dem gepurg, vnd hie auzzen in etlichen ſteten. aber gar vil volchs ſtarb in dem nachſten iar darnach in der ſtat ze wyenn in Oſterreich. alſo daz man zalt. von ſunbenden und ze unſer vrowen tag als ſie geporn ward mer dann viertzig tauſend leich. vnd ſo vil hinüber daz an zal waz in der aine ſtat ze wyenn vnd ſtreckt ſich die ſterb aus in payrn vntz paſſaw. vnd vil verrer."

Nun ſpricht er als weitere Folge der Erdbeben von Wundern, worunter eines ſpeciell Kärnten betrifft:

„Wizz auch daz erdpide vil wunder hervorbringt," das eine iſt, daß von dem aufſteigenden Dunſt „lewt vnd ander tyr ze ſtain wernt. vnd aller maiſt auf dem gepürg vnd darpey da man ſalz erzt grebt. daz iſt davon daz derley dunſt vnd chraft ſo ſtarch iſt. vnd ſo überſchwenkchig. daz er die tyr alſo verchert. alſo lernt der maiſter Pytwolf hertzoge Friedrichs chantzler in Oſtrreich. daz auf ain hohen alben in chernten, wol fünftzig houpt menſchen vnd rinder hie vor ze ſtainen worden wern. vnd daz die maat (Magd) noch vnder dem rind ſatz mit eine hantſchuch. recht als ſi ſaz und ſi payde zu ſtainen wurden."

Weiter ſpricht er von Flammen, Winden ꝛc. als Folgen des Erdbebens und erwähnt unſerer Heimat nicht mehr.

Das zweite Manuſcript enthält nur eine ganz kurze Erwähnung eines großen Erbebens. Leider fehlt die Jahreszahl.

Die Handſchrift, ein „Arzney-Bader- und Apotheker-Buch" aus dem 15. Jahrhunderte beginnt:

„Antidotarius Meſue & Nicolay. das puch hat uns gemacht maiſter Meſue vnd Nicolaus daraus conficirent all apotekär. Nw pin ich Wenefenutus Grapheus Jeroſolimitanus Chwnigs Goldans Arzt gepeten worden von den maiſtern ze donaſto (Damascus?), das ich aus allen exprimenten ſchollt das peſt aus zuechen . . . ."

Die Verdeutſchung ſcheint von Ortolf zu ſein, der fol. 8, b. wenigſtens beim „Tractat de vrena" ſich als Ueberſetzer nennt.

Fol. 10 a kommt er in dem Tractat „de epidemia" auch auf Kärnten, und zwar:

„motus terre, erdpidem alſo das ſich das ertreich ſchütt vnd dy heffen ſprüngent von den ſtellen als geſchach enhalb Villach yn Kharnten zwo meyl in dem chauold da ein perkh vmb vnd vber viell vnd

verschütt XVIII törff mit leyt vnd alls hewt auf diesen tag wissenleich ist *), vnd der selbig luft tunst" ..... wirkte schädlich auf Thier und Menschen und erzeugte die Pest.

†

Dr. Johann Holeczek

wurde am 24. Jänner 1813 zu Smiržitz, einem Städtchen im Königgrätzer Kreise in Böhmen geboren. Seine Eltern waren daselbst einfache Bürgersleute, welche nebst einem kleinen Grundbesitze einen Viktualienhandel hatten, der sie und ihre Familie spärlich ernährte. Unter sechs Kindern der einzige Sohn, zeigte er schon frühzeitig gute Anlagen, und von mehreren Wohlthätern unterstützt besuchte er zuerst die dortige Volksschule, in welcher er auch die deutsche Sprache lernte. Von da kam er im Herbste 1824 an das Gymnasium nach Königgrätz, wo er schon von der ersten Klasse an sich theilweise selbst durch Unterrichtgeben nothdürftig fortbrachte. Immer unter den Ersten seiner Schule sich befindend, meist mit dem 1. oder 2. Schulpreise am Ende jedes Studienjahres belohnt, absolvirte er hier unter vielerlei Entbehrungen und unter den mißlichsten Umständen die vier Grammatikal- und zwei Humanitätsklassen (der damaligen Eintheilung), und kam im Herbste 1830 nach Prag.

Das Jahr 1830 und 1831 aber war die traurigste Zeit seines Lebens; den Leidenskelch, den die Welt einem „armen Studenten" kredenzt mußte er bis zur Hefe leeren; Kummer und Noth waren seine Begleiter und der Hunger sein Stubengenosse.

Im Jahre 1831 im Frühjahre begann eine heftige (die erste) Choleraepidemie in Prag, und da er gerade in dem Stadttheile wohnte, wo sie am heftigsten wüthete, so verlor er seine wenigen Unterrichtsstunden in Folge Furcht seiner Stundengeber vor Ansteckung und doch hatte er bisher fast ausschließlich nur durch Unterricht und Copiren der

*) Hier scheint der Absturz der Villacher Alpe im Jahre 1348 gemeint zu sein, ebenso wie oben in der ersten Stelle. Diese letztere erscheint als ein neues Belegstück für die Feststellung des Zeitpunktes jenes Erdbebens. Vergleiche auch Carinthia 1864 S. 91 Anmerkung. Anm. d. Red.

Vorträge ſein Leben gefriſtet. Nur eine ſolche Unterrichtsſtunde blieb ihm, jene im Hauſe ſeines künftigen Schwiegervaters, des Handſchuh- und Lederfabriksbeſitzers J. M. Stifter, der ſich ſeiner in ſeinem Elende nun auf das wärmſte annahm, ihn auf alle mögliche Weiſe unterſtützte und ihn faſt wie einen Sohn ſeines Hauſes behandelte. — Durch ſeine Entbehrungen wurde er ſehr kränklich und erholte ſich einigermaßen erſt am Ende ſeiner Studien von ſeinem ſteten Unwohlſein.

Im Jahre 1832 nun, eine beſondere Vorliebe für das Studium der Medizin hegend, wurde er als ordentlicher Hörer der Medizin an der Karl Ferdinandsuniverſität in Prag immatrikulirt, und er betrieb nun dieſes Studium mit dem ungetheilteſten anhaltendſten Eifer und ſtets beſtrebt, einer der Erſten ſeiner Collegen zu ſein.

Am 24. Jänner 1838 disputirte er, ſeine Diſſertation: Historia synoptica blepharophthalmo-blennorrhoeae acutae adnexae epicrisi ſeinem künftigen Schwiegervater „in perenne sinceri amoris gratique animi signum“ dedicirend, und am 27. d. M. wurde er in der althergebrachten feierlichen Weiſe der Prager Univerſität zum Doktor der Medizin promovirt.

Etwas über ein Jahr brachte er nun als praktiſcher Arzt in Prag zu, wo er bereits eine ziemliche Praxis erlangte. Hier ſchon lernte er im Hauſe ſeines künftigen Schwiegervaters durch den daſelbſt behandelnden Arzt die Homöopathie kennen, für die er bei den unſicheren Prinzipien der damaligen mediziniſchen Schule, namentlich der Pharmakologie und Pharmakodynamik ein lebhaftes Intereſſe faßte, und die er nun ſelbſt eifrig zu ſtudiren begann. Wünſchend, eine Anſtellung und einen feſten Wohnſitz ſich zu erwerben, erhielt er im Frühjahre 1839 die Stelle als hochfürſtlich Alfred zu Windiſch-Grätz'ſcher Herrſchaftsarzt zu Kladrau im Pilſener Kreiſe in Böhmen, wo er vom 1. Mai 1839 bis 6. Februar 1842 blieb. Im Jahre 1840 heirathete er die älteſte Tochter ſeines ſtets wohlwollenden Gönners, des Herrn Stifter in Prag. Während dieſer zwei Jahre ſich ſtets mit der Homöopathie beſchäftigend, ſchrieb er zahlreiche Aufſätze in die „Hygea“, eine homöopathiſche Zeitſchrift, und trat mit dem Redakteur derſelben, dem nachmaligen Generalſtabsarzte Dr. L. Grieſſelich in Karlsruhe in ſchriftlichen Verkehr. Im November 1841 erhielt er durch den Med. Dr. Watzke, welcher bisher praktiſcher Arzt in Klagenfurt, nach Wien überſiedelte und der ihn aus ſeinen Arbeiten in der „Hygea“ kennen gelernt hatte, den Antrag, als homöopathiſcher Arzt nach Klagenfurt zu gehen. Die Ausſichten waren

jedenfalls günſtiger als jene, die ſich bei einem längeren Aufenthalte in Kladrau boten, wenngleich er auch hier ſich allgemeines Vertrauen erwarb, und durch viele ausgezeichnete Kuren, ſo wie durch ſein humanes Weſen die Achtung und das Vertrauen Aller ſich erworben hattte. Nach mehrmonatlichen Unterhandlungen reiſte er vom Fürſten entlaſſen nach Klagenfurt ab. Am 28. Februar 1842 langte er hier an, und begann ſogleich ſeine Thätigkeit als Arzt. Schon die erſten Jahre übertrafen weit die Erwartungen, denen er ſich hingegeben; nicht blos viele Bewohner der Landeshauptſtadt beehrten ihn mit ihrem Vertrauen, ſondern gar oft wurde er ſchon jetzt in weit entfernte Gegenden berufen, überall unermüdlich bemüht, mit ſeinem beſten Wiſſen den leidenden Menſchen zu dienen. 23 Jahre waren ihm nur gegönnt, ſeine ſegensreiche Thätigkeit in Klagenfurt zu entfalten, und daß das Vertrauen der Kranken zu ihm während dieſer Jahre nicht abnahm, ſondern nur wuchs, zeigte der ungewöhnlich lange Zug Jener, welche ihn zur letzten Ruheſtätte begleiteten, zeigte die ungeheuchelte Rührung, ja der in Thränen ausbrechende Schmerz ſo mancher derſelben.

Im Jahre 1852 ſah er zum letzten Male ſeine Heimat, wo er ſeine Eltern beſuchte, die er mit der kindlichſten Liebe verehrte.

Während dieſer Zeit wurde er korreſpondirendes Mitglied des Vereines der homöopathiſchen Aerzte Oeſterreichs für phyſiologiſche Arzneiprüfung (am 2. Jänner 1847), des rheiniſchen Vereines für praktiſche Medizin (am 7. Juni 1842) der „Société de médecine homœopathique de Paris“ (am 16. Dezember 1847), des hiſtoriſchen Vereines und naturhiſtoriſchen Landesmuſeums in Kärnten, ſowie der k. k. Landwirthſchaftsgeſellſchaft. In ſeinen Muſſeſtunden beſchäftigte er ſich am liebſten mit der Landwirthſchaft.

Aus ſeiner Ehe entſproſſen 6 Söhne und eine Tochter, die ſchon im zarten Kindesalter ſtarb.

Schon im Jahre 1841 hatte er eine gefährliche Herzentzündung überſtanden, an deren fühlbaren Folgen er lange Jahre litt und welche den Grund zu ſeiner Todeskrankheit legte. Seit mehreren Jahren, beſonders zur Winterszeit leidend, aber ſich ſelbſt zu wenig ſchonend und ſich mehr um das Wohl ſeiner Patienten als um ſein eigenes bekümmernd, ſchritt das Herzübel beſonders im letzten Winter bedeutend fort. Er erkannte es ſelbſt gar wohl, doch deſſenungeachtet erfüllte er noch ſtets ſeine Pflichten als Arzt, bis er nicht mehr konnte. Am 1. Juni d. J. reiſte er nach Preblau, hoffend, dort eine Linderung ſeiner Leiden

zu finden. Leider war das nicht der Fall. Um ſich nun über ſeinen Krankheitszuſtand zu vergewiſſern, unternahm er noch die für ihn ſo beſchwerliche Reiſe nach Wien, wo die berühmten Profeſſoren Skoda und Oppolzer ihn unterſuchten und leider nur beſtätigen konnten, was die hieſigen Aerzte ihm geſagt, was er ſelbſt fühlte und wußte. Von dort zurückgekehrt, verweilte er dann bis Ende Juli im Alpenbade St. Leonhard, was ihn einigermaßen kräftigte. Aber für ſeine Herzkrankheit gab es keine Hilfe, er ſah ſelbſt einem traurigen ſchmerzvollen Ende entgegen nach langwierigen Leiden. Doch der Himmel verſchonte ihn damit. Noch immer trotz ſeiner ſchweren Leiden Krankenbeſuche machend, ereilte ihn bei einem derſelben am 14. Auguſt Abends 9 Uhr der Tod, ein Schlaganfall machte ſeinem Leben ein Ende und in den Armen ſeiner Gattin und ſeines älteſten Sohnes verſchied er nach kurzem Todeskampfe.

Und ſo iſt wieder ein Mann heimgegangen, den Kärnten, das ihm ſeine zweite Heimat geworden, mit Befriedigung zu den Seinen zählen konnte.

Ein Mann, deſſen Leben und Schickſal, wenn auch nicht glanzvoll geſtaltet, ein echt menſchenwürdiges geweſen, da es nur das wahre Ziel der Humanität, d. i. der Menſchenliebe kannte.

Einfach und ſchmucklos wie er ſelbſt war auch ſein äußeres Schickſal, aber länger als der Glanz, den äußere Ehren verleihen, wird die dankbare Erinnerung an ſeine ſegenbringende Thätigkeit in Kärnten leben.

Friede ſeiner Aſche!

Meteorologiſches.

Witterung im Auguſt 1865.

Im vergangenen Monate wechſelten 2 Mal Sturmperioden mit ſchönem, ruhigem Wetter. Schon am 3. und 4. unterbrachen die andauernd ſchöne Witterung heftige Stürme, welche, begleitet von ungewöhnlichen magnetiſchen Störungen, ganz Europa durchliefen, mehr oder weniger ihre Spuren durch Verwüſtungen bezeichnend. Im Canal, der Nord- und Oſtſee wurden viele Schiffbrüche durch die dort eingeführten Sturmſignale verhütet, welche, ein Geſchenk der fortſchreitenden Wiſſenſchaft, vom Wetter den Seefahrern die heranbrauſenden Stürme vorher

verkünden. Auch über Kärnten zogen dieſe Gewitterſtürme. An allen Stationen ſind an dieſen Tagen Gewitter verzeichnet. In Hausdorf (Gurkthal) fiel am 3. etwas Hagel, in Saifnitz bei Nordweſtſturm 1·8 Zoll hoch Regen, in Raibl förmlicher Wolkenbruch und Hagel; es iſt an die an tropiſche Regengüſſe erinnernde Regenmenge von 5·2 Zoll Waſſerhöhe verzeichnet; in Würmlach (Gailthal) betrug ſie an dieſem Tage 1·7 Zoll; am Hochobir fiel, während der Südweſtſturm allmälig in Nord umſchlug, nach vielem Regen eine 5 Zoll hohe Schichte Schnee.

Dieſe Stürme brachten ſehr kühle Luft, an den meiſten Stationen iſt in den nächſten Tagen das Temperatur-Minimum verzeichnet, in Klagenfurt 5·6, in Bad Vellach 5·0, Luſchariberg 3·6, am Hochobir — 1·0. Erſt am 10. ſtieg die Wärme wieder, erreichte an den meiſten Stationen in der Mittagsſtunde 20 Grade, wurde aber am 17. und 18. wieder durch Stürme unterbrochen, die jedoch, mehr den nördlichen Theil Europa's berührend, bei uns nicht ſehr heftig waren, ſo daß gegen Ende des Monats noch eine warme Periode eintrat, ja, an den meiſten Stationen ſehr hohe Temperaturen, zugleich die höchſte des Monats, erſt am 29. beobachtet wurde. Ueberall ſtieg an dieſem Tage das Thermometer über 20 Grade, Klagenfurt 24·8, Hausdorf 24·0, Raibl, Saifnitz, Vellach 23·0, St. Peter 21·3; am Luſchariberg wurden nur 16·5, aber ſelbſt am Obir noch 20·0 beobachtet. Unmittelbar darauf aber kam am 30. ein Gewitterſturm, der in Hausdorf, Michelsdorf und Tiffen mit verderblichem Hagelſchlag auftrat.

Vergleichen wir nun die Durchſchnitte der Witterungselemente, mit den aus der langjährigen Beobachtungsreihe zu Klagenfurt abgeleiteten normalen, ſo finden wir jene mit dieſen ziemlich übereinſtimmend; der Luftdruck iſt um 0·3‴, die Luftwärme um 0·25 Grad über, der Niederſchlag (3·8 Zoll) um 0·3″ unter dem normalen Auguſtmittel. An den meiſten Stationen war der Niederſchlag viel ſtärker, in Wieſenau 5·5″, in Saifnitz 5·6″, in Würmlach 5·9″, in Raibl gar 10·8″. Am Hochobir war die mittere Temperatur 8·1, nach 18jährigem Durchſchnitt iſt ſie im Auguſt 7·8°, der wärmſte Auguſt 1861 hatte 11·0, der kälteſte 1849 4·5 Grad Mittelwärme.

Mittheilungen aus dem naturhistor. Landes-Museum.

I. Vermehrung der Bibliothek im Schriftentausch.

Correspondenzblatt des Vereines für Naturkunde zu Preßburg, redigirt von Professor C. Mack. 2. Jahrgang 1863.

Monatsberichte der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1864.

Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Neue Folge 1. Band, 2. Heft.

Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur: Abtheilung für Naturwissenschaft und Medizin. 1864. 1. Heft. Philosophisch-historische Abtheilung 1864. 2. Heft.

42. Jahresbericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur 1864.

II. Naturalien:

Herr J. Holler in Klagenfurt ein Nest sammt 4 Eiern von Turdus cyaneus

Herr Türk, k. k. Hofsekretär: eine Sammlung von 82 Arten Orthopteren und 7 Wachspräparate von Tritonen.

Herr G. A. Zwanziger, k. k. Bibliotheksamanuensis, eine Sammlung von 106 Arten Laubmoose Kärntens, von ihm selbst gesammelt.

Roheisen- und Blei-Preise im August 1865.

Eisen-Preise.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 62 kr., Cokes-Roheisen affinage 1 fl. 87 kr. — 2 fl. 10 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 40 kr., Schottisches Nr. 1 2 fl. 33 kr. — 2 fl 50 kr. Stabeisen grobes 5 fl. 25 kr. — 6 fl. Gußstahl 33 fl. — 36 fl., Puddelstahl 15 fl., Edelstahl 21 fl.

Schlesisches Holzkohlenroheisen loco Berlin 2 fl. 60 kr., loco Oppeln 2 fl. 35; Walzeisen loco Breslau 6 fl. 75 kr. — 6 fl. 88 kr., geschmiedet 9 fl. — 9 fl. 50 kr.

Auf österreichische Meiler à 10 Wiener Centner berechnet:

Köln: Holzkohlenroheisen 25 fl. 20 kr. — 29 fl. 40 kr., Cokes-Roheisen affinage 21 fl. — 23 fl 50 kr., graues 25 fl. 20 kr. — 26 fl. 90 kr., Schottisches Nr. 1 26 fl. — 28 fl., Stabeisen grobes 58 fl. 80 kr. — 67 fl. 20 kr. Gußstahl 369 fl. 60 kr. — 403 fl., Puddelstahl 168 fl., Edelstahl 235 fl.

Schlesisches Holzkohlenroheisen loco Berlin 29 fl. 12 kr. loco Oppeln 26 fl. 82 kr., loco Breslau Walzeisen 58 fl. 85 kr. — 60 fl. 25 kr., geschmiedet 67 fl. 20 kr. — 75 fl. 60 kr.

Blei-Preise.

Per Zollcentner Köln: Raffinirtes Weichblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 75 kr., Hartblei 8 fl. 75 kr. — 9 fl. 25 kr., Goldglätte 9 fl. 30 kr. — 9 fl. 75 kr., Silberglätte 8 fl. 70 kr. — 9 fl.

Berlin: Tarnowitzer 9 fl. 38 kr. — 9 fl. 75 kr, sächsisches 9 fl. 38 kr. — 9 fl. 63 kr.

Auf Wiener Centner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 64 kr., Hartblei 9 fl. 80 kr. — 10 fl. 36 kr.

Berlin: Tarnowitzer 10 fl. 50 kr — 10 fl. 64 kr., sächsisches 10 fl. 50 kr. 10 fl. 48 kr.

Durchschnittspreise der Lebensmittel zu Klagenfurt im August 1865.

		fl.	kr.			fl.	kr.
Weizen	der Vierling	4	10	Speck, geselchter	das Pfund	—	44
Roggen		3	35	" roher		—	37
Gerste		2	30	Schweinschmalz		—	44
Hafer		1	53	Eier	das Paar	—	3½
Heide		3	62	Hendl		—	48
Mais		3	38	Kapaunen		—	—
Brein (gestampfte Hirse)	der Vierling	6	65	Enten		—	78
Erbsen		—	—	Gänse		—	—
Linsen		4	1	12" Scheiterholz, hartes	loco Lend eine n. ö. Klftr.	3	38
Fisolen, weiße		—	—	12" Scheiterholz, weiches		2	9
" rothe		—	—	30" Scheiterholz, weiches		—	—
Erdäpfel		—	—				
Rindschmalz	das Pfund	—	50	Heu	der Zentner	—	87
Butter		—	44	Stroh		—	75

Programm

der aus Anlaß der hundertjährigen Jubiläums-Feier des Bestehens der k. k. kärnt. Landwirthschafts-Gesellschaft in Klagenfurt in den letzten Tagen des Monats Sept. d. J. stattfindenden landwirthschaftlichen Schaustellung.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Bestimmungen.

1. Die Gesellschaft haftet während der Dauer der Ausstellung, in soferne es möglich, für die ausgestellten Gegenstände. Für den Transport zur Ausstellung und zurück übernimmt dieselbe keine Haftung.

2. Die Aufstellung besorgt die Gesellschaft auf eigene Kosten; der Hieher- und Rücktransport erfolgt auf Kosten des Eigenthümers, und wird sich die Gesellschaft bemühen, für den Eisenbahn-Verkehr ermäßigte Frachtsätze zu erwirken.

3. Jeder auszustellende Gegenstand muß von Seite des Ausstellers mit einer Anzeige versehen sein, ob und zu welchem Preise selber ver-

käuflich. Jeder Aussteller erhält für den ausgestellten Gegenstand ein Certificat, und nur gegen Rückstellung desselben wird ihm nach beendeter Ausstellung der Gegenstand rückgefolgt.

4. Lebende Thiere und Gegenstände, welche dem Verderben unterliegen, müssen binnen 24 Stunden nach Schluß der Ausstellung von dem Eigenthümer, respective Käufer, abgeholt werden.

5. Die übrigen Ausstellungsgegenstände müssen binnen acht Tagen aus den Localien der Ausstellung abgeholt werden.

6. Der Ausschuß der Gesellschaft wird aus seiner Mitte und aus den P. T. Ausstellern ein Preisrichter-Comité zusammenstellen, welches die für die Ausstellung bestimmten Preise zuerkennen wird. Die Gesellschaft hat aus ihren Mitteln zu diesem Zwecke gewidmet:

6	Stück	goldene	Medaillen im Werthe von je	8 Ducaten,
6	"	"	" " " "	4 "
20	"	silberne	" " " "	4 Vereinsthalern,
30	"	"	" " " "	2 "
40	"	"	" " " "	1 "

Außerdem wird die Gesellschaft ehrende Anerkennungen ertheilen; auch sind überdieß noch Privatpreise in Aussicht gestellt.

Endlich wird die Gesellschaft jedem Aussteller eine broncene Erinnerungs-Medaille ausfolgen.

7. Mit der Ausstellung wird eine Lotterie in Verbindung gebracht, bei welcher zumeist von der Gesellschaft aus verschiedenen Fächern der Ausstellung angekaufte Gegenstände nebst vielen anderen verlost werden. Loose hiezu werden à 50 kr. österr. Währung von der Gesellschaft verkauft, und zwar an jedem Wochentage Vormittag von 10 bis 12 Uhr im Gesellschafts-Locale, Burg, zu ebener Erde. Außerdem findet deren Verkauf auch bei den Herren: Menner und Nagel, Suppan, A. Ohrfandl, so wie in mehreren Tabaktrafiken statt.

Zweiter Abschnitt.

Eintheilung der auszustellenden Gegenstände.

I. Section: Nutzthiere.

1. Pferde.
2. Hornvieh.
3. Borstenvieh.
4. Schafe.
5. Ziegen.
6. Hunde.
7. Federvieh.
8. Fische und Krebse.

II. Section: Forstwirthschaft.

1. Waldsamen.
2. Holzarten (rohe).

3. Holzwaaren: Bretter, Fourniere, Bindergeräthe u. ſ. f.
4. Miscellanea, als: Einſchlägige Zeichnungen, Culturproben, Sammlungen forſtſchädlicher und nützlicher Inſecten und Pflanzen u. ſ. f.

III. Section: Feldfrüchte und Mahlproducte.

1. Sämereien und Feldfrüchte aller Art, gereinigt und am Stenzel.
2. Gewächſe: Knollen, Zwiebel, Oelpflanzen, Karden, Flachs, Hopfen u. ſ. f.
3. Mahlproducte: Mehl, Grütze u. ſ. f.
4. Mechaniſche und chemiſche Präparate: Oele, Oelkuchen, Färbeſtoffe u. ſ. f.
5. Wildwachſende Handelsgewächſe: Speik, Enzian, Kalmus, Schwämme u. ſ. f.

IV. Section: Gartenbau.

1. Sämereien.
2. Gemüſe,
3. Blumen.
4. Obſt.

V. Section. Seidenbau.

1. Futter. 2. Raupenarten. 3. Producte, roh und geſponnen.

VI. Section: Bienenzucht.

1. Bienenſtöcke: Nach verſchiedenen Syſtemen.
2. Producte: Honig, Wachs.

VII. Section: Landwirthſchaftliche Producte.

1. Eßwaaren: Käſe, Butter, Schmalz, Selchfleiſch, Eier, Speck u. ſ. f.
2. Getränke: Wein, Moſt, Beerenwein u. ſ. w.
3. Gemiſchte Produkte: Horn, Häute, Wolle, Federn u. ſ. w.

VIII. Section: Maſchinen und Geräthe.

1. Werkzeuge allgemeiner Benützung: Schaufeln, Krampen, Siebe, Haken u. ſ. w.
2. Landwirthſchaftliche Maſchinen.
3. Garten-Inſtrumente: Schneidewerkzeuge, Spritzen u. ſ. w.

IX. Section: Induſtrie-Erzeugniſſe.

1. Metallwaaren, inſoferne ſelbe nicht in die früheren Sectionen gehören.
2. Geſpinnſte und Gewebe aller Art.
3. Eßwaaren: Brot, Pökelfleiſch, konſervirte Gemüſe und Früchte u. ſ. w.
4. Töpfer- und Thonwaaren.
5. Chemikalien und Deſtillate: Pottaſche, gebrannte Flüſſigkeiten, Bier Eſſig, Preßgerm, Meth, Malz u. ſ. w.

X. Section. Düngemittel.

1. Natürliche: Gyps, Mergel, Malzkeime u. ſ. f.
2. Künſtlich bereitete: Knochenmehl, Mineralſalze, Gaskalk u. ſ. w.

Klagenfurt, am 1. Juli 1865.

Die Direction

der k. k. kärnt. Landwirthſchafts-Geſellſchaft.

Herausgegeben vom Geſchicht-Vereine und natur-hiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Heinrich Weil. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geſchäftsleiter Rudolf Bertſchinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№. 10. Oktober 1865.

Skizze zur Geschichte des Protestantismus in Kärnten.

Die lutherische Lehre verbreitete sich, ungeachtet, daß bald nach dem zu Speier im Jahre 1526 abgehaltenen Reichstage alle Neuerungen in Kirchensachen zu verhindern angeordnet wurde, zwar im Geheimen, aber festen Fußes fortschreitend von Baiern aus über Oberösterreich, Salzburg, Tirol und Steiermark nach Kärnten, und fand überall, wenn auch deren Ausübung nur den Adeligen auf ihren Schlössern gestattet war, bei der Vorliebe der Bürger in Städten und intelligenteren Personen am Lande für selbe, doch bald allgemeinen Anhang. Insbesondere waren es die Grenzgegenden, wo ein lebhafter Straßenverkehr mit den Nachbarprovinzen statt hatte, als das Katsch-, Drau-, Malta- und Liesertal, in denen der Protestantismus zuerst allseits Anklang fand.

In Oberkärnten, wo damals der Bergbau und der Handel den Haupterwerb bildete und die Veranlassung zum größeren Verkehr mit dem Auslande war, gewann der Protestantismus zuerst festen Boden und breitete sich nach dessen Thälern, von Familie zu Familie allmälig fortschreitend und von mehreren hervorragenden Personen des Landes begünstiget, reißend schnell aus, ohne auf besondere Hindernisse zu stoßen oder Gewaltthätigkeiten zu veranlassen, und alle Gegenden Kärntens beherbergten ungeachtet der angestrengtesten Entgegenwirkung von Seite einiger Mönchsorden in der Umgebung ihrer Klöster, wie beispielsweise einmal einige Unterthanen des Stiftes Millstatt in Verhaft genommen und sogar in Eisenbergwerke geschickt wurden, die neue Lehre. Slavische Gegenden waren Anfangs aus Mangel an slovenischen Predigern weniger dafür empfänglich, doch griff sie zuerst im Gailthale, dann im Kanalthale, im Oberrosenthale und in der Umgebung von Klagenfurt, sowie im Jaunthale nach und nach um sich, wiebald die später berufenen slovenischen Prediger bei ihren Excursionen Anhänger gefunden hatten und

Bibeln in windiſcher Ueberſetzung (von den Landſtänden allein über 600 Exemplare) vertheilt wurden, und auch Paſtor Andre Lang's ſloveniſche Predigten, die er in Druck legen ließ, mehr bekannt geworden waren.

Geiſtliche Stifter, wenige Ordensperſonen nur ausgenommen, enthielten ſich aber davon ganz.

Beſondere Beförderer waren aus Steiermark die mächtigen Hoffmann, von Gaſtein im Salzburgiſchen aus die reiche Familie Weitmoſer, in Kärnten ſelbſt die Paradeißer, Weißbriach, Dietrichſtein, Ernau, Liechtenſtein, Welzer, Rambſchießl, die Weißenegger, Bibriach, Bergheim, Anna v. Neuman und insbeſondere Freiherr Johann von Ungnad, der durch perſönlichen Umgang für Luthers Lehre beſonders eingenommen war und die Bibelüberſetzung, ſo wie Luthers Katechismus und deſſen Predigten in ſloveniſcher Sprache in Graz drucken und in Kärnten vertheilen ließ; dann die durch Edelſinn und Rittertugend hervorleuchtenden Bartlmä, Franz und Hans Khevenhiller auf Landskron, Oſterwiz, und Karlsberg, die ſich im Jahre 1540 öffentlich zum Proteſtantismus erklärten und als Patrone der Probſtei Kreug daſelbſt einen proteſtantiſchen Probſten einſetzten, der in kurzer Zeit zahlreiche Anhänger ſeiner Lehre in der Umgebung fand.

Auf verſchiedenen Burgen wie Landskron, Oſterwiz, Hollenburg, Kreug, Weißenegg, Sonnegg, Waldenſtein, Paternion, Gmünd, Finkenſtein u. a. m. wurden proteſtantiſche Prediger gehalten, ſolche auch in die Orte Seeboden und Trebeſing berufen, und als Kaiſer Karl V. auf ſeiner Flucht von Innsbruck nach Villach kam, und am 16. Juli 1552 daſelbſt den Paſſauer-Vertrag unterzeichnet hatte, erhielt die proteſtantiſche Lehre allſeits die Oberhand. Der Katholizismus lag ſchon Jahre lang ganz darnieder; der eigentlichen Seelſorge ſchenkte man wenig Aufmerkſamkeit, Schulen kamen höchſtens in vorzüglichern Orten und da nur nothdürftig zu Stande, da die Sorge der geiſtlichen Würdenträger mehr dem Erwerbe weltlicher Güter und Ehren als dem Seelenheile ihrer anvertrauten Gemeinde zugewandt war, wozu die Vorgänge in den höchſten Kreiſen und insbeſondere in Rom ſelbſt verleiteten und Mißgriffe vorkamen, die ſogar dem gemeinen Manne Anlaß zu verſchiedenen Betrachtungen gaben und ſein Vertrauen auf die damaligen geiſtlichen Hirten ſehr erſchüttern mußten. Der eingeriſſene Mangel an Seelſorgern, die Sittenloſigkeit und üblen Beiſpiele der meiſt ſehr herabgekommenen Ordensperſonen, der Abgang an Schulen und nur halbwegs befähigten

Lehrern, das Unweſen mit dem Ablaßverkauf und der Handel damit in verſchiedenen Formen und Geſtalten, das häufig üble Gebahren mit den Kirchengeldern u. ſ. f. mußten das Anſehen der katholiſchen Kirche herabbringen, und dem Proteſtantismus zur ſchnellern Ausbreitung Gelegenheit geben. Insbeſondere war es aber der Ablaß, zumeiſt auf den Bau der Peterskirche in Rom berechnet, der ſelbſt unter katholiſchen Prieſtern ſo viele Streitigkeiten hervorrief, das Anſehen der katholiſchen Kirche am meiſten niederdrückte und das Beſtreben nach Unabhängigkeit von Rom mehr beförderte.

Nach und nach entſtanden Bethäuſer und Paſtorate in Villach, Gmünd, Kremsbruken, Steinfeld, Oberdrauburg, Etting, Nörring, Großkirchheim, Tarvis, Bleiberg, Afritz, Landskron, Himmelberg, Klagenfurt, St. Veit, Kreug, Obermühlbach, Althofen, Hüttenberg, Eberſtein, Töllerberg, Völkermarkt, Höhenbergen, Wolfsberg, Kleining, und ehemalige katholiſche Gotteshäuſer wie die zu Steinfeld, Radlach, Lind, Paternion, Gneſau, Teuchen, Afritz, Arriach, St. Ruprecht, Bleiberg im Gailthale, zu Vornbleiberg, Goderſchach, St. Leonhard, Mitſchig, Vodernberg, Waſſerleonburg, Liemberg, St. Martin, Silberegg, ſo wie deren Filialen wurden von Proteſtanten benützt, wo von erkurrirenden Prädikanten der Gottesdienſt gehalten wurde. Viel Anlaß hiezu hatte auch die Einziehung einträglicher Präbenden und die Nichtbeſetzung der dießfälligen Seelſorgſtationen, oder kümmerliche Bezahlung der Prieſter und zumeiſt die große Empfänglichkeit des niedern Clerus ſelbſt gegeben.

Schon bei den in den Jahren 1522, 1537, 1548, 1549, 1562, 1573 und 1576 zu Salzburg abgehaltenen Provinzialſynoden wurden über Ausartungen und Sittenloſigkeit der Geiſtlichkeit Klagen geführt, und daß ſo viele Stifte und Kapitel ihre auswärtigen Pfarren und Kaplaneien nicht beſetzten; ſelbſt Kaiſer Ferdinand I. ließ unterm 20. März 1548 von Augsburg aus deßhalb an die Biſchöfe unter Androhung des Verluſtes des Lehenrechtes eine Rüge ergehen, nachdem ſchon vorher und zwar am 16. Jänner 1528 die Seelſorger aufgefordert worden waren, das Volk nicht durch übermäßige Ueberbürdung mit geiſtlichen Abgaben ſich gehäſſig zu machen.

Vorzüglich waren dieſe Uebelſtände in dem kärntneriſchen Diözeſantheile von Aquileja auffallend hervorgetreten, wo insbeſondere das umfangreiche Stift Arnoldſtein nur zwei Kapitulare mehr hatte und die Landbewohner ſelbſt ſchon zur Beſetzung ihrer geiſtlichen Seelſorgſtationen ſchreiten mußten. Dieſes war auch die Veranlaſſung, daß der Be-

ſitzer der Burgfeſte Finkenſtein Graf v. Dietrichſtein ſein Patronatsrecht über die Pfarrkirchen Villach und Maria Gail den Bürgern von Villach abtrat.

Derlei Umſtände waren daher der Verbreitung der evangeliſchen Lehre, beſonders weil in deren Funktionen die jedem Bewohner verſtändliche landesübliche Sprache gebraucht wurde und die Pfarrinſaſſen dabei nicht wie bisher allerlei Abgaben unterworfen waren, die häufig in für ſie unbekannte oder ihnen nicht als wohlthätig einleuchtenden Zwecke abgefordert wurden, ihnen ſomit auch läſtig und drückend werden mußten, ungemein fördernd.

Im Jahre 1562 verſuchte Kaiſer Ferdinand in einem Erlaſſe an die zu Salzburg abgehaltene Kirchenverſammlung und 1563, unmittelbar an den Papſt ſelbſt, um der katholiſchen Prieſterſchaft aufzuhelfen und eine Annäherung der Katholiken und die Proteſtanten dadurch zu erzielen, einen Vermittlungsweg, indem er die Prieſterehe und den Genuß des heil. Abendmahles in beiden Geſtalten bei den Katholiken befürwortete, allein erſteres wurde vom Papſte Pius IV. ganz abgeſchlagen, Letzteres zwar genehmigt, in der Folge vom Biſchofe Chriſtof Andrä von Gurk 1584 aber wieder aufgehoben.

In Klagenfurt, inzwiſchen zur Hauptſtadt des Landes erhoben, gewaltig vergrößert und gut befeſtigt, wo ſich viele Häuſer und darunter mehrere ſchöne Paläſte erhoben, die meiſten adeligen Familien des Landes bleibend ſich niederließen, das von wohlhabenden eingewanderten Bürgern bewohnt und der mehrfachen großartigen Bauführungen wegen von fremden Künſtlern und Baumeiſtern beſucht wurde, hatte ſich die Einwohnerzahl bald über 4000 Köpfe erhoben, die theils die neue Lehre mitbrachten, theils aber bald dafür eingenommen waren, zumal ſich in der damals einzig beſtandenen Kirche kein ſelbſtſtändiger Pfarrer befand, und die Seelſorge nur vom Kapitel in Maria Saal aus providirt wurde.

Der katholiſche Gottesdienſt hörte, da über Aufforderung der Landesrepräſentanz zur Anſiedlung unter den günſtigſten Bedingungen, viele und vorzugsweiſe proteſtantiſche Familien aus Schwaben und Sachſen einwanderten, nach und nach auf, die Seelſorge ging auf ihre mitgebrachten Prediger über. Da ſich die Nothwendigkeit einer Ordnungsherſtellung in Kirchenſachen ergab, ſo wurde im Jahre 1563 von den damaligen Landſtänden über Anregung ihres noch im ruhmvollen Angedenken ſtehenden Burggrafen Auguſtin Paradeißer, dann vom Stadtrichter Andre Prenner und den Stadtverordneten einſtimmig beſchloſſen,

den protestantischen Kultus öffentlich einzuführen und für ordentliche Anstellung der Seelsorger die nöthigen Einleitungen zu treffen, da Kaiser Ferdinand I. die scharfen Generalien mit der angedrohten Exekution gegen die Protestanten mittlerweile gemildert, im Jahre 1556 aber vollends zurückgenommen hatte. Es wurde deßhalb Pastor Martin Knor aus Klattau in Böhmen nach Klagenfurt berufen und ihm noch im Jahre 1563 die Stadtpfarrkirche St. Egiden mit der Weisung übergeben, daselbst den Gottesdienst nach dem protestantischen Ritus auszuüben.

Schon im folgenden Jahre hörten die von Maria Saal aus geleiteten öffentlichen Festumzüge der Katholiken auf.

Pastor Knor fungirte bis zum Jahre 1570; ihm folgte als wirklicher Stadtpfarrer Ambrosius Ziegler vom Jahre 1570 — 1575, Bernardin Steiner vom 9. Nov. 1575 bis zu seinem am 15. Jänner 1594 erfolgten Tode, zuletzt Adam Kolbius Flagius bis 7. Nov. 1600. Pastor Steiner führte zuerst die noch vorhandenen Tauf- und Sterberegister 1571 ein.

Inzwischen erbaute die Landschaft aus der einstigen vor Erbauung der Ringmauer außer der Stadt gelegenen sogenannten Spitalkapelle anno 1581 die heilige Geistkirche und besetzte sie mit eigenen Predigern als dem Magister Paul Oberdörfler, Sebastian Amatorius und dem aus Wittenberg berufenen Truber, ferner berief sie noch für die Slovenen in Georg Körbler, Moriz und Georg Faschang eigene Prediger dahin, weil hier für Slovenen der Gottesdienst gehalten und das Wort Gottes in ihrer Sprache vorgetragen wurde.

Ein anderer Faschang fungirte bereits seit dem Jahre 1576 an der slovenischen Pfarre zu Tultschnigg als Pastor.

Um in Kirchensachen eine Disziplin herzustellen und eine Ordnung zu erhalten, da ein in Villach vorgekommener Streit Differenzen hervorrief, bildete man für Kärnten in Klagenfurt ein Superiorat, worin der Pastor von St. Egiden sammt den Predigern und die gebildeteren Lehrer der wissenschaftlichen Anstalten Theil nahmen. Die Gewalt und Oberaufsicht über die getroffenen Verfügungen war in den Händen der Stände.

Da der ganz darnieder gelegene Schulunterricht einer Verbesserung dringend bedurfte, so wurde alsbald zur Organisirung der Schulen und möglichsten Erweiterung der Schulanstalten geschritten, und schon im Jahre 1569 der Bau eines allgemeinen, allen Ständen zugänglichen

Gymnaſiums unternommen, das ſich am Platze, wo gegenwärtig der ſüdliche Trakt der Burg ſteht, allmählig erhob und einen hölzernen Thurm zur Sternwarte erhielt. Von verſchiedenen auswärtigen Univerſitäten und Bildungsanſtalten wurden ſofort Lehrer berufen, worunter Jakob Brentl, Philipp Merbach und Hieronymus Megiſſer ſich in der Rektorswürde folgten.

Im Jahre 1582 begann die Landſchaft den Bau eines allgemeinen Verſorgungshauſes für ſämmtliche Landesbewohner mit einer großen Kirche, welchen Bau man 1593 beendigte.

Dieſe Bauten bilden gegenwärtig die Jeſuitenkaſerne und die Domkirche.

Gleichzeitig wurde auch der Friedhof bei der Stadtpfarrkirche St. Egiden aufgelaſſen und ein neuer großer Friedhof angelegt, der am 2. April 1591 vom Paſtor Bernardin Steiner unter Aſſiſtenz von vier Prieſtern eingeweiht wurde.

Schloßprediger Gotthard Chriſtalnik in Oſterwiz, ſpäter Paſtor in St. Veit, begann mittlerweile an einer kärntneriſchen Chronik, welche in der Folge vom Megiſſer vollendet und im Jahre 1612 in Nürnberg gedruckt wurde und wenn dieſelbe in ihrer Bearbeitung im damaligen Zeitgeiſte weniger anziehend und auch lückenhaft iſt und deßhalb öfters angegriffen wurde, ſo gibt ſie doch Zeugniß von einem denkenden Forſcher und iſt als erſtes derlei größeres Werk intereſſant, wird von jedem parteiloſen Geſchichtforſcher benützt und war die Veranlaſſung zur Aufſtellung einer ſpätern umfaſſenderen Geſchichte Kärntens, der ſie viele, ſonſt gewiß verloren gegangene Daten lieferte.

Eben ſo dürfte die in Wittenberg im Jahre 1584 gedruckte ſloveniſche Bibel, um ſo gewiſſer in Kärnten oder von einem Kärntner überſetzt worden ſein, weil darin die vom Ueberſetzer Georg Dalmatina gebrauchte ſloveniſche Sprache in allen Worten dem in Kärnten herrſchenden windiſchen Idiome eigen, von jedem Slovenen hier vollkommen verſtanden wird. An deren Ueberſetzung hat ſich auch der ehemalige Laibacher Domherr Primus Truber, der mit ſeinen Collegen zum Proteſtantismus übertrat, und in der Folge vielerlei Verfolgungen erdulden mußten, betheiligt.

Von dieſer Bibel wurden eine Unzahl Exemplare in Kärnten vertheilt, noch in neueſter Zeit wurden wieder zwei Exemplare entdeckt, wovon ſich eines gegenwärtig in der Bibliothek des hiſtoriſchen Vereines befindet.

Die meiſten Denkſteine an der Stadtpfarrkirche St. Egiden rühren von proteſtantiſchen Familien aus jener Zeit her.

Beſonders bemerkenswerth bleibt auch die von den proteſtantiſchen Ständen für kärntneriſche Studenten an der Univerſität in Wittenberg und gewiß mit einem großen Geldaufwande gemachte Stiftung mehrerer Plätze, welche noch aufrecht beſteht und wovon im 16. Jahrhunderte ungeachtet der weiten Entfernung 29 unadeliche Studenten allein ſchon Gebrauch machten, da dieſe Hochſchule, wenn gleich nach dem Muſter der Pariſer Univerſität bereits in Prag, Wien, Ingolſtadt, Padua u. a. m. gleiche Lehranſtalten beſtanden, damals eines vorzüglichen Rufes durch ihre durch Wiſſenſchaft hervorragende Profeſſoren genoß und von Studenten aus allen Gegenden deutſcher Zunge vorzugsweiſe beſucht wurde.

Zu welcher Zeit dieſe Stiftungen und unter welchen Modalitäten ſie errichtet wurden, oder von wem ſie ausgegangen ſind, iſt hier nicht mehr zu erheben, weil einestheils ſchon wahrſcheinlich während der Gegenreformation, bei Vernichtung aller auf Förderung des Proteſtantismus Bezug habenden Dokumente, Bücher und religiöſen Schriften ein großer Theil abhanden gekommen, anderntheils aber die aus dem Vandalismus allenfalls noch geretteten Urkunden bei den ſpäteren Feuersbrünſten und zwar namentlich jener am 17. Auguſt 1777 in Klagenfurt, wo das ſtändiſche Archiv, und der zu Spittal im Jahre 1797, wo das Archiv der Grafſchaft Ortenburg ganz ausbrannte, zu Grunde gegangen ſein dürften.

Mehrere Stiftungsplätze dürften von einſtigen Beſitzern der Grafſchaft Ortenburg, oder von Bewohnern des Marktes Spittal ausgegangen ſein, weil in der an das Laibacher Gubernium noch vor drei Dezennien ergangenen Aufforderung von Seite der Univerſität Wittenberg, namentlich von zwei, für Studenten aus dem Markte Spittal erledigten Stiftungsplätzen die Rede iſt.

Laut einem vorhandenen Verzeichniſſe von Schmidl in Wien ſtudirten ſchon ſeit dem Jahre 1504 kärntneriſche Studenten an der Univerſität in Wittenberg und namentlich: Chriſtof Terte von Villach 1504, Georg Scharf von Villach 1525, Georg Hildebrand von Villach 1528, Bartlmä Meſtriz von Popichl 1532, Johann Peter aus Villach 1535, Michael Krauer 1536, Wolfgang Meßlinger von St. Veit 1539, Johann Greifenſteiner 1542, Chriſtof Sommeregger 1542, Martin Tirnauer 1543, Martin Siebenbürger 1544, Anton Goldſtein 1544, Jodok Nothhaft 1546, Andrä

Sezenſer 1546, Johann Zolner 1549, Urban Zusner, Mediziner 1551, Bartlmä Reiter 1553, Amand und Franz von Gera 1557, Adam Venediger 1557, Georg Kramer von Villach 1557, Abel Altendorf und Adam Egger von Frieſach 1558 — Familiennamen, die noch größtentheils gegenwärtig in Kärnten vorkommen.

Martin Siebenbürger wurde als Phyſiker in Villach angeſtellt und ſtarb alldort.

Ferner wurden immatrikulirt am 2. Mai 1555 David Freiherr v. Ungnad, Sohn des Andrä v. Ungnad, Freiherrn v. Sonegg, und im Jahre 1557 alldort zum Rektor gewählt. Außerdem ſtudirten noch die Freiherrn Ludwig, Chriſtof und Simon v. Ungnad, Johann und Karl von Ungnad, Letzterer ſtarb zu Gaſtein und ruht in der Ungnad'ſchen Kapelle zu Völkermarkt.

In dieſer Periode ſtudirten in Wittenberg auch 32 Steirer und 5 Jünglinge aus Krain.

Schon im Jahre 1548, den 5. April, verbot Kaiſer Ferdinand's Sohn, Karl II., den Ständen ihre Söhne zur Ausbildung an unkatholiſche Hochſchulen zu ſenden, weil ſie mit den Grundſätzen der neuen Lehre zurückkommen und meiſt ausländiſche Hofmeiſter mitbrachten, die ſich dem geiſtlichen Stande widmeten und hier nicht ſelten als Prädikanten Anſtellungen fanden.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dürften nach Wittenberg und auf andere ausländiſche Bildungsanſtalten noch mehrere Studenten abgegangen ſein, weil im Jahre 1556 der nichtkatholiſche Adel erwirkte, ſeine Söhne an „zuläſſigen Orten" ſtudiren zu laſſen.

Dieſe Stiftung wurde nun ſeit der Gegenreformation ungeachtet wiederholter Aufforderungen von Seite des Rektorates in Wittenberg und zuletzt noch vor drei Dezennien an das vormals beſtandene Landesgubernium in Laibach, nicht mehr benützt.

Die Frage, ob dieſe für Kärntner gegründeten Stiftungsrechte auch noch in ihrem ganzen Umfange beſtehen, und in dieſem Falle, ob es nicht zweckmäßig wäre, dasſelbe zu benützen, kann an dieſem Orte nicht näher erörtert werden.

(Schluß folgt.)

Das Johannisfeſt.

Das Geburtsfeſt St. Johannis des Täufers bildet neben Mariä und Chriſti Geburt das dritte Geburtsfeſt in unſerem Kalender. Die Feſtbräuche, welche das Volk am Johannistage übt, knüpfen ſich jedoch keineswegs an die Lebensgeſchichte oder an die Legende des St. Johann und es findet ſich darin nicht die entfernteſte Anſpielung an dieſen Heiligen. Wir müſſen vielmehr auch hier wie bei den meiſten an chriſtlichen Feſten üblichen Volksgebräuchen auf einen heidniſchen Urſprung zurückgehen.*)

In alten Urkunden wird der Johannistag auch „Sunnewende", „Sunwinde", „Sumethen", „Singethen" (die Sonnenwende) genannt, und dieß führt uns auf ein Hauptfeſt des altdeutſchen Heidenthums, auf das „Mitteſommer"- oder „Sonnewendfeſt", welches der Sonne, die in der Zeit unſeres Johannisfeſtes am höchſten ſteht in ihrer Kraft, und dem Feuer galt. Unſere Vorfahren feierten dieſes Feſt, wie faſt alle ihre Feſte, durch Hauptopfer, durch große Volksverſammlungen, Gerichthalten und Gelage, und wir haben uns den Ritus desſelben etwa folgendermaßen zu denken: Wenn die Sonne am höchſten ſtand, verſammelte man ſich an heiliger Stätte, gewöhnlich auf einem hohen Berge. Mit einer auf eine ungewöhnliche Weiſe, meiſtens durch die Umdrehung eines das heilige Sonnenrad darſtellenden Wagenrades erzeugten Flamme, zog man im Kreiſe um einen mit Blumen und allerlei heiligen Kräutern umwundenen Baum, welcher die Stelle der Achſe oder Nabe eines Rades verſehen ſollte — eine ſymboliſche Darſtellung des heiligen Sonnenrades. Sodann wurde ein aus neunerlei Holz, wobei natürlich auch das Holz der dem Thonar, dem himmliſchen Feuergott, geweihten Eiche nicht fehlen durfte, aufgeſchichteter mächtiger Scheiterhaufen (die Zahl 9 galt den heidniſchen Völkern Nord-Europa's für heilig) von einem Prieſter angezündet, und man tanzte, mit allerlei Blumen und Kräutern bekränzt und mit Sträußen davon in den Händen, um die heilige Flamme. Feierliche Geſänge zu Ehren der Gottheit wurden angeſtimmt und von den Tänzern Blumen und Heilkräuter opfernd ins Feuer geworfen. Mit dieſem Feuer wurde aber nicht nur die ſtrahlende Gottheit an ihrem Ehrentage freudig begrüßt, ſondern es war auch zugleich ein Sühn- und Reinigungsfeuer, da es durch das Symbol derſelben geweckt und ein von

*) Vergleiche Carinthia vom Jahre 1864, Seite 318.

ihr stammendes Element war. Man ging oder sprang durch die Glut, um sich zu läutern oder vor kommendem Unheil zu bewahren, und trieb das Vieh hindurch, um es vor Seuchen und Krankheiten zu schützen, und beobachtete, wo der gedeihenbringende Rauch hinzog. Endlich fanden auch, wie bei allen Festen unserer Vorfahren, noch Opfer statt, nicht nur von Thieren, namentlich von Pferden, welche als die vorzüglichsten Opferthiere galten, sondern auch von Menschen. Es waren jedoch nicht Opfer von schuldlosen Menschen, wie sie bei den alten Griechen, Römern und Juden und bei den jüngeren morgenländischen Heidenvölkern üblich waren, dergleichen hatten die alten Deutschen nicht. Es wurden keine schuldlosen Menschen geopfert, sondern nur schuldige, zum Tode verurtheilte, und das von der Gemeinde gefällte Todesurtheil wurde im Namen der richtenden Gottheit durch die Hand ihres Priesters, des „Gottesfron", nur in Form eines Opfers vollzogen. Die Sonne, welche das Verbrechen durchschaut und entlarvt, stand bei unseren Altvordern in engster Beziehung zu Gerichthalten und Gerechtigkeit. Ihr mußte die Sühne gebracht werden, und die Zeit, wo sie am höchsten stand, war der Hauptgerichtstag. War das Feuer abgebrannt, so veranstaltete man ein Mahl, bei dem hauptsächlich das Fleisch vom Pferde, welches vielen Göttern geweiht war, genossen und mancher Becher den Göttern zu Ehren geleert wurde. Am Schluße der Feierlichkeit streute man, die Saaten zu schützen, die Asche auf die Felder, nahm sich abgelöschte Brände mit nach Hause, wo sie als Amulete vor dem Fenster aufgehängt oder auf das Dach gelegt wurden, um das Haus vor allerlei Unheil und namentlich vor dem Blitz zu sichern.

Ein bedeutungsvoller Ueberrest dieses altheidnischen Cultus der Mitsommerwende sind ohne Zweifel die Johannisfeuer, große Feuer, welche am Johannis-Vorabende angezündet werden, ein Brauch, der im Mittelalter sich über den größten Theil Europa's, namentlich über die von gothischen Stämmen eroberten Länder, von jenseits der Pyrenäen bis über die Weichsel, verbreitet war und in vielen Strichen noch jetzt beobachtet wird. In Norddeutschland scheinen die Johannisfeuer gegenwärtig nicht mehr gebräuchlich zu sein, dahingegen sind sie in Oesterreich und zwar vorzüglich in dessen Gebirgsländern, dann in Franken, Süd-Thüringen, Schwaben, Baiern, Schlesien und in einigen Rheingegenden noch zu Hause und heißen jetzt noch hin und wieder mit dem älteren Namen Sonnwendfeuer. Dort flammen sie am Vorabende des Johannistages auf allen Höhen, so weit das Auge reicht. Einige

Tage vorher durchziehen Knaben die Straßen der Städte oder Dörfer und ſammeln Reiſig und Theerfäßer zu dem Feuer, auch wohl Eier und andere Lebensmittel ein, welche am Johannisabende verſchmauſt werden.

Im Lande ob der Enns und weit über den Inn und daran nördlich über die Donau hinaus, wo die Johannisfeuer beſonders gebräuchlich ſind, ſind ſie ein ungemein beliebtes Volksfeſt. Jeder Bürger oder Bauer muß dort der Reihe nach für den Tag vor Johannis einen Wagen, ein anderer ein Pferd, ein dritter einen Buben ſtellen. Mit Strohbändern feſtlich aufgeputzt, fährt man am Morgen dieſes Tages von Haus zu Haus, mit einem herkömmlichen Spruche die Holzſcheiter einzuſammeln und zur Theilnahme an der Feier einzuladen. Wenn nun des Abends auf dem Feuerplatze das Einladungszeichen durch eine mit Strohbändern umwundene und angezündete Stange gegeben wird, welche aus der Mitte des Holzſtoßes emporragt und dieſen bei ihrem Niederbrennen in Brand ſteckt, eilen die „Springer", „Bäher" und „Gaffer" von allen Seiten herbei. Die „Springer" ſind junge Eheleute oder Brautleute, welche paarweiſe durch das Feuer ſpringen, ſo lange es ihnen beliebt. Dieſe ſpringenden Paare werden beſtändig von einer Menge müßiger Zuſchauer, „Gaffer" genannt, recenſirt. Sie höhnen und ſpotten, wenn ein Paar mit dem Springen zaudert oder eine Weile innehält, oder wenn ein Wagehals einen verunglückten Sprung gethan hat und entweder in das Feuer oder daneben niedertaumelt; den glücklichen Springer aber belohnen ſie mit ihrem Jubelruf und bringen auf dieſe Weiſe das regſamſte Leben in die Feſtlichkeit. Zuweilen iſt der Holzſtoß ſo hoch angelegt, daß auch die kühnſten Springer ſich nicht hindurchtrauen. Neben den kleinen Feuern, welche zur Beluſtigung der Kinder brennen, ſitzen die Großeltern und alten Baſen, die „Bäher", und röſten an langen Stangen mit Salz beſtreute Brodſchnitten (Bäher) in der Glut, die ſie für die Hungrigen in Bereitſchaft halten, während der Wirth des Ortes für Getränke ſorgt. Die fröhliche Feier endet ſelten vor Mitternacht.

Im Mittelalter, wo Johanni eine hochheilige Zeit war, zu welcher wie um Pfingſten, große Volks- und Reichsverſammlungen gehalten wurden, waren auch die Johannisfeuer, jetzt zur Volksluſtbarkeit herabgeſunken, weit großartiger, heiliger und ehrwürdiger, und nicht bloß das niedere Volk, auch der Adel und ſelbſt Fürſten verſammelten ſich darum. In Augsburg zündete 1497 in Kaiſer Maximilians Gegenwart die ſchöne Suſanne Reithard das Johannisfeuer eigenhändig mit einer Fackel an, und machte dann zuerſt den Reigen um die Flamme an des Erzherzogs

Philipp Hand. Zu Paris wurde noch im ſiebzehnten Jahrhundert auf dem Platz vor dem Stadthauſe ein mächtiges Johannisfeuer angezündet. Der Holzhaufen war mit Laub und Blumen aufgeputzt und wurde von dem Bürgermeiſter ſelbſt in Brand geſteckt.

Dieſer weit verbreitete Feuercultus zu St. Johanni iſt ohne Zweifel heidniſchen Urſprungs, da ſich darin kein Bezug, weder auf das Chriſtenthum, noch auf den heiligen Johannes finden läßt. Das ganze Mittelalter hindurch begegnen wir auch wiederholten Verboten der Heidenbekehrer und der Geiſtlichen, welche gegen die dabei gebräuchlichen Lieder und Tänze als heidniſchen Unfug und Teufelsſpuck eifern. Es verband ſich in der That und verbindet ſich noch heutzutage mit den Johannisfeuern allerlei Aberglaube und abergläubiſcher Brauch, die den heidniſchen Urſprung nicht verkennen laſſen. Man treibt das Vieh über die Brandſtelle, um es gegen Seuchen und Hexenzauber zu ſichern; man tanzt, mit allerlei Heilkräutern bekränzt, um die Flamme herum, ſpringt darüber oder läuft durch die glimmenden Kohlen, um das ganze Jahr vor allerlei Uebeln, namentlich vor dem Sonnenſtich und vor Augenübeln, bewahrt zu bleiben; man ſtreut die Aſche des verglimmenden Feuers auf den Acker, um die Fruchtbarkeit des Bodens zu vermehren, und wendet ſie ſonſt noch als Heilkraft in vielen Dingen an; man legt Kohlen vom Johannisfeuer auf das Dach des Hauſes, um letzteres vor dem Blitz zu ſichern. Weder Johannes noch Elias ſtehen in Beziehung zu jener überirdiſchen Flamme, noch tritt erſterer in der Bibel als mit Heilkräften begabt auf. Auch dürfte es nicht unwichtig ſein, daß unter den Iſraeliten die heidniſche Sitte herrſchte, Söhne und Töchter durch ein Feuer gehen zu laſſen, welches zu Ehren des Sonnengottes brannte, und daß die alten Römer bei ihrem Hirtenfeſt der Palilien beinahe ganz denſelben Ritus beobachteten. Dann begegnen wir auch bei den Johannisfeuern entſchiedenen Spuren von Opfern. Der im Thüringiſchen, Meißniſchen und Bergiſchen überlieferte Brauch, einen Pferdekopf in das Johannisfeuer zu werfen, erinnert an die Thieropfer. Eine andere Spur, auf die früheren heidniſchen Menſchenopfer deutend, iſt der früher, im Mittelalter, in allen Schichten verbreitete und jetzt noch im Volke lebende Aberglaube, daß St. Johann an ſeinem Feſttage jedesmal drei Todte als Opfer fordere, und ſie ſich am Grund, aus der Luft oder in der Fluth hole, daher ſich die Läufer, Klimmer und Schwimmer an dieſem Tage in Acht nehmen mögen.

Der hel'ge Zink Jan
Will drei Dhuden han

iſt ein unter dem Volke noch gewöhnlicher Spruch. Altgläubige Landleute warnen daher am Johannistage ihre Kinder beſonders vor Klettern und Baden. Noch zu Karls des Großen Zeiten ſetzten die bekehrten Deutſchen ſolche von ihren heidniſchen Vorfahren zur Sonnenwende gebrachte Opfer heimlich fort, und die heilige Vehm iſt vielleicht eine Verzweigung dieſes Brauchs und dieſer Anſichten. Auch finden wir noch in allen alten Weisthümern „St. Johannismiſſen zu Mitteſommer" als ein ungebotenes Gedinge, als einen feſtgeſetzten Gerichtstag vor, wie es ja die Sonnenwende in der heidniſchen Zeit gleichfalls war.

Es ſei uns geſtattet, noch einen wichtigen Umſtand zu erwähnen, welcher es zur Gewißheit macht, daß die Ceremonie der Johannisfeuer der Reſt des heidniſchen Sonnenwendcultus iſt, welcher mehr den Charakter eines Sühn- und Reinigungsfeſtes als den eines Freudentages trug. Die Ueberlieferung hat bewahrt, daß man in früheren Zeiten die Johannisfeuer ganz auf dieſelbe Weiſe wie die ſogenannten „Nothfeuer" (nod fyer) erweckte, was einen augenſcheinlichen Zuſammenhang mit demſelben ergibt, welche erwieſenermaßen aus vorchriſtlicher Zeit ſtammen. Unter Nothfeuer verſtand man eine auf eine ungewöhnliche und ganz auf ähnliche Art, wie die alten Römer das erloſchene Feuer der Veſta wieder anzündeten, erzeugte Flamme, z. B. durch Reibung von trockenem Holze, eine der gewöhnlichſten Arten. Dieſe Nothfeuer waren bis in das jetzige Jahrhundert hinein in Norddeutſchland, England und Schweden, in früherer Zeit aber allenthalben üblich, wohin deutſche Stämme ihre Sitten verpflanzt hatten. Da man der auf die erwähnte Weiſe erzeugten Flamme mehr Heiligkeit zuſchrieb, als der von Menſchen bereits abgenützten und fortgepflanzten, ſo galten die Nothfeuer als Schutz- und Heilmittel gegen Krankheiten, und man brachte ſie gemeiniglich dann in Anwendung, wenn eine Peſtilenz oder Viehſeuche ausgebrochen war. Das Vieh wurde durch die Flamme getrieben, um es von der Seuche zu heilen oder davor zu bewahren; auch wurden Kohlen vom Feuer den Thieren in die Krippe gelegt. Vorher mußte Jeder in ſeinem Hauſe das Herdfeuer auslöſchen und dasſelbe ſpäter mit Bränden vom Nothfeuer wieder anzünden. Auch mußte, was recht deutlich den heidniſchen Urſprung verräth und an die Heilighaltung der Zahl 9 bei den heidniſchen Völkern Nordeuropa's erinnert, neunerlei Holz zum Nothfeuer verbraucht werden und neunmal neun Männer bei der Ceremonie

thätig sein. Den Nothfeuern kommt also offenbar ein hohes Alterthum zu, und unsere heidnischen Verfahren zündeten dieselben nicht nur zur Reinigung und Befreiung bei unmittelbar drängender Gefahr an, sondern auch an gewissen Tagen des Jahres als Sicherung gegen das mögliche Uebel. Keine Zeit konnte hiezu geeigneter sein, als die Sonnenwende des Sommers, wo die Sonne ihren höchsten Triumph über die Macht der Finsterniß feiert, und auch unsere Johannisfeuer, welche, zieht man den übrigen damit verbundenen Brauch und Glauben mit in Erwägung, entschieden ein und dasselbe mit dem Nothfeuer sind, haben diesen Charakter des Sühn- und Reinigungsfeuers in die christliche Zeit mit hinübergenommen.

In einigen Gegenden, besonders in solchen, wo die Johannisfeuer abgekommen sind, wird St. Johanni durch den „Johannisbaum" gefeiert. Man pflanzt eine mit Bändern und Blumenkränzen gezierte Maie oder Tanne oder auch eine Blumenpyramide auf, um welche die Jugend herumtanzt. In manchen Städten, wo dieser Gebrauch besonders üblich, sieht man fast in allen Straßen solche Johannisbäume errichtet. An manchen Orten schickt man sich einander auch den „Johannisstrauß" zu, der aus allerlei wohlriechenden, mit Bändern umwundenen Blumen besteht, oder man pflanzt einen mit Blumen geschmückten Topf auf einen Tisch und tanzt mit Gesang und Jubel um denselben herum, was den „Johannis- oder Rosentopf spielen" heißt. (U. a. h. H.)

Aus dem Briefe eines Kärntners in der mexikanischen Fremden-Legion.

Puebla, 20. Mai 1865.

Wie Du weißt, gingen wir am 12. Dezember 1864 von Laibach nach Triest, leider Nachts, so daß uns der Anblick des heimatlichen Bodens nicht mehr möglich war. Um 9 Uhr Vormittags des 13. kamen wir in Triest an, um 12 Uhr waren wir am Bord des Schraubendampfers Veracruz, eines Schiffes erster Größe, das uns unter den herzlichsten Zurufen eines zahlreichen Publikums vom heimatlichen Boden, dem Lande unserer Jugend und ersten Thätigkeit, das wir vielleicht nie wieder sehen werden, wegführte. In der Meerenge von Messina hatten wir einen Sturm mitzumachen, der von 6 Uhr Abends bis 10 Uhr Früh

währte und als erstes Erlebniß genügte. Vor Gibraltar lagen wir circa 36 Stunden, konnten uns jedoch nicht ausschiffen; man brachte uns viele nothwendige Gegenstände auf kleinen Schiffen zu; wir kauften um verhältnißmäßig billige Preise. Endlich verließen wir auch den europäischen Boden und, Anfangs längs der afrikanischen Küste segelnd, näherten wir uns den Antillen; jedoch bevor wir Martinique, unser nächstes Ziel, erreichten, hatten wir wieder einen Sturm zu bestehen — ihn zu beschreiben fehlt Zeit und Raum —; für jetzt nur so viel, daß während dessen Wüthen auf einmal in der Küche ein gefahrdrohendes Feuer entstand, das das finstere Verdeck magisch erleuchtete. Die Nacht hindurch lagen wir vor Martinique, um 7 Uhr Morgens landeten wir daselbst. Die Insel ist französisch, hat zwei bedeutende Forts und gewährte durch die üppigste Vegetation einen schönen, ja überraschenden Anblick. Während unseres zweitägigen Aufenthaltes daselbst kamen wir zuerst mit schwarzer und weißer Bevölkerung in Berührung, deren beider freundliches Benehmen uns sehr erfreute. Wir gaben uns dem Vergnügen hin, besonders sprachen wir in Vorahnung des baldigen Abschiedes dem köstlichen Weine zu, von dem die Bouteille $^3/_4$ — 1 Franc kostet. Wir genoßen die herrliche Rundschau über die schöne Insel und ihre Nachbarinen. — In zehn Tagen durchfurchten wir das caraibische Meer und in zwei Tagen den Meerbusen von Mexico, welches Gewässer dem kühnsten Seemanne alle Vorsicht gebietet. Unter fortwährendem Auswerfen des Senkbleies sollten wir noch einen Sturm erleben, der uns die ganze Furchtbarkeit und die volle Größe des beweglichen Elementes zeigen sollte. Morgens erhob sich ein Wind und man bedeutete uns auf einen Sturm gefaßt zu sein. Als wir Nachmittags unsere Jause, am Verdecke liegend, einnahmen, stürzten auf einmal die Wellen über Bord, uns in die Mitte des Schiffes schleudernd. Bei der Unmöglichkeit uns zu erheben mußten wir auf allen Vieren in die Kajüten oder das Zwischendeck kriechen; in Ersteren war wegen Ueberfüllung der Aufenthalt unerträglich, im Letzteren hielt Einer sich am Andern fest oder suchte an Stricken oder was sonst Halt und Stütze gab sich anzuklammern.

Da unser Schiff wie ein Spielzeug herumgeschleudert wurde und wir ganz durchnäßt waren, so sahen wir wie Leichen aus und Viele überfiel die Seekrankheit, wurden auf Haufen zusammengeworfen und mußten wir so in der peinlichsten Lage bis 7 Uhr Morgens ausharren, da Niemand außer den Matrosen das Verdeck betreten durfte.

Wir hörten auf zu glauben, daß wir noch einmal Land sehen würden. — Mehr kann ich Dir brieflich nicht mittheilen.

Doch der Allmächtige schützte uns und am 21. Jänner waren wir in Veracruz. Von Weitem schon sahen wir, daß der Krieg die Stadt arg mitgenommen hatte, was ein Gang durch dieselbe noch deutlicher zeigte; die vielen großartigen Kirchen sind zusammengeschoßen oder in Casernen verwandelt, sonst ist die Stadt schön und regelmäßig, nur das Wort: „gelbes Fieber" und die tausend nichtscheuen Aasgeier, welche sie umschwärmen und die höchsten Giebel der Gebäude bevölkern, — sie zu tödten ist bei Strafe verboten — machen den Aufenthalt unheimlich.

Nachdem wir dort einige Tage in einer Kirche — Caserne lagen, fuhren wir mittelst der Eisenbahn trotz der Steigung schneller nach Cameron, ja schneller als man in Oesterreich fährt.

Je näher wir gegen Orizaba kamen, desto höher und schöner wird die Gegend, besonders aber die herrliche Vegetation, man fühlt nur den Mangel an fleißigen Händen.

In Orizaba, mit seiner sehr schönen Umgebung und der Menge zertrümmerter Klöster und Kirchen befanden wir uns so ziemlich angenehm. Wir waren in der Carmen-Kirche bequartiert und hielten die vielen Leichname der Männer, Frauen und Kinder in den Grüften derselben für Reste der Inquisition.

Von dort kamen wir nach mehreren Märschen nach Puebla; so angenehm es dort war, so lästig waren Letztere; in der größten Hitze, im Sande bis über die Knöchel, den der Wind wie Wolken aufwirbelte, und der uns nicht 10 Schritte weit zu sehen erlaubte, wateten wir bis zur Unkenntlichkeit geschwärzt durch Kaktuswälder. Puebla liegt schön und regelmäßig innerhalb der sie dominirenden Forts, doch ist die Stadt auffallend zerstört, besonders aber deren Kirchen und Klöster.

Eine Kirche wurde zuletzt von mehr als 1000 Geistlichen vertheidigt, von den Zuaven und Legionären aber genommen; in ihrer Nähe ist ein Schwefelbad, das man um 2 Tlacs benützen kann.

Hier empfanden wir unsere schwere Aufgabe, 63 ganz wilde, ungezähmte, mit dem Lasso gefangene Maulthiere für unsere Gebirgsbatterie abzurichten, zu bändigen.

Der Lasso ist ein langer Strick mit einem Klang, der in der Entfernung geworfen wird.

Die einzige Hoffnung, die mir bleibt, ist die Aussicht auf die Auflösung; ich habe viele dumme Streiche in meinem Leben gethan, doch dümmern konnte ich keinen thun.

Die erste Batterie war bereits im Gefechte und brachte dabei ihre Opfer. Sobald wir unsere Bestien etwas eingeschult haben werden, ist es möglich, daß wir noch einige Tagmärsche hinter Mexiko kommen, dann —

Lieber Freund, bleibe in deinem guten und gemüthlichen Europa, dort genießt du für dein Geld doch etwas, was du hier selbst bei hohem Verdienste nicht haben kannst, weder Bier noch Wein, nichts als Pulque, das aus einer Kaktusgattung gewonnen wird, und durch die Kehle eines Oesterreichers nicht gehen will. Mit enormer Spannung sehen wir der Zukunft entgegen, besonders wenn man hört, daß die Guerillas unsere Leute auf 20 — 30 Schritte Entfernung mit dem Lasso abfangen und im Gallop davonsprengend selbe nachschleifen, oder andere empörende Handlungen verüben, die ich nicht weiter berühren kann.

Ueberlebe ich dieß, so will ich entweder nach Californien oder nach Nordamerika, erkundige dich, welche Kärntner im ersteren Lande sind.

Denke dir, daß wir abgehärtet sind, wie ich es nie geglaubt hätte; von Laibach weiter lagen wir noch nie auf einem Strohsack, stets auf hartem Boden mit der Decke und dem Mantel, um 4 — 5 Uhr Morgens kommen wir auf die Beine und um 9 Uhr auf das harte Lager. Theile mir in deinem Nächsten recht viel aus der Heimat mit, an die ich trotz des vielen Ungemachs das ich dort erlebt, mit warmen und betrübtem Herzen denke.

Allen Freunden meinen herzlichsten Gruß. Dich im Geiste umarmend, dein C. B.

Die Erdatmosphäre.

Die atmosphärische Luft, welche unsere Erde als eine dicke, nach außen dünner werdende Schale umgibt, erscheint dem oberflächlichen Beobachter kaum der Beachtung werth. Bevor wir sie näher kennen lernen, wollen wir einen flüchtigen Blick auf die wichtige Rolle werfen, welche der Schöpfer derselben angewiesen hat. Die atmosphärische Luft ist zur Existenz der Menschen, Thiere und Pflanzen unentbehrlich. Ohne Luft wäre das Athmen, folglich die Belebung des Blutes und die Er-

zeugung der Lebenswärme unmöglich. Man pflegt den Athmungsprozeß nach Liebig mit einer Verbrennung zu vergleichen, bei welcher der Kohlenstoff des Blutes, bei Berührung desselben mit dem eingeathmeten Sauerstoffe zu Kohlensäure sich verbindet. Diese wird mit andern Luftarten (Stickstoff, Wasserdunst) zugleich ausgeathmet, und das frisch belebte rothe Blut durchkreiset den Körper. Bei dieser Verbrennung entsteht auch die dem Körper eigenthümliche Wärme, welche er in allen Erdzonen und in allen Jahreszeiten unverändert zeigt. Indessen ist die atmosphärische Luft nicht nur eine nothwendige Bedingung des thierischen Lebens, sondern sie erleichtert auch die körperlichen Bewegungen auf der Erde und ermöglicht dieselben über der Erdfläche. In einem luftleeren Raume müßten die Gliedmaßen durch die alleinige Muskelkraft gehoben und bewegt werden. Die Bewohner einer der Atmosphäre beraubten Erde hätten nicht die Schnellkraft der Glieder und nicht die Regsamkeit der jetzigen Geschöpfe. Gefiederte Thiere, welche sich über die feste Erdfläche erheben könnten, würde es gar nicht geben. Die Geschöpfe einer luftleeren Erde wären lautlos, weil eben die Luft die Trägerin des Schalles ist. Auch die Pflanzen, welche ihre Nahrung zum Theil aus der Luft nehmen, könnten nicht gedeihen. Die Erde wäre starr und unveränderlich dieselbe, und nur unterirdische Kräfte würden zuweilen gewaltsame Veränderungen an der Erdoberfläche erzeugen, wogegen jener langsame aber ununterbrochene Strom des Werdens und Vergehens, welcher durch die Berührung mit der Luft an allen Körpern der Erdoberfläche hervorgebracht wird, gänzlich fehlte. Die mannigfachen Wechsel der Lichterscheinungen würden, wo nicht ganz verschwinden, doch nur in langweiliger Gleichförmigkeit erfolgen. Auf die lebenslose Erdrinde würde sich der Himmel nicht als ein blaues, lichterfülltes, sondern als ein schwarzes Gewölbe stützen, ohne Farbe und ohne Glanz, an welchem die Sterne Tag und Nacht sichtbar wären. Die Wärmeverhältnisse unserer Erde ohne Atmosphäre wären viel ungünstiger als die gegenwärtigen, denn der Sonnenstrahl würde wohl die feste Erde, aber nicht den die Erde umgebenden luftleeren Raum erwärmen. Ueberdieß würde die der Erde eigenthümliche Wärme ungehindert in den Weltraum ausstrahlen, und die Erdrinde hätte sich schon längst bis zur Eistemperatur abgekühlt. Endlich gewährt die elastische Erdhülle dem Erdkörper und seinen Bewohnern einen starken Schutz in jenem möglichen Falle, in welchem ein Komet eine unsanfte Berührung mit der Erde anstrebte.

Beſtandtheile der Atmoſphäre.

Nachdem wir die Wichtigkeit der Erdatmoſphäre in Umriſſen betrachtet haben, wollen wir zur nähern Unterſuchung dieſer Kugelhülle ſchreiten. Sie iſt ein Gemenge aus verſchiedenen luftförmigen Stoffen, welche entweder immer und überall vorgefunden werden, oder nur zeit- und ortweiſe in derſelben vorkommen. Die wichtigeren dieſer Stoffe ſind:

1. Der Sauerſtoff. Prieſtley hat im Jahre 1774 die Gegenwart des Sauerſtoffes in der Atmoſphäre nachgewieſen und Cavendiſh im Jahre 1783 auf 20·84 Raumtheile in 100 Raumtheilen Luft beſtimmt. Die übrigen 79·26 Raumtheile nimmt größtentheils Stickſtoff ein. Dieſes Miſchungsverhältniß bleibt ſich gleich in jeder Jahreszeit, bei jeder Witterung, in tiefen Thälern und auf hohen Bergen, in Städten und auf dem flachen Lande. Der Sauerſtoff dient zum Athmen, zur Verbrennung, zur Verweſung organiſcher Stoffe. Der Menſch braucht täglich 25 Kubikſchuh Sauerſtoff, und mit je 100 Pfund trockenen Holzes verbinden ſich beim Verbrennen 112 Pfund oder nahe 1400 Kubik-Fuß Sauerſtoff zu Kohlenſäure. So groß auch die Menge des Sauerſtoffes in der atmoſphäriſchen Luft iſt, ſo müßte dieſer doch durch das Athmen der Menſchen und Thiere, durch die Verbrennung und durch die Verweſung von Pflanzen und Thieren verbraucht und größtentheils durch Kohlenſäure erſetzt werden, wenn nicht der weiſe Schöpfer für Entfernung der Kohlenſäure und für Ergänzung des Sauerſtoffes geſorgt hätte. Die dem thieriſchen Organismus verderbliche Kohlenſäure iſt ein Nahrungsmittel für Pflanzen, indem dieſe unter dem Einfluſſe des Sonnenlichtes die Kohlenſäure zerlegen, den Kohlenſtoff zur Nahrung behalten und den Sauerſtoff der atmoſphäriſchen Luft zurückgeben.

2. Der Stickſtoff, welcher in der atmoſphäriſchen Luft in großer Menge vorkommt, dient unmittelbar, indem er ſich mit dem frei gewordenen Waſſerſtoffe zu Ammoniak verbindet, den Pflanzen zur Nahrung. Ammoniak kommt in der Atmoſphäre in geringer Menge vor, wird vom atmoſphäriſchen Waſſer abſorbirt und kommt mit den wäſſerigen Niederſchlägen zur Erde. Es bildet ſich hauptſächlich bei der Verweſung und Fäulniß organiſcher Ueberreſte und wird von der feuchten Erde zurückgehalten. Ueberdieß hat die große Menge Stickſtoff in der Luft noch einen andern Zweck. Sein Daſein in der Atmoſphäre vergrößert ihre Dichte, wodurch die Verdunſtung der Gewäſſer und der Feuchtigkeit an der Oberfläche der Pflanzen verlangſamt, die Ausſtrahlung der Wärme

frei wachsender Pflanzen geschwächt, die Fallgeschwindigkeit der Regentropfen und Hagelkörner vermindert wird. Auch unterstützt der starke Luftdruck die Bewegungen der thierischen Glieder und die Bewegung der Säfte in den Pflanzen.

3. Die Kohlensäure. Bergmann hat das Vorhandensein der Kohlensäure in der atmosphärischen Luft im Jahre 1774 zuerst nachgewiesen. Nach Sauſſure, dem wir die ersten verläßlichen Versuchsresultate verdanken, schwankt der Kohlensäuregehalt in 10.000 Raumtheilen Luft zwischen 5·78 und 3·2 solcher Raumtheile. Im Mittel enthält die Luft des Continentes 5 Raumtheile Kohlensäure in 10.000 Raumtheilen Luft.

Feuchtigkeit vermindert den Kohlensäuregehalt, daher ist dieser auf Bergen größer als über feuchten Thälern. Auch beobachtet man des Morgens ein Maximum, des Abends ein Minimum von Kohlensäure. Ein Perzent Kohlensäure in der Luft verursacht dem Menschen schon Unwohlsein und die Luft muß gereinigt werden.

Mittelst dieser drei Mischungsbestandtheile der atmosphärischen Luft vermittelt die Weisheit des Schöpfers die Erhaltung der Thier- und Pflanzenwelt, indem durch Verbrennung, durch das Athmen der Menschen und Thiere, sowie durch Verwesung und Fäulniß ihrer Körper den Pflanzen Kohlensäure und Ammoniak geliefert wird; die Pflanzen dagegen der Thierwelt nicht nur Mittel zur Ernährung bereiten, sondern auch die Kohlensäure, die das Leben der Thiere gefährdet, entfernen und die Atmosphäre mit einem Sauerstoffe versehen. Die Kohlensäure der Luft schließt in Verbindung mit Wasser die Gebirgsarten auf und ermöglicht die Verwandlung des harten Steines in fruchtbare Erde.

4. Der Wasserdunst. Aus dem auf der Erdoberfläche verbreiteten Wasser steigen Wasserdünste in die Atmosphäre, und zwar um so häufiger, je höher die Temperatur und je geringer der Luftdruck ist. Diese Dünste breiten sich in der Atmosphäre aus, nehmen darin einen bestimmten Raum ein und haben eine eigene Spannkraft, mit welcher sie im Verein mit Sauerstoff und Stickstoff der Luft auf das Barometer drücken. Ist die Luft bei ihrer Temperatur mit Wasserdunst gesättigt, so verwandelt sich bei einer Temperaturerniedrigung ein Theil des Dunstes in Wasser, welches als Thau, oder Regen, oder Hagel, oder Reif, oder Schnee zur Erde zurückkehrt. Wir haben Instrumente, mit deren Hilfe man das Gewicht des in 1 Kubikschuh Luft vorhandenen Wasserdunstes ermitteln kann. So z. B. gibt die Rechnung, daß, wenn die Luft bei

12° C. mit Waſſerdunſt geſättigt iſt, ſich in einem Kubikſchuh Luft 4·6 Gran desſelben befinden. Die Menge des Waſſerdunſtes in der Luft variirt mit den Tages- und Jahreszeiten. Zur Zeit des Sonnenaufganges iſt die Dunſtmenge in der Luft am kleinſten. Mit wachſender Wärme des Tages wächſt die Dunſtmenge, und zwar im Winter ziemlich regelmäßig bis nach 12 Uhr; mit ſinkender Temperatur nimmt auch die Dunſtmenge bis zum nächſten Morgen ab, indem ſich ein Theil des gebildeten Dunſtes an Gegenſtänden, welche kälter als die benachbarte Luft ſind, als Thau, oder wenn die Temperatur unter 0° C. ſinkt, als Reif niederſchlägt. Im Sommer dagegen beginnt die erwärmte Luft nach 9 Uhr Früh in die Höhe zu ſteigen und den erzeugten Waſſerdunſt mitzunehmen. Daher zeigt ſich in den unteren Luftſchichten eine Abnahme der Dunſtmenge von 9 Uhr Früh bis 4 Uhr Abends. obwohl ſich fortwährend neuer Waſſerdunſt auf der Erdoberfläche entwickelt. Nach 4 Uhr Abends wächſt der Dunſtgehalt bis 9 Uhr Abends, nach welcher Zeit ſich bei der abnehmenden Temperatur immer weniger Dunſt entwickelt, während der vorhandene ſich niederzuſchlagen beginnt. Ebenſo findet man im Verlaufe des Jahres die kleinſte Dunſtmenge im Jänner, die größte im Juli, entſprechend der Temperatur. Uebrigens hängt die Dunſtmenge eines Ortes von ſeiner mittleren Jahrestemperatur, von ſeiner Lage, Nachbarſchaft, von den herrſchenden Winden ab. Bei einer Jahrestemperatur von 9° beträgt die Verdunſtung durchſchnittlich $3^3/_4$ Fuß Waſſerhöhe. Von der Dunſtmenge iſt der Feuchtigkeitsgrad der Luft wohl zu unterſcheiden. So z. B. haben wir bei der geringſten Dunſtmenge im Winter in der Regel die größte Feuchtigkeit. Der Dunſtgehalt der Luft irgend eines Ortes hat großen Einfluß auf den klimatiſchen Charakter des Ortes, auf die Beſchaffenheit der ihm eigenthümlichen Thier- und Pflanzenwelt, ſo wie auf das Befinden der Menſchen und ihre Betriebſamkeit.

5) Andere Beimengungen kommen entweder in ſehr geringer, kaum nachweisbarer Menge vor, oder ſie ſind lokal als Exhalationen der Erde oder als Producte faulender thieriſcher und vegetabiliſcher Stoffe. Hieher gehören Kohlenwaſſerſtoffgas, Schwefelwaſſerſtoffgas. In der Seeluft iſt Chlorwaſſerſtoffſäure (Salzſäure) entweder frei oder an Baſen gebunden vorhanden. Auch Chlormetalle finden ſich manchmal im Regenwaſſer. In der Luft kommen auch Stoffe vor, die ſich bei der Fäulniß, Verweſung oder bei Krankheiten entwickeln, welche, weil ſie ſich im Zuſtande der Zerſetzung befinden, auf die geſunde Blutmaſſe zerſetzend wirken. Man nennt ſie Miasmen. Auch Samen, Infuſorien oder andere leichte Körper werden vom

Winde in die Atmosphäre gehoben und fallen an einem anderen entfernten Orte frei oder mit wässerigen Niederschlägen zur Erde zurück.

Die genannten miteinander gemengten Luftarten bilden die Atmosphäre, welche als ein in steter Bewegung befindliches Luftmeer die Erde umgibt. Wenn die Bewegungen in den untersten Schichten der Atmosphäre vor sich gehen, so nennen wir sie Winde, welche nach den Weltgegenden, aus denen sie kommen, und nach Verschiedenheit ihrer Geschwindigkeiten verschiedene Namen erhalten. Ihre Wirkungen sind für die Menschen manchmal wohlthätig, manchmal höchst verderblich. In den höheren Luftschichten erkennen wir das Dasein der Winde aus den Bewegungen der Wolken, wenn diese vorhanden sind, sonst vermuthen wir solche Winde aus den Schwankungen des Barometers. An den Grenzen der Atmosphäre besteht eine Fluth und Ebbe des Luftmeeres, welche durch die Anziehung des Mondes und der Sonne hervorgerufen wird und nach Laplace einer Quecksilbersäule von 0·159‴ für den Mond, 0·0637‴ für die Sonne enspricht. Ueber die Höhe der Atmosphäre oder über den Abstand der Atmosphärengrenze von der Erdfläche sind die Meinungen der Physiker getheilt nach Verschiedenheit der Voraussetzungen, von welchen sie bei Berechnung dieser Höhe ausgehen. Ich lege meiner Berechnung den Satz zu Grunde, daß die Grenze der Atmosphäre dort ist, wo Schwere uud Fliehkraft eines Lufttheilchens einander das Gleichgewicht halten, d. i. wo ein Lufttheilchen mit eben so großer Kraft zum Erdmittelpunkte gezogen, mit welcher Kraft dasselbe vom Erdmittelpunkte getrieben wird. Ein solches Theilchen kann dem Erdmittelpunkte weder näher rücken, noch kann es sich von demselben weiter entfernen, wenn keine fremde Kraft (Mond, Sonne) mitwirkend auftritt. Das nächste unter dem Grenztheilchen liegende Lufttheilchen muß schon theilweise von seiner Unterlage getragen werden. In Folge dieses Satzes hat die größte Höhe der Atmosphäre, am Aequator nämlich, 5·6 Erdhalbmesser (1 Erdhalbmesser = 859·4 geographischen Meilen, 1 geographische Meile = 23.474·8 W. Fuß) und die kleinste Höhe an den Erdpolen hat 3·77 Erdhalbmesser.

Der Druck, welchen die Luftsäule von 0° C. an der Meeresküste auf die Erdfläche übt, ist genau so groß wie der Druck einer Quecksilbersäule von 28 Pariser Zoll oder 28″ 9·3‴ Wiener Maß, welchen Barometerstand man den normalen nennt. Hätte die innere Oeffnung der Barometerröhre 1□″ Fläche, so wäre der Barometerstand ebenfalls 28″ 9·3‴ Wiener Maß als Repräsentant des Luftdruckes. Aus dem Gewichte der Quecksilbersäule von 1□″ Fläche und 28″ 9·3‴ Höhe findet man 12·4 Wiener Pfund als

entſprechenden Druck der ganzen Luftſäule auf 1□" Fläche, welchen Druck man eine Atmoſphäre nennt. Dieſen Druck habe ich aus den Gewichten der einzelnen übereinander liegenden Luftſchichten durch Rechnung gefunden. Darnach findet man den Druck, welchen die Luft auf die Körperoberfläche eines erwachſenen Menſchen übt, durchſchnittlich größer als 200 Centner. Dieſen großen Druck merkt jedoch der Menſch nicht, weil der von außen nach innen gerichtete Druck durch einen gleich großen umgekehrt gerichteten aufgehoben wird. Sobald ſich aber der Menſch in die Luftſäule erhebt, ſei es im Luftballon oder beim Beſteigen eines hohen Berges, ſo wird er die Verminderung des äußeren Luftdruckes, während im Körper die dichtere Luft ſich befindet, auffallend merken. Das Athmen wird keuchend, die Lungen bewegen ſich ſchneller, um die gewohnte Sauerſtoffmenge in derſelben Zeit zu erhalten; aus Lippen, Zahnfleiſch, Augen tritt Blut aus, die Bewegung der Füße iſt eine ſchwerfällige. Die Brüder Weber haben nämlich bewieſen, daß der Fuß des menſchlichen Körpers vom Drucke der Luft, welche beide Gelenkflächen zuſammenpreßt, getragen werde. Dadurch erhält der Fuß ſeine volle Drehbarkeit in der Pfanne. Wer das Unglück gehabt hat, den Fuß im Hüftgelenke auszulenken, der kennt das Gewicht des von Muskeln und Bändern getragenen Fußes. Dieſe Bemerkung erklärt zugleich die große Ermüdung, welche der Beſteiger hoher Berge erfährt.

Aus der bekannten Größe der Erdoberfläche läßt ſich das Gewicht der ganzen die Erde umgebenden Atmoſphäre berechnen. Es beträgt über neun Trillionen Pfund. In dieſem Geſammtgewichte iſt ſo viel Sauerſtoff, daß $^1/_{1000}$ davon hinreicht, das ganze Menſchengeſchlecht auf 10.000 Jahre mit Sauerſtoff zu verſorgen. Freilich wäre die Luft wegen der jährlich auf eine Schichte von 9·48 Fuß anwachſenden Kohlenſäure viel früher zum Athmen untauglich. Uebrigens befindet ſich ein großer Theil Luft in den Gewäſſern und überhaupt in der Oberfläche des feſten Erdkörpers. Daß die Temperatur der Atmoſphäre mit wachſender Höhe abnimmt, iſt außer Zweifel. Nach welchem Geſetze jedoch die Abnahme ſtattfindet, iſt unbekannt. Bauernfeind vermuthet, daß in der Höhe von 6 Meilen eine Kälte herrſche, welche der Temperatur von 272° C. unter dem Gefrierpunkte gleichkommt.

Robida.

In tiefer Noth.

Trink aus den Kelch des Leidens,
Er bleibt dir nicht erſpart;
Die Stunde ernſten Scheidens,
Sie iſt dir aufbewahrt.
Ob auch das Herz will brechen,
Die Seele will vergeh'n,
Sprich's aus, du mußt es ſprechen:
Auf Nimmerwiederſeh'n!

Was hilft es, daß du weineſt
In deiner tiefen Noth,
Und immer hoffſt und meineſt
Es käm' dein Morgenroth?
Dein Schmerz iſt bald verſchollen,
Es bricht dein feſter Sinn,
Des Schickſals Räder rollen
Gewaltſam drüber hin.

Weh' dir, wenn du beſtändig
Vergeſſen ſuchen mußt,
Dann wühlet tauſendhändig
Die Qual in deiner Bruſt.
Du kannſt ſie nicht bezwingen,
Und kannſt auch nicht beſteh'n;
Du mußt in deinem Ringen
Allmählig untergeh'n.

Maria im See.

(Veldes.)

Kennſt du den See? den ſchönen See?
Mit lieblichem Geſtade?
Hoch ragt ein Schloß auf Felſenhöh',
Ein Eiland mitten in dem See.
Trägt einen Ort der Gnade.

Da weht die Luft ſo weich, ſo mild
Von hohen Alpenmatten;
Die Sonne blickt ihr Strahlenbild,
Umrahmt vom blumigen Gefild,
Tief in der Fluth, der glatten.

Die alte Burg erzählet viel
  Vom Glanz vergang'ner Tage;
Und in der Bäume Blätterſpiel,
Und in den Wogen klar und kühl,
  Da ſinkt und klingt die Sage:

Sie war die allerſchönſte Frau —
  Und trug ein Herz voll Kummer,
Die Thräne floß wie Morgenthau,
Der Blick erloſch, der Augen Blau
  Deckt nie der ſüße Schlummer;

Denn ihren Gatten hat der Tod,
  Der ſchlimme, ihr entriſſen.
Nun iſt verblaßt der Freude Roth:
Maria hilf mir aus der Noth,
  Ich kann ihn nimmer miſſen!

So klagt ſie und gelobt dabei
  Ein Glöcklein reinſten Klanges.
Schon naht es aus der Gießerei;
Wie bald, ſo ſchwebt es hoch und frei,
Ein Wecker frommen Dranges.

Allein es hat das ſchöne Weib
  Gemach das Weh' verwunden.
In andern Armen ruht ihr Leib,
Und neuer Liebe Zeitvertreib
  Verſüßet ihr die Stunden.

Wohl war der ew'gen Treue Schwur
  Ein trüg'riſch Selbſtvermeſſen,
Ein Wahn, der durch die Seele fuhr —
Es ſiegt die flatt'rige Natur
  Des Weib's — ſie hat vergeſſen.

Und ſeit der neuen Liebe Spiel
  Die Seele ihr gefangen,
Vergaß ſie auch das heil'ge Ziel,
Maria im See, wo ſie einſt viel
  Des Troſtes hat empfangen.

O Weib, du höreſt nimmermehr
  Vom Thurm die Glocke ſchallen! —
War ſie dem Kahne allzu ſchwer?
Sie ſinkt — ſie klingt — darüber her
  Die Wogen rauſchend wallen.

Nun liegt ſie unten in dem See
Bis auf die heut'ge Stunde.
Zuweilen nur, wenn weiß wie Schnee
Der Strahl des Mondes ſtreift den See,
Klingt's zaub'riſch aus dem Grunde.

Ludwig Ißleib.

Hymne.

Die Sonne ſinkt, es ruht das Land,
In Schönheit, während purpurne Glut
Aufglänzt, ausliſcht und wieder lohend flammt.
Hoch von Berg zu Berg entſchwebt Gewölk
Gleich dem Geläut des Abends im Thal.

Wie der Stein, den leichten Tritts
Des Schäfers Fuß berührt im Gebirg:
Er rollt, er ſtürzt, er fliegt im Rieſenſchwung,
Bis den Stürmer hemmt das weiche Thal,
Seh ich entfliehen die Tage, o Freund!

Schweigend ſchwebt herau die Nacht und langſam!
Laß ſie nahen, ob ſie auch bald vielleicht
Auf immer ruhen heißt die ſchaffende Hand.
Nicht ohne Arbeit floh der Tag mir; das genügt
Wenn Menſchen nicht, ewigen Göttern doch!

Dank.

Sinnend von Stern zu Stern fliegt aufwärts kühn der Gedanke,
Sich zu neigen vor dir, ewiger Herrſcher des All.
Doch den letzten erreicht er nimmer im feurigſten Fluge
Und ſo kehrt er beſchämt wieder zum heimiſchen Kreis.
Hier auf die Stirne des Sohnes, der lächelnd das Aermchen zu mir ſtreckt,
Drück ich als Opfer für dich, Vater! den innigen Kuß.

Adolf Pichler.

Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von **Valentin Pogatſchnigg.**

V. Das Zauberbüchel.

(Aus dem Möllthale.)

Ein König beſaß einmal zwei Söhne und drei Töchter, welche letzteren ſehr ſchön waren. Eine Menge von Freiern warb um dieſelben, aber der König wollte ſie nur jenem geben, der mit einem goldenen Wagen zur Werbung erſcheine. „Ihr müßt aber Wort halten," ſprach einmal der jüngere Sohn zu dem Vater, der dieß auch gelobte. Am nächſten Tage kam nun wirklich ein Freier in einem goldenen Wagen herangefahren, um die älteſte Prinzeſſin zu werben. Aber er war ſehr häßlich und der Vater wollte ſchon, des gegebenen Wortes vergeſſend, ihm die Tochter verweigern; da erinnerte ihn der Sohn an ſein Verſprechen, daß er nachgab und in die Heirat einwilligte. Die älteſte Tochter zog als die Frau mit dem Freier in deſſen Haus. Mit Hilfe des jüngeren Sohnes gelang es auch den anderen Freiern ſich die übrigen Prinzeſſinen zu erwerben und heimzuführen. Nachdem auf ſolche Art alle Töchter ausgeheiratet und fortgezogen waren, erfuhr der Vater kein Wort mehr von ihnen. Da wurde der König krank und machte ſein Teſtament, in welchem er den älteren Sohn zum alleinigen Erben einſetzte. Ueber ſolche Zurückſetzung verletzt, begab ſich der jüngere zum Vater und fragte ihn, ob er ihm denn nichts geſchaffen habe. „Dir habe ich nichts," antwortete ihm der Vater, „geſchaffen, als ein altes kleines Büchel, das ich im Keller verborgen hielt; mit dieſem kannſt du die ganze Welt ausreiſen und deine Schweſtern aufſuchen." Der jüngere Sohn begab ſich verdrießlich in den Keller, fand das beſagte Buch und zog dann, dasſelbe gering achtend, in die Welt hinaus. Da kam er in ein Königreich, in welchem ein König mit ſeiner einzigen Tochter herrſchte. Um ſich die Zeit zu kürzen, zog er einmal ſein Büchelchen heraus und las in demſelben. Plötzlich erſchien ein grüngekleidetes Mannd1 und redete ihn alſo an: „Was will der Herr? Was ſchafft der Herr?" Der Königsſohn gab zur Antwort: „Dreißig Gulden!" Gleich darauf brachte ihm das Männchen das gewünſchte Geld und der Königsſohn ging in die Reſidenz, um dort eine Wohnung zu nehmen. Da erfuhr er, daß die Tochter des Königs ſich verehelichen wolle, doch der König wollte ſie nur dem zur Gemahlin geben, der ihm früher drei Aufgaben gelöſt hätte. Er ließ ſich beim

Könige als Freier melden und unterzog ſich den Aufgaben. Für den erſten Tag verlangte der König von ihm, daß zwölf Regimenter engliſcher Reiter durch ſeinen Hof marſchiren ſollen. Der Königsſohn zog ſich in ſeine Wohnung zurück, las aus dem Buche, worauf ihm das bekannte Männchen mit derſelben Frage wieder erſchien und das Verlangte herſchaffte. Am zweiten Tage verlangte der König 12.000 Kameele. Wieder ſchlug der Königsſohn ſein Buch auf und las darinnen. Das Männchen erſchien und brachte was begehrt worden. Am dritten Tage forderte der König, er ſollte ihm während einer Nacht einen Palaſt aufbauen, welcher glänze wie die Sonne. Das Männchen ſtellte den Palaſt her ganz von Glasperlen und Edleſteinen, und ſo glänzend, wie ihn der König gewünſcht hatte. Wie nun der König am Morgen alle drei Aufgaben ſo gut gelöſt ſah, übergab er ihm ſeine Tochter ſammt dem Königreiche, und Beide wohnten hinfort im neuen Palaſte. Aber bald brach Hader und Zwiſt zwiſchen dem Königsſohne und der Frau aus, denn dieſe hatte ſchon früher einen Anderen geliebt und vermochte ihn nur deßhalb nicht zum Manne zu bekommen, weil er außer Stande war, die Aufgabe ihres Vaters zu löſen. Da ſtahl die Königin einmal ihrem Manne, während er ſchlief, das Zauberbüchlein und überbrachte es ihrem Geliebten. Er las aus demſelben bis das Männlein erſchien und ihn fragte, was er begehre. Da verlangte er, daß der junge König in die größte und furchtbarſte „Keesluft" getragen werde. „Dieß werde ich gleich machen," ſagte das Manndl, ſich entfernend. Am nächſten Morgen befand ſich der König weit, weit von ſeinem Königreiche in einer ſchrecklichen „Keeskluft". Während daheim jetzt der Geliebte ſeiner Frau nunmehr König wurde, zog der Verwunſchene in dem ihm ganz unbekannten Lande weiter, weit, weit, bis er endlich zu einem Schloße kam. Hier fand er ſeine Schweſter, welche an einen ſchrecklichen Rieſen verheirathet war. Sie wußte Anfangs nicht, wie ſie ihren Bruder vor der Wuth des Mannes ſchützen ſolle; endlich ſperrte ſie ihn in einen Kaſten und wartete ruhig ab, bis der Rieſe nach Hauſe kam. Kaum hatte dieſer die Thürſchwelle überſchritten, rief er ſchon: „Ich rieche Menſchenfleiſch; heraus damit!" Die Rieſenfrau ſuchte ihn durch Liebkoſungen zu beſchwichtigen und ſagte, es habe ihr geträumt, daß heute ihr jüngerer Bruder angekommen ſei. Wenn es der jüngere wäre, ſo würde er ihm nichts zu Leide thun, denn er hatte ja den Vater an ſein Verſprechen erinnert. Durch dieſe Antwort ermuthigt, führte ſie den Bruder aus ſeinem Verſtecke heraus vor den Rieſen, welcher ihn willkommen hieß. Der Rieſe wollte ihm auch die Hand

drücken, der Königssohn aber, den Rath seiner Schwester befolgend, drückte ihm einen Stein in die Hand, den der Riese zu Mehl zerdrückte. Beim Abschiede gab derselbe dem Schwager ein Paar „Siebenmeilenstiefel“ mit, mit denen man in einem Schritte sieben Meilen Weges zurücklegte. — Von da weiter wandernd, fand er auch seine zweite und dritte Schwester glücklich auf. Auch diese hatten Riesen zu ihren Männern. Wie beim ersten wurde er auch von ihnen aufgenommen und erhielt von jedem zum Abschied ein Gastgeschenk mit. Der zweite gab ihm einen Geldbeutel, welcher nie leer wurde, der dritte verehrte ihm einen Mantel, in den er sich einhüllend sich unsichtbar machen konnte. Mit diesen Geschenken machte er sich wieder weiter auf den Weg und begegnete einem Rattentreiber, welcher ihn fragte, warum er denn so traurig wäre. Er erzählte ihm die ganze Geschichte vom Diebstahle seines Zauberbüchels, worauf jener versprach, ihm zum Buche wieder zu verhelfen. Nun wanderten Beide gemeinsam zu seiner ehemaligen Residenz. Der Rattentreiber schickte zwei Ratten in das Gemach, in dem der König schlief. Die Ratten machten sich ans Werk, bissen die Thüren durch und als sie sich im Gemache befanden, setzte sich eine derselben auf die Brust des schlafenden Königs, stach mit ihrem Schwanze in das Nasenloch, so daß der König plötzlich niesen mußte. Unterdessen zog die zweite Ratte das Buch unter dem Haupte desselben hervor und ging damit fort. Wie nun der eigentliche König wieder im Besitze seines Zauberbüchleins war, verbannte er seinen Nebenbuhler, so daß er nie wieder erschien.

VI. Der Ochsenhirt und die drei Riesen.

Aus dem Möllthale.

Ein Ochsenhirt lebte allein bei seinem Vieh auf der Alm, wo viel wilde Thiere hausten. Der Gefahr halber führte er stets ein Gewehr bei sich. Einmal hielt er dasselbe spielend in der Hand, es ging dabei los und traf einen Ochsen, welcher todt zu Boden fiel. Da machte sich der Hirte mit dem Gewehre auf, ging weit, weit fort, um seiner Strafe zu entfliehen, und kam zu einem Königsschlosse. Er trat ein, bat um Arbeit und wurde als Viehhirte aufgenommen. Man zeigte ihm den Platz, auf welchem er weiden solle, verbot ihm jedoch zugleich, in den anstoßenden Garten zu treten, er würde sonst dabei sein Leben einbüßen, weil in demselben drei Riesen ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Er gelobte das Verbot gewissenhaft zu halten. Aber gleich am

erſten Tage plagte ihn ſchon heftig die Neugierde und um ſich von dem Daſein der Rieſen zu überzeugen, ſtieg er in den Garten und begann Birnen zu „brocken.“ Da kam ein Rieſe herbei und herrſchte ihn an: „Was thuſt du Erdenwurm da? — Aufgebracht über den Ton, mit welchem der Unhold ihn anſprach, nahm er ſein Gewehr und ſchoß auf denſelben, daß er ſofort todt zuſammenfiel. Dasſelbe erfolgte am nächſten Tage mit dem zweiten Rieſen; in gleicher Weiſe erlag am dritten Tage der dritte. So oft er in den Garten gekommen war, wo er Tags zuvor einen Rieſen erſchoß, vermißte er den Rumpf der Leichname, der an keiner Stelle zu finden war. Wie er am dritten Tage nach Erlegung des dritten in ihr Wohnſchloß eindrang, fand er kein lebendes Weſen in demſelben, nur die Rümpfe der beiden erſchoſſenen Unholde und eine „Unmaſſe“ aufgehäuften Geldes. Nachdem er ſich in den Beſitz desſelben geſetzt hatte, heiratete er eine der Töchter des Königs, in deſſen Dienſten er ſtand und war recht glücklich. Der Garten aber, den die Rieſen bewohnten und vordem dem Könige geraubt hatten, fiel wieder an das Königreich zurück.

VII. Der dem Teufel Verſchriebene.

(Aus dem Möllthale.)

Es lebte einmal ein gar armer Keuſchler, der mit ſeinem Weibe und den Kindern faſt nichts mehr zu eſſen hatte. In ſeiner Noth begab er ſich einmal in den Wald, um ein Wild zu erlegen; da erſchien ihm ein Jäger und fragte ihn, warum er ſo traurig wäre. Der Keuſchler erzählte ihm den Grund ſeiner Betrübniß. Da holte der Jäger ein Säckchen voll Geld hervor und ſagte: Das ſoll alles Dir gehören, wenn du mir das überläßt, was du nicht weißt. Der Keuſchler willigte ein und begab ſich mit dem erworbenen Schatze nach Hauſe, wo er den Hergang ſeinem Weibe erzählte. „Ja weißt du denn nicht, ſprach das erſchrockene Weib, daß ich ſchwanger bin? Jetzt haſt du dein eigenes Kind dem Teufel verkauft!“ — Sie gebar einen wunderſchönen Knaben, der ſchnell heranwuchs und ſich vor allen andern Kindern durch große Weisheit hervorthat. Wie er nun ſchon hübſch groß geworden war, bemerkte er, daß ſeine Mutter immer weine, ſo oft ſie ihm Brod gab. Er drang mit Fragen in ſie und erfuhr nun den Grund ihrer Traurigkeit. Da begab er ſich auf den Weg, um ſich vom Teufel los zu machen, und ging weit, weit fort und kam zu einem Einſiedler. Sein

Anliegen ihm mittheilend, bat er um Rath; dieſer ſagte, er wolle ihm eine Salbe geben, damit ſolle er nach dem Hauſe gehen, das tief im Walde ſtehe, dort wohne der „ſchwarze Michel", der größte der Räuber ſeiner Zeit. Dieſer habe ein Kind, zu dem der Teufel „Göttl ſei", und das voll des Ausſatzes wäre, wenn er dieſes mit ſeiner Salbe einreibe, ſo würde es ſchnell geſund werden. Dafür ſolle er aber vom Vater zum Lohne verlangen, daß er ihn vom Teufel befreie. — Er ging hierauf richtig mit der Salbe fort, und kam zu einem Hauſe, wo er um ein Nachtlager anſuchte. Da der Räuber nicht zu Hauſe war, trugen ſeine Leute Bedenken, den Fremden aufzunehmen, denn ſie wußten wohl, daß er die Menſchen ſchon von Weitem rieche und daß er ihn „umbringen" werde. Indeß verſprach der Fremde, das Kind zu heilen, und machte gleich einen Verſuch mit dem Finger, der glücklich ausfiel. Auf das hin fand er Aufnahme und Nachtherberge bei ihnen.

Unterdeſſen kam der Räuber ganz „wilder" nach Hauſe; bei Eintritt ſchon rief er: „I ſchmöck Menſchenfleiſch." Sie beruhigten ihn mit der Nachricht, daß der Fremde, welchem ſie Herberge gegeben, ſein Kind heilen wolle, worüber der Rieſe ſich außerordentlich freute. Er ließ ihn gleich vor ſich führen und forderte ihn auf, als Lohn dafür zu verlangen was er wolle. Der Fremde heilte das Kind und verlangte als Preis, der Räuber ſolle bewirken, daß ihn der Teufel losgebe. Nun führte der Räuber den Knaben mit ſich in die Hölle zum Luzifer, und erzählte dieſem, daß der Fremde ſein Kind geheilt habe, und ſagte zugleich, was er dafür ſich ausgebeten. Die Heilung des Kindes machte dem Luzifer große Freude, da er deſſen Pathe war. Den Wunſch des Fremdlings zu erfüllen, blies er in mehrere Hörner, worauf die Teufel alleſammt einer nach dem andern hereinſprangen. Er fragte jeden, ob er den Knaben verſchrieben habe; keiner wußte etwas davon, bis endlich der letzte, ein krummer, hereintrat und die Frage bejahte. Luzifer ſtellte ihm die Wahl, ob er ſich der Strafe des Räubers unterziehen oder lieber den Knaben freigeben wollte. Er zog das Letztere vor und kam bald mit dem Zettel herbei, durch den ihm derſelbe verſchrieben worden war, und übergab den Wiſch dem Knaben, der froh nunmehr nach Hauſe eilte. —

Der Räuber war begierig zu wiſſen, was für Strafen ihn in der Hölle erwarteten, und richtete, bevor er die Hölle verließ, an Luzifer die Frage. Da erfuhr er, daß er auf einem Stuhle werde ſitzen müſſen, der ganz mit eiſernen Stiften beſetzt war. Weiters müſſe er ſich auch in einem Waſſer baden, deſſen Hitze ſo ſtark war, daß die Eiſenſtange,

welche er in dasſelbe hineinhielt, allſogleich ſchmolz. Darüber ſtieg ihm ein „Grauſen“ auf und er ging hinaus und begab ſich zum Einſiedler im Walde, um ihn zu fragen, was er thun ſolle. Der fromme Mann gab ihm ein ſchwarzes Bein und machte die Bemerkung dazu: „Gehe zu allen Brunnen und waſche dieſes Bein, wird es weiß, ſo haſt du Hoffnung erlöst zu werden, ſonſt jedoch nicht.“ Das zu verſuchen ging der Räuber den ganzen, ganzen Tag, und kam zu vielen Brunnen. Doch alles Waſchen war vergebens. Da ſetzte er ſich nieder und fing bitterlich zu weinen an; eine Thräne fiel auf das Bein und — es ward weiß.

VIII. Der wilde Mann und die wilde Eva.

Drei Kinder gingen einmal „Roaper“ klauben und kamen unterwegs zu einem lebzeltenen Dache. Die Luſt nach dem Lebzelten verleitete ſie davon zu eſſen. Da kam die „wilde Eva“ heraus und ſagte: „Wer is bei mein löbzeltenen Dach? Kimts her, i wer enk Läus ſuchn!“ Hierauf packte ſie alleſammt in ihre Schürze und ſperrte um die Kleinen zu mäſten ſie in eine Hühnerſteigen. Nach einigen Tagen begab ſich der wilde Mann nachzuſehen, ob ſie ſchon fett genug „zum Abſtöchen“ ſeien. Er hieß ſie die Finger heraushalten, die Kinder aber ſteckten ſtatt derſelben „a Krenſl“ (kleines Stück einer dünnen Ruthe) heraus; beim Hineinſchneiden in das Holz rief der wilde Mann „zaundürr!“ und gebot dem Weibe, die Kleinen recht gut („ſchröckla guet“) zu füttern. Ueber kurz ließ er, bei der Steigen erſcheinend, ihre Finger heraushalten; die Kinder ſteckten ein „Hennpatſel“ hinaus. Er ſchnitt hinein und ſprach: „Spöckfaſt!“ Sein Weib mußte ſie jetzt herausnehmen und braten. Als ſie aber den Kindern zeigte, wie ſie ſich auf das Feuer ſetzen ſollten, wurde ſie von den Kindern rücklings ins Feuer geſtürzt, daß ſie verbrannte. Die Kinder ergriffen jetzt die Flucht, wurden jedoch vom wilden Manne verfolgt. Als dieſer ihnen ſchon ganz auf der Ferſe war, warfen ſie eine Bürſte hinter ſich. Da entſtand ſogleich ein ungeheurer dichter Wald, ſo daß der wilde Mann eine gute Weile brauchte, ſich durch denſelben durchzuarbeiten. Unterdeſſen gewannen die Kinder, weiter eilend, einen bedeutenden Vorſprung. Er kam ihnen aber doch wieder nach. Nun warfen ſie einen Kamm hinter ſich, worauf ein großer, großer See ſich bildete. Da er dieſen nicht hinüber konnte, fragte er die Kinder um Rath. Sie ſagten, er möge ſich einen Mühlſtein an den Hals hängen, dann würde es gelingen. Der wilde Mann befolgte den Rath, ſank unter und erſoff.

Hiſtoriſche Miscelle.

Wer kennt nicht die alten homanniſchen Landkarten — die ſogenannten Nürnberger? — ſie gehören ſchon einer beſſern Zeit an (17. Jahrh.) und geben meiſt ſchon ein deutliches Bild des Landes, das ſie vorſtellen. Es dürfte mehrſeits in Kärnten alſo auch jene des Carinthiæ ducatus *) bekannt ſein, geziert am untern Rande mit der Anſicht der Hauptſtadt **) und links davon das Bild, die Erbhuldigung, rechts aber jenes die Loiblſtraße vorſtellend, eine im Ganzen gute Arbeit. Leider ſpielen auf allen ältern Karten die Straßenzüge nur eine Nebenrolle — ſind oft gar nicht verzeichnet, während ſie doch Hauptſache ſind. Wie auch Megiſer und alle ſpäteren „Bildermacher" meiſt nur die Schlöſſer und Kirchen ſich zum Vorwurfe nahmen, den unendlichen Schatz von maleriſchen Naturſchönheiten aber ganz überſahen, bleibt überall nur der Beſitz und deſſen Bezeichnung die Hauptſache und ſo finden wir im mattgrünen Bilde des erwähnten Herzogthumes die erſten Enclaven Salzburgs und die gelben Flecke, die Herrlichkeit Bambergs ***) bezeichnend, im Kärntnerlande bis in die neueſte Zeit.

Hätte man im 14. Jahrhundert ſchon ſolche Blätter geliefert, würde auch Aquileja und zwar mit der Gegend um Windiſchgrätz, und auch zu Kärnten gehörig — eine beſondere Enclave gebildet und ſeine eigene Farbe gehabt haben, denn die Erwerbung derſelben Gegend (beiläufig des heutigen Amtsbezirkes Windiſchgraz in Unterſteier) durch die Herzoge von Oeſterreich 1362 geſchah noch für Kärnten, das ſich viel weiter ſüdöſtlich hinab erſtreckte.

Sitten, Sprache und viele andere Verhältniſſe hier deuten dieſe unſere Angehörigkeit noch ſcharf an, denn die neuere Eintheilung dürfte erſt nach 1440 erfolgt ſein, welche das Mißlingthal und die Grafſchaft Widerdrüß (Videris primum et secundum) dem Herzogthume Steier-

*) Nova et accurata car. duc. tabula geographica in superiorem et inferiorem divisa etc. etc. in lucem edita a J. Bapt. Homanno S. C. M. Geographo Norimbergae.

**) Es iſt eine nordöſtliche Anſicht der Stadt mit ihren Ringmauern und Baſtionen, die heutige Domkirche als Colleg. academ. bezeichnet — natürlich ohne ein Gebäude der heutigen Vorſtädte.

***) Zu Erſterem gehörten Sachſenburg, Frieſach, St. Andrä – zu Letzterem: Villach, Malborgeth, Bleiburg, Wolfsberg, — daher noch der ſpäter öfter vorkommende Name eines Vicedoms, wie die Verwalter hießen.

mark einverleibte. Daher auch unſere Sympathie für dieß Nachbarland und der lebhafte Verkehr mit Kärnten, dem nur die Trace der neueſten Zeit erſt eine andere Richtung geben dürfte. *)

Wollte man noch weiter zurückgehen, ſo dürfte auch der Geologe die Grenze ſüdlich von der Koralpe fort über den Lamſer ziehen, theils ob der Urgebirgs-Formation beider Gebirgszüge, theils ob der entſprechend gleichen Richtung der beiden Seitenthäler, deren Gewäſſer in geringer Entfernung von einander der Drau zueilen — doch geht dieß nur den Naturhiſtoriker an; der Geſchichtforſcher aus Urkunden (aber nicht der ſteinernen Regiſtratur unſerer Alpengebilde!) findet jedoch im Dezemberhefte der Mittheilungen des krainerischen hiſtoriſchen Vereines v. J. **) ſehr intereſſante Beiträge und Beweiſe zum Vorangeführten und wie die Theile der großen Kärntner Mark abgeriſſen wurden, bis ſich erſt das beiläufige heutige Kärnten bildete, von dem auch 1357 erſt die Cillier Grafſchaft (Saunegg) abgetrennt ward, was er auch ſchon aus Hermann's, des unvergeßlichen Hiſtoriographen, Schriften weiß. J. C. H.

Notiz.

Die Feier des hundertjährigen Jubiläums der k. k. Landwirthſchaftsgeſellſchaft in Klagenfurt fiel in die Tage vom 28. September bis 1. Oktober d. J. — Am 28. September Vormittags war feierliche Eröffnung der landwirthſchaftlichen Ausſtellung ***), wobei Nachmittags und den folgenden Tag Verſuche mit den landwirthſchaftlichen Maſchinen und Geräthen vorgenommen wurden. Am 28. September Nachmittags fand auch eine Schauübung der im vorigen Jahre errichteten freiwilligen Feuerwehr ſtatt.

Am 29. September Nachmittags wurde ein Trabwettfahren mit Einſpännern in zwei Abtheilungen auf der Heide nächſt der St. Veiter Reichsſtraße abgehalten, wofür namhafte Preiſe, beſonders für die zweite

*) Schreiber dieſer Zeilen lieferte dießfalls Beiträge ſeiner Zeit für die Carinthia in eben dieſer Beziehung, die Näheres darüber berichten.

**) Herzog Rudolf IV. und das Land Krain — hiſtoriſche Skizze von Radics, Seite 99, eine ungemein gediegene Arbeit dieſes Hiſtorikers.

***) Das Programm dieſer Letzteren iſt im vorigen Septemberhefte enthalten.

Abtheilung, ausgesetzt waren, an welcher sich nur Landwirthe mit Pferden kärnt. Zucht betheiligen konnten.

Am 30. September fand die Generalversammlung der Mitglieder der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft unter Anwesenheit des als Regierungs-Commissär fungirenden berühmten Landwirthschaftslehrers Pabst, derzeit Ministerialrath im k. k. Ministerium für Handel und Volkswirthschaft, Statt. *)

Abends vereinigte ein Festmahl eine große Zahl der Mitglieder.

Am 1. Oktober wurde aus Anlaß des Jubiläums ein feierliches Hochamt in der Domkirche celebrirt.

Nachmittags schloß ein buntes Volksfest auf dem Kreuzberge die Feierlichkeiten. **)

Meteorologisches.

Witterung im September 1865.

Die außerordentliche Unregelmäßigkeit der Witterung im vergangenen September zeigte sich auffallend, wenn man die Mittel der vorzüglichsten Elemente, wie sie sich zu Klagenfurt ergaben, mit dem normalen aus der langen Beobachtungsreihe abgeleiteten vergleicht. Der Luftdruck war im Mittel 323·2 P. Linien, während er normal im

*) Verhandlungsgegenstände waren folgende: 1. Administrationsbericht. 2. Vorlage der Jahresrechnung über das Gesellschaftsvermögen. 3. Antrag zur Errichtung einer Ackerbauschule in Klagenfurt. 4. Zuerkennung der Erzherzog Johann Preise. 5. Antrag über die Art und Weise, wie das landwirthschaftliche Wissen bei den Landwirthen zur praktischen Geltung in ausgedehnterer Weise gebracht werden könne. 6. Neuwahl des Direktors, Kanzlers und mehrerer Ausschüße, deren Resignation vorliegt, oder deren Wahlperiode abgelaufen ist. 7. Wahl einer Sektion für künstliche Fischzucht. 8. Berathung des vorliegenden Entwurfes neuer Gesellschafts-Statuten.

**) Die Geschichte der Landwirthschaftsgesellschaft während des abgelaufenen Jahrhunderts ist nebst den Biographien von vier hervorragenden kärnt. Oekonomen, nämlich: Dr. Johann Burger, Georg Mayr, Mathias Achazel und Thaddäus v. Lanner, in dem im Auftrage der Gesellschaft vom bisherigen Kanzler derselben, Dr. Johann Burger, herausgegebenen Jubiläums-Album enthalten.

September nur 320·8 ist; wir finden seit Beginn der Beobachtungen 1813 keinen September mit so hohem Luftdruck (1854 mit 322·4 war der höchste). Die Luftwärme war + 12·0, normale Septemberwärme ist + 10·9. Wärmer war der September 1861 (12·5), 1857 (12·2), 1844 (12·2), 1842 (12·2), 1840 (12·6) u. s. f. in 12 Jahren unter 51; am höchsten stieg die Wärme am 11. auf 23·4 und fiel am 27. auf + 0·3, normale Extreme sind + 21·7 und + 1·2; 1861 stieg die Wärme auf 23·7, 1854 auf 24·1, 1855 auf + 26·0 u. s. w.; sie fiel 1855 auf — 1·2, 1854 auf — 2·4.

Die Luftfeuchtigkeit, die im September normal 83 Perzent der Sättigung beträgt, war heuer nur 73 (1857 72), fiel aber am 18. bei lebhaftem Ostwind auf 23, was noch bedeutend unter dem 1857 vorgekommenen Minimum von 29 ist; die Trockenheit der Luft um die Mittagsstunde war ungewöhnlich nur 45 Perzent.

Der Niederschlag aber war ganz außerordentlich gering, indem es den ganzen Monat (vom 28. August bis 4. Okt.) und nur am 12. nur 0·09 Zoll hoch regnete, dieß also die ganze Monatregenmasse ist, die normal 3·4 Zoll betragen soll; es wurde noch kein so regenarmer September beobachtet, die nächst trockenen waren 1857 (0·34 Zoll), 1854 (1·24), 1834 (1·00) u. s. w. Wenn man den ganzen Niederschlag vom Jänner bis 30. September summirt, so betrug er 1865 20·3, 1861 19·6, 1857 15·4, 1834 nur 13·6, das laufende Jahr war also bei weitem nicht so regenarm wie die 3 anderen angeführten, betrachtet man den Sommer (Juni, Juli, August) allein, so betrug der Sommerregen heuer 10·2, 1861 8·4, 1857 5·0, im Jahre 1834 aber 9·0 Zoll.

Die Bewölkung des Himmels betrug (wenn 0 ganz rein, 10 ganz trüb) nur 1·4, wir finden in den Aufzeichnungen seit 22 Jahren nicht nur keinen September, sondern überhaupt keinen so heitern Monat (Februar 1863 1·6', Juni 1860 mit 1·8); auch finden wir keinen mit 18 ganz heitern Tagen, und keinen September mit nur einem Regentag; dagegen ist die Zahl der Tage mit stärkerem Wind 13 ungewöhnlich groß.

Der verflossene September war also, bei außerordentlich hohem Luftdruck, ziemlich warm, sehr trocken, windig, mit außerordentlich wenig Niederschlag und ungewöhnlich heiter.

Dieſen Charakter hatte er in ganz Kärnten; an den meiſten Stationen ſtieg die Wärme noch auf 20, St. Peter 18·4, Hochobir 14·0, Luſchariberg 13·2 und fiel überall in den letzten Tagen auf 2 oder 3, Luſchariberg 0, Hochobir — 1·0, die Regenmenge betrug nur in St. Paul und St. Peter über zwei Linien, in Wieſenau war ſie 0. Der September muß alſo als ein ganz außerordentlicher in Bezug auf Witterung verzeichnet werden.

Diözeſan-Notizen.

Ernennungen: Se. fürſtliche Gnaden haben den Alumnats-Vicedirektor und Ehegerichts-Offizial Herrn Peter Funder zum Domherrn, den Alumnats-Spiritual Herrn Karl Dürnwirth zum f. b. geiſtlichen Rath, dann die Herren Dekanats-Adminiſtratoren: Johann Freiherrn von Aichelburg, Martin Krall und Anton Valentinitſch zu wirklichen Dechanten ihrer Dekanalbezirke ernannt.

Die Pfarre Heiligen-Blut wurde dem dortigen Proviſor Johann Mawra, dem Pfarrer zu Lavamünd, Herrn Ignaz Götzl und dem Pfarrer zu Diex, Herrn Michael Krofitſch wurden Kanonikate am Kollegiatkapitel in Völkermarkt verliehen.

Herr Johann Marinitſch, prov. Kanonikus zu Maria Saal und Adminiſtrator der Pfarre St. Georg am Sandhof wurde zum wirklichen Kanonikus ernannt.

Herr Georg Groß, Pfarrer zu St. Martin am Krapffeld, wurde für die Pfarre St. Nikolaus am Kamp, Herr Lukas Wautiſchar, Kaplan zu Arnoldſtein für die Pfarre Sack und Herr Joſeph Sketh, Kaplan zu Stift Griffen für die Pfarre Greutſchach präſentirt.

Herr Friedrich Bäder (aus der Diözeſe Chur) wurde als Beichtvater der Urſulinen-Kloſterfrauen, Herr Ignaz Schöpf (aus der Diözeſe Brixen) als Kanonikats-Proviſor zu Straßburg, Herr Lorenz Sever, Kaplan in Roſegg, als Proviſor in Vorderberg, Herr Johann

Tſchibaſchek, Kaplan zu St. Peter an der Perau als Proviſor in Mieger, Herr Alois Schatz, Proviſor zu St. Stefan bei Niedertrixen als Proviſor in Lavamünd, Herrr Joſeph Skerbinz, proviſoriſcher Kanonikus zu Völkermarkt, als Proviſor in Dier, Herr Joſef Widowitz, Kaplan zu Köttmannsdorf, als prov. Kanonikus in Maria Saal und Herr Filipp Lobe, Proviſor zu Kamp als Kaplan in St. Michael bei Wolfsberg angeſtellt.

P. Virgil Petſch, Kaplan zu Wieting wurde in das Benediktinerſtift St. Peter in Salzburg zurückberufen und der Konventual P. Pius Greinz als Kaplan in Wieting angeſtellt.

Als Kapläne wurden überſetzt:

Herr Franz Lippitz von Althofen nach Berg, Herr Andreas Breſchan von St. Johann am Brückl nach St. Kanzian, Herr Johann Blaſi von Greifenburg nach St. Stefan an der Gail, Herr Maximimilian Bornſchek von St. Kanzian nach Keutſchach, Herr Johann Leder von Maria am See nach Köttmannsdorf, Herr Leopold Unterkreuter von Berg nach Gmünd, Herr Johann Globotſchnigg von Saifnitz nach St. Peter an der Perau, Herr Johann Podlipnik von Tainach nach Arnoldſtein, Herr Matthäus Scheriau von Eberndorf nach Maria am See, Herr Johann Sablattnigg von St. Stefan an der Gail nach St. Johann am Brückl und Herr Adam Wilhelmer von St. Urban ob Glanegg als provid. Kaplan nach Steuerberg.

In die Seelſorge wurden neu angeſtellt die abſolvirten Diözeſan-Alumnen:

Herr Simon Inzko als Kaplan in Roſegg, Herr Valentin Kapun als Kaplan in Eberndorf, Herr Joſef Rainer als Kaplan in Greifenburg, Herr Jakob Rebernigg als Kaplan in Tainach, Herr Franz Schneider als Kaplan in St. Georg am Längſee, Herr Johann Schuſter als Kaplan in St. Urban ob Glanegg, Herr Johann Sengthaler als Kaplan in Althofen und Herr Anton Trobeſch als Kaplan in Lavamünd.

Herr Johann Leſiak, Pfarrer zu Sternberg und Herr Friedrich Haberer, Spätprediger an der Stadtpfarrkirche St. Egiden zu Klagenfurt werden in den Ruheſtand verſetzt.

Die Pfarre St. Martin am Krapfeld wird von der Pfarrgeiſtlichkeit zu St. Paul in der Kappel, die Pfarre St. Peter bei Grafenſtein von der Pfarrgeiſtlichkeit in Grafenſtein und die Kurazie Pörtſchach am Berg von der Pfarrgeiſtlichkeit in Maria Saal mitprovidirt.

Geſtorben ſind: Herr Joſef Meßner, Pfarrer zu St. Peter bei Grafenſtein, am 18. Juli, der hochwürdige Herr Johann Wizeling, infulirter Domdechant, Konſiſtorialrath, Präſes-Stellvertreter bei dem Diözeſan-Ehegerichte und Proſinodal-Examinator, am 22. Juli und Herr Johann Walenta, Kurat zu Pörtſchach am Berg am 9. Auguſt, welche dem frommen Andenken empfohlen werden.

Roheiſen- und Blei-Preiſe im September 1865.

Eiſen-Preiſe.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlen-Roheiſen 2 fl. 40 kr. — 2 fl. 62½ kr., Cokes-Roheiſen affinage 2 fl. — 2 fl. 25 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 40 kr., Schottiſches Nr. 1 2 fl. 40 kr. — 2 fl 50 kr., Stabeiſen grobes 5 fl. 25 kr. — 6 fl.

Schleſiſches Cokesroheiſen loco Hütte 2 fl. 10 kr., Walzeiſen loco Breslau 5 fl. 25 kr. — 5 fl. 50 kr., geſchmiedet 6 fl. 75 kr. — 7 fl.

Auf öſterreichiſche Meiler à 10 Wiener Centner berechnet:

Köln: Holzkohlenroheiſen 26 fl. 88 kr. — 29 fl. 40 kr., Cokes-Roheiſen affinage 22 fl. 40 kr. — 25 fl 20 kr., graues 25 fl. 20 kr. — 26 fl. 88 kr., Schottiſches Nr. 1 26 fl. 88 kr. — 28 fl., Stabeiſen grobes 58 fl. 80 kr. — 67 fl. 20 kr.

Schleſiſches Cokesroheiſen ab Hütte 23 fl. 80 kr. Walzeiſen loco Breslau 58 fl. 80 kr. — 61 fl. 60 kr., geſchmiedet 75 fl. 60 kr. — 78 fl. 40 kr.

Kärntneriſches Holzkohlenroheiſen kam in dieſem Monat gegen Baarzahlung ſelbſt zu 21 fl. — 24 fl. zum Verkauf.

Blei-Preiſe.

Per Zollcentner Köln: Raffinirtes Weichblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 50 kr. Hartblei 8 fl. 62½ kr. — 9 fl. 25 kr., Goldglätte 9 fl. 30 kr. — 9 fl. 75 kr., Silberglätte 8 fl. 70 kr. — 9 fl.

Berlin: Sächſiſches Blei 9 fl. 75 kr. — Tarnowitzer 9 fl. 37½ kr.

Auf Wiener Centner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 64 kr., Hartblei 9 fl. 66 kr. — 10 fl. 36 kr., Goldglätte 10 fl. 42 kr. — 10 fl. 92 kr., Silberglätte 9 fl. 74 kr. — 10 fl. 8 kr.

Berlin: Sächſiſches Blei 10 fl. 92 kr., Tarnowitzer 10 fl. 50 kr

Kärntneriſches Blei ſank zu Anfang Oktober loco Bleiberg gegen Baarzahlung auf 11 fl. 60 kr., in Unterkärnten auf 10 fl. Bei einem Silberagio von 0·8 berechnet ſich der eine Preis auf 10 fl. 74 kr., der andere auf 9 fl. 26 kr. in Silber.

Durchſchnittspreiſe der Lebensmittel zu Klagenfurt im September 1865.

		fl.	kr.
Weizen	der Vierling	4	20
Roggen	der Vierling	3	54
Gerſte	der Vierling	2	32
Hafer	der Vierling	1	48
Heide	der Vierling	3	38
Mais	der Vierling	3	2
Brein (geſtampfte Hirſe)	der Vierling	4	80
Erbſen	der Vierling	4	60
Linſen	der Vierling	4	22
Fiſolen, weiße	der Vierling	4	45
„ rothe	der Vierling	4	5
Erdäpfel	der Vierling	—	—
Rindſchmalz	das Pfund	—	50
Butter	das Pfund	—	43
Speck, geſelchter	das Pfund	—	44
„ roher	das Pfund	—	37
Schweinſchmalz	das Pfund	—	44
Eier	das Paar	—	3½
Hendl	das Paar	—	50
Kapaunen	das Paar	—	—
Enten	das Paar	—	74
Gänſe	das Paar	—	—
12″ Scheiterholz, hartes	loco Lend eine n. ö. Klftr.	3	35
12″ Scheiterholz, weiches	loco Lend eine n. ö. Klftr.	2	10
30″ Scheiterholz, weiches	loco Lend eine n. ö. Klftr.	4	30
Heu	der Zentner	—	92
Stroh	der Zentner	—	76

Herausgegeben vom Geſchicht-Vereine und natur-hiſtoriſchen Landesmuſeum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Heinrich Weil. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geſchäftsleiter Rudolf Bertſchinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№. 11. November 1865.

Skizze zur Geschichte des Protestantismus in Kärnten.

(Schluß.)

Im Vertrauen, daß die bei dem Landtage am 1. September 1547 gewählten Abgeordneten bereits beim Reichstage in Augsburg die Religionsfreiheit befürwortet haben, so wie auf die Brukerbeschlüsse vom Jahre 1578, und über die neuerliche Aufforderung der Stände: sich in Klagenfurt, aus Anlaß des Gabbriefes vom Kaiser Maximilian ddo. 24. April 1518 an die Stände nunmehr zur neuen Hauptstadt erhoben, so wie in andern Städten und Märkten und am Lande überhaupt, wo durch Uebersiedlung nach Klagenfurt die Bevölkerung sich verminderte, sich ansässig zu machen, wanderten fort und fort kenntnißreiche Männer und darunter Manche mit namhaften Kapitalien im Lande ein, nahmen zumeist den im Schwunge gestandenen Bergbau und die Raffinirwerke, so wie verschiedene andere industriöse Erwerbszweige in die Hand, zogen eine Menge Arbeiter aus dem Auslande, insbesondere aus Schwaben und dem gewerbsthätigen Sachsen, wo die Ausbeute der Erze sich zu vermindern begann, herbei und brachten das Bergwesen, in Bezug auf Gold, Silber und Kupfer zu einer nie gesehenen Blüte, was auch die Veranlassung zur Hebung anderer Industriez'veige und damit eines vermehrten Wohlstandes ward.

Beweise davon liefern die noch vorhandenen ämtlichen Nachweisungen über die Montanausbeute der damals bestandenen sieben Bergrichter und viele in damaliger Zeit zur höchsten Blüthe gelangten, ausgedehnten Ortschaften, Märkte und Städte, wie: Apriach Döllach, Kleining, Krems, St. Leonhard, Mauthen, Pontafel, Obervellach, Raibl, Reichenfels, Sagriz, Steinfeld, Ugowitz, Weißbriach und Würmlach, die sich in, dem Ackerbaue meist ungünstigen Gegenden nach und nach erhoben, dermal aber mit ihren ausgedehnten Gebäuden und der spärlichen Bevölkerung

nur mehr ein trauriges Bild von der einst bestandenen Wohlhabenheit abgeben.

Noch vielfach werden Trümmer vormaliger vom Gewerbfleiße hervorgerufener Werkgaden gezeigt, welche den Hintergrund mannigfacher Volkssagen bilden.

Unter der Regierung Maximilians II., der bei seiner Weisheit und Mäßigung, ungeachtet der Drohungen des Papstes und der Einflüsterungen seiner Umgebung, insbesondere aber von Seite der in ihren Einkünften bedrohten Prälaten und der aus ihrer behäbigen Ruhe aufgeschreckten Mönche, von seinem Prinzipe, der Toleranz, nicht abzubringen war, wurde, wenn er gleich selbst am alten Glauben hing, die freie Religionsübung freilich meistens nur den Adeligen auf ihren Schlößern gestattet. Dringende Aufforderungen dagegen einzuschreiten, wies er mit den Worten zurück: „Gott allein steht die Herrschaft über die Gewissen zu" und unterdrückte alle Reibungen durch gegenseitige Schmähungen und polemische Zänkereien. Unter ihm blühte der Protestantismus und erreichte unter seinem Nachfolger im Jahre 1584 der Kulminationspunkt.

Allein schon das seit 1546 tagende Trientiner Concilium dessen Beschlüsse 1564 zu Ende gebracht worden waren, verschiedene Vorgänge in andern Staaten, wie das Blutbad in Stockholm 1520, insbesondere aber die Pariserbluthochzeit vom 24. — 27. August 1572, ferner die Berufung der damals alle christlichen Höfe beherrschenden Jesuiten, deren Orden 1540 in Spanien entstand und welche im Jahre 1552 nach Wien und über Anrathen des Bischofs Urban von Gurk als Statthalter von Steiermark, zugleich Kaiser Ferdinands geheimer Rath, Hofprediger und Administrator des Bisthums Wien im Jahre 1570, durch Erzherzog Karl auch nach Graz berufen worden waren, Beichtväter und beständige Rathgeber bei Hofe wurden und mit weittragenden Plänen umgingen, waren gefahrdrohende Anzeichen für die Protestanten, denen nach und nach jede Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung so wie aller Glaube auf Treue der erhaltenen Zusicherungen benommen wurde, nachdem ihre wiederholten Bitten anno 1541 und 1548 um Gestattung freier Religionsübung mit leeren Ausflüchten hintangehalten worden waren.

Dieser Zustand wirkte nur nachtheilig auf den Fortschritt der Intelligenz und den Gewerbsfleiß im Lande.

Erzherzog Ferdinand von Inneröstereich, später, am 28. August 1619, als Ferdinand der II. zur Kaiserwürde erhoben, welcher nach In-

golstadt gesendet, daselbst von Jesuiten erzogen und dabei gegen die Reformation einen unversöhnlichen Haß eingesogen hatte, trat sogleich, als er von seinem toleranteren Vater Erzherzog Karl II. die Regierung 1591 der inneröſterreichischen Erblande übernommen hatte, als Gegner der protestantischen Lehre auf. Mit ihm nun fing, nachdem sich die Gegenreformation zum Grundsatze gemacht hatte, alle Prädikanten und die bei der neuen Lehre beharrenden Bewohner auszutreiben und ihre Vereinigungsorte zu zerstören, der in Oesterreich aufgegangene Stern des Protestantismus allmählig zu erbleichen an.

Die erste Aufgabe zur Einleitung der Gegenreformation für Kärnten war die Berufung des streng katholischen Grafen Nagarol zum Landeshauptmann, die Aufnahme mehrer katholischer adelicher Familien in das Gremium der Landstände, sowie das Verbot zur Beschickung der Landtage mit Deputirten der l. f. Städte St. Veit und Völkermarkt um die Lutheraner zu isoliren, welchem später 1604 über Anrathen des Bischof Stobäus von St. Andre, die Einberufung der Jesuiten folgte.

Das gegen Buchdrucker und Händler mit Edikt vom 24. Juli 1528 ergangene Verbot wegen Confiscirung und Verkauf akatholischer Schriften bei Todesstrafe durch's Wasser und Verbrennung aller Werke, wurde erneuert, sämmtliche Protestanten jedweden Ranges und Standes aus dem Rathe des Fürsten und dessen Umgebung entfernt, die Gehässigkeiten gegen die Protestanten nahmen allenthalben einen ernstern Charakter an, verschärftere Maßregeln gegen die freie Religionsübung tauchten allmählig auf und bereits am 11. November 1600 erschien vor Klagenfurt eine Gegenreformations-Commission mit einer bewaffneten Macht von 1000 Mann an deren Spitze Bischof Martin von Seckau, einer der leidenschaftlichen Gegner des Protestantismus stand.

Vizedom v. Hoffmann wurde schon 1583 vom neu erwählten Bambergerbischofe Ernst von Mangersdorf auf Betreiben des Bischofs Johann Georg von Standor, von seinem Dienstposten entfernt.

Die Gegenreformations-Commission rückte mit der sich gestellten Aufgabe: sämmtliche Prädikanten auszurotten, die geistlichen Versammlungsorte, Kirchen, Pfarrhöfe, Schulen und Beerdigungsorte der Lutheraner zu zerstören, die von denselben occupirten Kirchengüter den Katholiken wieder zuzuführen und überhaupt alle Personen, welche bei der neuen Lehre verharren wollen, aus dem Lande zu treiben, von Murau aus über Gmünd, Spital, Paternion, Bleiberg, Feldkirchen gegen Kärntens Landeshauptstadt vor, ließ mit wohlberechnetem Angriffsplane einst-

weilen auch die anſehnliche Stadt Villach unbehelligt, occupirte die kleinern Städte und Märkte und das immer zugängliche flache Land, nicht ohne hie und da auf erheblichen Widerſtand von Seite der Bauern zu ſtoßen.

Nachdem auch Tarvis, Pontafel, Hermagor, Himmelberg, Frieſach Althofen, Hüttenberg, St. Leonhard, Wolfsberg, Völkermarkt, und alle Umgegenden zurück reformirt waren, auch die Stadt St. Veit des Beſuches ſich erfreut hatte, und die ganze Umgebung Klagenfurts aufgeräumt war, die Stadt nun ganz iſolirt daſtand, kam auch die Reihe an ſie.

Klagenfurt, ſeit der Gründung der Neuſtadt und ihrer Erhebung zur Hauptſtadt des Landes in Folge der von den Ständen ergangenen Aufforderung und dabei zugeſtandenen vielſeitigen Begünſtigungen, von Leuten aus verſchiedenen Gegenden Kärntens und vielen Gewerbsleuten zumeiſt Fremden aus Schwaben bezogen, wo auch der Adel ſich eigene Palais zum zeitweiligen Aufenthalte erbauen ließ, wo im Dezember 1591 zum erſten Mal und dann ferner immer der Landtag in dem 1581 neu erbauten Landhauſe abgehalten wurde und das zur auffallenden Blüte gediehen war, zählte beim Beginne der Gegenreformation nur mehr drei katholiſche Familien.

Auf die Hauptſtadt war daher das Augenmerk des ganzen Landes ſo wie der Commiſſion gerichtet und wenngleich deren Bewohner auf die ihnen ergebene hinlängliche Beſatzung und deren gute Bewaffnung, ſo wie auf die ſtarken Befeſtigungswerke und überhaupt den Muth und das gute Einvernehmen der Bürgerſchaft bauen konnten, ſo war doch auf einen längeren Widerſtand nicht zu denken, zumal die Stadt vom Lande ganz abgeſchnitten, bei einer Belagerung keinen Succurs zu erwarten hatte und die Angreifenden in der Lage waren, ſich täglich zu verſtärken. Nachdem ſich die Gegenreformations-Commiſſion in den Beſitz der Stadt geſetzt hatte, begann ſie vor Allem mit der Reorganiſation der Stadtbehörden, für alle hervorragenden Stellen wurden wie ſchon vorher bei den Landſtänden, die noch ihre Verſammlungen in St. Veit hielten, durch Berufung des Katholiken Grafen von Nagarol zum Landeshauptmann, Einführung der früher nie am Landtage betheiligten Biſchöfe und Prälaten, und Verleihung des Indigenates an mehre katholiſche Familien wie die Baſſeio, Kochler, Reitenau, Rumpfen, Roſenberg, Salamanka u. a. m. bloß Katholiken und Geiſtliche berufen, um das Superiorat der Proteſtanten zu ſchwächen.

Sämmtliche Kirchen wurden den Akatholiſchen entzogen und ſogleich mit katholiſchen Prieſtern beſetzt und Jedermann im ganzen Lande aufgefordert in den Schoß der alten Kirche zurückzugehen, oder das Land binnen 8 Wochen mit Rücklaſſung des zehnten Pfennings zu verlaſſen.

Alle Kirchen wurden neu eingeweiht, und der Gottesdienſt alsbald nach katholiſchem Ritus abgehalten, von den Schulen die proteſtantiſchen Lehrer entfernt, wobei im Schulvortrage bis zur ſpäteren Einführung der Jeſuiten und Franziskaner und Uebergabe der Bildungsanſtalten an dieſelben, ein förmlicher Stillſtand eintrat.

Alle unter den Bewohnern vorhandenen proteſtantiſchen Werke, Druckſchriften, Gebetbücher, Verzeichniſſe und ſonſtige auf ihre religiöſe Einrichtung und geſchichtlichen Denkmäler ſich beziehenden Bücher wurden eingefordert oder ihnen gewaltſam abgenommen und bis auf die Sterb- und Taufbücher der Stadtpfarrkirche St. Egyden, theils öffentlich verbrannt, theils anderwärtig vernichtet, um wo möglich jede Spur eines Angedenkens oder zu einer Aufmunterung zu vernichten.

Johann, Patriarch von Aquileja, ließ bereits ſchon im Jahre 1581 in ſeinem Diözeſanantheile Kärntens und in Krain bei einer Kirchenviſitation über 2000 lutheriſche Bücher, meiſtens Bibelüberſetzungen in ſloveniſcher Sprache des Domherrns Truber, verbrennen.

Verſchiedene Verhandlungen zur Aenderung oder wenigſtens Milderung dieſer Verfügungen wurden ſowohl von den Landſtänden, als Bürgern eingeleitet, aber nur mit Mühe erwirkten ſie eine längere Friſt, um ihre Angelegenheiten ordnen zu können.

In der Hoffnung auf einen baldigen Umſchwung der Dinge, wozu kriegeriſche Vorgänge und diplomatiſche Verhandlungen in Deutſchland mehrmals Anlaß gaben, entſchloß ſich der größte Theil vorläufig zur Annahme des katholiſchen Glaubens, um den verſchiedenen Plackereien zu entgehen; wer aber Mittel hatte, oder wem Kunſt und Induſtrie zu Gebote ſtand, zog, unterſtützt von auswärtigen Glaubensgenoſſen von dannen, und ſo verließen Viele vom Adel und mit anſehnlichem Gefolge, Induſtrielle, Bauersleute, beſonders aber Bergleute das Land und zogen nach Ungarn, Siebenbürgen, Baiern, Württemberg und in das nördliche Deutſchland, ja ſogar nach Amerika.

Am 5. April 1604 erſchien Biſchof Martin von Seckau wiederholt in Klagenfurt, nachdem kurz zuvor die des Proteſtantismus überführten friedlichen und angeſehenen Bürger Godäus Koph, Georg Grinz, Sigmund Laubinger und Friedrich Staindl nach Graz berufen und in

Verhaft genommen worden waren und nahm nochmals eine strenge Untersuchung gegen alle Bewohner vor. Wer noch ausfindig gemacht werden konnte und nicht zum Katholizismus rückkehren wollte, mußte mit Rücklassung seines zehnten Pfennings von der Habe sogleich auswandern und Stadt und Land für immer verlassen, alle akatholischen Beamten wurden entfernt und wie die abgegangenen Mitglieder der Landschaft durch Katholiken ersetzt. Der Bischof hielt sich bei dieser Untersuchung bis 26. Juli im Lande auf.

Von Klagenfurt allein wanderten über 50 Bürger mit ihren Familien aus, wie viele von anderen Orten, ist nicht mehr verzeichnet, jedoch muß es eine namhafte Zahl gewesen sein, weil in der Folge aller Gewerbsfleiß gänzlich darniederlag und lange Zeit hindurch eine allgemeine Trauer herrschte.

Noch im Jahre 1609 erschienen beim Landtage 70 lutherische Landstände und es wurden deßhalb Beichtzettel eingeführt, um sich über ihre Glaubensmeinung zu überzeugen.

Vom protestantischen Adel, welcher sich theilweise, ungeachtet im Jahre 1625 und 1628 wiederholt abgehaltener Commissionen, noch bis zum Jahre 1629 erhielt, wanderten die ansehnlichen und geachteten Familien Khevenhüller, Paradeißer, Dietrichstein, Welzer, Weißeneger, Thenhauser, Freiberg, Aichlberg, Lichtenstein, Neuhaus, Ernau, Leiningen, Ungnad, Egg, Hagen, Haleg, Kentschach, Auersberg, Kroneg, Kemeter, Metnitz, Sternberg, Mager, Praunfalkh, darunter Grafen und Freiherren und noch mehrere Andere aus dem Lande, fast alle reich begütert und vom Volke geliebt, und so manche unter ihnen, die, gleichwie ihre Ahnen sich in den größten Gefahren Verdienste um das Land und um Oesterreich erworben hatten. Sie verließen Kärnten meist mit einem ansehnlichen Gefolge.

1629 wurden die Khevenhüller'schen Güter Landskron, Velden und Osterwitz vom Staate eingezogen.

Welche Leiden dadurch über die Bewohner Kärntens gekommen sind, läßt sich denken. Hiezu kamen noch 1601 neuerliche Pestfälle, woran in Klagenfurt 98 Personen starben und die im Jahre 1622 und 1643 ausgebrochene Hungersnoth, in Folge welcher selbst Bürger von Klagenfurt ausbrachen und die Bauern in der Umgebung von Hollenburg um ihre Lebensmittel beraubten; dann ein Aufstand der Hüttenberger Knappen, die wegen Mangel an Verdienst und Nahrung das ganze Krapfeld bis St. Veit herab plünderten.

So viel auch die Zurückgebliebenen zu leiden hatten, so war doch das Schicksal der Exilirten noch kläglicher. Die meisten im Lande geboren, in der evangelischen Lehre auferzogen, viele auch begütert oder durch Fleiß und Thätigkeit wohlhabend geworden, durch Familienbande aneinander gekettet, allgemein geachtet und geliebt, sollen den zumeist schon von ihren Eltern eingesogenen und als ihr höchstes Gut betrachteten Glauben ablegen, oder ihren wohnlichen Herd, ihren Geburtsort, ihre Heimat, fast plötzlich, unverschuldet, für immer verlassen und sich in unbekannten Gegenden unter ganz fremden Menschen, und viele darunter schon im Alter, eine neue Heimat gründen, wozu ihnen häufig noch die Mittel fehlten, da Leute mangelten, die ihnen für ihre, durch jahrelangen Fleiß und Anstrengung erworbenen Habseligkeiten einen nur erklecklichen Ersatz bieten konnten.

Welche Beschwerlichkeiten und welchen Zeitaufwand damals eine Reise verursachte, läßt sich noch aus vielen Beschreibungen von damaliger Zeit entnehmen.

Wie viel Kummer und welche Noth mußte erst da herrschen, wo eine zahlreiche Familie vorhanden war.

Wie grausam erscheint das Vorgehen des damaligen Patriarchen Hermolaus Barbarus von Aquileja, als er dem im Schloße Landskron im Mai 1607 verstorbenen Franz v. Khevenhüller die Beerdigung in der Khevenhüller'schen Gruft in Villach versagte, wo doch die Khevenhüller so große Gutthäter der Kirche und um Kärnten so hochverdiente Männer waren, um diesen seltenen Mann allgemeine Trauer in der Umgebung herrschte und so manche Thräne floß; seine Leiche mußte nach dreitägigem Zanke mit der Geistlichkeit nach Osterwitz geführt werden, wobei ein nie gesehener Trauerzug statt hatte. Sie ruht nun in der Schloßkirche alldort und ein herrlicher Denkstein verewigt sein Andenken.

Kärnten fühlte lange diesen fast plötzlich gekommenen in dieser Art vorher von Niemanden geahnten furchtbaren Schlag. Ackerbau und besonders Industrie, selbst die Wissenschaften blieben weit zurück.

Alle Verfolgungen, alle Plackereien und in allen Arten angewandte Strafen waren aber nicht vermögend, den einmal lieb gewonnenen Glauben selbst in dem langen Zeitraume von fast 200 Jahren gänzlich in Kärnten auszurotten.

In den Gebirgen Oberkärntens, wo viele Schluchten vorhanden, wo ausgedehnte Thäler mit großen Waldungen vorkommen, und der Bergbau

einen bequemen Versteck vor abgesandten Spähern gestattete, erhielt sich der evangelische Glaube im Geheimen noch immer aufrecht und mehrere Tausende stärkten sich hier einzig im Lesen der heiligen Schrift und durch Aufmunterung zeitweise heimlich erschienener auswärtiger Missionäre.

Die protestantischen Kärntner waren strenge in ihrem Lebenswandel, hielten fest an der Sitte ihrer Väter und zeichneten sich, wie es noch allenthalben wahrnehmbar, durch genaue Erfüllung ihrer religiösen Pflichten, eine musterhafte Ordnung im Hauswesen und in der Familie, durch Gastfreundschaft, durch zutrauliches Entgegenkommen aus. Ihre Lieblingsbücher waren damals die Weimar'sche Bibel, Luther's Katechismus, Scheidenberger's evangelische Sendbriefe und die Schriften eines Möller, Spangenberg und Müller.

Erst nach einem Verlaufe von fast 200 Jahren, als der unvergeßliche Kaiser Joseph II. zur Regierung gelangte, dessen ganzes Leben fortwährend nur dem Wohle seiner Mitmenschen gewidmet war, der vielfach verkannt und von Zeloten geschmäht wurde, dem aber die Weltgeschichte, wie noch keinem Monarchen, mit dem Nachrufe: „Millionen Menschen weinten um den Vater des Vaterlandes" das würdigste Denkmal setzte, geschah wieder ein Schritt vorwärts auf dem Wege zur Religionsfreiheit.

Wie er allen Verwaltungszweigen einen fast plötzlichen Umschwung gab, um den Zeitforderungen gerecht zu werden, so sicherte er auch in seinem Toleranz-Patente vom 15. Oktober 1781 die Duldung allen Religionsgenossenschaften und bald traten die in verschiedenen Gegenden zerstreuten Evangelischen aus ihren Asylen hervor und machten von dem kaiserlichen Machtspruche Gebrauch.

Als eine Nachtragsverordnung zum Toleranzgesetze den Akatholischen gestattete, in Orten, wo 100 Familien sich befanden, ein Bethaus, jedoch ohne Thurm und Glocken und ohne Eingang von der Straße, zu erbauen, Prediger und Schullehrer anstellen und die gottesdienstlichen Functionen ausüben zu dürfen, war die Gemeinde Arriach die erste, wo eine ziemliche Anzahl Einwohner öffentlich auftrat, sich als Protestanten erklärte und in der Person des Hager sich einen Pastor aus Preßburg holte, der ein sehr würdiger Mann war.

Schon bald stieg deren Zahl in Kärnten auf 12.000 Köpfe.

Hieronymus Graf v. Lodron, ein junger, sehr geachteter katholischer Cavalier, war der Erste, der im wahrhaft christlichen Sinne handelte und seinen evangelischen Unterthanen zu lieb das Bethaus zu Dorn-

bach bei Gmünd nebſt einem Pfarrhofe erbaute, die Kirche mit einem herrlichen Altar, dann einer Orgel verſah und einen Paſtor hinſetzte.

So ſehr ſich auch Anfangs Viele bemühten, die Anwendung des Toleranzpatentes, theils durch verſtümmelte, theils lückenhafte Publikation desſelben und ſelbſt durch Vorenthaltung zu verkümmern, ſo halfen doch alle dieſe Umtriebe nichts. Der die Güte und Menſchenfreundlichkeit beurkundende Befehl des Monarchen, deſſen edle reine Abſichten ſogar vom Papſte Pius VI., der ſich noch zu einem Beſuche des Kaiſers in Wien entſchloß, um ihn von ſeinen Entwürfen abzubringen, anerkannt wurden, drang allenthalben durch und erſchien zur größtmöglichſten Verlautbarung alsbald in Druck. Wenngleich der von feindlichen Elementen aufgeſtachelte Pöbel hie und da thätig war, die Rechte der Proteſtanten zu kränken, ſo entwickelte ſich der Proteſtantismus dennoch zuſehends. Aber ſelbſt zwiſchen den Evangeliſchen wäre es wegen Einführung des holſteiniſchen Geſangbuches bald zu Reibungen gekommen, dem jedoch im Jahre 1786 dadurch abgeholfen wurde, daß ein neues, die beliebten alten und neuern Lieder enthaltenes ſogenanntes gemiſchtes Geſangsbuch ausgegeben ward.

Vom Auslande haben die Proteſtanten ſehr viele Wohlthaten empfangen, nicht allein wurden ſie bei ihren Auswanderungen unterſtützt und allenthalben mit offenen Armen empfangen, ſondern ſie erhielten auch während ihrer Unterdrückung Troſt und Hilfe. Vorzüglich waren es aber anſehnliche Beiträge, welche ihnen von der Geſellſchaft zur Beförderung der reinen Lehre, und aus Baſel durch den Nürnberger Handelsmann Tobias Kiesling zufloſſen..

Allenthalben ſtiegen nun alsbald Bethäuſer empor wie zu Feld, Arriach, St. Ruprecht, Wiedweg, Gneſau, Feldkirchen, Sirniz und am Kreigerberge, öffentliche Schulen wurden errichtet, die evangeliſche Bevölkerung im Diſtrikte vertheilt und ſo entſtanden die Paſtorate:

1. Arriach.
2. Feld mit der Filiale.
3. Gneſau.
4. Feldkirchen.
5. St. Ruprecht mit den Filialen St. Joſef und Einöde.
6. Freſach mit der Filiale Buch.
7. Trebeſing mit der Filiale Unterhaus.
8. Dornbach.
9. Eiſentratten.
10. Feſſerniz.
11. Zlan.
12. Bleiberg mit der Filiale Aggoritſch.
13. Watſchig.
14. Treßdorf
15. Weißbriach mit der Fi-

liale Weißenstein, und in neuester Zeit

16. Klagenfurt mit den Filialen Eggen und Wolfsberg.

Wenn freilich dieses so lange ersehnte Recht noch mancherlei Beschränkungen, wie bei gemischten Ehen, im gehinderten Kirchenausbaue, in der Aufstellung von Glocken, durch Verpflichtung zur Entrichtung der Kollektur und Stollgebühren an die katholischen Pfarren, und die möglichste Erschwerung des Eintrittes von Protestanten in öffentliche Aemter enthielt, so war für Protestanten damit doch schon viel geschehen, daß sie von nun an ihrem Glauben offen, frei und unbeirrt nachleben konnten.

In Klagenfurt, der Hauptstadt des Landes mit dem Sitze der Landesbehörden, wo die evangelische Lehre, welche dort einst allein herrschte in der Folge ausgerottet wurde, hatte sich doch ein kleines Häuflein ungeachtet aller Gegenbestrebungen noch heimlich erhalten und in der Folge vergrößert. Aber erst seit dem Jahre 1809 feierte man jährlich am zweiten Montage nach Ostern, wenn der in Gnesau stationirte evangelische Geistliche von seiner Exkursion vom Kreigerberge rückkehrte, entweder in einem Gasthause oder in der Kapelle des k. k. Militärspitales, weil mehrere vom Militär auch am Gottesdienste Theil nahmen, das heilige Abendmahl nach evangelischem Ritus.

Im Jahre 1853 schloßen sich die Protestanten Klagenfurt's an die evangelische Kirchengemeinde Feldkirchen an und hielten, nachdem sie sich zu einer Filialgemeinde konstituirt halten, jährlich zwei Gottesdienste, zuerst in einem Gasthause, dessen Besitzerin evangelisch war, dann im ständischen Landhause, wo der geräumige, einer derlei Feier entsprechende Saal zur Abhaltung des jährlichen Gottesdienstes mit wirklich lobenswerther Munificenz bereitwilligst zugestanden wurde.

Die Zahl der Protestanten, die in Kärnten mittlerweile auf 16.800 Seelen Seelen in 2420 Familien anwuchs, vermehrte sich in Klagenfurt auf 500 Köpfe, wovon die Hälfte aus dem Militärstande ist und es wurde daher ein eigenes Gotteshaus mit einem selbstständigen Seelsorger schon zum dringenden Bedürfnisse.

Um dem vielseitig laut ausgesprochenen Wunsche zu entsprechen, kauften im Jahre 1858 die damaligen Gemeindevorsteher Johann Winkler, Franz Mathé, Peter Schwaiger, Karl Goldstein und Stephan Gaßer unter Mitwirkung des Pastors Adam Wassertheurer von Feldkirchen das eben feil gestellt gewesene Haus Nr. 55 in der Villachervorstadt, welches die für den Pfarrer geeignete Wohnung und einen zum Baue der Kirche räumlichen Garten enthielt, um den Betrag von 6400 fl., wobei

die Energie und Aufopferung dieſer Männer, die bei einem Kaſſaſtande von nur 150 fl. den Handel eingingen und durch ihre Thätigkeit es dahin brachten, daß ſchon beim Abſchluſſe des ſchriftlichen Vertrages eine Abſchlagszahlung von 400 fl. und dann jährlich 1000 fl. geleiſtet werden konnte, volle Anerkennung verdient.

Durch die Weisheit und Milde unſeres hochherzigen Monarchen Kaiſer Franz Joſef I. iſt endlich mit dem Patente vom 8. April 1861 die letzte, für die Proteſtanten beengende Schranke gefallen, die noch drückend geweſenen Feſſeln ſind für immer gelöſet und damit für Oeſterreich ein ewig denkwürdiger Tag angebrochen.

Volle Gleichberechtigung mit andern Kirchen nach allen Richtungen des bürgerlichen und politiſchen Lebens, volle Autonomie in der Verwaltung und Leitung ihrer innern Angelegenheiten wurde dadurch gewährleiſtet.

Um die Mitte des Jahres 1862 wurde in Klagenfurt ein eigener Pfarrvikar angeſtellt und ſeiner Seelſorge ferner die Filialgemeinde Eggen am Kreigerberge, jene zu Wolfsberg und die ſonſt noch in Unterkärnten vorkommenden Evangeliſchen zugewieſen.

Bis nun hat die kleine Gemeinde theils aus Beiträgen von eigenen Glaubensgenoſſen, theils aus Liebesgaben, woran ſich auch mehre menſchenfreundliche Katholiken betheiligten, nicht nur die Kaufſumme des Hauſes bis auf 2400 fl. abzutragen vermocht, ſondern ſogar noch einen Fond von 5000 fl. geſammelt, womit ſie den Bau der Kirche, der auf 24.000 fl. veranſchlagt iſt, beginnen konnte und nun innerhalb zwei Jahren beendigt hat.

Am 1. Oktober 1863 fand die Grundſteinlegung der Kirche nächſt dem Landhafen an einem ſchönen freien Platze, nachdem dieſem Akte am 27. September die feierliche Inſtallation des Superintendenten Andreas Gunesch im Landhausſaale vorangegangen war, in Gegenwart des Landeschefs, der Landtagsausſchüſſe, der beiden Bürgermeiſter mit dem Gemeinderathe, der beiden Regimentskommandanten mit zahlreicher Offizierbegleitung und unter Anweſenheit eines zahlreichen Publikums aus allen Ständen der Stadt und des Landes, und aus verſchiedenen Gegenden und ſelbſt des Auslandes erſchienenen zahlreichen Würdenträgern, ſtatt.

Dieſes hier ganz neue Feſt wurde mit Vortragung des Liedes: „Der Tag des Herrn" durch die hieſige Liedertafel eröffnet, hierauf vom Pfarrer Waſſertheurer eine auf das Feſt Bezug habende Anſprache, worin

er dem Gemeinderathe, unter deſſen Schutze der Bau gelang, ſo wie der Sparkaſſe und den übrigen Wohlthätern für ihre Beiträge ſeinen Dank ausſprach, gehalten, ſonach die Urkunde von einem Gemeindemitgliede vorgeleſen und der feierliche Akt der Grundſteinlegung vom Superintendenten Gunesch nach einer ergreifenden Anſprache, nachdem die Gründungsurkunde, die Bildniſſe Ihrer Majeſtäten, eine Abbildung der zu erbauenden Kirche, der Bauplan, das k. Patent vom 8. und Miniſterial-Erlaß vom 9 April 1861 und eine geſchichtliche Darſtellung der Schickſale des Proteſtantismus in Kärnten in den Denkſteinen hinterlegt worden waren, vorgenommen.

Den Schluß bildete ein Gebet des zum Vikare und mittlerweile zum Pfarrer ernannten Karl Rolf und die Abſingung eines geiſtlichen Liedes unter Theilnahme der ganzen Gemeinde. Dieſe Feſtlichkeit, erhöht durch die Anweſenheit des Finanz-Miniſterialrathes und Sektionschefs Samuel Bell, vieler Pfarrer und Glaubensgenoſſen aus benachbarten Provinzen zeichnete ſich durch Einfachheit und Würde aus und machte einen erhebenden Eindruck, geeignet, Grundſätze der chriſtlichen Nächſtenliebe und der Duldung in den Herzen aller Theilnehmer zu beſtärken.

Der Kirchenbau iſt nun vollſtändig zu Ende geführt und noch innerhalb des laufenden Jahres wird die innere Einrichtung bewerkſtelliget ſein, worauf im kommenden Mai die feierliche Einweihung erfolgt und das Gotteshaus der öffentlichen Benützung übergeben werden wird.

Schließlich iſt noch zu erwähnen, daß die evangeliſche Gemeinde in Klagenfurt der Sorge, ſich einen eigenen Friedhof zu verſchaffen, überhoben iſt, da die große und nachahmenswerthe Toleranz des in Klagenfurt reſidirenden Fürſtbiſchofs von Gurk, Dr. Valentin Wiery, es geſtattet, auf dem katholiſchen Friedhofe katholiſche und proteſtantiſche Leichen ohne Unterſchied zu beerdigen.

Klagenfurt, den 1. November 1865.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Friesach.

Mitgetheilt von **Alois Weiß**.

Die kön. Bibliothek in München besitzt ein Manuscript (Cod. germ. 1180. Zusammengetragene Verordnungen, Chroniken ꝛc.), in welchem sich auch eine Chronik von Friesach befindet, die, wenn auch mangelhaft und sich beinahe nur auf Aufzählung der Feuersbrünste beschränkend für die heimische Geschichte doch nicht ganz ohne Interesse ist.

Der Anfang derselben ist ziemlich übereinstimmend mit Megisers Chronik und überhaupt allen älteren Chronisten die über Kärnten geschrieben, was besonders an dem zu erkennen ist, daß alle Virunum an die Stelle des heutigen Friesach setzen.

Dasselbe ist auch in der hier mitgetheilten der Fall und somit wäre der Eingang nicht auf Friesach, sondern auf Virunum die zerstörte Stadt am Zollfelde, zu beziehen. Der weitere Theil der Chronik beschränkt sich fast nur auf die in Friesach stattgehabten Brände.

Hohenauer in seinem Werke „Die Stadt Friesach" lieferte ein Verzeichniß der Feuersbrünste dieser Stadt, welches aber von dem Chronisten in vieler Beziehung ergänzt wird. Ersterer hat nicht alle verzeichnet, die in der Chronik enthalten sind, und letztere behandelt die Beschreibung meistens ausführlicher, indem sie nicht bloß das Factum hinstellt, sondern meist auch die Entstehung und Größe des Brandes bekannt gibt

Wo das Datum gegenseitig nicht übereinstimmt, ist es ersichtlich gemacht.

Denkwürdige Sachen der Stadt Friesach. Ihr Auf- & Abnehmen auß unterschiedlich Verzeichnissen & Scribenten zusammengetragen.

Die uralte Stadt Friesach, welche von dem Plinio, Tacito & Ptolomaeo Virunum genennt wurde, ist schon vor Christi Geburt in hohem Ansehen gewesen, hernach aber, als die Romaner das Norikum unter ihren Gewalt gebracht, ist sie zu einer Colonia gemacht worden, da die romanischen Landshauptleute oder Befehlshabere gemeiniglich ihre Sitze gehabt haben. Diese ist mit andern Städten um das Jahr Christi 451 von denen Hunen zerstöhrt- & gleichsam ganz zu Boden geschleift- aber von Marco Cassiodoro Romanischen Befehlshabern wieder erbaut- & aufgericht worden. Um das Jahr 490 erlitte diese Stadt einen Anstoß

von Ottokaro der Rugen*) König, welcher mit Theodorico dem letzten romaniſchen Landshauptmann in Chärnten einen Krieg geführt, der viele Orte in Öſterreich, Steyer & Khärnten eingenommen = ausgeblindert = & verderbet hat, worunter auch Frieſach ware.

Um das Jahr nach Chriſti Geburt 499 hat Theodo Erzhörzog in Bayern das Römiſche Joch von ſich geworfen, einen Krieg mit denen Römern angefangen, da er in einer Schlacht, auf dem Marchfeld genannt, die Römer überwunden, nahent bei dem ynn, hat er ſeine victori fortgeſetzt, die Römer aus Norico vertrieben, deme ſein Sohn Theodo in der Regierung nachgefolgt, auch in der Glückſeligkeit zum anderten mahl die Romaner geſchlagen, dadurch das ganze Noricum ſowohl Ripenſe als Mediteraneum, darunter auch Khärnten von dem römiſchen Joch erlediget, welcher Krieg ſich bis auf 521 erſtrecket. Nach dieſem haben die Bayern, mit ihren Bundsgenoſſen denen Wenten, die Lande, ſo ſie denen Römern abgedrungen, getheilet, da dann Khärnten meiſtentheils denen Wenten oder Windiſchen zugeeignet worden, & Herzog Theodo der andere der erſte Herzog in Khärnten worden.

Zu dieſer Zeit waren die Bayern, wie auch die Kärntner noch in dem heiduiſchen Glauben, biß um das Jahr Chriſti 559 ſich Diopold mit Otto ſeinem Bruder von dem h. Ruperto hat tauffen laſſen.

Unter dieſen erſten Hörzogen bliebe Frieſach bei 200 Jahren ein fürſtl. Reſidenz Stadt, bis ſie hernach durch Heyrath auf die Grafen von Tauer kommen, von welchen die Landgrafen von Frieſach & Zeltſchach mit Wilhelm dem Letzten, ſo die heylige Hemma zu einer Gemahlin gehabt, ſich geendet. (Dann folgt die oft erzählte Hiſtorie „Wie Frieſach an Salzburg gekommen“). Intereſſanter iſt folgender Theil:

Unterſchiedliche Zufälle der Stadt Frieſach.

**) Gebhardus ein geborner von Helfenſtein erbaute das Schloß zu Frieſach anno 1074.

Anno 1095. Da Bertholdus mit dem Thiemo um das Erzbisthum Salzburg geſtritten, iſt Thiemo der rechte Erzbiſchof von Pertholdo

*) Rugier, ein germaniſches Volk, das ſeine Stammſitze an der Odermündung hatte. Odoacer ſelbſt ein Rugier trat als Jüngling in römiſchen Kriegsdienſt und wurde Feldherr und ſchließlich, da er die Kaiſerwürde nicht annahm, Beherrſcher Italiens.

**) Erzbiſchof von Salzburg und päpſtlicher Legat, hatte auch das Bisthum Gurk und die Abtei Admont errichtet. (Hohenauer „Die Stadt Frieſach“ Seite 37.)

verfolget worden, alda er über den Thauern ſich retirirt, aber von Ulrich Pfalzgrafen in Kärnten gefangen bekomen, & Pomponi zu verwahren übergeben worden. Nachdeme aber Perdoltus die Stadt Frieſach, die es mit Thiemo gehalten, belägert und eingenommen, hat ſich allein das Schloß Geyersperg trefflich gehalten. Wie nun Graf Ulrich & Pomponio geſehen, daß ſie mit dem Schloß nichts ausrichten könnten, haben ſie den fromen gefangenen Erzbiſchofen Thiemo gebundener vor das Schloß geſtellet, denen Belägerten gedroht, ihren Herrn zu ermorden, wo ſie nicht wollten das Schloß übergeben, deßgleichen drohten ſie dem Thiemo, er ſollte den ſeinigen zuſprechen, widrigen falls wollten ſie ihme auf das grauſamſte umbringen, Thiemo aber gab ihnen zur Antwort, das Schloß gehöre nicht ſein, ſondern dem h. Ruperto & ſeiner Kirche zu, deswegen er nicht Macht habe dieſes ſeinen Feinden zu übergeben; Graf Ulrich erzürnt über dieſe Rede, befiehlt dem Scharfrichter, er ſollte dem Erzbiſchofen das Haupt abſchlagen, welches er auch im Werk vollziehen wollen, jedoch nicht mehreres vermögt, als daß er dem Thiemo die Haut verletzet, nach dieſem will der Scharfrichter in ſeinem Befehl fortfahren, führt den anderten Streich, welcher ohne Zweifel durch einen Engel in eine Säul oder Thräm geführt worden, daß das Schwert in Stücken zerſprang & Thiemo nich berühret, weil Gott dieſen frommen Erzbiſchofen zu einen mehreren Sigkränzl vorbehalten, wie er dan hernach mit anderen Herren aus Teutſchland mit einem gewaltigen Kriegs-Heere in das gelobte Land gezohen, von denen Sarazenen gefangen, in der Stadt Carazein grauſamlich gemarteret, Händ & Füße abgehauen, ſein Bruſt eröffnet, daß er ſein Herz ſelbſten leichtlich ſehen können, & durch ſeine Quall ſein h. Leben mit der Marterkron gezieret, dieſer h. Thiemo ward ein geborner Graf v. Mättlingen.

Anno 1275. hat Miloth Zeuch, König Ottocars Feldobriſter, Frieſach eingenommen, dieſelbige Stadt ganz zerſtöret und verbrannt, welche von den Herren Hardracius von Preſſing & Otto Ungnad als Salzb. Haubtleuten eine lange Zeit trefflich verfochten, leytlich doch ſolche verlohren worden.

Anno 1289 hat Erzhertzog Albrecht zu Öſterreich die Stadt Frieſach unter den damaligen Erzbiſchof Rudolph am Tage S. Philippi & Jakobi*) eingenommen, ganz ruinirt & abgebrennt. Zu dieſer Zeit ware Vizedom Herr Ulrich von Fohnstorf.

*) 1. Mai.

Anno 1309 ist an S. Marxen-Tage *) abermalen die Stadt in die Brunst gerathen und von Holzmarkt an biß auf den Geyersberg völlig abgebrennt worden. In demselben Jahr entstunde abermahl ein Feuersbrunst am St. Bartholomaei-Tag **) & brennte noch, was übrig war, alles ab, sammt den Frauenkloster unter dem Berg.

Anno 1323. Am St. Maximiliani-Tag ***) entstande ein solche greuliche Feuersbrunst, das kein einiges Haus in der ganzen Stadt übrig verblieben.

Anno 1340 ist ein Feuer in den äußern Spittal entstanden, kam über die Stadt-Mauer, brennt die ganze Stadt, sammt dem Predig & Frauenkloster in dem Sack ab, daß nichts übergeblieben, als allein die Kirchen S. Bartholomaei & Virgilii.

Anno 1364 den 7. Oktober ist bei einem Bürger Namens Kötter durch seine Beischläfferin ein Feuersbrunst entstanden, & durch den starken Wind die ganze Stadt abgebrennt, bis auf das Kloster S. Mauritii & das Stift Virgilii.

Anno 1384 ist bei einem Burger halb Edl genannt ein Feuer auskomen & hat die ganze Stadt verbrennt.

Anno 1455 seind in der Stadt 40 Häuser abgebrunnen.

Anno 1461 ist in der Nacht den Freytag nach Sontag Laetare †) ein Brunst entstanden, welche die halbe Stadt hingenohmen.

Anno 1482 unter dem Erzbischof Bernhard von Salzburg hat Wanwitsch, des Königs Mathiae Corvini in Ungarn Feldobrister, die Stadt Friesach belagert und nach gehaltener Schlacht dieselbige mit Gewalt eingenommen & übel zugerichtet, seine Besatzung unter den Kralowetz darinnen gelaßen, welcher dieselbe widerumen reparirt & ziemlich gut Regiment darinnen gehalten, nach seinen Todt aber haben die Soldaten keinen rechten Comendanten darinnen gehabt, übel in der Stadt gehaust, auch das Gey um Friesach herum mit Sengen, Brennen & Rauben verherret, daß Niemand in der Gegend, noch an Krapfeld & Gurggenthal sicher gewest, bis Herr Gebhard Peüscher, Salzbg. Vice-Dom, mit Hülf des kaiserl. Landeshauptmann Hansen Ungnad & Maximiliani primi Feldobristen, Herrn Christof von Scherffenberg die stadt Friesach belägert und durch einen heimlichen Verstand mit einem von Adel & etlichen Burgern in die Stadt kommen, dieselbige, weilen das

*) 12. Oktober.

**) 24. August.

***) 12. Oktober.

†) 20. März. Bei Hohenauer den 26. März.

St. Veiter Thor eröffnet, eingenommen, die ungariſche Beſatzung ſammt ihren Hauptmann Johann Tholotzki auf dem Platz niedergemacht & alſo die Stadt wiederumen unter Salzburg gebracht im Jahre 1496, da Herr Leonhard von Keitſchach das Erzbistum Salzburg regieret.

Anno 1493. Als noch die Ungarn die Stadt innen gehabt, iſt in einem kleinen Häusl den Samſtag vor Maria Magdalena *) Tag ein Feuer ausgekommen & den mehreren Theil der Stadt in Aſche gelegt.

Anno 1500. Doch iſt nicht wißentlich, in welchen Tag & Monat, iſt abermalen die Stadt in Brandt geſteckt & verbrennt worden.

Anno 1582 iſt den 3. Oktober um 9 Uhr Vormittag in eines Schuſters Haus, welcher Pöch geſotten, ein Feuer auskommen & iſt die ganze Stadt durch den ſtarken Wind ſammt dem Teutſchen-Hauß & Vorſtadt in Grund abgebrunnen, wie auch das Kloſter unterm Berg & das Stift Virgilii, welches hernach nimmer erbauet worden.

Anno 1652 iſt den 2. Juni ein Haus in der Vorſtadt nahe an dem Graben neben der Müll durch die kaiſerl. Soldaten mit etlichen Musqueten-Schüßen angefeuert worden, die Flammen haben über die Stadt-Mauern gegriffen, die ganze Stadt von St. Veiterthor bis auf den Geiersberg in Aſche gelegt, daß nichts außer des Seminarii, Predigkloſter, St. Johannes & Mauritzen-Kirchen ſtehen geblieben, in welcher Brunſt auch 8 Perſonen geblieben ſind. Zu dieſer Zeit regierte das Erzbisthum Paris Graf v. Lotron & ware Vicedom zu Frieſach, der hoch & wohlgeborne Graf Wolf Andre v. Roſenberg, welcher durch ſein viel Vermögen bei einer löbl. Landſchaft der Stadt ein ziemliche Beihülfe ausgebracht.

Anno 1673. Den 9. Juli um 3 Uhr Nachmittag iſt bei Chriſtian Schlögel Burger & Becken neben der Carthaus ein Feuer auskhommen, welches gleich die nächſten Häuſer ergriffen & durch den Wind angetrieben innerhalb einer Stunde die Stadt in Brandt geſetzt, daß dieſelbe neben den Stift- & Gotteshäuſern, den 2 Schlößern die Hauptmannſchaft & Lavant ſammt dem Predigerkloſter, & Mauritzer-Probſtei bis ohne (sic) dem Geyersperg völlig in Aſchen gelegt, daß außer des Vicedom Stadl, Teutſchen-Haus & der Vorſtadt daſelbſt faſt nichts übrig geblieben.

Anno 1751.**) Den 15. Märtzen um ½ ſieben Uhr Abends iſt in dem ſogenannten Lämplwirthshaus in dem Stall Feuer entſtanden, wodurch 35 Häuſer & die Spittal-Kirche & die Kirche am St. Virgilii Berge gänzlich in die Aſchen gelegt worden.

*) 22. Juli.

**) Nach Hohenauer im Jahre 1752 am 16. März

Ueber Volkssitte, Aberglauben und Volksmedizin.

Unter diesem Titel veröffentlicht der hochw. Pfarrer und Senior zu Neuhaus, Andreas Joh. Jäckel, im 2. Band der Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Nürnberg die von ihm beim Volke in Franken gesammelten Notizen und Beobachtungen über den an gewisse Tages-, Jahres- und Festzeiten geknüpften Aberglauben, über die unter verschiedenen Lebensverhältnissen zu befolgenden abergläubischen Vorschriften und die Deutung zufälliger Ereignisse für das Schicksal eines andern Geschehens, das ganz außer irgend einer Beziehung mit jenem Ereigniß steht, über Heilung der Krankheiten durch sogenannte sympathetische Mittel, und über Glück und Unglück bringende Thiere. Diese mit dem großen Fleiß und der eingehenden Sachkenntniß eines ausdauernden Forschers gesammelten und zusammengestellten Aphorismen enthalten ein sehr reiches Material über die verschiedenen Formen des Aberglaubens, welche vielfach mit jenen des auch bei unserem Volke in Kärnten herrschenden Aberglaubens eine große Aehnlichkeit haben. Obwohl dieselben für eine gleichartige Zusammenstellung über Kärnten die beste Anregung und Vorarbeit zu geben im Stande wären, so müssen wir uns doch versagen, sie auch nur auszugsweise mitzutheilen, glauben jedoch die in mehrfacher Beziehung lehrreiche Einleitung, welche der Verfasser seiner Sammlung voraus schickt, unsern Lesern nicht vorenthalten, daran aber auch den Wunsch und die Hoffnung knüpfen zu sollen, daß ähnliche, für die Culturgeschichte wichtige Arbeiten sich doch einmal auch unser Volk zum Gegenstande machen möchten, wozu ja mehrere Mitarbeiter der Carinthia in kleineren Aufsätzen bereits Lust und die schönste Begabung gezeigt haben. Der obengenannte Verfasser leitet seine Zusammenstellung folgendermaßen ein:

Was ich hier gebe, sind nicht etwa allgemeine, localen Interesses entbehrende, aus alten Büchern, ökonomischen Tausendkünstlern u. s. w. abgeschriebene Schnurrpfeifereien; ich habe im Gegentheil das Meiste aus dem Munde und der Praxis des Landvolkes und der städtischen Nichtaufklärung, Einzelnes aus alten von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden, als Quintessenz der Weisheit vergangener Jahrhunderte und als theurer Schatz in Ehren gehaltenen handschriftlichen Hausbüchern erhoben. Es ist nicht eben leicht, sich von dem unter dem Volke herrschenden, zum Theile noch recht crassen Aberglauben, besonders von Segenswünschen und kräftigen Mitteln gegen Krankheiten von Menschen und Vieh, Kenntniß zu verschaffen. Der

Volksarzt oder ſonſtige Beſitzer eines ſolchen Mittels glaubt durch Mittheilung desſelben einen Verluſt zu erleiden, reſp. ſich Concurrenz zu bereiten, oder er fürchtet, durch die Mittheilung an eine andere, beſonders jüngere Perſon könnte ſein Geheimmittel alle Kraft verlieren, oder er verſchließt ſich dem Fragenden mißtrauiſch, mit der kurzen Abfertigung, die Herrenleute wollten nur wiſſen, wie abergläubig und dumm der Bauer noch ſei. Männern, die ihr Beruf in täglichen Verkehr mit dem Landvolke bringt, Geiſtlichen und Lehrern, wenn ſie es recht anzufangen verſtehen, gelingt es am erſten, im gewöhnlichen und amtlichen Verkehr mit Jungen und Alten Vieles zu erfahren, was für Andere hinter Schloß und Riegel mißtrauiſchen Schweigens zu bleiben pflegt. Ein freundliches Geſpräch mit einem alten Manne, eine Pfeife Tabak, ein Gläschen Schnaps, eine Taſſe Kaffee ꝛc. thut oft gute Dienſte und macht die Leute zutraulich und mittheilſam. Wenn ich oben von ſtädtiſcher Nichtaufklärung ſprach, ſo geſchah das mit gutem Bedacht! Wer kennt nicht, ſo ſchreibt mir der praktiſche Arzt Dr. Schilling in Adelsdorf, die große Wallfahrt nach W . . . . . f? Groß und Klein, Vornehm und Gering, aus Nah und Fern kommt zu Fuß, auf Karren und Wagen und Chaiſen, beſonders an Sonntagen herbei und, wie am Teiche Siloah, ſo belagern Dutzende von Hilfeſuchenden das Haus des vielberühmten Mannes, des ehr- und tugendſamen Schneiders und Schulzen L . . . . z H . . . . . n von W — f. Vom Wurm am Finger bis zum complicirteſten Beinbruch, vom böſen Auge bis zur behühneraugten Zehe weiß der L—z der Mittel probatumſte. Aber auch für das liebe Vieh iſt er ein zweiter St. Wendelin. Die Kunſt des Einrichtens, davon er den weithin berühmten Namen „der Einrichter" trägt, und der Hocus-pocus der Volksmedizin im weiteſten Sinne iſt in benannter Familie vom Urgroßvater an erblich. Auch die Urenkelin des alten Hippokrates von W., des gegenwärtigen Aſkuläpskulaps würdige Schweſter, gibt Kurgaſtrollen in den verſchiedenſten Orten und erfreut ſich außerdem großen Zulaufs. In den gewohnten Abſteigquartieren erwartet ſie beim Bierkruge die gläubige Menge mit ihrem heilſchwangeren, eiſernen Dreifuße, in den rechten Zeichen unter den rechten Sprüchen gekochten Salben und Tränken und Ruß vom Dreifuß, der probatum iſt gegen Rothlauf. Nicht bloß der Bauer ſucht den großen Helfer an den Ufern des Aiſchfluſſes, auch Städter von Nahe und Fern, von Nürnberg, Fürth, Erlangen, Bamberg ꝛc., ſogenannte gebildete Städter, ziehen — nützts nichts, ſo ſchadets nichts; und es gibt ja doch unter dem Monde gar Manches, wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt — nach W. und getröſtet wieder nach Hauſe.

Wo in Stadt und Land wird nicht über Kurpfuscher geklagt? Wo wären nicht als Patrone der Volksmedizin, und deren Vertreter alte Bader, Kurschmiede, Abdecker, Scheerenschleifer, alte Weiber ꝛc zu finden? Beweis genug, daß nicht bloß der Bauer, sondern auch der Städter noch tief im Aberglauben befangen ist. Welch höchst lächerliche Mittel sind mir bei mehrmaligem schweren Leiden an Intermittens (ein Fieber) von Männern aus den besten Ständen alles Ernstes angerathen worden! wie manche Thatsache, daß sich Gebildete, studierte Herren, wie achtungsvoll der Bauer sagt, Beamte, Geistliche u. s. w. in Erkrankungen „büssen, brauchen" ließen, daß selbst hie und da ein wissenschaftlicher promovirter Arzt steif und fest an Sympathie glaubt, ja (ich bemerke ausdrücklich, daß ich von einer erweislichen Thatsache rede) von einem Kurpfuscher des eigenen Bezirks sich behandeln ließ, ist mir bekannt geworden; wie oft habe ich aus dem Munde von Männern, bei denen ich ihrer manchmal hohen Stellung nach derlei Lächerlichkeiten nicht gesucht hätte, auf meine Bemerkung wegen ihres erfreulichen gesunden Aussehens ein sorgliches dreimaliges „Unbeschrieen" gehört!

Der Volksarzt erfreut sich zuweilen eines Rufes, wie selten ein praktischer Arzt; er wird sogar öfters noch neben dem behandelnden, anerkannt tüchtigen, selbst neben dem mit schweren Kosten aus mehrstündiger Entfernung herbeigerufenen renommirten Stadtarzt, demselben wie zur Controle, beibehalten. Wie kommt das? Es ist in der Volksmedizin jedenfalls nicht durchweg Alles Unsinn und Aberglaube. Gar viele Volksmittel sind noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts laut Zeugniß alter Pharmacopöen (Pharmacopoea Wirtenbergica, Ausgaben von 1760 und 1786) von den wissenschaftlichen Aerzten angewendet, in neuerer Zeit aber verlassen worden und in den Arzneischatz des Volkes übergegangen. Auch ist nun und nimmer abzuläugnen, daß manchem Kurpfuscher in chirurgisch operativer Beziehung eine durch langjährige Uebung (probirt geht zuletzt über studirt) erworbene Fertigkeit zur Seite steht, die manchem promovirten Arzte wohl zu Statten käme. Dieser versteht ferner nichts von Schröpf- und Aderlaßtägen, lacht freventlich über Sympathie, und wenn die kräftigsten Sprüche gebraucht, Heilige und Apostel angerufen werden. Er kann ferner dem Bauern seinen innersten Zustand nicht so begreiflich machen, wenn es diesem „tabich" (taub) in der „Grippen" (Leib) ist; er kennt ja des Bauern Natur nicht. Oder er behauptet gar, es gehe den Kranken nichts an und habe derselbe nicht zu fragen, was ihm fehle. Das ist Alles bei dem Pfuscher, dem Thoma, dem Baders-Hans-Görg u. s. w ganz anders. Die sehen es dem Bauern beim Eintritt in die Stube an, daß ihm die

Galle in Haut und Fleiſch ſitzt. Es iſt gerade ein Glückstag zum Aderlaſſen; ein Häfelein Buttermilch dazu reinigt den Leib von ſeiner Schärfung"; der Durſt iſt groß und könnte wohl der innerliche Brand eintreten; ein Saft von Roßmiſt oder aus der Dunggrube vor dem Hauſe ein Töpfchen Gülle — und der Stoffel kriegt Schweiß und Oeffnung. Der alte Herrle liegt „in der Hölle" und iſt verſchleimt: Lakritzenſaft in Bier hilft ihm wieder auf die Beine; der Bube hat den „Mutterkrank", Windkolik, da iſt Schnaps und Schweinſchwarte ein treffliches Mittel; ein anderer Patient erhält Pfeffer in Schnaps oder Lebkuchen in dem nämlichen Getränke wieder ein anderer ein Pflaſter aus Wagenſchmiere und Taubenkoth. Das ſind Mittel! und, was die Hauptſache iſt, ſie koſten wenig oder gar nichts. Wie ſündtheuer ſind aber die Tränklein, die der Doktor verſchreibt. Was drinnen iſt, weiß der Bauer ohnehin nicht, und wie ſchmeckt die Arzenei! und was hilft das Zeug zuletzt, wenn auch der Patient mit ſchwerem Herzen ſeinen Leibgerichten, als da ſind rauhe Klöſe, Kraut und Fleiſch, Backes und andern Leckerbiſſen Wochen lang Valet geſagt hat? Was Doktor und Apotheker koſtet, nimmt vielleicht einen fetten Ochſen dahin, reicht wohl gar nicht, und gleichwohl hätte der Kranke nicht die Haut davon gebracht, wäre ihm nicht gerade noch, ehe es zu ſpät war, der Badersfritz, der Schinderle, der Thume Stephala (Thomas Stephan), der Hügelſchneider, die Keller-Charlotte, die Schäfersliesl oder die Fränz von Haid verrathen worden. Das ſind Leute! helfen mit einer Kleinigkeit und ſind mit einem Stück Rauchfleiſch, einigen Blut- und Leberwürſten, oder einem Seidlein Cichorienkaffee, oder mit einem Häfelein Schmalz, mit einem Stollen Butter oder aber mit einer Schüſſel Mehl und Eiern reichlich bezahlt. Ja das ſind Leute! Der Eine „braucht, büßt" für dieſe, der Andere für jene Krankheit. Probatum ſind ſie alle; der oder die Eine iſt probatumer; am allerprobatumſten aber iſt das Univerſalgenie N. N. Dieſer braucht den Kranken nicht zu ſehen; wird ihm nur der Name und das Alter desſelben genannt, dazu ein Kleidungsſtück, nur eine Zipfelmütze oder dergleichen von ihm gebracht, ſo iſt er im Stande, mit kräftigem, in einſamer Kammer gethanem Spruche auf ſtundenweite Entfernung die Schmerzen des Kranken zu ſtillen. So weit (cfr. Evangelium St. Matthaei cap. VIII. vers 8) geht der gute Glaube des Volkes der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Selbſt die Confeſſion des Wundermannes — für manche Gegenden bemerkenswerth! kommt nicht in Betracht. Bei dem proteſtantiſchen Bettler von H—f. bei St. ſucht Katholik und Proteſtant Heilung der kranken Augen und ſelbſt die dem katholiſchen Bauern letzte Inſtanz, ſein Herr Pfarrer,

ſpricht dem Ketzer und ſeinem Blaſen in die kranken Augen die Heilkraft nicht ab. Hinwiederum ſucht der katholiſche wie der lutheriſche Chriſt, desgleichen der für ſein Leben zärtlichſt beſorgte Jude bei dem katholiſchen „Einrichter" und dem „H . . . . r Weiblein" Hilfe.

Es iſt in der That zu verwundern, daß es noch Krankheiten und leibliches Elend auf Erden gibt. Den Tod ausgenommen iſt Nichts, wogegen nicht das Volk einem Kranken ſogleich eine, auch mehrere probatume Perſönlichkeiten zu nennen wüßte. Der Glaube an ſie iſt ſo feſt, daß das Vertrauen nicht erſchüttert wird, wenn z. B. ein Weib, das gegen die Blattern im Auge brauchen kann, auf einem Auge ſelbſt oder eine von ihr behandelte Patientin, für welch beide Fälle ich in ein und derſelben kleinen Ortsgemeinde Beiſpiele kenne, auf beiden Augen erblindet, oder eine mit Ingredienzien der medicina stercoraria behandelte Hand abgenommen werden muß. Eine Ausrede iſt leicht gefunden, und da Nichts in der Welt leichter Eingang findet, als der bodenloſeſte Blödſinn, wenn er ſich in das Gewand des Geheimniſſes kleidet und ſich mit Namen von Heiligen, heiligen Zeichen und Formeln zu umgeben weiß, ſo wird die Probatumheit nicht im Mindeſten angezweifelt. Das Fehlſchlagen des „Brauchens" der „Buße" liegt nicht am Volksarzt, ſondern am Kranken. Dieſer hat vor dem Brauchen geflucht; er erinnert ſich deſſen zwar nicht beſtimmt, aber wer kann denn merken, wie oft er fehle? Oder es hat Patient bei dem Brauchen gelacht, oder — und das iſt die häufigſte Ausflucht — den unerläßlichen feſten Glauben an die Wirkſamkeit des angewendeten ſympathetiſchen Mittels ꝛc. nicht gehabt und in dieſem die kräftigſten Mittel vereitelnden Mißglauben wohl gar noch einen Doktor gerufen, der ſchließlich dem Volksarzt Alles verpfuſcht hat.

Im größten Anſehen ſteht immer die Perſönlichkeit, welche nicht bloß bei Krankheiten der Menſchen, ſondern auch des lieben Viehes probatum iſt. Denn die jungen Schweinlein, eine kranke Kalbe, eine gefallene Kuh oder ein umgeſtandener Ochs oder Gaul verurſacht in bäuerlichen Haushaltungen manchmal tieferen Kummer und lauteres Wehklagen, als Krankheit und Tod eines Kindleins, ja ſogar einer Ehefrau. „Weiber-Sterben iſt kein Verderben, aber Gaul-Verrecken, das bringt Schrecken", iſt ein oft gehörtes fränkiſches Sprichwort, und es will etwas heißen, wenn der Bauer (einzelne meiner näheren Bekannten werden ſich hiebei zu großer Heiterkeit des alten „Schwelken Görgen" und ſeiner höchſt betrübten Miene erinnern) verſichert, die beſte Kuh im Stalle gäbe er darum, wenn die Anna-Bärbel noch lebte; denn ein ſchöneres Weibsbild ſei „im ganzen Grunde nicht geſtanden". Mit dem A B C ländlicher Thierheilkunde iſt der fränkiſche Landmann ver-

traut. Gleichwohl ist es nicht immer möglich, sich gegen der Truden Macht und Tücke mit den alltäglichen Vorsichtsmaßregeln und Mitteln genugsam zu schützen. Wie Marder und Iltis leicht ein Löchlein findet, durch welches er den schmiegsamen Leib zwängt, um Unheil anzurichten, so die Trud. Ist sie trotz des Trudenfußes oder der 3 Kreuze und der zwischen dieselben gesetzten 3 heiligen Buchstaben C M B (Caspar, Melchior, Balthasar, die Namen der heiligen 3 Könige), in den Stall gelangt, dann gilt es, schleunigst die Hilfe eines in die Mysterien der Zauberei völlig Eingeweihten zu suchen, der es versteht, die Ställe wieder zu räumen, das heißt: die Truden entweder zu vertreiben oder im Stalle zu verbohren. Ein weitberühmter Hexenmeister war und ist vielleicht noch — ich weiß nicht, ob der Mann noch lebt — der Bauer P . . . . . r in Sch . . . . . n in der Gegend von Coburg. Ich kenne Landwirthe, darunter einen Bräuer, welche vor längeren Jahren zur Zeit einer Viehseuche die weite Reise aus dem königl. bayerischen Landgerichte Herzogenaurach bis in die Nähe Coburgs machten und heute noch behaupten, daß ihnen der genannte Bauer die Personen, welche ihr Vieh verhext, im leibhaftigen Spiegelbilde gezeigt, ihnen das Detail ihrer Ställe auf das genaueste angegeben und Queckſilber zum Verbohren im Barren behändigt habe, welches bewirkte, daß ihnen kein weiteres Stück Vieh mehr gefallen sei. Ein anderer Hexenmeister verstand es, die Trud vor sein Forum zu citiren. Sie mußte nämlich in Gestalt einer schwarzen Katze erscheinen, die jämmerlich zerschlagen ward. Die angebliche Folge war, daß sich nach dieser Prozedur die Trud wie gerädert und zerschlagen fühlte, daß sie entweder etliche Tage auf schmerzhaftem Krankenlager darniederliegen oder kreuzlahm, seufzend und mit eingebundenem Kopfe umherschleichen mußte. Hat ein solcher Hexenmeister etwa auch noch einen Erbschlüssel, um ihn als Glüheisen gegen Hundswuth oder zur Namhaftmachung von Dieben verwenden zu können, versteht er etwa auch, wie der Schlotfeger zu H . . . . . , die Kunst, einen „Pöppel" (Polter- und Quälgeist für Menschen und Vieh) zu fangen und vor das Städtlein oder Dorf hinauszutragen, so ist das Zutrauen des Landmannes ein unbegrenztes.

Nach dem Volksglauben verstehen einzelne, besonders ausgelernte Hexenmeister, seltene Zauberkunst. So vermochte ein noch nicht lange verstorbener Bauer in H . . . . . , wie steif und fest geglaubt wurde, jeden Obstdieb auf dem Baume festzubannen. War bis Sonnenuntergang der Zauber nicht gelöst, so mußte der Dieb zu Staube zerfallen Ein Anderer konnte Flinten bannen, daß auch der bestgezielte Schuß nicht traf; ein

Dritter, ein Bauer von St . . . . . , war ein Hasen- und Pferdebanner Er pfiff den Hasen; diese blieben stehen und ließen sich untersuchen, ob sie gut von Wildprett seien. Waren sie schlecht, so ließ er sie laufen. Einmal vom Patrimonial-Gerichte P . . . . . wegen Wilderns abgestraft, that er es aus Rache den Pferden des an seinem Hause vorüberfahrenden Patrimonialrichters an, daß sie nicht mehr weiter konnten. Erst auf Ansuchen des Beamten, dem er trotzig sagte, daß dieß für das Einsperren sei, löste er den Bann und die Pferde konnten von der Stelle. (Dicitur, traditur.)

Wolfgang Menzel (siehe Literaturblatt 1857 Nr. 50) legt dem Aberglauben einen pädagogischen Nutzen bei. Er behauptet, der fromme (!) Aberglaube in Tirol schütze z. B. die Vogelnester vor muthwilliger Zerstörung durch böse Buben viel besser, als dasselbe Polizei-Verbote und schulmeisterliche Ermahnungen anderswo vermögen. So heiße es, das Haus müsse abbrennen, wenn man den Rothschwänzchen die Jungen aus dem Neste nehme; wer ein solches Vögelchen tödte, dessen Kühe geben rothe Milch; man solle keine Frösche und Kröten tödten, weil arme Seelen darinnen seien. Wie zart berechnet sei dieser Aberglaube, um die Kinder von grausamer Behandlung unschuldiger Thiere zurückzuhalten. Menzel ist wegen seiner „romantischen, doch etwas zu weit gehenden Schwärmerei für den Rost des Mittelalters" angegriffen und beschuldigt worden, daß er die alte Geschichte vom Austreiben eines Teufels durch den andern wiederhole. Man mag über die Worte und Begriffe streiten; gleichwohl hat Menzel nicht Unrecht. Ein Familienvater, der in der Nähe seines Wohnhauses fließendes oder stehendes Wasser zu großer Besorgniß wegen seiner Kinder hat, wird, und wenn er noch so wenig für den Rost des Mittelalters schwärmt, den Kindern sagen, daß im Wasser „Häckelmännlein" oder „Wasserjungfern" seien, welche die am Ufer spielenden Knaben und Mädchen in das Wasser häckeln, zu sich hinabziehen und in den Fluthen begraben. Hievon wird er sicherlich mehr pädagogischen Nutzen sehen, als von den rationellsten fortgesetzten Verwarnungen. Wie das Kind, so will im Ganzen und Großen heute noch ein gut Theil des Landvolkes behandelt sein. Es wäre gewiß höchst erfreulich, wenn z. B. die Unfläthereі, daß sich zwei oder mehrere Personen in ein und demselben Wasser waschen, den Gesetzen der Reinlichkeit wiche, oder wenn, um ein weiteres Beispiel anzuführen, eine Wöchnerin um ihres Kindleins willen aller Handthierungen am oder im Wasser sich enthielte. Vernünftiger Vorstellung jedoch gelingt die Abstellung von Uebelständen in diesem Betreff heute, wie ehedem, nur in sehr eingeschränktem Grade. In richtiger Wür-

digung dieſes alten Erfahrungsſatzes hat ein kluger Mann in längſt vergangener Zeit die z. B. auf Reinlichkeit, auf diätetiſches Verhalten im Wochenbette, auf das Säugungsgeſchäft u. ſ. w. bezüglichen Verhaltungsregeln in das Gewand des Aberglaubens gekleidet und erreicht auf dieſe Weiſe heute noch in Kreiſen ſeinen Zweck, die für Vernunft wenig zugänglich ſind. An Faſtnacht iſt in vielen fränkiſchen Gegenden nicht leicht ein Holzfrevler oder Dieb im Walde anzutreffen, weil — an dieſem Tage der Teufel Holzförſter iſt. Dem Glauben und der Forſtpolizei iſt Aehnliches noch nicht gelungen; der Aberglaube vermags. Was nicht auf ethiſchem Grunde ruht, hat freilich keinen wahren Werth; gleichwohl werden Diejenigen nicht irren, welche dem Aberglauben in gewiſſem Sinne einen pädagogiſchen Nutzen vindiziren. Die wenn auch unethiſch baſirte gute Gewöhnung kann leichter auf den richtigen Standpunkt geſtellt, werden, als die aufgeklärte Rohheit, die eben in ihrer Aufklärung um den Aberglauben, wie um den Glauben, um Gott und Teufel ſich nichts kümmert.

Sehr wahr ſagt der Wandsbecker Bote in ſeiner Correſpondenz zwiſchen ihm und ſeinem Vetter über die Frage, ob er ſeine Kinder vernünftig oder unvernünftig ſolle werden laſſen? „daß oft unvernünftige „Gründe, die helfen, beſſer ſind, als vernünftige, die nicht helfen. Der „Herr Vetter weiß, daß die Wahrheit einem ehrlichen Kerl über Alles „geht. So gibt es auch Unwahrheiten und Aberglauben, die durchaus „ausgerottet und nicht geduldet werden müſſen. Ich meine nur, daß die „Vernunft nicht immer geradezu und ohne Unterſchied zufahren muß und „daß es Fälle gibt, wo es beſſer iſt, ſich um einer guten Abſicht willen „bis weiter ſo gut zu helfen, als man kann. — Der Herr Vetter weiß „die Kinderſtuben-Sage, daß neugeborne Kinder nicht allein gelaſſen „werden dürfen, weil ſonſt der Alp das Kind holt und dafür einen Wechſelbalg in die Wiege legt. Nun will ich gerade nicht dafür ſtehen, „daß es Wechſelbälge gibt u. ſ w. Aber ich weiß, daß gute Gründe „vorhanden ſind, die Wärterinnen glauben zu machen: daß ſie neuge„borne Kinder nicht aus den Augen laſſen dürfen; und daß dieſe Gründe „bei allen Wärterinnen nicht rechtskräftig ſind. Wenn nun Jemand, „der das auch wußte und die Natur der Wärterinnen beſſer kannte, „als unſer eins, wenn nun der den Alp und Wechſelbalg inventirt hätte, „um allen neugebornen Kindern einen Dienſt zu thun; wer iſt der „Klügſte, der, der den Wechſelbalg auf die Bahn brachte, oder der „Ritter St. Georg, der ihn mit ſeinem Lichtſpeer erlegte?“

Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von **Valentin Pogatschnigg.**

IX. Von dem Kaufmannssohne mit der Grint.

(Aus der Gegend von Millstatt)

Ein reicher Kaufmann hat einmal einen einzigen Sohn gehabt. Er starb und die großen Schätze des Vaters gingen auf den Sohn über. Dieser nahm sich darauf ein Weib, und zwar ein starkes, um recht viel Kinder zu bekommen. Weil sie ihm aber doch keine Kinder gab, machte er ihr oft arge Vorwürfe. Da kommt sie endlich doch in die Hoffnung, sucht es jedoch ihrem Manne zu verheimlichen. Dieser, mißmuthig über einen eben vorgefallenen Zank mit seinem Weibe, begab sich in den Wald hinaus. Da begegnete ihm ein grünes Manndl und fragte ihn: „Was fehlt dir denn und wohin gehst du?" — „Na, was geht denn das di an," erwiderte der Mann dem Fremden, „helfen kannst du mir ja so (ohnehin) nit." — „Ah! wer was as denn?" gab ihm wieder das Männchen zur Antwort und versprach sogar, Hilfe zu schaffen, wenn er ihm zum Lohne dafür den halben Erben überließe. Denn das „Mannle" hatte schon gewußt, daß das Weib schwanger sei. Der Kaufmann geht auf die Wette ein, sie verschreiben sich mit Blut und wechseln darauf die Zettel. Zu Hause erzählte er seinem Weibe, was geschehen sei. Da wußte sie sogleich, daß das grüne Manndl der Teufel sei, und fing laut zu jammern an über das Unglück, das ihr Mann angerichtet habe.

Bald darauf kam das Weib richtig nieder und genas zweier Knaben. Diese wuchsen schnell und stark heran; so oft ihnen die Mutter Brot geben mußte, kamen ihr helle Thränen in die Augen. Den Buben fiel das auf und sie drangen in die Mutter nach dem Geheimniß. Sie erzählte es ihnen. Wie die Knaben nun groß geworden, nahm sie der Vater mit sich in den Wald, wo er das grüne Manndl getroffen hatte. Und da erschien das Männchen richtig ganz auf demselben Fleck. „No, wie is es denn mit der Verschreibung?" fragte der Grüne den Vater. Der aber that, als ob er nichts davon wüßte, und sagte: „Ja, i hab ka Zödele." — „Hab obr wohl i," meinte Jener, „mei Zödele, „greifs nàr an!" Endlich hats der Herr angegriffen, während unterdessen der Grüne einen Buben erwischte und mit ihm davonflog, wer weiß wohin gar.

Auf einer Insel weit, weit im Meer hat er endlich den Buben ausgelaſſen, da er ihn nicht mehr weiter zu tragen vermochte. Vögel und Fiſche waren hier ſeine Nahrung während ſeines dortigen Aufenthaltes. Eines Tages, als er ganz allein war, machte ſich der Knabe auf den Weg und kam zu einem Schloße. Alle Thüren desſelben ſtanden „in weiten Scheder offen" und drinnen waren eine Menge Speiſen aufgedeckt. Hungerig war er und darum ging er „hàlt" ins Haus hinein. Weil kein Menſch da erſchien, getraute er ſich nicht, etwas anzurühren. Endlich kam ein großer Mann herein und fragte ihn, was er denn wolle. Der Junge bat ihn um Verzeihung für ſeine Keckheit. Er wäre „hàlt" den ganzen Tag gegangen und ganz matt daher gekommen. Der Mann fragte ihn auch, wie weit er habe gehen wollen; der Knabe konnte kein Ziel ihm angeben. Er ſolle nur bleiben, ſagte der Mann, er werde ſchon eine Arbeit bekommen. Er müſſe nur fleißig aufräumen, zu eſſen und zu trinken werde er genug haben, doch dürfe er nie mehr Weines herauslaſſen, als er auf einmal trinken könne, und auch nie mehr abſchneiden, als ſo viel er zu eſſen vermöge. Solcher Weiſe lebte er hier volle drei Jahre hindurch, während welcher ganzen Zeit Niemand die Einſamkeit beſuchte. Da verreiſte einmal ſein Herr. Vorher aber führte er ihn in allen Ställen herum, über die er die Aufſicht haben ſolle, und gab ihm das ſtrenge Verbot, in einen derſelben nicht hineinzuſchauen. Die Neugierde trieb ihn jedoch bald, das Verbot zu übertreten. Wie er hineinſchaut, ſieht er einen Eſel am Barren und einen Bären, der Erſtere fraß Fleiſch, der Letztere Hafer. Er geht hinzu und tauſcht den Beiden das Futter um. Im Hintergrunde des Stalles aber befand ſich ein Fenſterle gegen das Meer, unter dem eine „Standn" (Faß) aufgeſtellt war. Da er nicht recht hineinſehen konnte, was darin war, ſo tauchte er ſeinen Finger hinein und zog ihn ganz goldglänzend wieder zurück. Vergeblich ſuchte er ſeinen Finger abzuwaſchen, jedoch je mehr er wuſch, deſto ſchöner wurde derſelbe, und ſo mußte er den Finger verbinden, damit es ſein Herr nicht merke. Der war aber auch gleich wieder da und fragte ihn, was ihm fehle. Er habe ſich in den Finger geſchnitten, war ſeine Antwort. Nach einiger Zeit ging der Mann wieder fort und ſagte, daß er diesmal ſehr lange ausbleiben werde. Vor ſeiner Abreiſe verbot er ihm wieder, in den Stall hineinzugehen. Doch der Burſche ging wieder hinein und indem er auch diesmal das Gleiche ſah, tauſchte er dem Eſel und Bären das Futter um. Wie er zum Faße kam und zum Fenſter hinausſchaute, trug der Wind ſeine langen Haare

ins Waſſer des Faßes und ſie wurden ganz golden. Indem er ganz erſchrocken den Rückweg antritt, ruft der Eſel ihm zu: „Dort hängt a Sattel, thua mi ſátteln, nimm an Pachtfetzen (rother Fetzen am Kummet) und an Kampl und a Peitſchn, wir wollen übers Meer fahren; aber nur ſchnell, denn er wird gleich da ſein, der Herr.“ Er thut, wie ihm der Eſel gerathen, und ſitzt bald auf dem Rücken desſelben und ſchwimmt über's Meer. „No hiaz gib nar Obacht,“ meinte der Eſel, „wenn du den Herrn a klans Ertl hinter uns ſixt, wirf an Fetzn àbe, àbr gleim hinter dem Rucken.“ Wie er ihn nun daher ſchwimmen ſah und derſelbe ſchon ganz nahe war, wirft er ſchnell den Fetzen hinunter und es iſt allſogleich ein großes Eisfeld entſtanden. „Sixt, ſchau,“ ſagte der Eſel zu ſeinem Gefährten, „hiaz kimmt er mit ſeinen Krempeln ſchon a Weil nit uns nach.“ Eine Weile verging richtig, endlich holte er ſie doch wieder ein. Da warf der Burſche die Peitſche hinter ſich, und es entſtand ein großer, dichter Wald. Wie er ihn das dritte Mal hinter ſich erblickt, wirft er den Kampel hinab, da entſtand ein gläſerner Berg, über den hinaus der wilde Mann keine Macht mehr hatte. Sie erreichten eine Alm; der Eſel wünſchte, daß ihn ſein Gefährte „als a gſattelter“ hinaufführen und dort eine Zeit lang weiden laſſen ſolle. Dem Burſchen aber zeigte er eine Stadt und hieß ihn dahin ziehen und beim königlichen Gartner daſelbſt Dienſte nehmen. Seinen Kopf möge er mit einem Tüchel verbinden und ſagen, er habe die Grint (Kopfausſchlag). Der Gartner ſieht den zerlumpten Buben an, nimmt ihn aber endlich doch, da er ihm geſcheid vorkam, in ſeine Dienſte. Zu Allem, wozu er ihn verwendete, zeigte er ſich ſehr anſtellig und fleißig, Alles ging ihm von Statten. Jeden Sonntag machte er ſich auf den Weg nach der Alm, den Eſel zu beſuchen. Als er wieder einmal auf der Alm war, ſagte der Eſel ihm, er ſolle aus dem Sattel einen Salatſamen nehmen, weiters einen Samen für dreierlei Blumen, eine gelbe, eine blaue, eine weiße für die Prinzeſſinnen. Daheim ſäet er dieſe Samen und ſchnell ging der Salatſamen auf; er hatte ſchon ordentliche „Köpflan“, obwohl es noch früh im Jahre war. — Da gibt der König einmal eine Tafel, bei welcher auch dieſer Salat auf den Tiſch kam. Man fragt von allen Seiten, woher der ausgezeichnete Salat wäre, und der Gärtner erklärte, daß er ihn von einem Gärtnerbuben habe, der kreuzbrav, aber nur ein Bischen zerlumpt und krank wäre. Auf den Wunſch des Königs wird der Knabe in den Saal gebracht. Er hatte zugleich auch drei Blumen von jenen drei verſchiedenen Samen mit-

gebracht. Die weiße Blume gibt er der jüngſten, die blaue der mittleren, die gelbe der älteſten Prinzeſſin, und dieſelben waren wie der König ganz außer ſich über Schönheit und Duft der Blumen. Der Abſicht des Königs, ihn heilen zu laſſen, entgegnete der Burſche mit der Bemerkung, daß es umſonſt wäre. Da laßt ihn der König kleiden und ihm ein ſchönes Häuschen bauen, in welchem er ſich und ſeiner Arbeit leben ſollte.

Gar oft ließen ſich die Prinzeſſinen in dem Garten ſehen und unterhielten ſich gerne mit dem Jungen. Am häufigſten erſchien die jüngſte von ihnen, weil er ihr gefiel und ſie ſich vor der Grint nicht fürchtete. Wie er einmal im Zimmer allein war und ſein goldenes Haar kämmte, weilte dieſe eben im Garten und bemerkte einen hellen Schein, der ihr aus dem Zimmer entgegenſtrahlte. Unwiſſend, was das ſei, fragte ſie hierauf den Gärtnerjungen nach der Urſache. Der aber that, als ob er nichts wüßte, und reizte durch ſein Benehmen die Neugierde der Prinzeſſin. Um nicht noch einmal entdeckt zu werden, ſtand er das nächſte Mal um Mitternacht auf und kämmte ſich wieder. Die „Gliachten" trieb die Prinzeſſin auf; ſie begab ſich zum Gartenhaus, drückte die Schlüßel desſelben in Wachs und ließ ſich hierauf einen darnach machen. Wie er ſich zum dritten Male auskämmt, war es ſchon nahe am Morgen. Da ſchleicht die Prinzeſſin, wieder von dem auffallenden Lichte geweckt, hinab, reißt die Thür auf und ſagt: „A! hiaz ſieg i deine Grinten!" Der überraſchte Burſche bittet ſie um Verzeihung und daß ſie ſchweigen möge, was ſie ihm auch verſpricht.

Am folgenden Sonntag begibt ſich der junge Gärtner wieder zu ſeinem Eſel auf die Alm. Da theilt ihm dieſer mit, daß jetzt bald werde ein Krieg entſtehen, und forderte ihn auf, wenn ſie in der Stadt die ſchwarzen Tücher aushängen werden, wieder zu ihm hinaufzukommen. Richtig greift ein feindlicher König ſeinen Herrn an und ein großer Krieg bricht zwiſchen den Beiden aus. Als das eintrat, was der Eſel ihm angeſagt, geht der Gärtner wieder auf die Alm. Da ſagte ihm der Eſel: „Da im Sattel drin befindet ſich ein weißes Hemde, eine gelbe Binde und eine Krone. Nimm ſie heraus und lege dir ſie an." — Wie ihm geheißen wurde, that er und ritt dann in dieſem Anzuge auf dem Eſel zur Stadt hinab. Unter Weges rat ihm der Eſel umzuſehen, und ſieh! — da folgte ihm eine ganze Schaar Volkes nach. Die zwei feindlichen Könige, ob des unerwarteten Anrückens erſtaunt, hofften jeder jetzt, daß er ihm helfen würde. Weil der fremde König nicht gutwillig nachgab, griff ihn der Gartner mit ſeinem Volke an und richtete ihn

jämmerlich zu Grunde. Dabei wurde der Bursche jedoch arg verwundet, und da er dem Wunsche des Königs, der ihn auf sein Schloß bringen wollte, nicht Folge gab, verband ihm dieser mit eigener Hand die verwundete Stelle mit seinem Tuche, die Schaaren zerstreuten sich und auch der Esel kam herbei und empfahl sich, für die Erlösung sich bedankend, bei seinem Herrn, da er ihn nunmehr nicht mehr brauchen würde.

Als der Friede wieder hergestellt war, befand sich der Gartner wieder als solcher auf seinem Posten im Garten, ohne daß es Jemand wußte, daß er der rettende Bundesgenosse des Königs gewesen sei. Einmal aber kam die jüngste Prinzessin wieder in den Garten und erblickt ein Zipfel von dem Tuche ihres Vaters aus dem Stiefel des Burschen herausschauen. Sie theilt dieß sogleich dem König mit; der laßt den Gartner rufen, dieser zeigt das Tuch vor und damit war Alles entdeckt. Freudig entblößte der König sein Haupt, sank demselben in die Arme und übergab ihm die Herrschaft über das Land. Die jüngste Prinzessin wurde sein Weib, ihre beiden Schwestern aber haben sich aus Neid erhängt.

Literarische Anzeige.

Wir begrüßen dießmal ein im heimischen Verlage von Kleinmayr erschienenes Buch, welches in vielen Beziehungen eng mit unserem Heimatlande verknüpft ist, nämlich eine deutsche Uebersetzung des im vorigen Jahre zu London herausgekommenen Reisewerkes: The Dolomite Mountains. Excursions through Tyrol, Carinthia, Carniola and Friuli in 1861, 1862 & 1863. By Josiah Gilbert and G. C. Churchill F. G. S. London: Longman, Green, Longman, Roberts and Green. 1864. (gr. 8. 576 S.) Die erste Abtheilung der Uebersetzung liegt uns nun vor unter dem Titel: Die Dolomitberge. Ausflüge durch Tirol, Kärnten, Krain und Friaul in den Jahren 1861, 1862 und 1863. Mit einem geologischen Abschnitte. Von Josiah Gilberth und G. C. Churchill. Aus dem Englischen von Gustav Adolf Zwanziger. Klagenfurt, Kleinmayr, 1865. Sie enthält:

1. Erster Anblick der Dolomitberge. 2. Eine Wanderung durch das Fassathal. 3. Eine Reise durch Süd-Tirol, Kärnten und Krain.

Der Styl des Buches ist leicht und fließend, die Darstellungen sind

anmuthig und abgerundet und die Schilderungen der Bewohner und ihrer Sitten und Gebräuche, so wie die Reiseerlebnisse der Verfasser launig und unterhaltend. Für England haben die Verfasser fast ganz unbekannte und unbesuchte Gegenden ans Licht gezogen und ihre Naturschönheiten mit empfänglichem Sinne und offenen Augen beschrieben. Auch die Bewohner der geschilderten Gegenden des ganzen südlichen Alpenzuges von Bozen bis Cilli haben Ursache, sich über das Erscheinen eines solchen Buches in England zu freuen, welches möglicher Weise durch gesteigerten Verkehr und Besuch von Fremden einen wohlthätigen Einfluß zu üben bestimmt ist. Besonders lobenswerth müssen wir an dem Buche die völlig unparteiische und vorurtheilslose Auffassung der Verfasser finden, die keine Spur von jenem anmaßenden Stolze verrathen, den man den Briten so häufig und vielleicht oft mit Unrecht vorwirft, welche überall nur wieder die Gewohnheiten ihrer geliebten Nebelinsel finden wollen und alle anderen Sitten und Gebräuche, als barbarisch, ihrer Beachtung nicht für werth halten.

Vielen Lesern dürfte der Name „Dolomit" fremdartig klingen. Es ist eine Verbindung von kohlensaurer Bittererde (Magnesia) und kohlensaurer Kalkerde in sehr verschiedenen Verhältnissen gemischt, deren Entstehungsweise noch ziemlich im Dunkeln liegt. Dieses Gestein tritt am mächtigsten im südöstlichen Theile von Tirol auf, zwischen den Städten Brixen, Trient, Belluno und Lienz, und nur hier beherrscht es völlig den Ausdruck der Landschaft, obwohl es auch in unseren Alpen vereinzelt auftritt. Die Bergformen des Dolomites sind meist schlank und spitz und sehr phantastisch; zuweilen nehmen sie die Gestalt von Thürmen und Obelisken an, bald sind die Spitzen wieder so schlank und in solcher Menge zusammengehäuft, daß man unwillkürlich an ein Bündel Bayonnete oder Schwerterklingen erinnert wird. Der Name wurde der Gesteinsart zur Ehre ihres Entdeckers, des französischen Mineralogen Dolomieu gegeben.

Obwohl der eigentliche Bereich der Dolomitgebirge, also hauptsächlich das südöstliche Tirol, den Hauptgegenstand des Buches bildet, so beschäftigen sich die Verfasser doch mit besonderer Vorliebe mit Kärnten, welchem sie eine eingehende Behandlung widmen, daher wir das Buch auch allen Vaterlandsfreunden wärmstens empfehlen. Es erfüllt uns mit wahrer Freude, unser schönes und so wenig bekanntes Kärnten in so anerkennender Weise der großen englischen Lesewelt vorgeführt zu sehen, und der Amanuensis der hiesigen k. k. Studien-Bibliothek hat das Verdienst, das Buch auch den deutschen Lesern und vor allen den Einhei-

miſchen zugänglich gemacht zu haben. Die Ueberſetzung muß freilich in ſchlichterem Gewande auftreten, als ihr Vorbild, und des glänzenden Schmuckes der prachtvollen Landſchafts-Anſichten in Farbendruck mit äußerſt naturgetreuen Tinten ſowie einer ſehr reinlich und deutlich ausgeführten Ueberſichtskarte des bereiſten Gebietes und einer geologiſchen Karte eines Theiles von Südtirol entbehren, was aber auch dem Preisverhältniſſe der beiden Bücher entſpricht. Das engliſche koſtet 2 Pfd. Sterling (= 21 fl.), die erſte Abtheilung des deutſchen nur 1 fl. 80 kr., ſo daß die vollſtändige Ueberſetzung nur auf etwas über 3 fl. zu ſtehen kommt. Doch hat die Ueberſetzung das gleiche Titelbild, einen heraldiſchen Dolomit, den die Verfaſſer im Landhausſaale ſahen. Es iſt das Wappen des Johann Martin Hubmershofers von Sonnenberg, welches den Verfaſſern ſo wohl gefiel und ſo gut zu dem Gegenſtande ihres Buches zu paſſen ſchien, daß ſie es abzeichneten und ihm als Zierde vorſetzten. Eine anziehende, faſt romanhaft klingende, aber verbürgte Schilderung der Entſtehung dieſes jetzt ausgeſtorbenen Geſchlechtes, welches richtiger von Singerberg heißen ſollte, findet ſich von der Feder Heinrich Hermann's im Jahre 1857 der „Carinthia", Nr. 2 und 3.

Die Verfaſſer waren, wie die meiſten Engländer, gut zu Fuße und hatten ihre Frauen bei ſich, welche es ihren Männern an Ausdauer gleich thaten, wie ſie durch ihren Gang von Kappel nach Sulzbach, der aber nicht zu den mühelоſeſten gehört, beweiſen. Wir wählen aus dieſem Beſuche von Kappel eine Stelle als Probe der unterhaltenden Darſtellung aus:

„Nach einigen Stunden Aufenthalt wurden die zwei Pferde vor einen der leichten Karren geſpannt; zwei rothbraune Ochſen vom Bauernhofe — ungeheure, aber unſchuldig ausſehende Geſchöpfe — vor den andern und der Anſtieg begann. Wir dachten uns, in der Hitze des Nachmittags und mit einer ſolchen Zugkraft, uns wohl erlauben zu dürfen uns über jeden Berg hinaufziehen zu laſſen; eine Erfahrung von einigen Minuten in der faſt ſenkrechten Rinne, welche eine Straße genannt wurde, brachte uns aber ſchnell auf unſere Füße heraus, ſowohl um die ſich anſtrengenden Thiere von unſerem Gewichte zu befreien, ſowie uns ſelbſt von dem Gefühle, hinter ihren Schweifen mit dem Kopfe nach abwärts geſchleppt zu werden. Wir können Alle verſichern, daß wir in unſerem ganzen Leben niemals einen ſolchen Berg ſahen. Der bloße Gedanke, einen Reiſewagen denſelben entweder hinauf oder hinab fahren zu ſehen, iſt ſchon ſpaßhaft, kann jedoch nur am Orte ſelbſt gehörig

gewürdigt werden. Es war eine fortlaufende Reihe von ſteilen Abſchüßen; ſo oft wir glaubten die Höhe des Hügels erreicht zu haben, waren wir ſchon wieder an dem Fuße eines eben ſo ſteilen. Das Ganze führt den Namen Seeberg.

Endlich auf dem Gipfel! Er iſt, wie ich vermuthe, häufiger ein Verſammlungsort der Wolken, als eines anderen Verkehres. Einige Schuppen und ein oder zwei Hütten, wo Männer und Pferde ausruhten — waren Alles, was wir hier fanden, und was die Ausſicht anbelangt, ſo gab es nichts als Wälder, Wälder und Wälder — welche ſich nach unten hinab verloren und oben dünn zerſtreut waren auf den Abhängen kegelförmiger Berge, welche den größten Theil der felſigen und ſchneegeſtreiften Gebirge verdeckten. Die Ochſen wurden ausgeſpannt, alle Radſchuhe und Ketten in Bereitſchaft geſetzt und wir ſetzten uns auf zum Hinabfahren. Aber die Pferde auf ihren Schenkeln hinabgleiten zu ſehen und zu fühlen, wie die Wägen nach der Seite rutſchten, bis zuweilen der hintere Theil vorne war, war ſchlimmer als vorher und wir waren ſchnell wieder heraus. Wenn es früher geſchienen hatte, als ob der Berg, den wir hinaufſtiegen, keinen Gipfel hätte, ſo ſchien derſelbe jetzt keinen Grund zu haben. Die Kniee ſchmerzten von der fortwährenden Anſtrengung und die Wägen oder uns, welche in einer abgeſchmackt hilfloſen Art herabrutſchten, erinnerten uns an ihre Schwierigkeiten durch loſe Steine, welche unſeren Ferſen nachrollten, oder plötzliches Getöſe, welches anzudeuten ſchien, daß ihre Zerſchmetterung endlich ſtattgefunden habe. Da aber jedes Ding ein Ende hat, ſo hatte mit der Zeit auch der Berg ſein Ende und ſeine verzweifelten Höhen verliefen ſich in ein tiefes, enges und dicht bewaldetes Thal. Es war kaum ein Zeichen ſichtbar, daß es bewohnt ſei, und wir fingen an darüber Betrachtungen anzuſtellen, wo das Vellacher Bad ſein könne, bei welchem wir, nach jeder Berechnung, bald anlangen ſollten.

Unſere Kutſcher fuhren noch immer ſchweigſam weiter. Wir hatten den Verſuch lange aufgegeben, aus ihren ſloveniſchen Köpfen irgend dienliche Nachrichten herauszuziehen, und wurden von der Einförmigkeit der Gegend und Bewegung verſtimmt, als auf einmal ein ſonderbarer Gegenſtand ſichtbar wurde. Auf einem Felſen, welcher den Weg zu verſperren ſchien, erſchien plötzlich eine rieſige Geſtalt, welche über die Bäume emporragte und von der zurückgeworfenen Glut des Abends beleuchtet wurde. Nun, die Rieſen waren in alten Zeiten den Reiſenden nicht günſtig. Glücklicherweiſe war der Rieſe in dieſem Falle ein Heiliger — kein

anderer als der ehrliche St. Christoph, welcher „das Kind" auf seinen sehnigen Schultern trug und sich anschickte mit seinem Eichbaume den Fluß zu durchwaten, welcher hier so passend zu seinen Füßen floß. Er war augenscheinlich erst wieder frisch bemalt und glänzte in den hellsten Farben. Wir waren dem Heiligen oft an Kirchenmauern begegnet — denn die Sage ist, wie sie es verdient, in diesen fluß- und waldreichen Gegenden sehr beliebt — doch niemals waren wir dem guten Heiligen in einer solchen Einsamkeit, wie hier, begegnet und an einem Orte, welcher der wirkliche Schauplatz seines seltsamen Abenteuers sein konnte. In den dunkleren Schatten des Abends oder passend von den Strahlen des Mondes beleuchtet, mag die unerwartete Erscheinung einen einsamen Wanderer nicht wenig erschrecken.

Nicht weit darüber hinaus, wo das Thal etwas breiter wird, versprachen die Doppelthürme einer Kirche eine Ortschaft und wir kamen auch sogleich darauf in eine ansehnliche Gasse. Die Kutscher fuhren beinahe vor allen Häusern vorüber, bis sie endlich vor einem niedrigen, aber hübschen Wirthshause stille hielten, wo es stark nach Getreide roch und Thorweg und Stiege von Mehl weiß waren. Eine Frau Popp war die Eigenthümerin — eine heitere, ehrbare Frau. Sie gab uns zwei geräumige Zimmer und schien freigebige Ansichten hinsichtlich des Nachtessens zu haben. Ich glaube, es war erst am nächsten Tage, daß wir zufällig entdeckten, wir seien gar nicht in Vellach, sondern in Kappel! Vor Ersterem — einer Gruppe roher Badehäuser, abgelegen und fast hinter Bäumen versteckt — waren wir nichts bemerkend vorübergefahren, bei fünf (engl.) Meilen zurück. Die Männer hatten gewiß guten Grund uns nicht dort abzusetzen, obwohl unser Vertrag dahin lautete, so viel wir wußten. Wahrscheinlich hatten sie schon die ganze Zeit die Absicht gehabt, uns nach Kappel zu führen und unsere unnachteten Personen so viel von Vellach reden zu lassen, als uns gefiele.

Wir gingen lieber in den Speisesaal unten hinab, als in der ehrbaren Zurückgezogenheit unseres Schlafzimmers zu Nacht zu essen. Er war klein, rauchig und in vieler Hinsicht unangenehm. Die Abend-Stammgäste — der Geistliche, der Arzt, der Rechtskundige, was sie sein mochten, und einige Andere, lauter muntere Gesellen — waren laut und ziemlich neugierig; doch hatten wir den Vortheil von dem Einzigen unter ihnen, welcher selbst hier von dem Kessel und seinem Dorfe Sulzbach etwas wußte, sogleich Nachrichten einziehen zu können. Es war befriedigend zu erfahren, daß jetzt ein kleines Wirthshaus im Dorfe sei. Herr

Lipold mußte noch beim Herrn Pfarrer wohnen. Ebenſo, daß die Leute die Gewohnheit hatten, Samstags nach Kappel herüber zu kommen, um ſich mit verſchiedenen nothwendigen Gegenſtänden zu verſehen, und daß wir, da heute Freitag war, morgen die beſte Gelegenheit hätten, von den Zurückkehrenden unſer Gepäck tragen und den Weg zeigen zu laſſen. „Vergeßt nicht," ſagte unſer Auskunftgeber, „ſo viel Fleiſch mitzunehmen, als Ihr während Eures Aufenthaltes brauchen werdet; es iſt ein gar ſonderbarer Ort." „Sind noch Bären in den Gebirgen?" fragten wir. Die Antwort war: „Ihr werdet nicht leicht einem begegnen" „Nicht leicht!" S— und A— würden eine beſtimmtere Verneinung vorgezogen haben.

Am Morgen wurden einige Leute von Sulzbach aufgeſtöbert — drei Männer und ein Weib — die Letztere ein ſtarkknochiges Geſchöpf, welche mehr werth war, als alle Anderen. Sie war in einen kurzen blauen Rock gekleidet, ein rothes Tuch war kreuzweiſe um ihre Bruſt geſchlungen, ſie trug weiße Aermel und einen runden Hut mit breiter Krempe. Sie ſtand lachend da, als die Männer ernſte Geſichter machten, wenn ſie die ſchwereren Stücke unſeres Gepäckes hoben und abwogen. Zuletzt das ſchwerſte auf ihre eigenen Schultern nehmend und ſich ſelbſt damit erhebend, ohne andere Hilfe als ihren eigenen ſtarken Stock, machte ſie ſich munter allein auf den Weg und lud S— und A— ein, ihr zu folgen. Mit der vollen Ladung hielt ſie an, um ein oder zwei Kinder zu der Gaſſe zu küßen und eine Menge „Handküße" unter ihre Lieblinge zu vertheilen, als ſie dahin ſchritt.

Churchill und ich waren bemüßigt ſo lange zu warten, bis es unſeren trägeren Bauern gefällig ſein würde aufzubrechen. Während wir vor dem Thore herumtraten, geſellte ſich ein großer Geiſtlicher zu uns, deſſen ſchwarzer Rock ſeine ſchöne Geſtalt ſehr vortheilhaft hervorhob, während ſeine ſchönen Züge von einer militäriſchen, mit einer Goldſchnur umſäumten Mütze beſchattet wurden — eine Erſcheinung, welche dadurch erklärt wurde, daß er ein auf Urlaub befindlicher Feldcaplan war. Er war nicht wenig erſtaunt, unſere Frauen und das Weib von Sulzbach allein nach dem Berge wandern zu ſehen. Unſere Erſcheinung erleichterte ſein Gemüth etwas über dieſe Beſchwerden und noch mehr über die Entdeckung, daß wir Engländer ſeien. Wir erwarteten faſt wieder in Verbindung mit Türken gebracht zu werden, aber er ſagte uns nur Schmeichelhaftes über unſere „guten Füße" und verſprach ſolchen unternehmenden Fußgängern langes Leben."

Die Ausstattung der Uebersetzung ist gut. So nehmen wir denn Abschied von dem Buche in der Hoffnung, daß auch die zweite Abtheilung bald erscheinen werde, und wünschen, daß die Verlagshandlung durch einen reichlichen Absatz des Werkchens seine Rechnung finden möge und von ähnlichen Unternehmungen durch Nichttheilnahme nicht abgeschreckt werde.

Meteorologisches.

Witterung im Oktober 1865.

Ganz im Gegensatze zur heiteren und trockenen Witterung des Septembers war im Oktober der Südwestwind mit Stürmen, Gewitter und Regen zur unbestrittenen Herrschaft gekommen. Schon am 4. wurde der eingetretene Kampf im Luftkreise durch stürmischen Ost und Barometerschwanken angedeutet, vom 8. und 9 an aber zogen beständig Südweststürme über Europa hin, wie dieß schon durch den fortwährend schwankenden, im Mittel niedern Luftdruck zu erkennen war.

In Kärnten wehte der Südwest vorherrschend, besonders stürmisch aber am 15., 19., 23., 24., endlich 28. an den meisten Orten, am Hochobir (Beobachtungs-Station 36° unter der höchsten Spitze des Obir) waren an den genannten Tagen und am 9. und 10. heftige Südweststürme.

Gewitter wurden am 3. und 11. im westlichen, am 25. Nachts im östlichen Theile von Kärnten beobachtet.

Die Niederschläge waren überall ziemlich reichlich, in den Kalkalpen (Saifnitz, Raibl, Würmlach) wurden wieder fast tropische Regenfälle verzeichnet; so am 19. bei Südweststurm in Saifnitz 2·7, in Raibl 3·5, in Würmlach 2·8 Zoll, am 23. in Raibl 2·5, in Würmlach 3·5 Zoll hoch Wasser in 24 Stunden. Die Summe der Regenmasse betrug in Klagenfurt 4·3, in St. Paul nur 1·4, in Wiesenau 3·2, in Hausdorf 1·8 Zoll; bedeutend mehr schon innerhalb der Centralalpen in Oberkärnten: in Maltein 4·8, in St. Peter 5·4, in Sachsenburg 6·8; dagegen ist sie in den Kalkalpen erstaunlich groß: Saifnitz 7·4, in Raibl und in Würmlach fast gleich: 16·1; sechzehn Zoll Regen ist nahezu wie in den Tropen. — Bei den häufigen, wenn auch vorübergehenden Stößen aus Nord fiel auf den

Alpen öfter Schnee, ſo am 5. bis 2800' Seehöhe herab (Hausdorf, Raibl, Saifnitz, St. Peter u. ſ. w.), am 20. wieder bis 5000', am 25. abermals, jedoch jedes Mal in dünner Lage; am 29. und 30. aber wurden die Alpen bis 3500' dicht mit Schnee überzogen.

Die Temperatur der Luft war bei dem vorherrſchenden Südwind ziemlich hoch; das Maximum trat am 3. mit 14 bis 16°, das Minimum meiſt am 29. bis 31. mit etwas unter 0° auf; ſchon am 7. und 8. aber wurde an den meiſten Stationen Reif bei nahe 0° verzeichnet; am Jaukenberg (5240') und am Hochobir wurden am 6. ſchon — 5·0 beobachtet; die mittlere Temperatur iſt zwiſchen 5½ bis 7, am Hochobir nur 1·3.

Vergleicht man die Oktobermittel von Klagenfurt mit den für dieſen Monat berechneten normalen, ſo findet man, daß der Luftdruck um 1·4''' tiefer, die Wärme um 0·2°, der Niederſchlag um 7''' darüber iſt. Am Hochobir iſt die Luftwärme (1·30) um 1·02 unter dem Durchſchnitt von 20 Jahren.

Mittheilungen aus dem Geſchichtverein.

Geſtorben: Die ordentlichen Mitglieder Herren Joſeph Egger, Dechant und Pfarrer in Feldkirchen, und Johann Ritter von Aichenegg, k. k. Steuereinnehmer und Gutsbeſitzer in Winklern.

Ausgetreten: Herr Ignaz Herbert, Kurat zu St. Ulrich ob Feldkirchen.

Neu beigetreten: Herr Johann Sticker, k. k. Kanzelliſt des Bezirksgerichtes Spittal

Als Geſchenke hat der Geſchicht-Verein erhalten:

Von der „Hiſtoriſch ſtatiſtiſchen Sektion der k. k. mähriſch-ſchleſiſchen Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde": a) deren Schriften. 14. Band. b) Karl von Zierotin und ſeine Zeit. Von Peter Ritter v. Chlumecky.

Von der „Königl. baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften in München": deren Sitzungsberichte. Jahrgang 1865. I. Band, Heft 3 und 4.

Von der Direktion des evangeliſchen Untergymnaſiums zu Mühlbach: Die Schulprogramme von 1859/60, 1862/63, 1863/64 und 1864/65

Von der Direktion des evangeliſchen Obergymnaſiums in Biſtritz: Die Schulprogramme von 1857, 1864 und 1865.

Vom Herrn Abte des Benediktinerſtiftes Lambach, Theodorich Hagn, Ehrenmitgliede des kärntneriſchen Geſchicht-Vereines: Brevo Chronicon beatæ Mariæ virginis Lambacensis, ordinis S. Benedicti

Von der „K. k. ſtatiſtiſchen Central-Commiſſion" in Wien: Mittheilungen aus dem Gebiete der Statiſtik. 12. Jahrgang. 1. Heft.

Von der „Direktion des k. k. Obergymnaſiums" in Klagenfurt: XV. Programm. Am Schluſſe des Studienjahres 1865.

Vom Museum Carolino Augusteum in Salzburg: Jahresbericht für 1864.

Vom „Historischen Vereine für Steiermark" zu Graz: a) Mittheilungen. 9. Heft. b) 3., 4., 9., 10., 12., 14. und 15. Jahresbericht. c) Berichte über die 6., 10 und 11. allgemeine Versammlung des Vereines. d) Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtquellen. 2. Jahrgang 1865.

Von der „Direktion des k. k. Obergymnasiums" in Laibach: Die Studien-Progamme und Jahresberichte für die Schuljahre 1861 bis einschließlich 1865

Vom „Vereine für Landeskunde von Niederösterreich" in Wien: Blätter für Landeskunde von Niederösterreich. 1. Jahrgang 1865. Nr. 1 — 6.

Vom „Germanischen Museum in Nürnberg": Anzeige für Kunde der deutschen Vorzeit. Nr. 5 — 7. Jahrg. 1865

Von Herrn Heinrich Hermann, Hörer der Rechte: a) 10 Bändchen aus der Sammlung römischer Prosaiker in neuen Uebersetzungen von Tafel, Osiander und Schwab. b) Zehn Reden des Demosthenes. Mit Einleitungen herausgegeben von Dr. Pauly. 2 Bändchen. c) Ajax von Sophokles. In der Originalsprache.

Vom Herrn Karl Dürnwirth, f. b. geistl. Rath und Spiritual des fürstbischöfl. Gurker Alumnates: a) Jacobi Balde, e societate Jesu, Lyricorum libri IV. 1706. b) Teutschredender Owenus, oder: Eilf Bücher der lateinischen Ueberschriften des überaus sinnreichen englischen Dichters Owen. 1661.

Von Herrn Franz Korunke, Pfarrer in Oberdrauburg: Dye Cronica von keysern und bebsten. Gedrukt von Hannsen schönperger in Augspurg. 1487. (Gut erhalten.)

Vom Herrn Alois Weiß, Scriptor des kärntnerischen Geschicht-Vereines: a) Urkunden, Abschrift und 14 Urkund-Regesten aus dem Archive des germanischen Museums in Nürnberg. b) Denkmünze auf das baierische Schützenfest in Nürnberg. 1865; und c) Denkmünze auf das 2. baierische Landesschießen in Nürnberg, 1865. (Beide in Neusilber.)

Von Herrn Georg Haslinger, k. k Bezirksvorsteher in Eberstein. a) Denkmünze auf Papst Pius IX. (Neusilber.) b) Die vorzüglich schöne Denkmünze (Bronce) auf die Einweihung der Metropolitan-Kirche in Agram. 1837.

Von Herrn Johann Heiß, Posterpeditor in Spittal: Eine türkische Silbermünze.

Vom Herrn Joseph Turkowitzer, Pfarrer zu St. Martin ob Villach: Einen Silbergroschen des Erzbischofes Johann Ernest (Grafen von Thun). 1690.

Vom Herrn Eduard Hermann, Hörer der Rechte: a) Schöne große biblische Denkmünze (Silber) von 1546. b d. Drei schöne wohlerhaltene antike griechische Geschirre (eine große bauchige Urne mit Henkel, eine etrurische Vase und eine Schale mit Deckel), aus der Sammlung des ehemaligen Direktors der königl. Gärten in Athen, Theodor Heldreich.

Vom Herrn Ludwig Walter, Inhaber des Warmbades bei Villach: Eine auf dem Plateau nächst dem Bade aufgefundene keltische Fibel von sehr zierlicher Arbeit mit Gravirungen.

Vom Herrn Peter Kitzl, Gasthofs- und Realitäten-Besitzer in Klagenfurt: Die Portraits Kaisers Josef II. und des Großherzogs von Toscana, Leopold. (In Rahmen)

Von Frau Therese Hauser in Klagenfurt: Großes Oelbild, zechende Holländer darstellend.

Von Frau Therese Holeczek, Med. Doctors Witwe: Des Abraham Ortelius großes Theatrum Terrarum (Atlas). Antwerpen 1729.

Vom Herrn Valentin Pogatschnigg, Doctoranden der Rechte und der Philosophie: 1 Silber-Solidus des Patriarchen Petrus von Aquileja. (1299 — 1302. Selten.)

Vom Herrn Karl Schneider, k. k. Steueramts-Controlor in Klagenfurt: Eine päpstliche Urkunde von Clemens XI. (Original mit Bleisiegel.)

Vom Herrn Hugo Freiherrn von Aichlburg, Pfarrer in Spittal ꝛc. ꝛc.: 1 Silbermünze des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich als Administrator Magnae Prussiae.

Vom „hiſtor. Vereine für den Niederrhein" zu Köln: Deſſen Annalen. 13. bis 16. Heft.

Von Sr. Excellenz dem Freiherrn Anton von Prokeſch-Oſten, k. k. Feldmarſchall-Lieutenant und Internuntius bei der ottomaniſchen Pforte ꝛc. ꝛc. ꝛc.: 142 Stück antike römiſche Bronce- und Kupfermünzen.

Vom Muſeum „Francisco-Carolinum" in Linz (über an den Vereins-Ausſchuß geſtellte Bitte): Die Jahresberichte des Muſeums, nebſt den Beiträgen zur Landeskunde von Oeſterreich ob der Enns und Salzburg, Nr 1—8, 11, 12, 14—23.

Vom Herrn Auguſt Prinzhofer in St. Veit: Das ſehr ſchöne, alterthümliche, noch mit Radſchloß und dem Originalſchafte verſehene Scheibengewehr ſeines Vaters, Herrn Karl Prinzhofer (geboren 1774. geſtorben 1861) in St. Veit, welcher ſeiner Zeit der berühmteſte Scheibenſchütze Kärntens war und dieſes Gewehr noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts benützt hatte. (Ein vorzüglich ſchönes, hochwillkommenes Geſchenk.)

Vom „Vereine für Mecklenburgiſche Geſchichte und Alterthümer" in Schwerin: Jahrbücher und Jahresbericht. 30. Jahrgang. 1865. Inhalt: Der Pfahlbau bei Wismar. — Nachrichten über andere Pfahlbauten und Höhlenwohnungen in Mecklenburg und den angrenzenden Ländern. — Jahrbücher für Alterthumskunde. Vom Archivsrathe Dr. Liſch.

Vom „Freiberger Alterthums-Vereine": Deſſen Mittheilungen. 2 Hefte.

Vom Herrn Anton Steinbüchel Edlen v. Steinwall, penſionirten Director des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes ꝛc. ꝛc. ꝛc. in Trieſt: Der lithographirte Plan der Stadt Aquileja nach einem Originale aus dem Jahre 1435.

Herr Dr. Joſef Beck, k. k. Oberlandesgerichtsrath ꝛc. ꝛc. in Brünn, widmete dem Geſchicht-Vereine für deſſen Zeitſchrift ein von ihm verfaßtes Manuſcript ſehr intereſſanten Inhaltes, betitelt: Ein Beitrag zur Geſchichte der Wiedertäufer in Kärnten. Nach Handſchriften des 15., 16. und 17. Jahrhunderts mitgetheilt.

Vom Herrn Dr. Hartmann, k. k. Realſchul-Lehrer: Chineſiſcher Partezettel.

Angekauft: Album der Familie Dimpfl in Regensburg. Mit vielen ſchön ausgeführten Miniaturen

Original-Diplom für die Freiherren von Urſenbek als Erbland-Stabelmeiſter in Steiermark. Vom Jahre 1735.

Original-Adels-Diplom des Adolf Chriſtian Avemann 1736.

Zwei Pläne der Stadt Pettau und ihrer Umgebungen.

Altes Druckwerk mit ſehr vielen ſchönen Holzſchnitten: Marsilii ficini von Florenz, Buech des Lebens und Ortus Sanitatis: Hort der Geſundheit. Gedruckt zu Straßburg durch Johann Grüninger anno 1528. (Leider vielfach beſchädigt und manque.)

Altes Kräuter- und Medizin-Buch mit vielen Holzſchnitten. Gedruckt zu Straßburg anno 1509 durch Johann Grüninger (Stark beſchädigt.)

Weltgeſchichte von Dr. Georg Weber. Sechster Band.

Deutſches Staats-Wörterbuch. Von Dr. Bluntſchli und K. Brater. 89. u. 90. Heft. (Staaten-Verträge — Staats-Rath.)

Grundriß der Geſchichte der deutſchen National-Literatur. Von Auguſt Koberſtein. Sechste Lieferung des 3. Bandes.

Mittheilungen der k. k. Central-Commiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmale. 2 Doppelhefte (Juli—Oktober).

Denkmale deutſcher Baukunſt, Bildnerei und Malerei. Von Ernſt Förſter. 226. bis 237. Lieferung.

Geſchichte der deutſchen Volksrechte. Von Gfrörer. 1. Band.

Die Dolomitberge. Ausflüge durch Tyrol, Kärnten, Krain und Friaul in den Jahren 1861—1863. Von J. Gilbert und G. C. Churchill. Aus dem Engliſchen überſetzt von G. A. Zwanziger. I. Abtheilung. Klagenfurt. 1865.

Roheisen- und Blei-Preise im Oktober 1865.

Beide haben in diesem Monate im Vergleich zum September keine oder nur unbedeutende Veränderungen erlitten.

Eisen-Preise.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 40 kr. — 2 fl. 62 kr., Cokes-Roheisen affinage 2 fl. — 2 fl. 25 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 46 kr., Schottisches Nr. 1 2 fl. 40 kr. — 2 fl 50 kr., Stabeisen grobes 5 fl. 25 kr. — 6 fl.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 2 fl. 5 kr., Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 32 kr., Walzeisen loco Breslau 5 fl. 25 kr. — 5 fl. 50 kr., geschmiedetes 6 fl. 75 kr. — 7 fl.

Auf österreichische Meiler à 10 Wiener Centner berechnet:

Köln: Holzkohlenroheisen 26 fl. 88 kr. — 29 fl. 40 kr., Cokes-Roheisen affinage 22 fl. 40 kr. — 25 fl 20 kr., graues 25 fl. 20 kr. — 26 fl. 88 kr., Schottisches Nr 1 26 fl. 88 kr. — 28 fl., Stabeisen grobes 58 fl. 80 kr. — 67 fl. 20 kr.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 23 fl. 78 kr. Holzkohlen-Roheisen 26 fl., Walzeisen loco Breslau 58 fl. 80 kr. — 61 fl. 60 kr., geschmiedet 75 fl. 60 kr. bis 78 fl. 40 kr.

Kärntnerisches Holzkohlenroheisen kam in diesem Monat gegen Baarzahlung selbst zu 21 fl. — 24 fl. zum Verkauf.

Blei-Preise.

Per Zollcentner Köln: Raffinirtes Weichblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 50 kr. Hartblei 8 fl. 62½ kr. — 9 fl. 25 kr., Goldglätte 9 fl. 30 kr. — 9 fl. 75 kr., Silberglätte 8 fl. 70 kr. — 9 fl.

Berlin: Blei blieb unverändert fest bei starker Ausfuhr und wenigem Vorrath; Sächsisches 9 fl. 38 kr. 9 fl. 50 kr., Tarnowitzer 9 fl. 37½ kr. — 9 fl. 63 kr.

Auf Wiener Centner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 64 kr., Hartblei 9 fl. 66 kr. — 10 fl. 36 kr., Goldglätte 10 fl. 42 kr. — 10 fl. 92 kr., Silberglätte 9 fl. 74 kr. — 10 fl. 8 kr.

Berlin: Sächsisches Blei 10 fl. 50 kr. — 10 fl. 64 kr., Tarnowitzer 10 fl. 78 kr.

Durchschnittspreise der Lebensmittel zu Klagenfurt im Oktober 1865.

		fl.	kr.			fl.	kr.
Weizen	der Vierling	4	40	Speck, geselchter	das Pfund	—	44
Roggen		3	86	„ roher		—	37
Gerste		2	50	Schweinschmalz		—	45
Hafer		1	54	Eier	das Paar	—	3½
Heide		2	80	Hendl		—	50
Mais		2	62	Kapaunen		—	—
				Enten		—	85
Brein (gestampfte Hirse)	der Vierling	4	37	Gänse		—	—
Erbsen		4	—	12″ Scheiterholz, hartes	loco Lend eine n. ö. Klftr.	3	20
Linsen		4	20	12″ Scheiterholz, weiches		2	10
Fisolen, weiße		—	—	30″ Scheiterholz, weiches		4	16
„ rothe		—	—				
Erdäpfel		—	—				
Rindschmalz	das Pfund	—	48	Heu	der Zentner	—	86
Butter		—	44	Stroh		—	80

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Heinrich Weil. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№ 12. Dezember 1865.

Die Bora und der Tauernwind.

(Eine meteorologiſche Studie.)

Von J. Prettner.

Zu den ſeltſamſten und verwickeltſten meteoriſchen Erſcheinungen gehört der am Oſtrande der Südalpen auf beſchränktem Gebiete auftretende Sturmwind, welcher die „Bora" genannt wird.

Die ganze Kette der ſüdlichen Kalkalpen unterſcheidet ſich von der nördlichen ſchon durch ihre Waſſerarmuth. Während in der nördlichen die großen Waſſeranſammlungen, welche die ſchönen Seen des Salzkammergutes und Oberbaierns bilden, den Reichthum an Waſſer verrathen, finden ſich in der ſüdlichen nicht nur ſehr wenige ſolcher Seen, ſondern ſie ſind auch überhaupt ärmer an Flüſſen, Bächen und Quellen, wie jeder, der viel in ihnen herumgewandert, ſich in unliebſamer Weiſe überzeugen konnte; dort jedoch, wo dieſe Alpen zum Meere abdachen, an der Nordküſte des adriatiſchen Meeres tritt dieſer Charakter der Waſſerloſigkeit beſonders auffallend hervor; dort iſt die Schichtenſtellung des Kalkes eine ſolche, daß alles auffallende Waſſer alsbald in die Tiefe ſinkt. Dort rauſchen nur in der dunklen Tiefe der Erde die Gewäſſer, die erſt weit entfernt irgendwo zu Tage treten oder unterirdiſch zum Meere abfließen. An der Oberfläche aber, der ſomit das Lebenselement aller vegetativen Thätigkeit, Feuchtigkeit fehlt, vergilbt alsbald die ſpärliche Vegetation, dort breitet ſich die Wüſte der Alpen aus: der Karſt.

Nur in den trichterförmigen Vertiefungen (Dolinen) des Kalkbodens hat ſich Wald erhalten und einige Kultur angeſiedelt, die Bäume zeigen aber überall ein ſeltſames Ausſehen, indem ſie an der Nord- und Oſtſeite wenig Aeſte und mit ihren Gipfeln gegen Südweſt geneigt ſind; auch die Häuſer, die alle ſtark und maſſiv gebaut ſind, haben ge-

gen Nord und Oſt wenig oder keine Oeffnungen, nur glatte Wände und ihre Fenſterfront immer gegen Südweſt gekehrt. Es herrſcht nämlich dort auf dieſem Gebiete auch noch eine böſe Fee, eine Furie, welche die Oede und Verlaſſenheit dieſer Gegend mit bedingt. Unſichtbar weilt ſie lange in den einſamen wüſten Felsklüften des Gebirges, aber plötzlich ſpringt ſie hervor und jagt als heulender Sturm über die kahlen Felſenflächen bis weit über die Fluthen der Adria hin, dieſe zum wildeſten gefährlichſten Wogentanze aufwirbelnd. Dieſe Furie iſt die berüchtigte Bora des Karſtes, deren räthſelhaftes Weſen im Folgenden etwas näher unterſucht werden ſoll.

Die Bora (wohl nach dem klaſſiſchen Boreas ſo benannt) iſt ein heftiger, meiſt mit ſturmartiger Geſchwindigkeit wehender Nordoſtwind, der meiſt plötzlich aufſpringt und einen beſchränkten, gegen Nord ſcharf begrenzten Verbreitungsbezirk hat.

Die Bora tritt häufig, ja am gewöhnlichſten nach länger dauernden Scirocco-Regenwetter und meiſt plötzlich mit Heftigkeit auf. Die Leſer erinnern ſich wohl einer auch bei uns zuweilen eintretenden Witterungsänderung, die einen ſchnellen Wechſel von Regen zu kaltem ſchönen Wetter in ſich ſchließt. Nach längerem warmen Regenwetter, bei welchem der Himmel und die Alpen mit von Süd kommenden Wolken tief verhangen ſind, heben ſich in ſolchem Falle dieſe im Weſten, es wird da ein lichter Streifen ſichtbar, ein friſcher Weſtwind ſetzt ein, der in Nordweſt übergehend die Wolkenſchichte in Haufenwolken auflockernd, dieſe vor ſich hertreibt, ſpäter als Nord oder Nordoſt über den klaren reinen Himmel weht und dann immer ſchönes Wetter, aber auch ſtarke Temperaturdepreſſion (nicht ſelten Reif) im Gefolge hat.

In ſolchem Falle tritt am Karſt und dem adriatiſchen Meere immer die Bora auf. „Die Bora iſt immer zu befürchten", ſagt Wüllerſtorff *), wenn eine feuchtwarme Luft vom Meere gegen unſre Küſte weht; lichten ſich die Ränder der Gebirge und hebt ſich das Gewölk von den Bergen, kann man in kurzer Zeit Bora erwarten und oft bleibt vom Augenblicke ihrer Entfernung vom Gebirge kaum Zeit die Segel zu bergen." Hie und da erhebt ſich nur ſchwache Bora, Borino und weht kurze Zeit ohne völlige Aufheiterung, meiſt aber ſetzt die Bora ſchnell, manchmal plötzlich mit ihrer ganzen Stärke ein und weht, dieſe

*) Sieh Sitzungsberichte der Akademie der Wiſſenſchaften. Jahrgang 1863, Juni, Juli.

beibehaltend und den Himmel aufheiternd, ununterbrochen bis zum dritten Tage.

Die Richtung dieſes Sturmwindes iſt Anfangs immer Nord, allmählig in Nord-Oſt, zuletzt in Oſt-Nord-Oſt und auch Oſt übergehend.

Der Barometer, der vor deſſen Eintritt immer ziemlich tiefen Stand eingenommen, erhebt ſich während deſſen Wehen und zeigt zuletzt durch ſtarkes Steigen ſehr ſtarken Luftdruck an.

Die Luftwärme hingegen nimmt während der Bora ab, behält aber faſt immer noch ein Paar Grade über Null, nur im Winter ſinkt ſie zuweilen, wiewohl nicht bedeutend darunter.

Ebenſo nimmt die Feuchtigkeit der Luft, die vor ihrem Eintreten gewöhnlich damit geſättiget iſt, ſehr raſch ab und die Luft, welche die Bora bringt, iſt immer ſehr trocken.

Die Zeit der Bora iſt vom Oktober, wo ſie zuweilen auftritt, vorzüglich der November und Dezember; im Jänner iſt ſie ſeltener, häufiger wieder im Februar und März, zuweilen noch im April, in den Sommermonaten iſt ſie ſelten und nie heftig.

Die Stärke der Bora iſt die eines heftigen Sturmwindes; ſie weht mit ziemlich gleich bleibender Stärke nur ſeltenen Intervallen und ſtärkeren Stößen, zur Zeit des größten Luftdruckes (9 bis 10 Uhr Morgens und Abends) nimmt ihre Heftigkeit zu und es iſt ein Zeichen baldigen Erlöſchens derſelben, wenn dies nicht eintritt. Sie weht auch nicht überall gleich ſtark, in einigen Schluchten und eigenthümlich configurirten Stellen des Karſtes ſcheint ihre Intenſität am größten zu ſein, die Strecke der alten Laibach-Trieſter Straße von St. Peter in der Peik bis Divazza bei Canzian mußte aufgegeben werden, weil dort die ſchwerſten Frachtwagen umgeworfen, Menſchen und Thiere aufgehoben und auf weite Strecken fortgetragen wurden. Auf der Strecke gegen Präwald wurde im Jahr 1805 eine Abtheilung der aus Italien ſich zurückziehenden Armee beim Anſteigen der Höhe von heftigem Borasturm überfallen, daß jede Hoffnung des Weiterkommens aufgegeben werden mußte und, ohne feindliche Verfolgung viele Mannſchaft und Munition zu Grunde ging, alles aber in höchſt bedenkliche Lage gerieth. *)

Ueber die Stärke und Geſchwindigkeit dieſes Windes gibt F. Pfeiffer **) folgende Angaben: Die mit Steinen etwa 10 Pfund auf den Quadratfuß beſchwerten Hohlziegel der Dächer werden wie

*) Cattinelli: „Ueber die Fortſetzung der ſüdlichen Staatseiſenbahn."

**) Die Eiſenbahn über den Karſt. Görz 1850.

Spreu auf doppelte und dreifache Entfernung ihrer Fallhöhe getragen, woraus er einen Druck von 10 Pf. per Quadratfuß und eine Geschwindigkeit von 70 bis 80 Fuß berechnet. Bei nicht sehr starker Bora wurde ein mit 80 Ctr. beladener Frachtwagen, der dem Winde 100 Quad.-Fuß Fläche darbot, mit einer Geschwindigkeit von 8 Fuß per Secunde horizontal fortgetrieben, woraus wieder ein Druck von 10 Pf. per Quadr.-Fuß berechnet wird. — Fensterscheiben von 18 Zoll im Quadrat werden vom Winde eingedrückt, was einen Druck von 22 Pf. auf den Quadr.-Fuß gibt u. s. f. Die Bora ist also immerhin ein Sturmwind von ziemlicher Stärke und Intensität.

Der Schauplatz ihrer stürmischen Thätigkeit ist im Allgemeinen die Nordküste des adriatischen Meeres, zunächst der Karst, Görz, Triest, Istrien, der Quarnero, die dalmatinische Küste und das Meer selbst bis in die Breite von Ancona und bisweilen noch weiter hinab. Sie ist an der östlichen Küste viel stärker als an der westlichen, von Istrien, Triest gegen Venedig hin abnehmend, am Quarnero, an den dalmatinischen Inseln oft mit Heftigkeit wehend, während sie in Venedig viel weniger und weiter hinab sehr wenig verspürt wird. Höchst merkwürdig und eigenthümlich aber ist die scharfe Begrenzung ihres Verbreitungsbezirkes gegen Norden; sie scheint hier eigentlich auf dem Karstplateau von Adelsberg zu entstehen, stürmt da, bei Planina und selbst Loitsch mit großer Heftigkeit, während in Oberlaibach, Laibach und ganz Oberkrain völlige Windstille herrscht. Diese Grenzlinie zieht sich von da gegen Westen über die Höhen südlich von Idria*) durch den Tarnowaner Wald nördlich um Görz zwischen Udine und Palma hin, wo sie jedoch ihre Schärfe verliert, so daß die Stärke der Bora weiterhin allmählig abnimmt und z. B. schon in Grado geringer ist als in Triest, und gegen Venedig hin ihren sturmartigen Charakter ganz verliert. Auch gegen Ost verliert sich diese scharfe Grenze, indem da der Nordsturm allmählig in gewöhnlichen starken Ostwind übergeht.

Innerhalb dieses Gebietes gibt es Stellen besonderer Intensität, wo nämlich durch die Configuration des Bodens begünstigt, die stürmisch heranbrausenden Luftmassen ungehindert Zugang finden (Adelsberg, Planina, Heidenschaft und St. Veit im Wippachthale u. a. m.), während andere Orte wieder völlig von ihnen geschützt sind.

---

*) Pogatschnigg: „Uebersicht der Witterung in Oesterreich 1859."

Wollen wir nun nach dieſen ſkizzirten Andeutungen über die Erſcheinungen der Bora nach ihrer Entſtehungs-Urſache fragen, verlangen wir eine Erklärung, wie ſo rein lokal ein heftiger Sturm wüthen kann, während regelmäßig in nächſter Nähe Windſtille herrſcht, ſo finden wir, die umfaſſendſte und gründlichſte Aufklärung darüber in dem auf Koſten der k. k. Akademie gedruckten trefflichen Werke des Dr. Lorenz*) über den Quarnero.

Alle Phyſiker, welche dieſes Phänomen zu erklären verſuchen, gehen darin begreiflicher Weiſe von dem Gegenſatze lokal ungleich erwärmter Luftmaſſen aus; die feuchte und warme Luft, welche bei Scirocco-wetter über der weiten Fläche des adriatiſchen Meeres lagert, veranlaßt die an den Kämmen oder in den Thälern und Schluchten der kahlen Alpen, oder, wie Andere meinen in den Tiefebenen Ungarns durch Strahlung abgekühlten Luftmengen niederzuſinken und im raſchen Sturze ſtürmend jene zu verdrängen, bis der Gegenſatz der Temperatur wieder ausgeglichen iſt. Es kann auch gar keinem Zweifel unterliegen, daß dieſe Momente im Phänomen der Bora eine große, bedeutende Rolle ſpielen, und bei Betrachtung derſelben nicht außer Acht gelaſſen werden dürfen.

Dennoch will es uns ſcheinen, daß durch dieſen Gegenſatz allein die Bora nicht nach allen ihren Momenten genügend erklärt werden könne, daß namentlich ihre Dauer (Menge der abfließenden kalten Luft) ihre Heftigkeit, ihre lokale Begrenzung und vorzüglich der Umſtand darin nicht genügende Erklärung finde, daß während ihres Stürmens gerade in den Thälern der Alpen, wohin ihre Entſtehung verlegt wird, gleichzeitig völlige Windſtille und Ruhe herrſcht.

Wir wollen verſuchen, eine mit andern meteoriſchen Vorgängen mehr im Zuſammenhange ſtehende Erklärung dieſes auffallenden Phänomens anzudeuten, die wenigſtens als Studie desſelben gelten möge. Wir müſſen dabei den Laien unter unſern Leſern in Erinnerung bringen, daß nach Dove die Veränderlichkeit des Klima's unſerer Breiten durch den Kampf zweier entgegengeſetzten Luftſtrömungen erklärt wird: der warmen Aequatorial- und der kalten Polarſtrömung. An den heißeſten Stellen der Erde (der Tropenzone) ſteigen die erwärmten, an den warmen Meeren mit Feuchtigkeit geſättigten Luftmaſſen in die Höhe, fließen zu beiden Seiten des Aequators gegen die Pole hin ab, werden auf

*) Dr. Lorenz Phyſikaliſche Verhältniſſe und Vertheilung der Organismen im quarneriſchen Golfe 1863.

ihrer Wanderung abgekühlt, lassen ihre Feuchtigkeit als Regen, Schnee ꝛc. fallen und strömen endlich als kalter Polarstrom (Passatwind) wieder gegen den Aequator hin. Durch die Axendrehung der Erde erhält der vom Aequator kommende Luftstrom eine südwestliche, der polare eine nordöstliche Richtung. Je nach dem Vorherrschen der kalten trockenen Polar- oder der warmen, feuchten Südströmung herrscht trockene, kühle oder warme und feuchte Witterung; der stäte Kampf beider bedingt eben die Veränderlichkeit unserer Witterung.

Es liegt in der Natur der beiden Ströme, daß der Südwest-Passat (Aequatorialströmung) als der wärmere in der Höhe der Atmosphäre herrscht, während der kalte Polarstrom an der Erdoberfläche hinströmt; es können auch wohl beide an derselben Stelle einer über den andern wehen. Treffen sie irgendwo ein Gebirg als Hinderniß, so wird der Südwest vielleicht über dessen Gipfel ziehen, diese erwärmen (während im Thale kalte Luft liegt), oder er wird von oben niedersinkend langsam in die Thäler dringen; der kalte, an der Erde fortfließende Nordost-Passat aber wird durch die Gebirge aufgehalten und gezwungen über ihre Kämme und Gipfel aufzusteigen, darüber wegzuziehen und nur dort in die Thäler dringen, wo niedere Sättel und lange Thalbildungen ihm dieß erleichtern oder möglich machen. An solchen günstig gestalteten Passagen wird, da die Luftmasse durch die nachrückenden und theilweise von der Seite eindringenden hindurch gepreßt werden, der Wind zu starkem Sturm sich steigern. Es kann somit gar wohl an den Berggipfeln und besonders configurirten Thälern heftig stürmen, während in andern völlige Windstille herrscht.

Daß dem so sei, zeigen auffallend die in Kärnten angestellten Witterungsbeobachtungen. Wir rühmen uns in Kärnten, mindestens in Klagenfurt vorzüglich windstiller Witterung und nicht mit Unrecht; aber es ist nicht überall so! Während wir vollkommener Windstille uns erfreuen, stürmt an anderen Orten der Nordwind oft mit boraartiger Heftigkeit. Wir heben unter den vielen Stationen zwei heraus, St. Peter am Rennweg, im Thale gelegen, wo die Beobachtungen bis 1849 zurückreichen und Hochobir, das nur 230′ unter dem Gipfel des Berges Obir (6751) liegende Knappenhaus, wo schon seit 1847 Beobachtungen Statt finden An beiden Stationen ist nicht nur die mittlere Windstärke viel größer als in Klagenfurt, sondern wir finden in jedem Monat, besonders aber Herbst und Winter, Tage mit heftigen, meist Nordstürmen, wo es gleichzeitig in Klagenfurt vollkommen windstill ist. Es ist also nicht

Hypotheſe, ſondern Thatſache, daß es an den Berggipfeln ſtürmt, während im Thale Windſtille herrſcht; Thatſache, daß der Nordſturm über unſern Häuptern brauſend dahin zieht, ohne daß wir von ihm eine Spur haben.

In Oberkärnten nennen die Leute den an manchen Stellen mit Heftigkeit wehenden Nordwind von ſeiner Richtung den Tauernwind; er iſt aber überall dort zu verſpüren, wo die Gebirgsgeſtaltung ihm den Zugang erleichtert. Im erwähnten Orte St. Peter im Lieſerthale iſt es der niedere Paß am Katſchberg, wo der durch das obere Murthal wehende Wind das Gebirg überſetzt und in das breite nach Weſt und dann gegen Süden geöffnete Thal vordringen kann. — Ein anderer ſolcher Zugang des Tauernwindes iſt das Mallnitzthal, in das er über die Tauernſattel niederſtürzt und Obervellach wieder theilweiſe überſetzend, im Möllthale ſich ausbreitet; das Thal der Seen bei Afritz, das Thal von Gneſau, der Paß bei Einöd ober Frieſach ſcheinen weiters ſolche Paſſagen des Nordpaſſates in unſern Alpen zu ſein.*)

Vergleicht man aber die Tage mit ſtarkem Tauernwind an den bezeichneten Orten mit den Boratagen in Trieſt, ſo findet man eine merkwürdige Uebereinſtimmung; wir haben wenigſtens für ein Jahr (Oktober 1864 bis Oktober 1865) die oben erwähnten Stationen St. Peter und Obir mit Trieſt verglichen und gefunden, daß immer gleichzeitig mit ſtarker Bora in Trieſt, in St. Peter heftiger Tauernwind, am Hochobir Nordſturm herrſchte. So wehte beiſpielsweiſe während der Boratage in Trieſt vom 3. bis 5. Oktober 1864 in St. Peter ſtarker Nordwind, am Obir Nordoſtſturm, am 8. und 9. November gleichzeitig mit ſtarker Bora in Trieſt heftiger Nordſturm am Obir und Tauernwind in St. Peter, dasſelbe war der Fall in den Boratagen vom 28. bis 30. November, 23. bis 25. Dezember 1864, eben ſo am 4. bis 6. Jänner, 11. Februar d. J. An allen dieſen Tagen war es in Klagenfurt, Bad Vellach, Althofen u. ſ. f. mehr oder weniger windſtill.

Dieſe unmittelbar beobachteten Thatſachen nöthigen uns anzuerkennen, daß die Bora wie der Tauernwind nicht bloß lokal auftretende, durch lokale Urſachen und Bedingungen erzeugte eigene meteoriſche Vorgänge, ſondern daß ſie nur lokal auftretende Modifikationen einer und derſelben Witterungserſcheinung ſind; Tauernwind wie Bora ſind

*) Sieh Kohlmayr: „Der Tauernwind und ſeine Hauptſtraßen in Oberkärnten.“ „Carinthia“ 1864, Märzheft.

eben nur der in den warmen Südweſtwind eindringende kalte Polarſtrom, durch lokale Urſachen verſtärkt und modifizirt.

Es wird uns nicht ſchwer werden, die mit der Bora verbundenen eigenthümlichen Erſcheinungen durch die lokale Eigenthümlichkeit der Gegenden, in welchen ſie herrſcht, genügend zu erklären. Wie wir ſchon oben angedeutet, wird der am Grunde des Luftmeeres, an der Erdoberfläche hinſtrömende kalte Polarſtrom durch ihm entgegenſtehende Gebirge gezwungen, über dieſe aufzuſteigen; durch die ihm innewohnende Geſchwindigkeit weht er, ohne in die Thäler niederzuſinken, über ihre Gipfel hin, nur dort, wo niedere Kämme und Einſattlungen oder ſich in ſeiner Richtung hin ausbreitende Thäler dieß geſtatten, ſtrömt er in dieſe Thäler und längs derſelben hin.

Werfen wir nun einen Blick auf die Bodengeſtaltung des Landes, wo die Bora hauſt, ſo ſehen wir, daß im Norden desſelben ein Zweig der Südalpen, die Karawanken von Weſt nach Oſt ſich ausdehnend, dem Polarſtrome in ſeiner ganzen Breite ſich entgegenſtemmt, daß dieſer Zweig gegen Oſt in den Steiner Alpen noch ein mal maſſig zu bedeutender Höhe (7800′ Kamm- 8200′ Gipfelhöhe) aufſteigt und von dieſer raſch zum niedrigen Hügellande von Steiermark und Krain herabſinkt. Durch das ſchmale Savethal getrennt, erhebt ſich ſüdlich von den Karawanken die Terglouckette, ſendet aber ihre mächtigen Ausläufer gegen Süd und Südoſt bis nahe an die adriatiſche Meeresbucht. Der ſtürmiſch heranbrauſende Nordpaſſat wird durch die Alpen gezwungen aufzuſteigen, weht über ihre Kämme und Gipfel hin, zuletzt noch über den maſſigen hohen Gebirgsſtock der Steiner Alpen (Kotſchna-Gruppe). Hat er dieſe jedoch überſchritten, ſo trifft er die breite Ebene von Oberkrain und erſt jenſeits derſelben die Ausläufer des Terglou; da dieſe ſchon zu weit entfernt ſind, ſo ſinkt er in einer ſeiner Geſchwindigkeit entſprechenden Entfernung in das Thal nieder, wird, theilweiſe die erwähnten Ausläufer anprallend, von dieſen reflektirt, weht, dadurch verſtärkt, mit Heftigkeit frei über den Karſt und ſtürzt von deſſen Plateau in das weite freie Becken der Adria. Dazu mag noch in Rechnung kommen, daß der Polarſtrom, immer mehr in Nord-Oſt und theilweiſe in Oſt übergehend, über das öſtliche Hügelland Unterkrains in den Schauplatz der Bora eindringen und an den ſüdlich ſich auszweigenden Flanken der Terglouckette anprallend, weſentlich zur Verſtärkung des eigentlichen Boraſtromes beitragen kann. — Es mögen dem Leſer dieſe ſkizzirten Andeutungen genügen, um ſich mit Hilfe einer Gebirgskarte der erwähnten

Länderſtrecken, das Bild des von Nord und Nord-Oſt kommenden Polarſtromes auszumalen, wie er von den Gebirgen geſtaut, über deſſen Kämme mit Wucht in das Thal niederſtürzt, an den Wänden der Gebirge anprallend, an gewiſſen Stellen mit beſonderer Heftigkeit wehen und noch durch öſtlich herandringende Arme des Luftſtromes verſtärkt werden kann. — Wir haben dann hier ein Wiederbild der Erſcheinung, wie ſie der Südweſtpaſſat an manchen Orten der Südalpen in der Schweiz als gefürchteter Föhn hervorbringt.

Faſſen wir nun die Bora, gleich dem Tauernwinde als lokale Erſcheinung des Nordpaſſates auf, ſo werden wir die Eigenthümlichkeiten dieſes Sturmwindes uns meiſt einfach und ungezwungen erklären können. Wie dieſer dringt ſie meiſt plötzlich und ſtürmend in den längere Zeit wehenden Südweſt-Paſſat (Scirocalwetter) in raſcher Winddrehung von Süd-Weſt in Weſt, Nord-Weſt und Nord heftig ein, das Lichten der Wolken im Nord-Weſt und Nord an den Kämmen der Gebirge, die allmählige Aufheiterung, Steigen des Barometers, Sinken der Temperatur, Trockenwerden der Luft u. ſ. f. ſind ja ihr, wie dem Nordpaſſat überhaupt zukommende Eigenthümlichkeiten, wie auch ihre Dauer und allmäliges Erlöſchen nach allgemeiner Aufheiterung des Himmels. Das Auftreten der Bora muß mit ähnlichen Witterungserſcheinungen an andern Orten immer Hand in Hand gehen, wie es auch ſchon ein flüchtiges Vergleichen der betreffenden Beobachtungs-Journale zeigt. Wir brauchen uns auch nicht mehr zu verwundern, daß ein Wind mit ſolcher Heftigkeit durch mehrere Tage wehen kann, denn es ſind eben nicht die an den Gebirgen oder in Ungarn lagernden, ſondern die Luftmaſſen weit entfernter, weiter Ländergebiete, welche ſeine Nahrung bilden.

Die größere Heftigkeit, mit welcher der Nordpaſſat als Bora weht, erklärt ſich nach obigem leicht durch die Konfiguration der Gebirge; er wird ja durch dieſe geſtaut, ſtürzt gewaltſam ins Thal, prallt am andern Gebirgszweige an, wird von dieſen reflektirt und noch durch ſeitlich von Oſten kommende Arme des Hauptſtromes verſtärkt. Dies alles kommt noch zu dem bei allen Erklärungen der Bora als weſentlich betonten Gegenſatze der ſtarken Erwärmung und Feuchtigkeit der über dem Meere lagernden Luftmaſſen zur Kälte und Trockenheit der vom Nord über die Gebirge herabſtrömenden.

Die lokale Begrenzung und Ausbreitung der Bora aber dürfte kaum auf andere Weiſe einfacher zu erklären ſein. Die ihr eigenthümliche ſcharfe Grenzlinie von Sturm und Windſtille hat eine dem Zuge

der Gebirge und daraus gefolgerten obigen Erklärung vollkommen entsprechende Krümmung, es ist eben die Linie, wo die Luftmassen ihrer Geschwindigkeit entsprechend, in das Thal gelangen können. Es läßt sich bei genauer Erwägung der Gebirgsgestaltung leicht erklären, wie die Luftmassen an den südlich auslaufenden Gebirgszweigen anprallend mit großer Wucht über das hindernißfreie Karstplateau und von diesem über die weite, freie Meeresfläche hinwehen; es ist erklärlich, wie die westlicheren Gegenden durch die Gebirge theilweise geschützt, weniger oder gar nichts von der Bora spüren, während diese gegen die östlichen hin allmählig in den gewöhnlichen Nordost-Passat übergeht.

Es würde uns leicht sein, aber zu weit ab von unserm Ziele führen, ganz ähnliche Verhältnisse auch am Tauernwinde darzuthun, gewiß haben wir an diesem (dem Gegensatze des Föhn) ein auffallendes Analogon zur Bora und wie es in der Natur der Sache liegt, daß der Südwest-Passat besonders am Südwestrande der Alpen lokal mit Intensität auftreten muß, und als Föhn es auch thut, der Nordost-Passat aber am Ostrande derselben, so muß auch dieser je nach der Gebirgsstellung mit besonderer Eigenthümlichkeit auftreten und als Bora seine mit dem Tauernwinde identische Natur vielleicht schwer erkennen lassen.

Vielleicht mag unsere Studie diese Identität und es den Lesern wahrscheinlich machen, daß die Bora eben nur eine Art Tauernwindes sei, vielleicht kann sie einen Beitrag liefern, die seltsame und verwickelte Erscheinung der Bora auf eine einfachere Weise erklären zu können.

Blaaden,

eine deutsche Enclave in Venezien.

Vom k. k. Oberlandesgerichts-Rathe **M. F. v. Jabornegg-Altenfels.**

Es ist bekannt, daß an der nördlichen Grenze der venezianischen Provinz Vicenza auf den Ausläufern der Tiroleralpen in einigen Gemeinden ein Völkchen mit allen äußeren Kennzeichen deutscher Abkunft und den Ueberresten deutscher Sprache lebt, welches man gewöhnlich die Bewohner der sieben Gemeinden — sette communi — nennt.

Auch an der südwestlichen Grenze Oberkärntens befindet sich eine Enclave mit deutscher Bevölkerung, genannt das Thal „Blaaden" italienisch Sappada.

Ueber das dort ansässige deutsche Völkchen, das seine Muttersprache, seine Sitten und Gebräuche noch erhalten hat, wollen wir einige aus verläßlichen Quellen uns zugekommene Notizen mittheilen, welche noch wenig bekannt sein dürften.

In dem nordöstlichen Winkel der venezianischen Provinz Belluno, im Distrikte Auronzo, an den Quellen der Piave, mehr als 3000 Fuß über der Adria, von den Karneralpen eingeschlossen, liegt das Thal Blaaden, und lebt ein deutsches Völkchen, umgeben von den durchaus italienischen Gemeinden Forni Avoltri in Osten und Nordosten, Canale in Westen, Comelico inferiore im Norden. Dort ertönt deutsche Sprache von Berg und Thal, in der wohnlichen Stube der Gehöfte, und an Gott geweihter Stätte.

Das Thal, von seinen ersten deutschen Einwanderern „Blaaden" zur Erinnerung an den unwirthlichen Zustand so genannt, in welchem sie es bei ihrer Ankunft fanden — denn Bloode oder Blaade bedeutet eine unbebaute nur mit Gesträuch und Wald bedeckte Fläche — ist etwas über eine Stunde lang, und bei einer durchschnittlichen Breite von einer halben Stunde erstreckt es sich in flacher Ausdehnung von Westen nach Osten. Die Ausläufer der karnischen Kalkalpen in ihrer südlichen Abdachung bilden diese Thalmulde, und zwar: im Westen der Erlen- und Eggerkofel, in Nordwesten und Norden der Eisenberg und die Albe, in Nordosten der Käferkofel, in Osten die Oefneripitze, im Südosten und Süden der Jou (italienisch Giovo), dann die Spitze, der Krautbüchel und die Haberdörre, fast sämmtlich zwischen 6000 und 7000 Fuß über dem Meere. Hinter diesen schaut im Osten die Kollinspitze, 9000 Fuß *) und im Norden die Pieralba oder Montalba, Weißenstein, von 8497 Fuß Höhe in das Hochalpenthal Blaaden herab.

Dieses Thal wird von der Piave durchschnitten, welche an der nordöstlichen Grenze von Blaaden im sogenannten Tsetz (italienisch Sesis) entspringt, dann den Fuß der südlichen Grenzgebirge bespült, und in das Kamelgische (Camelico) hinüberfließt, nachdem sie die kleinen Bäche des Blaadnerthales, nämlich: am linken Ufer den Leck-, Zähren- und Brum-Bach, am rechten Ufer aber den Platten- und Mühlbau-Bach, so das Buchen- und Fauner-Bachel aufgenommen hat.

Dem rechten Ufer der Piave entlang, und wohl auch auf den Anhöhen nächst diesem Flusse reihen sich die Wohnplätze der Blaadner in kleinen Dorfgruppen und in kurzen Zwischenräumen hin, und zwar im äußersten Osten:

*) Nach Mojsisovics in den Mittheilungen des österreichischen Alpenvereines vom J. 1863. S. 320.

Zuboden, (italienisch Zima Sappada) am höchsten gelegen, dann Kreut, (Crette), Buche (Piuche), Egge (Egghe), Mühlbau (Milpa), Bach, Bühel (Pill), Moos, endlich Großdorf (Gran villa).

So weit der geographische Theil dieses kleinen Gebietes. Die Bewohner desselben sind nach der unter ihnen fortlebenden Sage, und nach urkundlichen Beweisen, wie der würdige Pfarrer Herr Andreas Schneider in Blaaden bemerkt, vor nahe 700 Jahren aus dem Pusterthale in Tirol und zwar aus dem Thale Villgraten bei Sillian nach dem Blaadnerthale aus unbekannten Ursachen eingewandert, und sind nach Körperbau, Charakter und Sprache Deutsche geblieben. Wie gering auch die Anzahl der ersten Einwanderer gewesen sein mag, ihre Nachkommen zählen jetzt bei 1250 Seelen, die mit großer Vorliebe an ihrem jetzigen Vaterlande hängen.

Sie sprechen im Verkehre unter sich ausschließlich die deutsche Sprache in der Mundart der Pusterthaler, z. B. Bui statt Bube, Bruider statt Bruder, Muitter statt Mutter u. s. w.; allein wie es bei der von deutscher Verbindung so abgeschlossenen, und dem italienischen Einflusse seit Jahrhunderten bloßgestellten Lage nicht wohl anders sein kann; so fehlt es auch an Einmengung italienischer Worte in ihre deutsche Sprache nicht, so sagt das Volk z. B. sturbiren anstatt stören, von disturbare, fidaren, trauen, glauben, von fidare, tschangen, kindisch wie junge Hunde spielen, von cane, friaulisch tschang.

Der Unterricht in Schule und Kirche ist der Hauptsache nach deutsch. Die Hauptschule ist zu Mühlbau mit einem Lehrer; ein Beihilfs-Lehrer ist zu Zuboden (Zima Sappada). In der Schule wird auch Unterricht in der italienischen Sprache wegen dem Verkehre mit Italien ertheilt.

Die Schreibnamen der Bewohner dieses Thales sind fast durchgehends deutsch als: Benedikter, Bozzinger, Bruner, Eder, Egger, Fauner, Fäßler, Gatterer, Gitzler, Goller, Gratzer, Hofer, Krater, Lauer, Ortner, Pachner, Pichler, Piller, Schneider, Salderer, Tasenbacher, Tschurtschenthaler, u. s. w. Manche Schreibnamen sind auch italienisirt. Da mehrere Familien gleiche Schreibenamen führen, wird den einzelnen Familien gewöhnlich zu ihren genaueren Bezeichnung der Name ihres Dorfes und den einzelnen Personen auch noch der Taufname ihres Vaters beigegeben. Auch den Behausungen werden wie in Kärnten, Tirol u. s. w. bestimmte Namen, z. B. beim Sieder, Tanzer ꝛc. beigelegt. Aber nicht nur die Namen der Familien haben sich reindeutsch erhalten, auch ihr Blut ist unvermischt geblieben, denn eheliche Verbindungen mit Italienern, die dann in der Gemeinde bleiben, kommen fast gar nicht vor.

In der Regel werden Heiraten nur unter Blaadnern geſchloſſen, oder aber Männer aus Tirol oder Deutſch-Kärnten genommen; ſo kamen die Bozzinger, Taſſenbacher und Tſchurtſchenthaler aus Sexten in Tirol, die Erler aus Luggau in Kärnten.

Deutſch iſt auch die Lebensweiſe der Blaadner, nur haben ſie ſich in Betreff der Nahrungsmittel von den Italienern die Polenta mit Käſe angeeignet.

Der Aufenthalt der Familie iſt meiſt in der Küche um das auf niedrigem Herde lodernde Feuer, denn unter Tages iſt die Benützung der Wohnſtube, die in keinem Hauſe mangelt, viel ſeltener. Die hohe Lage dieſes Thales, die rauhe Luft und die ſonneraubenden Berge haben dieſen echten Aelplern die beſondere Rückſicht auf die Bauart ihrer Wohngebäude vorgezeichnet. Zwei Eingänge, einer öſtlich, einer weſtlich, führen in die Hausflur (Hausvorlaube, dort Laaben genannt), die immer den nördlichen Theil des Gebäudes einnimmt. Von der Vorlaube führt dem Süden zu eine Thür in die Küche, und eine andere in die anſtoßende Stube; eine Stiege führt dann in das obere Stockwerk, in welchem ober der Vorlaube des Erdgeſchoſſes der Söller, dort Sölder genannt, ober Küche und Stube aber je ein Zimmer angebracht iſt, ſo daß alle Hauslokalitäten mit Ausnahme der Vorlaube und des Söllers der Sonne zugewendet ſind. Beinahe alle Häuſer ſind im Gegenſatze der Steinbauten ihrer italieniſchen Nachbarn aus Holz gebaut, und ſo der Kälte weniger zugänglich, denn die Blaadner haben ihre Waldungen noch nicht wie ihre Nachbarn ausgerottet und daher ſowohl Bau- als Brennholz zum nöthigen Bedarf.

Wie die Lebensweiſe ſo läßt auch der Körperbau des Einzelnen den Blaadner ſogleich als Deutſchen erkennen. Er iſt ſchlank, kräftig gebaut, im Durchſchnitt mehr als mittelgroß, in ſeinen Bewegungen ſicher, etwas bedachtſam aber feſt und entſchieden thatkräftig, und ohne körperliche Gebrechen; verkrüppelte Menſchen ſind eine große Seltenheit im Ländchen.

Die Geſichtsfarbe des Blaadners iſt friſch, roth und geſund wie die Luft ſeiner Berge. Sein blaues Auge, ſeine blonden Haare, die bei Einzelnen ins Hochrothe ſchlagen, ſind die unverkennbaren Merkmale ſeiner Abkunft, ſein deutſcher Heimatſchein.

Seine geiſtigen Anlagen halten die ſchöne Mitte, ja er kann eher für geiſtig begabt gelten. Sein Temperament iſt vorherrſchend ſanguiniſch; ſein Charakter iſt offen und frei, im Umgange iſt er nicht gerade roh aber derb, im Ganzen natürlich und unverdorben, aber dagegen unbeſtändig, plauderhaft und leichtgläubig. Seit lange vom deutſchen Mutterlande ge-

trennt, hat dieſes Völkchen an tiroliſcher Biederkeit, Ausdauer und Zuverläſſigkeit ſchon merklich verloren.

Der Lebensunterhalt in Blaaden iſt karg bemeſſen. Der Feldbau erträgt nur ſo viel an Kartoffeln, Weizen, Roggen, Gerſte und Hafer, als für die auf der kleinen Grundfläche vertheilte, doch immerhin bedeutende Einwohnerzahl nur beiläufig für 4 Monate ausreicht; das weiters erforderliche Getreide, insbeſondere Weizen und türkiſches Korn muß aus Italien beſchafft werden.

Der Flachsbau deckt den Hausbedarf hinreichend; die Heuernte von den Mähdern genügt für den mäßigen Viehſtand, der eine nicht unbedeutende Rubrik für den Lebensunterhalt deckt. Der Viehhandel ſelbſt aber iſt gering, weil der Blaadner nur wenig entbehrliches Vieh beſitzt.

Feld, Stall und Haus beſorgt faſt ausſchließlich das weibliche Geſchlecht, ſo daß die kraftvollen Männer anderem Erwerbe zur Beſtreitung des Nothbedarfes für die immerhin noch nicht gedeckten 8 Monate des Jahres nachgehen können. Dieſen Erwerb bieten im Lande ſelbſt die Gemeinde- und Privat-Waldungen durch Holzarbeit, durch Zurichten, Verkauf und Ausfuhr von Merkantilholz, wobei den Blaadnern die neu angelegte ſchöne und ſolid ausgeführte Gemeinde-Straße ſehr zu ſtatten kömmt, welche aus Camelico der Piave entlang durch die Schluchten von der Einmündung der Visdende in die Piave bis zur Hochebene von Blaaden angelegt wurde, und außer den Gemeinde-Roboten bei 100.000 fl. koſtete.

Nahe an 100 Männer gehen jährlich während der Sommermonate dem Hauſirhandel, ſo wie dem Klempner- und Glaſerer-Gewerbe nach und nehmen ihre Richtung gewöhnlich in die deutſchen Gebirgsländer, namentlich in die Schweiz, nach Tirol, Kärnten und Steiermark.

Der Geſchäftsverkehr der Blaadner mit den kärntneriſchen Leſſachthalern iſt von keinem beſonderen Belange, doch kommen die Erſteren jährlich als Wallfahrer prozeſſionsweiſe mit ihrem Pfarrer zahlreich nach Luggau zur Verrichtung ihrer Andacht.

Bericht über die Fortsetzung der Untersuchungen der Pfahlbauten im Keutschacher-See.

Wenn gleich die im vorigen Jahre (1864) vorgenommenen Untersuchungen des Keutschacher-Sees bezüglich der dort vermutheten alten Pfahlbaute so entscheidende Ergebnisse*) nicht hatten, um mit Sicherheit auf das Vorhandensein eines solchen Baues schließen zu können, waren sie doch interessant und lohnend genug, um zu einer Forsetzung dieser Forschungen zu ermuntern, ja, aufzufordern.

Der Ausschuß des vaterländischen Geschicht-Vereines fand sich um so mehr angeregt, das im vorigen Jahre Begonnene weiter zu verfolgen, als der Wasserstand heuer in Folge der anhaltenden Trockenheit ungleich günstiger war und einem befriedigenden Resultate der Untersuchungen von dieser Seite mindestens kein Hinderniß entgegen zu stehen schien.

Es wurde sofort in der zweiten Hälfte des Septembers der Vereins-Scriptor, Herr Alois Weiß, von drei Arbeitern begleitet und mit Holzböken**) und Baggerschaufeln versehen, entsendet, um erneuerte Forschungen an der schon im vorigen Jahre durch einige ganz interessante Fundstücke sich kennzeichnenden Stelle vorzunehmen.

Diesen zufolge ist nun das Dasein einer Pfahlbaute in der Mitte des genannten Sees wohl nicht mehr zu bezweifeln und es wird durch fernere Nachforschungen, welche der Geschichtverein jedenfalls veranlassen wird, nur darzuthun sein, ob diese alt sei oder aus neuerer Zeit stamme.

Nach dem Berichte des Herrn Weiß, der seine Aufgabe mit anerkennenswerther Umsicht und Sachkenntniß vollführte, mißt die fast in Mitte des Keutschacher Sees gelegene Pfahlstelle beiläufig 40 Schritte in der Länge und 25 Schritte in der Breite und bildet ein Oval, welches die Richtung von Nord-Ost gegen Süd-West hält. Die Pfähle, deren Anzahl sich nach beiläufiger Schätzung auf 2—300 beläuft, haben 3 — 12″ im Durchmesser und stehen mehrentheils eng aneinander. Das Pfahlwerk ist theils mit einer Schlammschichte bedeckt, theils überragt es diese stellenweise bis zu 3′ Höhe, wurde aber, ungeachtet des heuer so niedrig gewesenen Wasserstandes, allenthalben vom Wasser überspült gefunden. Die Räume zwischen

*) „Carinthia", Oktober-Heft 1864, Nr. 10.

**) Kurze dicke Balken mit je vier hohen Füßen.

einzelnen, nicht feſt aneinander ſtehenden Pfählen ſind mit Steinen verrammt. Dieſe Beſchaffenheit des Pfahlbaues konnte nur dadurch eruirt werden, daß einer der Arbeiter in das Waſſer ſtieg, das ganze Pfahlwerk umging und, ſo weit es möglich war, die Stellung der Pfähle unterſuchte. Leider konnten wegen der niederen Temperatur des Waſſers dieſe Unterſuchungen nur von kurzer Dauer ſein und deßhalb auch nur beſchränkte und weniger genaue Reſultate liefern.

Nach mehrſtündiger fruchtloſer Arbeit, für welche die mitgebrachten Holzböcke ſich als ganz unbrauchbar erwieſen und auch die Baggerſchaufeln, mit denen man zwiſchen die eng beiſammen ſtehenden Pfähle nicht einfahren konnte, keine Dienſte leiſten konnten, traf man auf eine weiche Stelle von wenigen Quadratfußen im Flächenmaße, wo keine Pfähle ſich vorfanden. Hier wurden nun die Baggerſchaufeln — und nicht ohne Erfolg — angewendet.

Man ſtieß nun auf drei übereinander liegende Schichten, deren erſte — oberſte — aus einer beiläufig 4″ mächtigen Schlamm-Maſſe beſteht; unter dieſer liegt eine weitere Schichte groben Sandes, in welchem ſich kleine calcinirte Schnecken in ſehr großer Menge vorfinden. Die dritte — unterſte — Schichte bildet eine aus vermodernden organiſchen Stoffen entſtandene filzartige Maſſe von ſchwärzlicher Farbe, in welche Topfſcherben, Steine, Knochenreſte, Kohlen, Holzſtückchen ꝛc. förmlich eingewachſen ſind, ſo, daß ſie nur mit Mühe daraus gelöſet werden können.

Die von Herrn Weiß mitgebrachten Topfſcherben ſind Bruchſtücke ſehr roher, offenbar mit freier Hand — ohne Drehſcheibe — verfertigter Geſchirre aus ſchwarzgrauem, ziemlich reinem Thone; auf einer derſelben ſind ſehr einfache Zeichnungen ſichtbar, welche mit einem ſtumpfen Werkzeuge — vielleicht nur mit einem Stückchen Holze — eingegraben worden ſind.

Dieſe Topftrümmer ſind den im Jahre 1864 von Herrn Ullepitſch aufgefundenen ganz ähnlich und gleich dieſen unbezweifelbar von ſehr hohem Alter.

Hiernebſt brachte Herr Weiß Stückchen vegetabiliſcher Kohle, angebrannte Lehmſtücke, das Bruchſtück eines Röhrenknochens (von einem Säugethiere kleinerer Gattung herrührend) und ein wie ein T geſtaltetes, auf beiden Seiten leicht abgeſchliffenes Stück Glimmerſchiefers, welches dieſe Form kaum anders als auf künſtlichem Wege erhalten haben konnte.

So karg nun an und für ſich dieſe Ausbeute iſt, ſo dürfte ſie — im Vereine mit den übrigen Ergebniſſen der heurigen und mit dem Geſammt-

resultate der vorjährigen Forschungen — doch schon jetzt zu dem ziemlich sicheren Schlusse berechtigten, daß man hier ein sehr altes Pfahlwerk vor sich habe.

Hiebei fällt vorzüglich auch die Thatsache ins Gewicht, daß im Bereiche der ganzen Pfahlstelle und ihrer näheren Umgebungen bis jetzt nicht das geringste Ueberbleibsel irgend eines Geräthes (Geschirr- oder Ziegel-Trümmer, Eisen- oder Holzwerk u. dgl.) aufgefunden wurde, welches — einer uns näher liegenden Zeit entstammend — auf eine neuere Baute schließen lassen könnte. Dagegen ist aber nicht minder bemerkenswerth, daß im Geschichtmuseum in Augsburg ein aus einer alten Pfahlbaute der Schweiz dahin gelangter Reib- oder Mahlstein aufbewahrt wird, welchem der in unserem Keutschacher-Pfahlwerke im vorigen Jahre aufgefundene Reibstein im Materiale, an Form wie an Bearbeitung bis zum Verwechseln ähnlich ist. Auch die aus diesem letzteren bis jetzt zu Tage gebrachten Topfscherben haben entschieden den Typus der Geschirre, welche man als Culturüberreste aus der Steinzeit annimmt.

Wir wollen demnach hoffen, daß eine dritte Durchforschung dieser, unser Interesse schon jetzt lebhaft in Anspruch nehmenden heimatlichen Pfahlstelle, welche der Geschichtverein, wenn nicht elementare Hindernisse dagegen eintreten, im Sommer nächsten Jahres mit den nach den jetzt gemachten Erfahrungen nothwendigen Hilfsmitteln zu veranlassen beabsichtet, uns über das Alter derselben nähere Anhaltspunkte bringen und die aufgewendeten Kosten und Mühe durch ein der vaterländischen Geschichte zu Nutzen kommendes günstiges Resultat lohnen werde. Gallenstein.

Im November 1865.

Beiträge zur Kenntniß der Volkssitte und des Aberglaubens in Kärnten.

„Mundus vult decipi, ergo decipiatur.“ Wer kennt ihn nicht, diesen quasi-machiavellistischen Ausspruch, der sich aber bewährte vom Urbeginne der Geschichte an bis zur gegenwärtigen Stunde und wahrscheinlich gelten wird so lange als Menschen auf der Erde leben. Denn der Hang zum Wunderbaren, Geheimnißvollen ist und bleibt nun einmal ein gemein-

schaftlicher Zug in der Natur des Menschen in allen Himmelsstrichen und zu allen Zeiten, und wird darum auch überall und immer von Schlauköpfen sorgfältig ausgebeutet und zu ihrem Vortheile verwerthet. Mundus vult decipi, will Sand in die Augen; sie verlangt es so und die Sandschleuderer, alle die verschiedenen Barnums und Schwindler finden noch überdieß ihre prächtige Rechnung dabei. Und glaube man ja nicht, daß die sogenannte „Masse" nur aus der Hefe des Volkes, aus den niedersten Klassen desselben bestehe. Nein! sie rekrutirt sich auch zeitweilig aus solchen Individuen, welche den höhern Ständen angehören, aber vom Hange zum Geheimnißvollen sich eben so wenig als das gemeine Volk loszutrennen im Stande sind. Man denke nur an die Tausende von Amuletten, welche zur Zeit des Krimkrieges von den französischen Militärs, auch höherer Kategorie, vertrauensvoll zum Schutze gegen die feindlichen Kugeln und Krankheiten auf sonst muthiger Brust getragen wurden, und erinnere sich an die in jüngster Zeit vorzüglich in Amerika, jetzt aber auch in unserem Erdtheile zu Paris, dem modernen Babylon, grassirende Geistesepidemie des Geisterklopfens, der Gespenstererscheinungen und dergleichen Humbug, welcher gerade unter Menschen, den höheren Ständen angehörig, so viel Anklang gefunden hat und noch findet. Kann und will man es dann dem gemeinen ungebildeten Volke gar so sehr verargen, wenn es von der angezeigten Sucht auch nicht frei ist, sollte sie auch hier aus nahe liegenden Gründen in höheren Prozenten auftreten, und wenn es zur Permanenz des Wunderbaren freiwillig sein Schärflein durch längere Zeit beitragen will? Und so beginne ich denn zur Illustration des in Kärnten unter tausenderlei Formen auftretenden Aberglaubens und der Volkssitte auch mit dem Wunderbaren und Geheimnißvollen, nämlich den an verschiedenen Orten etablirten Wunderdoctoren beiderlei Geschlechtes und den Volksärzten, deren Name strahlt in unserem Vaterlande vom Auf- bis zum Niedergange der Sonne und deren Hilfe gesucht wird vor, während, und nach den Visiten eines geprüften Arztes. Wann hat es ein graduirter Heilkünstler, ein Doctor Medicinä in Kärnten, der sein ganzes reiches Wissen und alle seine Kraft dem Wohle seiner leidenden Nebenmenschen widmet, jemals zu einer solchen Berühmtheit gebracht, als so ein Bauernarzt? Wann ist sein Ordinationszimmer von Hilfesuchenden so belagert als die rauchige Stube eines Wunderdoctors oder Doctoren auf dem Lande? Da geht es vorzüglich an Sonn- und Feiertagen gerade so zu, wie die „Carinthia", Heft 11, S. 431 aus Franken berichtet. Man geht und fährt zu ihm oder zu ihr wie zu einem Wallfahrtsorte, in deren Nähe sie auch wirklich öfters ihr lucratives Geschäft betreiben. Da kommen

und ſitzen nun zahlreich die von den Kranken um Hilfe ausgeſendeten Boten mit dem obligaten, nie fehlenden Urinfläſchchen andächtig und geduldig in ihren Händen oder falls dasſelbe von einer ſchönen Jungfrau ſtammt auch wohl ziemlich verſchämt in der Taſche. Nun fängt Hippokrates, Lieblingsſchüler auch unverzüglich an, ſich in vollem Glanze ſeiner Wiſſenſchaft zu offenbaren und draſtiſch auf ſein ganz verdutzt und mäuschenſtill horchendes Boten-Auditorium einzuwirken. Die Harngläschen prüfend gegen das Licht haltend, weiß er jede Krankheit, äußerliche und innere, bei Menſchen und Vieh mit wichtiger Miene aus denſelben herauszuleſen, ja manchmal im prophetiſchen Geiſte ſogar ein Wort über das Alter, Aufenthalt, Gewerbe des Kranken geſchickt mit einzuflicken. Staunend vernimmt es die gläubige Schaar, bezahlt die fixe Taxe von 10 oder 20 Kreuzern, die mitzunehmende Medizin nicht mitgerechnet, und verläßt reich an Hoffnung und Troſt für den zu Hauſe ſchon ungeduldig harrenden Kranken Aesculaps heiligen Tempel. Die Diagnoſis eines ſolchen Bauernarzten iſt jedenfalls unfehlbar, und ſollte ihm auch dann und wann etwas Menſchliches begegnen, daß er z. B. bei ſeinem Harngucken in der Erkenntniß der Krankheit, des Geſchlechtes und dergleichen dennoch einen derben Schnitzer macht, ſo trägt natürlich nicht er, ſondern nur der Bote oder der Kranke ſelbſt die Schuld davon. Es wurde dann z. B. ein Theil des mitzunehmenden Urins verſchüttet, oder er wurde zu viel durcheinander gebeutelt, ſo daß der Schmerz auf der rechten Seite des Leibes im Glaſe auf die linke zu ſtehen kam oder zu einer unrechten Stunde vom Kranken genommen. So gerirt ſich der eigentliche landesberühmte Bauernarzt, von deſſen Kunſt im Harngucken unter dem Volke ſo manche ſehr drollige Geſchichten curſiren, welche zu ſeinem Anſehen nicht wenig beitragen, deren Aufzählung aber mich zu weit führen würde, obgleich ſie mir durch die lange Zeit meines Aufenthaltes mitten unter dem Volke genau bekannt wurden, nicht minder als die geheimen Mittel, welche ein ſolcher Taſchenſpieler zur Inſceneſetzung ſeines mediziniſchen Hocuspocus liſtig zu gebrauchen weiß. Allein mundus vult decipi! So ein ausgetrommelter „Gaiarzt" war z. B. vor einigen Jahren der täglich illuminirt geweſene „Jager" in W . . ., der Zulauf hatte auf viele Meilen in der Runde und ſein Nachbar in T. bei F . . ., der alte Kr . . . Sie ruhen nun ſchon aus von ihrem Tagewerke. Wo möglich war der Name des Letzteren noch mehr in Kärnten berühmt, denn ich hörte ihn und den Maria-Saaler Abdecker preiſen ſogar in der nordweſtlichſten Spitze Kärntens, in der Nähe des

Großvaters „Glockner“. Seine Praxis und Fertigkeit im „Einrichten“ und Heilen gebrochener Beine mittelst eines Pflasters, dessen Bereitung als Familiengeheimniß nicht ausgeplaudert wurde, verdient auch wirklich Anerkennung. Er verstand dieß Geschäft und spendete in diesem Punkte vielen Leidenden reelle Hilfe. Wegen Heilung innerlicher Krankheiten war er weit weniger berühmt. Jedoch nicht immer bereitet der Bauernarzt sein Pflaster, seine Salbe oder Medicin mit eigener Hand, sondern er versteht sich auch darauf, es nobel einem studirten Doctor „nachzumachen“ und seine Orakelsprüche in halben Zoll langen Buchstaben in der nächstgelegenen Materialwaarenhandlung oder wohl gar Apotheke gegen baare Bezahlung in „materia medica“ umzuwandeln. Gewisse Procente davon oder doch mindestens eine namhafte Gratification fließen ja ohnehin wieder zurück in seine Tasche, abgesehen davon, daß mittelst dieses Verfahrens auch eine gewisse Controle vonwegen des „Fortschickens in die andere Welt“ hergestellt wird. Das Geschlecht der Bauernärzte ist übrigens unvertilgbar. Kaum segnet irgendwo einer derselben das Zeitliche, so steht in einer andern Gegend irgend ein Kleinhäusler, Holzknecht, Jäger, Abdecker, Inwohner oder Gästin als Erbe seines Ruhmes auf, denn das Metier ist rentabel. Was aber den wahren Wunderdoktor per eminentiam anbelangt, dessen Industriezweig gegenwärtig in einer Ortschaft unseres Heimatlandes nicht ferne vom Schreiber dieser Zeilen durch eine Person aus dem weiblichen Geschlechte vertreten wird, obschon es wahrscheinlich ihrer mehrere in Kärnten geben wird, so verschmäht derselbe, als wüßte er die Grundsätze der Neuzeit, alle und jede Medizin, braucht aber auch kein Wasser, weder kaltes noch warmes, keine Bäder, bekümmert sich auch nichts um Reinlichkeit und gesunde Luft, sondern kurirt bloß „sympathetisch“ darauf los, indem er Gebete murmelnd hinaus in den Wald geht, und dort das Urinfläschchen unter gewissen Segenssprüchen und Anrufungen in einen Ameisenhaufen oder ins Moos vergräbt. Probatum est. Hilft es nicht, so hatte der Kranke keinen „felsenfesten Glauben“ an die Wirksamkeit solcher geheimer Mittel und dann haben sie keinen „Erfolg“. Daß sogar auch Personen aus Städten und Märkten bisweilen ihren Harn zum Begucken solchen Leuten überschicken, und Hilfe von ihnen begehren und erwarten, wenn sie erkranken, soll hier nur vorübergehend berührt werden, denn es ist für die Kulturstufe des Landes eben kein erfreuliches Zeichen. Das zeitweilige „Einkasteln“ der renommirten Volksärzte, wie es bisweilen beliebt wird, um dem Aberglauben die Nahrung zu nehmen, führt zu gar nichts; sie erscheinen dann

nur als Märtyrer ihrer guten Sache für die leidende Menſchheit; das Volk hat Mitleiden mit ihnen, redet von Brodneid u. ſ. w. Nur die geſunde Ueberzeugung des Volkes, daß es von dergleichen Menſchen an der Naſe herumgezogen wird, iſt allein im Stande, ihnen gründlich das Handwerk zu legen. Doch dazu iſt vor der Hand noch keine Ausſicht vorhanden.

Ich gehe nun auf einen andern Punkt über, auf einen Aberglauben nämlich, der ebenfalls durch das ganze Land verbreitet, aber weniger harmlos iſt als der erſtangeführte; es iſt der feſteingewurzelte Glaube an Hexen und Zauberer, der ſich durch eine Menge dahinzielende Gebräuche und Anſichten täglich und ſtündlich vor meinen Augen zu erkennen gibt. Alles zu dieſem Genre Gehörige zu berühren iſt wohl unmöglich und auch zu eckelhaft für die geſunde Vernunft; ich begnüge mich alſo, nur Einiges davon anzuführen, was mehr auffällig iſt. Kaum naht mit dumpfem Grollen ein drohendes Gewitter, ſo geht eiligſt in Verwirrung und Angſt entweder die Hausfrau oder die Küchenmagd zur Herdſtätte, um eine geweihte Kerze anzuzünden und ſelbe auf den Tiſch zu ſtellen. Auf glühende Kohlen werden dann verdorrte Zweige von Weidenbäumen, gewöhnlich von Salix daphnoides (der lorbeerblättrigen Weide), welche am Palmſonntage ſind geweiht worden, dann Haare von Menſchen und Vieh, Partikel von gedorrten Excrementen und altem Leder, verſchiedene Feldblumen gelegt, und dadurch die ganze Umgebung in Rauch und Geſtank gehüllt. Während nun der Rauch gegen die Wolken wirbelt, wird mit Weihwaſſer rings herum Haus und Hof beſprengt und ſchließlich werden bei der geweihten Kerze am Tiſche mehrere Gebete geſprochen. Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, gegen wen eigentlich alle dieſe Vorkehrungen, ſowie das gleichzeitige Wetterläuten und Wetterſchießen, an dem das Landvolk noch immer mit ganzer Seele hängt, gerichtet ſind. Wenn finſtere Blicke, die den kaum verhaltenen Ingrimm der Seele verrathen, Dolche wären, und das Errichten und Anzünden von Scheiterhaufen geſetzlich geſtattet würde, wehe dann allen harmloſen und noch ſo wohlwollend denkenden Menſchen, die aber beim Volke wegen ihrer Vorliebe zu phyſikaliſchen, botaniſchen, zoologiſchen und dergleichen Studien im Verdachte ſtehen, Zauberei zu treiben, und die ſchwarze Kunſt auszuüben. Ohne Gnade und Barmherzigkeit würden ſie, wenn ein zermalmender Hagelſchlag die Felder verwüſtete, auf dem lodernden Holzſtoße zu Pulver verbrannt und dasſelbe in alle Winde ausgeſtreut werden! — Bezüglich der Zerſtörung der Feldfrüchte

durch Sturmwind und Hagelschlag, dann des Umstehens seines lieben Viehes, was natürlich auch nur immer den verfl . . . „Zaberern" auf's Kerbholz geschrieben wird, versteht der Landmann nicht viel Spaß. „Gott wird das nicht wieder zerstören, was er so schön hat herwachsen lassen", sagte heuer im August eine Bäuerin zu mir, als ich, Schutz vor dem Ungewitter suchend, welches am selben Tage rings herum die Fluren verheerte, in ihr Haus einzutreten gezwungen war, das thut nicht Gott, sondern die Zaberer, die es uns mit ihrer Kunst „anthun". — Kaum war dann das Gewitter vorüber, so erblickte ich am Fahrwege, den ich wandern mußte, auch sofort eine ganze Kette von Kreuzen und Trudenfüßen, welche, aus zerknitterten Halmen, abgeschlagenen Baumzweigen, Rinden, Zaunstöcken u. s. w. bereitet, ein untrügliches Mittel gegen die Einwirkungen des bösen Feindes, der Hexen, Zauberer und Truden sind, welche trostlose Ansicht mir schon lange Zeit vorher genau bekannt war. Man legt sie hin, auch in „Friedenszeiten" auf alle Wege und Stege, in Flur und Wald und zeichnet sie mit Kreide an die Haus-, Zimmer- und Stallthüren, um das Eindringen der „Truden" und des Satans zu verhindern. Stereotyp aber stehen sie allezeit bei und zwischen den Anfangsbuchstaben der heil. drei Könige an den Zimmerthüren. Manche Krankheiten unter Menschen, welche sich der bäuerliche Verstand unmöglich zurecht legen kann und die meisten der Epidemien unter dem Viehstande des Landmannes werden gewöhnlich der Hexerei und Zauberei, der schwarzen Kunst böser Menschen zugerechnet. Die Menschen sind „vermant", dem Vieh ist es „angethan" worden, so lautet die Antwort, wenn die Landleute offenherzig ihre Meinung darüber zu äußern sich getrauen. Zum Glück weiß man auch wieder Gegenmittel gegen die heimtückischen Angriffe des Satans und seines Anhanges. Noch steht mir lebhaft eine Scene im Gedächtnisse, welche sich vor etwa 3 Jahren am Hofe eines bäuerlichen Besitzers in meiner Nähe entwickelte. Es war dort unter dem jüngeren Hornvieh eine endemische Krankheit ausgebrochen, und derselben drei bis vier Stücke zum Opfer gefallen. Wie wollte sich nun der Landmann gegen den sein liebes Vieh bedräuenden bösen Zauber schützen? Er ließ durch einen seiner Knechte einer umgestandenen Kalben den Kopf abschlagen, um selben ober der Stallthüre zu befestigen. Bei dieser Prozedur aber fiel der Knecht sammt dem animalischen Antidot von der Leiter herab und beschädigte sich dergestalt, im Hüftgelenke, daß er von der zauberischen Arena mußte weggetragen werden. Jetzt war es ihnen doch wohl sonnenklar, daß sie es mit höheren

finſteren Mächten zu thun hätten, und einige Kernflüche und gutgemeinte Verwünſchungen halb und halb zwiſchen den Zähnen unterdrückend, gaben ſie jeden weiteren Verſuch, der Hexerei muthig die Stirne zu bieten, auf. Aber Trudenfüße und Kreuze in und außer dem Stalle in Hülle und Fülle mußten wenigſtens etwas Erſatz leiſten für den mißlungenen Hauptſtreich, den man den Hexen oder Zaberern hämiſch ſpielen wollte. Auch wurde mit geweihten Ingredienzien weidlich der Stall beräuchert und mit Weihwaſſer beſprengt. Mehr bedurfte es auch nicht, die Seuche hörte bald auf. Die Thierarzneikunde liegt da noch arg in der Wiege. Gegen Hexereien vermögen die Medicinen gar nichts, da muß man andere Mittel brauchen, die aber als Geheimniß weniger Auserwählten unter dem Deckmantel tiefſter Verſchwiegenheit nur wenigen guten Freunden mitgetheilt werden und alle andern, die nicht zur ländlichen Bevölkerung zählen, äußerſt ſchwer erfahren. Mehr noch lüftet der Zufall und eine ſtichhältige Combination den Schleier. Ich will ein Beiſpiel darüber anführen. Ich brachte in Erfahrung, daß eine wohlhabende Bäuerin ſchwer erkrankt darnieder liege und es nicht ungerne ſehe, wenn ich ihr einmal eine Viſitte abſtatten würde. Nun wohl, ich ging. Beim Eintritte in die Krankenſtube, Herr Jeſus! was ſah ich? Die arme Dulderin hatte die Gelbſucht im höchſten Grade! Ihr Geſicht war nußbraun, beinahe grün, die ganze Geſtalt abgemagert und erſchöpft. Neben ihr, zur Seite des Bettes, ſaß eine alte häßliche Vettel, eine „Bauernärztin", welche bei ihr Cur-Gaſtrollen gab und ihr den Rath ertheilte, die beſte Hilfe gegen Gelbſucht ſei eine rothe Wachskerze, welche am heil. Berge (Luſchariberg) iſt geweiht worden. Eine derlei Kerze ringelte ſie gleich einer Schlange auch wirklich um den Hals der Bäurin und machte ihren Anblick noch viel grauenhafter. Die Kranke genas zwar nach längerer Zeit wieder, aber nicht in Folge des fabelhaften Unſinns, ſondern eines rationellen Heilverfahrens. Solche Beiſpiele der craſſeſten Thorheit gibt es in Menge. Stirbt nun Jemand, ſo wird während ſeines Dahinſcheidens ihm eine geweihte Kerze in die Hand gedrückt, manchmal auch das ſogenannte Loretto-Glöcklein geläutet, vorzüglich aber die Wände des Gemaches, die Dielen, das Krankenbett, der Sterbende und die bei ihm Anweſenden mit Weihwaſſer gleich einem Platzregen übergoſſen, um der Zudringlichkeit des Satans eine Naſe zu drehen! Probatum est. — Das Bettſtroh wird bald nach erfolgtem Tode auf einem deſerten Orte außer dem Hauſe verbrannt, um zu verhindern, daß der Geiſt des Verſtorbenen nicht in das Haus zurückkehre, die Hinterlaſſenen zu beun-

ruhigen. Rührend und ergreifend iſt übrigens in der Gegend, wo Einſender Dieſes lebt, die Sitte, daß die Leichenträger auf dem Gange zum Friedhofe die Todtenbahre bei einem jeden Hauſe, wo der Weg vorüber führt, zur Erde ſetzen, ihr Haupt entblößen, niederknien und ein Vaterunſer beten. Oft ein erſchütternder Anblick, wenn Beziehungen der Freundſchaft und herzlichen Einverſtändniſſes ſtatt hatten zwiſchen dem Verſtorbenen und den Hausbewohnern, und die Leichenbegleitung nun mit thränenfeuchten Blicken hinſchaut zur Stätte, wo der Verſtorbene ſo oft geweilt hat und von der er nun gleichſam Abſchied nimmt! Ein Akt tiefpoetiſcher Natur, wie er in Städten wohl nicht zu finden und wegen des Obwaltens ganz anderer Localverhältniſſe wohl auch nicht anwendbar iſt. Da ich gerade von den Todten rede, darf ich auch des Vogels nicht vergeſſen, der durch ſein Erſcheinen oder Geheul um oder in der Nähe eines Hauſes nach allgemeinem Dafürhalten einen Sterbefall vorher verkündigt, des „Todtenvogels" — eine Eulen-Art. Von dem tiefeingreifenden Nutzen, welchen dieſes Vogelgeſchlecht vorzüglich dem Oekonomen gewährt, hat der Landmann nicht den mindeſten Begriff. Schonungslos wird ihm von Jägern und Landleuten der Krieg erklärt und er im Falle ſeiner Habhaftwerdung ober dem Scheunenthor angenagelt, denn er iſt und bleibt nun einmal der Todtenvogel, der von Jung und Alt gründlich perhorrescirte Todtenprophet. Man verzeihe mir, wenn ich auch für dieſen allgemeinen Glauben einen Beleg aus eigener Erfahrung anführe. In die geräumige Vorlaube eines Pfarrhauſes hatte ſich eines Abends im Zwielichte ein Steinkauz (Strix noctua) welcher in der Nähe ſeine Brutſtätte hatte, hinein verſtohlen und ſetzte ſich dort ganz gemüthlich an den Rand eines umgeſtürzten Faßes. Die Wirthſchafterin, welche mit dem Lichte in der Hand, zuerſt an ihm — mit ſeinen runden feurigen Augen — vorüber ging, fiel bei ſeinem Anblicke mit einem furchtbaren Angſtſchrei zu Boden und in gefährliche Convulſionen und mußte bald darauf mit den Sterbeſacramenten verſehen werden. Das ganze Haus gerieth, wie bei einer feindlichen Invaſion, in Allarm, bis endlich der mittlerweile hinzugekommene Pfarrer in eigener Perſon den zweibeinigen gefiederten Unhold entfernte und ſo den Aufruhr der geängſtigten Gemüther wieder beſchwichtigte. Dies ereignete ſich zu Ende Februar. Im April darauf war der Pfarrer eine Leiche! Wer zweifelt nun daran, daß der „Kauz" ſeinen Tod vorher verkündete? Von den Landleuten vorweg Niemand, ſie fanden darin nur eine handgreifliche Beſtätigung ihres alten Glaubens. Um nun ſolchen oder

ähnlichen unliebſamen Beſcherungen, als: dem Verheren von Menſchen und Vieh, dem eventuellen „Anthun“ mit allerlei Uebel — vorzubeugen, werden die ſogenannten Hausſegen, gedruckte Bögen mit Bildniſſen, verſchiedener Heiligen und mit den kräftigſten Anrufungen derſelben gegen alle hölliſchen Einwirkungen — an die Haus- und Stallthüren genagelt. Mehrere Kreuzzeichen und das Evangelium Johannis: Im Anfange war das Wort u. ſ. w., findet man auch an den meiſten derſelben. In jüngſter Zeit bemerkte ich indeß eine Abnahme derſelben, ſie ſind nicht mehr beſonders in der Mode. Man beräuchert ja ohnedem an vielen Orten Kärntens, an den Vorabenden der 3 großen Feſttage, als Weihnachten, Neujahr und h. 3 König, wie es ein Aufſatz in der „Carinthia“ vom Jahrgange 1864 deutlicher auseinanderſetzte, Haus und Hof, Feld und Weg in feierlicher Prozeſſion aller Hausbewohner und ſpendet überall hin reichliches Weihwaſſer zum gleichen Zwecke, macht auch friſche Kreuzzeichen und Trudenfüße mit den ſtereotypen C. M. B. an die Thüren, um dem Satan in Trudengeſtalt den Eingang zu verſchließen. Gelingt es deſſenungeachtet einem ſolchen verhaßten Kobold, in ein Haus oder in einen Stall ſich einzudrängen, ſo findet ſich allerdings auch in Kärnten hie und da ein renommirter Hexenmeiſter, ein in die Myſterien der Zauberei Eingeweihter, welcher ſich gut darauf verſteht, ſie aus der Behauſung wieder hinaus zu escamotiren. Auffallend iſt es übrigens, daß viele von den Gebräuchen, Sitten, Meinungen und dergl. in Franken, wie ſelbe von dem Pfarrer und Senior in Neuhaus, A. J. Jäckel, geſammelt und in der „Carinthia“ Heft 11, S. 430 ꝛc. angedeutet ſind, mit denen in Kärnten eine ſehr große Aehnlichkeit zeigen und ſomit auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung, eine und dieſelbe Quelle: eine einſtige Zuſammengehörigkeit der Deutſchen hüben und drüben hinweist. Wie ſehr überraſchte es mich, als ich im gedachten Artikel der Carinthia denſelben Volksglauben über das Haus-Rothſchwänzchen (Sylvia tithys) las, den ich im vergangenen Sommer aus dem Munde eines 8jährigen Schulmädchens vernahm, welches auf meine Frage, ob es den kleinen Vogel, welcher dort am Zaune ſitzt, kenne, mir zur Antwort gab: „Ja, das iſt ein „Brandele“, das Neſt von ſo einem Vogel darf man nicht zerreißen, ihn und ſeine Jungen nicht umbringen, denn ſonſt brennt das Haus ab, wo dies geſchehen iſt.“ — Proſit! da hätten wir ja auch hier in Kärnten manchen von W. Menzel vertheidigten, in pädagogiſcher Beziehung nutzbringenden Aberglauben! W. Menzel hat Recht: gäbe es unter dem Volke nur keine ſchlimmeren und nachtheiligeren Vorurtheile,

als das eben angeführte oder ähnliche, so könnte man sich getrost über den Aberglauben hinwegsetzen. Und wer steht denn dafür, daß manche von Denjenigen, welche sich jetzt ungeheuer gelehrt und weise dünken, nicht auch solche Meinungen hegen und pflegen, worüber — als über grundirrige Vorstellungen, — kommende Geschlechter die Geißel des Spottes schwingen werden? Liegt es doch in der Natur der Dinge, daß Vernunft und Wissenschaft sich mühsam Bahn bricht und langsam vorwärts schreitet in den Begriffen und Vorstellungen der Massen. Der Unvernunft hingegen sind viele Wege und Köpfe offen, und Unwissenheit leitet sie irre. Ist nur einmal der Unterricht in den Volksschulen auf eine höhere Stufe gehoben, namentlich — was nicht genug betont werden kann — einige Kenntniße von den Naturwissenschaften durch die Hand verständiger Lehrer unter die niederen Klassen des Volkes gestreut, dann werden auch in unserem Vaterlande die Nebel mancher irrigen Meinungen zerfließen. Gegenwärtig sieht es mit der Naturgeschichte unter der ländlichen Bevölkerung freilich noch traurig genug aus, und wohl höchst selten hat Jemand am Lande z. B. vom Magnetismus oder der Electrizität auch nur den mindesten Begriff, hörte kaum einmal in seinem Leben den Namen davon aussprechen. Niemals, während meines langen Aufenthaltes auf dem Lande, hatte ich diese wissenschaftlichen Benennungen aus dem Munde eines Landmannes vernommen! Sieht er dann erst die Erscheinungen und Wirkungen dieser räthselhaften Naturkräfte, dann ist es freilich kein Wunder, daß er darüber ganz perplex wird und sich nicht anders zu helfen weiß, als schnell an den Teufel zu denken! Als ich vor einigen Jahren eines Tages einem mich besuchenden Landmanne einen Compaß zeigte, selben auf den Tisch legte und nun des Scherzes halber mit einem Magnetstabe unter die Tischplatte fuhr, um die Nadel in vibrirende Bewegung zu versetzen, da wurden seine Mienen sehr ernsthaft, er nahm seinen Hut und stürzte zur Thüre hinaus, war auch nie wieder zu bewegen, mein Zimmer zu betreten. Einem andern Bauer zeigte ich einen Bücherscorpion (Chelifer cancroides), der gerade in dem Objekträger meines Microscopes eingespannt war. Beim ersten Blicke in das Instrument prallte er erschrocken zurück, schüttelte den Kopf und meinte, daß er mit solchen „Zaberkünsten“ nichts zu thun haben wolle! Ich bemerkte auch von dieser Zeit an, daß man mich mit mißtrauischen Blicken betrachtete, sich oft mit Kreuzen und Trudenfüßen gegen mich in vermeintliche Sicherheit stellte, und mir zweifelsohne das Diplom eines „Hexenmeisters“ unweigerlich ausgestellt haben würde,

wenn ich mich darum beworben hätte. Wie oft hörte ich, bei ländlichen Converſationen, den Telegraphen, den Dampfwagen, das Dampfſchiff und Aehnliches der Neuzeit unter die hölliſchen Künſte zählen, und ganz ernſthaft die Neuigkeit mittheilen, daß der „Thomele“ vorgeſtern der „Sanml“, als ſich dieſelbe bei einem Falle auf dem Eiſe ſtark das Hinterhaupt beſchädigte, die heftige Blutung mit dem „Abbeten“ geſtillet habe. „Mei Rößle iſt jetzt immer geſund, meinte ein anderer Landmann, ſeitdem ich ihm geweihete Sachen in einem Beutelchen, um den Hals gehängt habe, das Vermante kumt hiaz nit mehr! —“ Und ſolche Dinge gibt es noch viele. Ich kann ſie nicht alle aufzählen, der Raum geſtattet es nicht. Die Billigkeit erfordert es jedoch, im Hinblicke auf die vielhundertjährige Quelle ſeiner Irrthümer, in manchen Punkten wenigſtens theilweiſe den Landmann zu entſchuldigen. Die erſten Saugwurzeln mancher Vorurtheile wachſen ja in einem ganz andern Grund und Boden. Die fernere Erörterung eines Gegenſtandes von ſo heiklicher Natur gehört aber nicht hieher, und was die Bauern-Aerzte anbelangt, an welchen das Volk mit ſo zäher Ausdauer feſthält, iſt es vorzüglich der Koſtenpunct, welcher ſo bedeutend in die Wagſchale fällt. Denn es kann doch gewiß nicht für einerlei gelten, in geldarmen Zeiten ſchon gar nicht, ob der Landmann oder ſein armer Knecht oder eine Magd mit 20 Kreuzer oder mit 20 Gulden geneſen oder — ſterben kann! Schon bei dem bloßen Namen „Doctor“ ſträuben ſich ſo einem armen Teufel alle Haare zu Berge! Na, ſagte ein Bäuerlein zu mir, „an Doctor mag i nit, i will liaber ſterben; i that ja mei ganzes Hüeble mit ihm verarztnen, und meine Kinder und der Notar bekameten nachher nix.“ Ich ſchwieg; das Argument entbehrte nicht jeglicher Begründung, und inſtinktmäßig trifft das Volk öfters den Nagel auf den Kopf. —

Die freundlichen Leſer der „Carinthia“ mögen es mir noch zu Gute halten, wenn ich zum Schluſſe der vorſtehenden Bemerkungen über einige kärntneriſche Meinungen und Gebräuche im Volke auch noch eines Uſus erwähne, der noch hie und da im Lande ſich äußert, allein von Jahr zu Jahr ſeltener wird und dem Ausſterben nahe iſt, ich meine das ſogenannte: „Brechelbraut-Einreiten“ zu Ende October oder Anfangs November. Iſt nämlich der Flachs (Linum usitatissimum) und Hanf geröſtet und gebrochen, wo die Nachbarsleute mit ihrem Dienſtperſonale ſich gegenſeitige Aushilfe leiſten, auch öftere und extra gute Recreationen ſtattfinden, ſo rotten ſich am Abende, wenn der letzte Brechelſchlag verklungen iſt, die Knechte des Hauſes oder auch wohl einige

gute Kameraden von ihnen zuſammen, um „einzureiten“. Zu dieſem Zwecke ſuchen ſie mit ihren Leibern (ihrer 4) und einigen künſtlichen Zuthaten ſo gut als möglich die Geſtalt eines Pferdes zu formiren und bedecken ſich mit Leintüchern und Pferdedecken, mit Bändern und künſtlichen Blumen. Der Roßknecht führt das Pferd, auf welchem der „Ritter“ ſitzt, am Zügel, einem gewundenen Strohſeile. So erfolgt der Einzug durch die Haus- und Zimmerthüre der Geſinde-Stube. Manchmal, bei größeren Gehöften, ziehen auch wohl 2 Schimmel ein. In dem Gefolge des „Ritters“ befinden ſich ein „Schmid“ und ein „Abdecker“ mit ihren Ehehälften, wenn genug Perſonale hiezu vorhanden iſt. Mit einigen ſtereotypen einleitenden Sprüchen begrüßt der „Ritter“ die Verſammlung in der Stube, in deren einem Ecke, in einer gedeckten Stellung hinter dem großen Speiſetiſche die ſogenannte „Brechelbrautmutter“ ſitzt, und allerlei wünſchenswerthe Sachen, z. B. eine Schnapsflaſche, Weizenbrod, Obſt, künſtliche und natürliche Blumen, bunte Bänder, Tabak u. dgl., auf einer Bank hinter ihrem Rücken birgt. An ſie iſt jetzt die Anſprache des „Ritters“, die Enthüllung der Abſicht, warum er gekommen, vorzugsweiſe gerichtet. Da entdeckt plötzlich — mitten im Fluße der Rede — der dienſtthuende Schmid, daß eines der Hufeiſen am Roße ſchadhaft ſei. Er will den Fehler ſogleich verbeſſern und das Roß an dieſem Fuße neu beſchlagen. Der Abdecker proteſtirt aber dagegen und meint die „Gurn“ werde ohnehin bald „crepiren“ und ihm dann als ſichere Beute zufallen. Darüber finden ſich natürlich Ritter, Roßknecht und Schmid ſehr beleidigt und es entſpinnt ſich zwiſchen den zwei Parteien ein ſcharfer Wortwechſel, wo es an derben negativen Komplimenten keineswegs fehlt. Endlich legen ſich auch die Weiber in's Mittel, d. h. der Streit wird noch hitziger und lauter, die Beweiſe endlich handgreiflich. Bänke und Stühle fangen an in diverſe Bewegungen zu gerathen, die Combattanten balgen ſich am Boden herum, die Weiber, wie Furien voll Gift und Galle, ſchreien und ſchimpfen gegenſeitig auf einander los, die Männer drängen und puffen ſich, das „Roß“ erhält zufällig einen gewaltigen Stoß, wackelt und der Reiter purzelt, aus dem Sattel gehoben, auf die Dielen herab. Doch ſchnell eilen die „Hörigen“, des Dienſtes wartend, zu Hilfe herbei und heben ihn wieder auf das Roß hinauf. Er winkt und ſtille wird es in der Stube. Abermals gegen die „Brechelbrautmutter“ gewendet, beginnt er eine Rede, welche an cyniſchen, laſciven Ausdrücken, an Zoten und beißender Perſiflage des legalen Aufgebotes der Brautleute und des gewöhnlichen Inhaltes der Ehecontracte,

ſo wie auch an Verhöhnung und ſchonungsloſer Enthüllung der weiblichen Schwächen und insbeſondere der „Brechelbrautmutter", wenn ihm ſolche etwa bekannt ſind, nichts zu wünſchen übrig läßt. Je beſſer ihm dieſer Sermon gelingt, je dicker er darin die Farben aufzutragen verſteht, deſto größeres Beifallsgelächter begleitet ſeine Worte, deſto mehr erröthen die anweſenden „Weibsbilder", die Blicke zu Boden ſenkend, beſonders dann, wenn ſie ſich „rußig" wiſſen. Iſt die Rede geendet, ſo replizirt darauf die Brechelbrautmutter und parirt die ihr zugedachten Verbalhiebe. Muthig greift auch ſie die Gebrechen der Männerwelt, und ſelbſtverſtändlich mit Nachdruck jene des „Ritters" an, und verreißt ihn mit möglichſter Zungenfertigkeit. Es kommt nun Alles darauf an, welcher der beiden ſtreitenden Theile ein beſſeres „Mundſtück" hat, oder von den etwaigen Schwächen des Gegenpartes beſſer unterrichtet iſt. Die Gegenwärtigen, eine improviſirte Jury bildend, entſcheiden ſchnell und unparteiiſch. Unterliegt der Ritter, ſo trollt er ſich ohne Zögern, ſammt Gaul und Dienſtperſonale, wieder zur Thüre hinaus. Hohngelächter und Lärm folgen ihm. Zieht aber, was gewöhnlich der Fall iſt, die „Brechelbrautmutter" den Kürzern, ſo kommt nun die Reihe des Ausgelachtwerdens an ſie. Von allen Seiten ertönt der Ruf und die Aufforderung an ſie: heraus nun mit den Sachen hinter der Bank, heraus mit dem Schnaps! Leiſtet ſie der Aufforderung keine Folge, ſo erfolgt eine Sturmpetition, d. h. man drängt ganz einfach Tiſch und „Brechelbrautmutter" bei Seite, ergreift alle die Siebenſachen und theilt ſelbe unter die Anweſenden aus. Unter Jubel und Gelächter macht nun die Branntweinflaſche die Runde im Zimmer und erquickt die vor Hitze, Schreien und Tabakrauchen trockenen männlichen Kehlen. Aber auch Ritter und Dienſtmann beeilen ſich indeſſen, ſich ihrer Umhüllung an irgend einem verborgenen Orte draußen wieder zu entledigen und in die Stube zurückzukehren, um an den Wohlthaten der kreiſenden Schnapsflaſche ebenfalls gebührenden Antheil zu nehmen und an dem von der Brechelbrautmutter ihnen lächelnd dargereichten Weizenbrod und Obſte ihre Kaumuskeln in Thätigkeit zu ſetzen. Der Alkohol fängt unterdeſſen leiſe an im Capitolium ſich anzumelden, Geſänge erſchallen und die Heiterkeit ſteigert ſich. Da erklingen urplötzlich die Töne eines muſikaliſchen Inſtrumentes! Hei! jetzt wird es erſt recht lebendig in der räucherigen Stube, im ſämmtlichen Pedale juckt und zuckt es, ſchnell ordnen ſich die Paare und unter Jauchzen und Pfeifen und dergleichen Freudenbezeigungen, mehr wird nun ein vulgo Steirer- oder Polkatanz herabgeſtrampft, und weil mittlerweile auch Succurs an Schnaps und

anderen Tanzluſtigen erſchienen iſt, ſo dauern Tanz und Jubel noch einige Stunden hindurch fort, bis Mitternacht, wo endlich Mattigkeit und Schlaf ihr Recht verlangen, die Geſellſchaft ſich trennt, um in einigen Tagen, bei einer ähnlichen Veranlaſſung, in der Wohnung des „Mörtl“ das alte Spiel wieder von Neuem zu gewinnen, wo man, die vorher geleiſtete Aushilfe redlich vergeltend, dem „Einreiten des Schimmels“ und dem Zwiegeſpräch der zwei vorerwähnten Perſonen mit neuer Spannung entgegenharrt. In weitere Entfernung geht man höchſt ſelten.

Woher ſtammt nun dieſe Sitte, welche eingeholten Erkundigungen zu Folge uralt iſt? Geht ſie zurück in das Mittelalter, in die Ritterzeit? Stellt ſie etwa die Werbung eines Ritters um ein flachsſpinnendes Burgfräulein vor, um ſie aus den elterlichen Händen, als ſein ehelich Gemahl ſammt Mitgift in ſein warmes Felſenneſt heimzuführen? Faſt ſcheint das Gefolge des Ritters darauf hinzudeuten. Referent ſtellt indeß hierüber nur Vermuthungen auf, keine plauſible Löſung und führt die Thatſache dieſer kärntneriſchen nun allmählig erlöſchenden Sitte nur deßhalb vor, um ſelbe in irgend einem Werke noch früher zu fixiren, bevor jede Spur davon verſchwunden iſt. Sagen- und Alterthumsforſcher, in ähnliche Dinge eingeweiht, werden es beſſer verſtehen und zu deuten wiſſen. Der jetzige Gebrauch des „Einreitens“ ſcheint aber ſeinen urſprünglichen Charakter nicht mehr ganz beibehalten zu haben, ſondern durch Zuthaten entſtellt worden zu ſein. Vielleicht finden ſich Spuren hierüber auch in andern Ländern, wo dann ein Vergleich die endliche Wahrheit und Urſprünglichkeit herausſtellen könnte. Auffallend bleibt ſie immerhin und darum auch werth, ſelbe unter die alten, hierländiſchen Sitten und Gebräuche zu regiſtriren und zwar um ſo mehr, als von den alten unſerem Gebirgslande eigenthümlichen Gebräuchen einer nach dem andern aufhört, indem die jüngere Generation der Beſitzer, welche auch, Dank den nun doch ſchon etwas verbeſſerten Schulen, weniger mit Aberglauben und Vorurtheilen befangen iſt, weit weniger als ihre Vorfahren auf ſolche Dinge gibt. Auch die verſchiedenen abergläubiſchen Meinungen und Gebräuche werden ſich mit der Zeit verlieren, nur iſt mit Grund zu befürchten, daß es dann bei der ländlichen Bevölkerung, wenn nicht unterdeſſen allgemeinere Bildung und Geſittung intervenirt, gerade ſo gehen wird, wie in vielen Dingen bei den Völkern überhaupt: man verfällt von einem Extrem in's andere. —

So nun auch der Landmann vom Aberglauben in Unglauben und rohe Gleichgültigkeit. Das iſt aber ein Zuſtand, wo der Bauer für alle

übrigen Stände anwidernd und rein unverdaulich werden würde. Will man etwas unbrauchbares bei ihm niederreißen, ſo iſt es allerdings angezeigt, gleichzeitig auch etwas Beſſeres daneben aufzubauen. Die bloße Negation thut es nicht.

Weihnachtslieder.

Aus dem Volksmunde in Kärnten.*)

I.

(Aus St. Gertraud im Lavantthale.)

Afa' Buebma dàs hàts g'schlàf'n,
rèckts den Kopf àff d' Hech amàll,
thuets a~ wenig ummer gàff'n,
lousts, wàs ist dàs für a~ G'schàll!

I' hàb mei~ Lebtag oft g'hert singen,
geig'n und pfeif'n wunder râr,
so kànn's kâner z'wèg'n bringen,
wènn s der bèste Spîlmànn wâr.

„Mein! wàs hàst nit für a~ seif'n!
Rüep'l gib an~ Frid amàll,
du rüefst schon allweil, komm nach auss'n,
du màchst mier schon a~ rechte Gâll.

Làss es singen, l'ss es geig n
làss es immer pfeif'n auf,
wènn se gnueg hàm wern's' schon schweig'n,
i' will nou' âns schlàf'n drauf'"

Ei du fauler Bärenhäuter,
knotz nit so làng im Bètt,
steh nur auf und geh mier weiter,
pfui! schàmst denn du di' nèt!

*) Dem Anhange zu „Kärntnerisches Wörterbuch" von Dr. Mathias Lexer. (Leipzig, Hirzel 1862) entnommen. Vrgl. auch „Weihnachtslieder aus Kärnten" in „Carinthia" Nr. 34 v. J. 1855, und „Weihnachtsfeier bei den indogermanischen Völkern" von M. Lexer in „Carinthia" Nr. 50 – 52 v. J. 1857.

Làss di' so oft nèt hâss'n
steig amàll aus 'n Nest heraus,
wàs hilft denn dei˜ lànges Prèss'n,
steh auf und treib die Schâflen aus.

„Solt i' gehn die Schàf austreib'n,
ist kàm die hàlbe Nàcht vorbei,
dàs Ding l'ss i' sauber bleib'n,
es wâr jà rechte Nárrerei."

Die hàlbe Nacht muess sein vergàngen,
ist ja umb und umb àlls liecht,
thuet die Sunn zu schein ànfàngen,
dass man überàll hinsiecht.

Es ist jà alles liecht von weit'n
a's wie beim helliecht'n Tàg,
wàs muess dènn das Ding bedeut'n?
i' làf fort, dàss ig's derfràg.

Steff'l, i' làss mier's nit nemen,
sie hà'm den Himb'l z'viel g'hâtzt ein,
dort oub'n ist a˜ Foir auskemmen,
drumb thuet's so müchti' schein˜.

Richti' wird es so sein g'schèch'n,
die Eng'l flieg'n schüppelweis,
schaug nur auf, dort wirstu sèch'n,
wàs sie hàb.n für a˜ G'sâus.

„Mein! wàs hàst für a˜ nárrisch Schwâtz'n
jà Rüep'l, wàs dier nou' einfàllt,
wer wird dènn im Himb'l hâtz'n,
unserm Herrgott is nit kàlt."

Thuen mier nu˜ weiter fràg n,
gehmer hin nàch Bethlachem,
dort wer'n sie uns woll sàg'n,
dàss mier die Sàch'n recht vernem˜.

„Mein! wàs wirstu dort denn màch'n,
wie geht es dort beim Stàllein zue!
dàs ist gàr an˜ ernste Sàch'n,
i' kànn mi' nit bewundern gnue".

Gehmer hin und thuemer guck·n,
schaugmer wàs das Ding muess sein,
der Stàll ist umb und umb voll Luck·n,
künnen woll leichtla' schaug·n ein.

„Sigst an˜ àlt·n Vàter huck·n,
wie er's Kind·l gnau betràcht,
wie die Mueter si' thuet tuck·n,
wie sie zu ir˜m Waz·l làcht?"

Gehmer hin und thuemer 's grüess·n,
die Leutlein seint jà voller Not,
wer'mer schon wàs schènk·n müess·n,
so kriegmer nou' an˜ Dànkdergott.

In dem Kripp·l liegt das Kind·l,
auf einem so spitzig·n Heu,
hat nix àn a's schlechte Wind·l,
dâss ·s völli' zum erfrier·n sei

O lieber Vàter, liebe Mueter,
ei wie gehts ènk dènn schlecht;
der Es·l nix z'frèss·n, 's Vich ka˜ Fueter,
ei das Ding ist woll nit recht.

Wènn ·s ènk hàlt nit thât verdriess·n,
so hiet n mier ènk a˜ wenigs brâcht;
thuets dermit verlieb nem˜ müess·n,
unsern Will·n auch betràcht.

A˜ klânes Lamp·l und a˜ Kitz·l,
a˜ Paar Oar a˜ Kletz·nbrot
und a˜ Butterstritz·l,
nemts es àn und sögn·s ènk Gott!

II.

(Aus Flattach im Möllthale.)

So kommen mier mit Freuden an,
mier wünschen euch allen ein glückseligs neues Jahr.
darzue eine fröhliche Zeiten,
wie sie Gott selber von Himmel uns geit,
zum Trost uns armen Leuten.

Der Tag der reisst uns da aus dem Thron
mier singen den ehrsamen Hauswirt on,
seine Liebste und Kinder desgleichen;
Gott wolle ihnen geben einen b'ständigen G'sunt
und auch ein langes Leben.

Maria gebor ein Kindlein ohne Mann,
das Himmel und Erden mit Freuden aufnam,
das Paradeis wirt aufgeschlossen;
Kristus hat sein Kreuz auch selber müessen tragen,
sein Bluet für uns vergossen.

Künig Kaspar der komt aus Morgenlant,
Walthauser der komt aus Kriechenlant,
Melchori aus Esterreichen;
sie folgen alle drei dem liechten Steren nach,
der ihnen den Weg thuet weisen.

Und da sie nun gen Jerusalemb kam,
ein grosser, hoher Berg wol vor sen aufstand,
Der Steren wolt niemer leuchten;
Künig Kaspar wol zu den andern sprach:
Heunt müessen mier hier verbleiben.

Sie kommen vor Künig Herodes geritt,
Herodes empfieng sie mit ganz tugentreicher Sitt:
seit mier willkomm ihr drei Herren!
Euer Namen, die seint mier ganz frembd und unbekant
wo wölt ihr euch hinkehren?

Herodes der redet aus falscher Begier:
und findet ihr das Kindlein komts widerumb zu mier,
das thuets, ihr lieben drei Herren;
hab doch das Silber und das rothe Golt so vil,
damit ich das Kindlein will ehren.

Sie sassen wol auf und reiten dahin,
der schöne, liechte Steren kommt widerumb zu ihn,
und füert sie auf die rechte Strassen;
er füeret sie gen Wethlachem wol ein die schöne Stat,
da Maria beim Kindelein sasse.

Sie giengen wol in den Stall hinein,
sie grüessent Maria und das kleine Kindelein,
knieten nider und beten es ane;
Sie opferent dem Kindelein ein reich ja reichen Solt,
sie schenken ihm Weirauch, Golt und Mieren.

Also hat Maria das Opfer schon empfang,
von den heiligen drei Künigen aus frembd ja frembden Lant,
wie sie von ihnen thuet scheiden;
die Provezeiung muess werden schon erfüllt,
sie zogen in Gottes Geleito.

Sie wurden wol durch ein Engel ermant,
sie sollen niemer ziechen wohl durch Herodes Lant,
solten ziechen ein andere Strassen;
eine andere Strassen wol widerumb und heim
ein ieder in seine Lande.

Brief eines Kärntners aus Amerika.

Theure Mutter und Geschwister!

Euer liebevolles Schreiben vom 6. August 1864 ist mir den 25. Jänner 1865 richtig zu Handen gekommen, in welchem es mich wohl sehr erfreute aufzufinden, daß Ihr Euch Alle in bester Gesundheit befindet. Einige Tage zuvor habe ich auch vom Bruder Gottlieb im Felsengebirge und vom Bruder Georg in Südkarolina Briefe erhalten. Auch sie schreiben, daß sie gesund sind und daß es ihnen gut geht; und da auch ich mit Gesundheit gesegnet bin und es auch mir im Allgemeinen gut geht, so fühle ich es als meine höchste Pflicht und Schuldigkeit, Gott dem Allmächtigen, obschon er unsern lieben Vater von uns genommen hat, zu danken, daß er unsere so weit zerstreute Familie bis gegenwärtig vor allem Uebel und Gefahr bewahrte und mit Gesundheit, dem besten Segen, den der Mensch genießen kann, gesegnet hat.

Auch freute es mich sehr, der Schwester Marie Portrait erhalten zu haben, welches ich mit Verwunderung und Liebe bereits nicht genug anschauen kann.

Sehr angenehm war es mir, vom Herrn Onkel selbst einige Zeilen zu erhalten und gern möchte ich Euch einen langen Brief schreiben. Wie es aber bestellt ist, fehlt es mir an Zeit, Raum und Verfassung, indem wir hier keinen Tisch noch Stuhl haben und ich muß mich auf den Grund hinsetzen, um diese paar Zeilen zu schreiben. Doch möchte ich gern ein paar Worte sagen, und diese sind: daß ich mir schon oft gewünscht habe, des Herrn Onkels Talente und Fähigkeiten in Rechnung

nehmen zu können und ich glaube, daß er gar nicht für das Möllthal geboren sei, sondern daß sie ihm für einen andern Platz und für eine andere höhere und wichtigere Stelle bemeint waren.

Die guten Nachrichten von Euch sammt den zwei Brüdern und mein eigenes Wohlbefinden möchte man glauben, sollte mich befriedigen, welches aber nicht ganz so ist. Und warum nicht? werdet Ihr Euch vielleicht denken. Darüber muß ich sagen, daß es mir vorkommt, als ob in Eurem Schreiben, obwohl es nicht geradezu niedergeschrieben ist, die liebe Mutter mich beschuldigen thät, daß ich meiner Verheißung gemäß nicht heimgekommen bin und daß die Ursachen, welche ich darüber angeführt habe, wankend wären, welche aber gerade so beschaffen sind wie ich sie dort anführte.

Und damit Eure Bekümmerniß ein Ende habe, so muß ich gerade so reden, wie es ist und wie es steht.

Ich habe in meinem vorigen Briefe geschrieben, daß wenn unser Regiment nicht freiwillige Soldaten genug bekommt, sie loosen oder ziehen müssen, zu welchem Auswege es zuletzt wirklich gekommen ist, und liebe Mutter, ihr müßt nicht erschrecken, wenn ich Euch sage, daß das Loos auch mich getroffen hat, und daß ich den Streifzug für Ein Jahr schon mitnehmen muß, von welcher Zeit jedoch schon bereits die Hälfte verflossen ist und um Euch noch mehr zu beruhigen, ich beifügen kann, daß ich das militärische Leben, obwohl es mitunter ziemlich hart kommt, doch viel erträglicher finde als wie ich es verhofft habe. Am härtesten dabei thut mir das Bewußtsein, daß es vielleicht die Mutter kränken wird, aus welcher Ursache ich nicht schon früher freiwillig dazu gegangen bin.

Die Loosung, bei welcher mein Name gezogen wurde, geschah den 30. September 1864, welches mir gleich schriftlich bekannt gegeben wurde. Am 5. Oktober hatte ich mich abgestellt, wurde untersucht, ward als militärfähig ausgesprochen und angenommen. Nun wurde ich gleich nach Springfield, der Hauptstadt von Illinois, geschickt, wo ich bis 7. November verblieb. Da aber bekomme ich einen fünftägigen Urlaub, um zur Präsidentenwahl heimzugehen. Ich kam heim, oder hin, wo es jetzt meine Heimat hieß, den 8. November, an welchem Tage ich den Abraham Lincoln, dem gegenwärtigen Präsidenten, das zweite Mal meine Stimme gegeben habe. Zugleich hinterlegte ich meine Habseligkeiten und Schuldbriefe in sichere Hände, und ging dann am 13. November wieder fort nach Springfield, von hier aber gleich südlich nach

Memphis, von dort öſtlich bis nahe an Nashville, der Hauptſtadt von Tenneſſee, dann wieder zurück, und wir waren ſeit der Zeit in Arkanſas und im Miſſiſſippi-Staate. In New-Orleans waren wir einen Monat, welche Stadt wir am 4. Februar 1865 verließen. Wir fuhren auf einem großen Dampfſchiffe hinaus in den Golf von Mexico und dann herum nach Mobile-Hafen, bei den Feſtungen oder Forts vorbei, welche Fort Gaines und Fort Morgan heißen, und deren eines auf einer, das andere auf der anderen Seite der Einfahrt des Mobile-Hafens liegt, und welche ungefähr 4 bis 5 Miles von einander entfernt ſind. Fort Gaines ſteht auf einer Inſel, welche Dauphin-Inſel heißt und ungefähr 10 engliſche Meilen lang und 8 Meilen breit iſt und woſelbſt wir uns auch gegenwärtig befinden. Es iſt ſehr ſchön, angenehm und geſund hier, und ich möchte da gern einige Zeit verbleiben, was aber nicht ſein kann, indem es in etlichen Tagen fort geht nach Mobile, welcher Platz noch in der Rebellen Händen ſich befindet, und wovon wir jetzt gerade 30 Miles entfernt ſind. Nachdem dieſer Platz genommen iſt, gehen wir wahrſcheinlich nach Charlestown in Südcarolina, wo eben General Sherman und ſeine Armee weilt, bei welcher ſich der Bruder Georg befindet.

Von Schlachten kann ich Euch noch nichts erzählen, indem ich noch keine mitgemacht habe, obwohl wir ſchon ein paar mal dem Feinde nahe waren. Sobald wir ihn angreifen wollten und auf ihn losgingen, iſt er uns noch jedesmal durchgebrannt oder durchgelaufen.

So, liebe Mutter, müßt Ihr Euch meinethalben gar nicht bekümmern und ich darf Euch ſagen, daß es nicht viel Gefahr hat, denn die Rebellen ſind ſchon bereits durchgewichſt. Soll ich aber z. B. unglücklich ſein, ſo müßt Ihr auch dann noch nicht verzweifeln, indem Ihr Euch dadurch ſchadet Auch iſt es mein Wille, daß im Falle meines Ablebens mein kleines Vermögen, welches aus 700 Thalern und 160 Acker Landes beſteht, Ihr erben ſollet. Das Geld liegt bei guten ſichern Farmern in (folgen die Namen der Ortſchaften) auf Intereſſen. Und das Land, was ungefähr 7 — 800 Thaler werth iſt, liegt in (folgt der Name des Platzes). — Als Seltſamkeit kann ich Euch berichten, daß hier 1 Pfund Butter koſtet 80 Cent. oder $^4/_5$ Thlr. 1 Pf. Käſe $^1/_2$ Thlr. An unſerem Golf bekommt man eine ungeheure Menge Auſtern, von denen wir am Ufer juſt ſo viel aufleſen und kochen, als wir wollen; ſie ſind ſchmackhaft und gut zu genießen. Unſer Regiment zählt 950 Mann gegenwärtig. Der amerikaniſche Soldat erhält als monatliche Löhnung 16 Thaler; und jährlich 52 Thaler für Kleidung. Ein

amerikaniſcher Goldthaler beträgt 2½ öſterreichiſche Gulden. — Der Bruder Georg hat jetzt bei 400 Thaler erſpartes Gold. Am beſten ergeht es dem Bruder Gottlieb. Der beſitzt augenblicklich 160 Acker Land und 4 Gold-Claims, nebſt einigen hundert Thalern; er thut gut. Ein Gold-Claim iſt ein Stück Land, welches zum Goldgraben benützt wird, und welches, glaube ich, 50 Fuß breit und 100 Fuß lang iſt.

Die ſüdlichen Winter ſind wunderſchön und ſie ſcheinen mir mehr wie Sommer oder anfangs Spätherbſt als wie Winter zu ſein.

Ueber meine Erlebniſſe in den letzten 6 Monaten, und was ich mitgemacht und geſehen habe, könnte ich Euch manches Intereſſante erzählen, wenn ich bei Euch wäre. Es ſind jetzt bei 40.000 Soldaten hier, welche mit kleinen Ausnahmen alle geſund ſind, und die krank ſind, ſind meiſtens ſelbſt ſchuld daran, wegen der großen Unmäßigkeit in allen Sachen.

Für diesmal muß ich ſchließen u. ſ. w.

Verzeiht meinen ſchlecht geſchriebenen Brief, denn ich muß mich auf den Grund hinſetzen, um denſelben zu ſchreiben.

Euer aufrichtiger Sohn und Bruder

J. K.

Eine Reminiszenz.

Die älteren Klagenfurter werden ſich wohl eines kleinen gebückten Greiſes mit weißen Locken, pfiffigen aber gutmüthigen blauen Augen, angethan mit langem blauem Rocke und unvermeidlichem weißem Halstuche, welcher noch in den zwanziger Jahren (vielleicht noch Anfang der dreißiger) ein geſuchter Klavierlehrer war und unermüdet pünktlich zu ſeinen Lektionen humpelte. Meine Zeitgenoſſen werden in dieſer flüchtigen Schilderung wohl ſchon den alten Huber erkannt haben. Er war namentlich ein Damenlehrer und ich könnte manche der Frauen der gegenwärtigen Geſellſchaft nennen, die ſich unter ſeiner Leitung ausgezeichnete Fertigkeiten erworben haben. Von ihm nun erinnere ich mich als Knabe, da er Klavierlehrer meiner beiden ältern Schweſtern war, ein Erlebniß gehört zu haben, welches wohl aufgezeichnet zu werden verdient. Huber war ein Salzburger und als Junge von 12 — 15 Jahren als Orgelſpieler in einer Salzburger Kirche angeſtellt. Eines Sonntags, als er ſeinen Poſten an der Orgel eingenommen hatte, kam der Regens Chori mit einem andern jungen Burſchen von

Hubers Alter und bedeutete Huber, daß dieſer heute ſpielen werde. Huber weigerte ſich vom Platze zu weichen, indem er die Befürchtung ausſprach, daß, wenn der Bengel nichts könne, er ſelbſt die Schande und Verantwortung werde zu tragen haben; man mußte ihn faſt mit Gewalt entfernen. Bald war er dann freilich durch das Spiel ſeines Erſatzmannes beruhigt, daß ihm eine Verwechslung nur zur Ehre gereichen könne, und endlich elektriſirt. Als er dann um den Namen fragte, erfuhr er, der junge Mozart habe für ihn geſpielt. Dies qui pro quo legte den Grund zur Bekanntſchaft und ſpätern Freundſchaft.

Meteorologiſches.

Witterung im November 1865.

Der faſt im ganzen vorigen Monate October herrſchende Südweſtwind hat zu Anfang des November ſeine Herrſchaft mit Macht und Nachdruck geltend gemacht. Stürme, die uns nur ſtarke Niederſchläge brachten, wütheten im atlantiſchen Meere, dem Kanal, der Nord- und Oſtſee mit verderblicher Wuth und langer Dauer. Am 10. und 11. jedoch verdrängte den Südwind auf kurze Zeit ein mächtiger von Nord-Oſt ziehender Luftſtrom und verbreitete über ganz Europa bei ſehr hohem Barometerſtande anhaltenden Froſt. Um den 14. oder 15. wurde überall ungewöhnlich hoher Luftdruck und die tiefſte Temperatur des ganzen Monats beobachtet: in Haparanda 65° n. B. —10·1, St. Petersburg —9·4, Helſingfors —8·0 u. ſ. f.

Auch in Kärnten trat in dieſen Tagen die kleinſte Monatstemperatur auf: an den meiſten Orten nur —4 bis —5, in Klagenfurt —5·7, St. Paul —6·0, Wieſenau —6·8, Hausdorf —7·0, am Hochobir bei heftigem Nordſturm —8·0.

Schon am 24. jedoch errang der Südwind die ihm auf kurze Zeit entriſſene Herrſchaft wieder und an den Küſten der Nord- und Oſtſee kehrten auch die Stürme mit verheerender Heftigkeit wieder. So ganz war der warme Südweſtpaſſat durchgedrungen, daß bei uns die höchſte Monatstemperatur erſt am 25. oder 26. eintrat. Dieſe erreichte in faſt allen Höhelagen 10° (Hausdorf 11·1, Klagenfurt 12·2). Es iſt nur ſelten der Fall, daß die höchſte Temperatur im November erſt in der zweiten Monatshälfte eintritt.

Wie es beim Vorwiegen ſüdlicher Luftſtrömungen immer der Fall, war, wie die Extreme, auch das Mittel der Luftwärme bis zu einer beträchtlichen Höhengränze hoch und ſehr gleichmäßig, meiſt etwas über 3° (Klagenfurt 3·3, Raibl 3·3, Hausdorf 2·8), am Hochobir war es —0·56.

Die nur wenig unterbrochene hohe Luftwärme rief an vielen Orten ſeltſame Vegetationserſcheinungen hervor, blühende Veilchen, Kirſchbäume

u. dgl. In Mühldorf (Möllthal) hatte ein Apfelbaum, der Ende August zum zweiten Male blühte, im November die zweiten Früchte!

Die Niederschläge waren ziemlich stark; in Zollen der Wasserhöhe in Klagenfurt 2·6, Hausdorf 1·8, in Naibl aber 7·0, in Würmlach (Gailthal) 7·6.

Vergleicht man die in Klagenfurt gefundenen Witterungselemente mit den normalen, so war der Luftdruck um 0·7‴, die Luftwärme um 0·5 zu hoch, der Niederschlag aber ein kleinwenig zu klein. Noch wärmer war der November in den letzten 53 Jahren nur 6 Mal: 1862 (3·56), 1852 (4·67), 1840 (4·76), 1839 (5·91), 1838 (5·56) und 1830 (3·65). Ohne Schneefall war er in 10 dieser Jahre: 1852, 1849, 1839, 1830 u. s. w. Gewitter war ein Mal: in der Nacht vom 28. auf den 29.

Da das meteorologische Jahr mit 1. December beginnt, und mit 30. November endet, und vom 1. December an je 3 Monate (December, Jänner, Februar den Winter u. s. f.) die Jahreszeiten machen, so können wir das eben abgelaufene Witterungsjahr von Klagenfurt mit dem normalen und vorausgegangenen vergleichen.

Der Luftdruck war im Winter zu niedrig, im Frühling und Herbst zu hoch.

Die Luftwärme war nach den Jahreszeiten folgende: (die eingeschlossenen Zahlen sind die normalen) Winter —3·59 (3·47), Frühling +6·45 (6·53), Sommer 14·91 (14·59), Herbst 7·50 (6·60), Jahr 6·32 (6·06). Es war also der Winter (der Februar) und Frühling (März) etwas zu kalt, dagegen der Sommer etwas, der Herbst um fast 1° zu warm. Der Herbst war wärmer nur 1857 (7·78), 1844 (7·67), 1841 (7·68), 1840 (8·29), 1839 (7·73), 1822 (7·92); das ganze Jahr war wärmer 1863 (6·92), 1862 (6·61), 1861 (6·41), 1859 (6·78, 1848 (6·36), 1846 (7·31) u. s. f.; letzteres Jahr war nach 1834 (7·52) das wärmste seit 50 Jahren.

Die Niederschläge betrugen 1865 (die eingeschlossenen Zahlen sind die normalen) in Pariser Zoll Wasserhöhe: Winter 4·1 (4·8), Frühling 5·9 (7·6), Sommer 10·2 (12·7), Herbst 6·9 (9·8), Jahr 27·1 (35·0). Das Jahr 1865 war also in allen Jahreszeiten zu trocken, besonders Sommer und Herbst. Trockener oder nahe so trocken waren die Jahre 1861 (27·8) im Frühling, Sommer und Herbst, 1857 (21·7) im Winter, Sommer und Herbst, 1859 (28·2) im Winter und Sommer, 1834 (15·3) in allen Jahreszeiten, 1835 (23·0), 1822 (22·8), 1818 (21·4).

Diözesan-Notizen.

Der hochwürdige Herr Domscholasticus Jakob Rebernigg wurde infulirter Probst am Kollegiat-Kapitel zu Straßburg. Herr Johann Tschernitz, Beichtvater der Elisabethinen-Klosterfrauen, wurde für die Pfarre

Glödnitz und Herr Matthäus Spenko, Kurat zu Neuhäusl, für die Pfarre Lavamünd präsentirt.

Herr Johann Jakobitsch, Pfarrer zu Goggau, wurde als Beichtvater der Elisabethinen-Klosterfrauen und im Kranken-Institute angestellt.

Herr Ludwig Rakesch, Pfarrer zu St. Margarethen in der Reichenau, Herr Andreas v. Schludermann, Pfarrer zu Poggersdorf, Herr Simon Lesitschnigg, Pfarrer zu Lind ob Velden, und Herr Gustav Schoffnegger, Provisor zu Laßnitz, wurden in den Ruhestand versetzt.

Gestorben ist: Herr Franz Karl, Pensionist und Benefiziat im Bürgerspitale zu Klagenfurt, am 10. November, Herr Johann Thalhammer, Pfarrer zu Steuerberg, am 18. November 1865, welche dem frommen Andenken empfohlen werden.

Mittheilungen aus dem Geschichtverein.

Als ordentliches Vereins-Mitglied beigetreten ist: Herr Ladislaus Berzenczey, Privat in Klagenfurt.

Als Geschenke hat der Geschichtverein erhalten:

Von Herrn Johann Abermann, Pfarrer in Glanhofen: a) Ein altes Portrait einer Dame aus dem nun verfallenen Schlosse Pregrad bei Tiffen. (17. Jahrhundert.); b) Doktordiplom des Johann Khlettenhamer ddo. Padua 1648. (Original.) c) Urkunde, betreffend den Tischtitel für Christian Fischer am Schlosse Biberstein, ddo. 7. Februar 1713. (Original auf Papier.) d) 8 ältere Druckwerke verschiedenen Inhaltes.

Von Herrn Joseph Gaisberger, regul. Chorherr von St. Florian, Ehrenmitglied des kärntnerischen Geschichtvereines ꝛc.: Von ihm verfaßte antiquarische Mittheilungen, betitelt: Archäologische Nachlese. Linz. 1865.

Von Herrn Georg Haslinger, k. k. Bezirksvorsteher: Salzburgische Chronica. Von Franz Dückher von Haßlaw zu Winkel. 1666. Mit Kupferstichen.

Von Herrn Thomas Hermanitz, k. k. Finanzdirektions-Beamten: Eine türkische Kupfermünze des jetzt regierenden Sultans.

Von Herrn Karl Trau, Handelsmann in Wien:

a) Eine kunstvoll geschnitzte chinesische Theebüchse aus Bambus;

b) eine chinesische Elfenbein-Kugel;

c) Eine Kugel aus Speckstein (chinesisch). Beide Stücke sind in durchbrochener Arbeit verfertigte Kunstwerke von größter Schönheit.

d) Ein chinesisches Spiel, bestehend in verschiedenfärbigen, durch hohle Elfenbeinrollen gezogenen Seidenfäden.

e) Ober- und Untertasse aus gemaltem japanischem Porzellan.

f) Untertasse aus japanischem Porzellan mit Goldziersathen.

g) Ober- und Untertasse aus japanischem Porzellan, äußerst kunstvoll mit einem feinen Bastgeflechte überzogen.

h) Paß eines chinesischen Küstenfahrers.

i) Zwei chinesische Bilder in Farbendruck.

Angekauft:

Chronologische Tabelle der Geschichte des Erzstiftes Salzburg und alphabetisches Register zu J. Th. Zauner's Chronik und G. A. Pichlers Landesgeschichte von Salzburg.

Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei Von Ernst Förster. Lieferungen Nr. 238 — 240.

Horazens Satyren und Episteln. Deutsch von L. Döderlein

Roheisen- und Blei-Preise im November 1865.

Eisen-Preise.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 55 kr. — 2 fl. 70 kr., Cokes-Roheisen affinage 2 fl. 10 kr. — 2 fl. 40 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 40 kr., Schottisches Nr. 1 2 fl. 40 kr. — 2 fl. 50 kr., Stabeisen grobes 5 fl. 25 kr. — 6 fl.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 2 fl. 12½ kr., Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 37½ kr., Walzeisen loco Breslau 5 fl. 25 kr. — 5 fl. 50 kr., geschmiedetes 6 fl. 75 kr. — 7 fl.

Auf österreichische Meiler à 10 Wiener Centner berechnet:

Köln: Holzkohlenroheisen 28 fl. 60 kr. — 30 fl. 26 kr., Cokes-Roheisen affinage 23 fl. 50 kr. — 26 fl 89 kr., graues 25 fl. 20 kr. — 26 fl. 88 kr., Schottisches Nr 1 26 fl. 88 kr. — 28 fl., Stabeisen grobes 58 fl. 80 kr. — 67 fl. 20 kr.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 23 fl. 50 kr., Holzkohlen-Roheisen 26 fl. 60 kr. Walzeisen loco Breslau 58 fl. 80 kr. — 61 fl. 60 kr., geschmiedet 75 fl. 60 kr. — 78 fl. 40 kr.

Blei-Preise.

Per Zollcentner Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. — 10 fl. 12 kr., Hartblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 75 kr., Goldglätte 9 fl. 30 kr. — 9 fl. 75 kr., Silberglätte 8 fl. 70 kr. — 9 fl.

Berlin: Blei blieb unverändert fest bei starker Ausfuhr; Sächsisches 10 fl. Tarnowitzer 10 fl. 12½ kr.

Auf Wiener Centner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 11 fl. 20 kr. — 11 fl. 34 kr., Hartblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 92 kr., Goldglätte 10 fl. 42 kr. — 10 fl. 92 kr., Silberglätte 9 fl. 74 kr. — 10 fl. 8 kr.

Berlin: Sächsisches Blei 11 fl. 20 kr. Tarnowitzer 11 fl. 34 kr.

Durchschnittspreise der Lebensmittel zu Klagenfurt im November 1865.

		fl.	kr.			fl.	kr.
Weizen	der Vierling	4	76	Speck, geselchter	das Pfund	—	44
Roggen		3	91	" roher		—	37
Gerste		2	49	Schweinschmalz		—	44
Hafer		1	57	Eier	das Paar	—	4
Heide		2	44	Hendl		—	50
Mais		2	64	Kapaunen		2	25
Brein (gestampfte Hirse)	der Vierling	4	61	Enten		—	72
Erbsen		4	—	Gänse		2	80
Linsen		—		12" Scheiterholz, hartes	loco Land eine n. ö. Klftr.	3	14
Fisolen, weiße		5	27	12" Scheiterholz, weiches		2	10
" rothe		—	—	30" Scheiterholz, weiches		4	37
Erdäpfel		—	—				
Rindschmalz	das Pfund	—	50	Heu	der Zentner	—	92
Butter		—	45	Stroh		—	87

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Heinrich Weil. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Inhalt.

(Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen.)

Aufsätze historischen Inhalts.

Ueber die innere Einrichtung der Burgen und die Lebensweise der einstigen Bewohner, von Max Ritter von Moro, 1. — Unsere Landsleute in Nordamerika, von Heinrich Hermann, 17, 41. — Neuer Fund von menschlichen Körpern in den Ausgrabungen von Pompeji, 35. — Die Wälschen in der Sage, von V. Pogatschnig, besprochen von Dr. Karlmann Flor, 57. — Aufgefundenes Epitaphium im Thurmknopfe der Kirche St. Lorenz zu Großbuch, 181. — Uralte Reste eines Eisenschmelzwerkes am Hüttenberger-Erzberge, von Franz Seeland, 278. — Aufgefundenes Römerdenkmal in Tiffen, beschrieben von David Pacher, 280. — Heimische Literatur; die Fortsetzung des Baron Aukershofen'schen Handbuches der Geschichte von Kärnten durch Dr. Karlmann Tangl, besprochen durch P. Frhrn. v. Herbert, 285. — Ueber die altslavischen Alterthümer in Kärnten, von Dr. Karlmann Flor, 318. — Skizze zur Geschichte des Weinbaues in Kärnten, von Thomas Hermanitz, 344. — Zur Geschichte der Erdbeben in Kärnten, von Alois Weiß, 361. — Skizze zur Geschichte des Protestantismus in Kärnten, von Thomas Hermanitz, 373. — Historische Miscelle von J. C. H., 405. — Beiträge zur Geschichte der Stadt Friesach, von Alois Weiß, 425. — Eine Reminiscenz, 490.

Aufsätze naturhistorischen Inhalts.

Anglesitkristalle aus den Bleibergbauen von Schwarzenbach und Miß, 30. — Wolwitschia mirabilis, 31. — Entdeckung von Giftorganen bei Fischen, 32. — Aufbewahrung des Blütenstaubes, 33 — Baumwollenkultur in Venetien, 34. — Das Mutterkorn, 34. — Bemerkungen über den Cretinismus, von Raimund Kaiser, 66. — Wodurch wird der Wärmeverlust ersetzt, den die Sonne durch fortwährende Ausstrahlung erleidet?, 89. — Erzeugung von Bessemerstahl zu Heft, mitgetheilt von Friedrich Münichsdorfer, 96, 136. — Einiges über Petroleum, 114. — Der Fuchs 151. — Ueber die Sprache, von Dr. Weil, 165, 205, 245, 333. — Larvenzustände bei Fischen, 183. — Vom Dobratsch, von Ullepitsch, 237. — Kärnten und die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, 258. — Notizen aus Californien, I. Die Riesenbäume, 312. — Ueber die Farbenabänderungen der Säugethiere und Vögel, 350. — Die Erdatmosphäre, von Professor Robida, 389. — Die Bora und der Tauernwind, eine meteorologische Studie von J. Prettner, 454. — Bericht über die Fortsetzung der Untersuchungen der Pfahlbauten im Keutschacher-See, von Gallenstein, 467.

Aufsätze kulturgeschichtlichen Inhalts.

Ueber die innere Einrichtung der Burgen und die Lebensweise der einstigen Bewohner, von Max Ritter v. Moro, 1. — Unsere Landsleute in Nordamerika, von H. Hermann, 17, 41. — Die Montanindustrie in Kärnten im Jahre 1863, 26. — Neuer Fund von menschlichen Körpern in den Ausgrabungen von Pompeji, 35. — Die Wälschen in der Sage, Abhandlungen von V. Pogatschnigg, besprochen von Dr. Karlmann Flor, 57. — Bemerkungen über Cretinismus, von Raimund Kaiser, 66. — Einführung des Bessemerstahles in Kärnten; Verdienstkreuz-Vertheilung an Friedrich Münichsdorfer, 79. — Aerztliche Kenntnisse und Arzneimittel der Landleute aus dem Maltathale, 106. Die Volksschule in Oesterreich, 111. — Volkswirthschaftliches aus Oesterreich, 159. — Ueber die Sprache von Dr. Heinrich Weil, 165, 205, 245, 333. Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkührlichen menschlichen Handlungen, von Joseph Wagner, 224, 270 — Kärnten und die kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 358 — Uralte Reste eines Eisenschmelzwerkes am Hüttenberger-Erzberg, von F. Seeland, 278. — Notizen aus Californien II. Die Gräber-Ceremonien der Chinesen, 315. — Ueber den Weinbau in Kärnten, Skizze von Thomas Hermanitz, 344. — Skizze zur Geschichte des Protestantismus in Kärnten, 374. — Das Johannisfest, 381. — Historische Miscelle, von J. C. Hofmeister, 405. — Ueber Volkssitte, Aberglauben und Volksmedizin, 430.

Aufsätze vermischten Inhalts.

Unsere Landsleute in Nordamerika, von H. Hermann, 17, 42. — Montanindustrie in Kärnten im Jahre 1863, 26. — Verleihung des Franz Joseph-Ordens an Domherrn Heinrich Hermann, 28. — Aus der Oper, von H. W. 78. — Glockenweihe in St. Paul, 78. — Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes an Friedrich Münichsdorfer, 79. — Eine dreifache goldene Hochzeit im Maltathale, 80. — Brand der Bleiweißfabrik in Klagenfurt. 80. — Erzeugung von Bessemerstahl zu Heft, mitgetheilt von Friedrich Münichsdorfer, 96, 136. — Malteinerstudien, von Paul Kohlmayer, 106. Die Volksschule in Oesterreich, 111. — Einiges über Petroleum, 114. — Aus der Oper, Eis und Corsofahrt von H. W., 118. — Todesanzeige von Ignaz Edlen v. Kleinmayr, 122. — Der Fuchs, 151. — Vom Lenz, Grabgedanken, Plauderei, von H. W., 157. — Volkswirthschaftliches aus Oesterreich, 159. — Ueber die Sprache, von Dr. Heinrich Weil, 165, 205, 245, 333. — Larvenzustände bei Fischen, 183. Das Versteck, Erzählung von M. F. 184, 216. — Egyptische Antiken, 201. — Nachrichten aus Sibirien, 201. — Ein Schwärmer, 202. — Neue Nordpolexpedition, 202. — Seltene Erscheinung, 202. — Humbug, 202. — Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkührlichen menschlichen Handlungen, von Joseph Wagner, 224, 270. Die Alençon'schen Spitzen, 235. — Vom Dobratsch, von Ullepitsch, 237. — Kärnten und die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, 258. — Landschaften-Aufnahme vom Maltathale durch Johann Reiner, und Anerkennung der Verdienste desselben durch Zuerkennung der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, 280. Märchen aus Kärnten, mitgetheilt von Valentin Pogatschnigg, 306, 356, 399 438. — Statistische Ueberblicke, 310. — Notizen aus Californien, die Riesenbäume,

Digitized by Google

die Gräberceremonien der Chineſen, 312. — Statiſtik der vom Blitze Getroffenen in Frankreich, 317. — Die Drau und ihr Flußgebiet, von Thomas Hermanitz, 320. — Ueber den Weinbau in Kärnten, Skizze von Thomas Hermanitz, 344 — Ueber die Farbenabänderungen der Säugethiere und Vögel, 350. — Programm der Jubiläumsfeier des Beſtehens der k. k. kärntneriſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft, 370. — Das Johannisfeſt, 381. — Brief eines Kärntners in der mexikaniſchen Fremdenlegion, 386. — Notiz über die Feier des hundertjährigen Jubiläums der k. k. kärntneriſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft, 406. — Ueber Volksſitte. Aberglauben und Volksmedizin, 430.

Gedichte.

Von J Petſchenegg: „nächtliche Reiſe“, 72. — „An die Orange“, von Ernſt Rauſcher, 110. — „In der Weinlaube“ von Adolf Pichler, 111. — Aus „Nora“, von Ernſt Rauſcher, 261. — „Bundeslied“, von Hermann Lingg, 279. Bruchſtück aus dem Drama „Jakobäa von Baiern-Holland“, von Friedrich Marx, 301. — „Herwigs Brautwerbung“, 359. — „In tiefer Noth“, „Maria im See“, von Ludwig Ißleib, 396. — „Hymen“, „Dank“, von Adolf Pichler, 398.

Literariſche Anzeigen.

Albert Guzmann's Erinnerungen aus dem italieniſchen Feldzuge vom Jahre 1859. Herausgegeben von Robert Hamerling, 28. — Die Wälſchen in der Sage, ausgegeben von V. Pogatſchnigg, 57. — Schiller's Kalender von 1795 – 1805, von Emilie von Gleichen-Rußwurm, 180. — Mittheilungen des Alpenvereines, 280. Baron Ankershofen'ſches Handbuch der Geſchichte des Herzogthumes Kärnten, fortgeſetzt von Dr. Carlmann Tangl, IV. Band, 2. Heft, 285. — Deutſche Ausgabe des in London erſchienenen Werkes: Die Dolomitberge, Ausflüge durch Tirol, Kärnten, Krain und Friaul in den Jahren 1861 — 1863, von Joſiah Gilbert und G. C. Churchill, aus dem Engliſchen überſetzt von Guſtav Adolf Zwanziger, Klagenfurt, Kleinmayr 1865, 442.

Meteorologiſches.

Witterung im Dezember 1864, 37; im Jänner 1865, 83; im Februar, 128; im März, 161; im April, 203; im Mai, 238; im Juni, 281; im Juli, 327; im Auguſt, 367; im September, 407; im Oktober, 448; im November, 491.

Statiſtiſches.

Die Montaninduſtrie im Verwaltungsjahre 1863 in Kärnten, von T—ſch—k, 26. — Die Geſetzmäßigkeit in den ſcheinbar willkührlichen menſchlichen Handlungen, von Adolf Wagner, 224, 270, 295. — Statiſtiſche Ueberblicke, 310. — Statiſtik der vom Blitze Getroffenen in Frankreich, 317.

Digitized by Google

Diöcesan- und Schulnachrichten.

Todesanzeige vom Domherrn Heinrich Hermann, 28. — Veränderungen im Klerus, im Monate Jänner 1865, 85; im Februar, 123; im Juni, 282; Veränderungen im Stande der Lehrer, 325. — Veränderungen im Stande des Klerus, 409, im November, 492.

Mittheilungen aus dem Geschichtvereine und dem naturhistorischen Museum.

Austritt aus dem Geschichtverein, Geschenke und Ankäufe im Monate Jänner 1865, 38. — Nekrolog vom Domherrn H. Hermann, 53. — General-Versammlung des kärntnerischen Geschichtvereines, 80. — Veränderungen im Stande der Mitglieder, Geschenke und Ankäufe im Monate Jänner. Geschenksnachweisung und Rechnungsabschluß des naturhistorischen Museums pro 1864, 163. — Veränderungen im Stande der Mitglieder, Geschenke und Ankäufe des Geschichtvereines im Monate Juni. 240. — Schriftenaustausch, Geschenke und Veränderungen im Stande der Mitglieder, und Beiträge des naturhistorischen Museums im Monate Juni, 241. — Personalveränderungen, Geschenke und Ankäufe im Geschichtvereine im Juli, 328. — Geschenke und Ankäufe im naturhistorischen Museum im Juli, 330. — Vermehrung der Bibliothek und Naturalien im naturhistorischen Museum im August 369. — Veränderungen im Stande der Mitglieder, eingelangte Geschenke beim Geschichtvereine, 449.

Roheisen- und Bleipreise.

Im Beginn des Jahres 1865, 40; im Jänner, 88; im Februar, 124; im März, 164; im April und Mai, 243; im Juni, 283; im Juli, 331; im August, 369; im September, 411; im Oktober, 452; im November, 494.

Marktberichte.

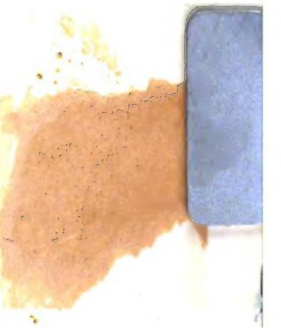
Durchschnittspreise der Lebensmittel in Klagenfurt im Monate Dezember 1864, 40; im Jänner 1865, 88; im Februar, 124; im März, 164; im April, 204; im Mai, 244; im Juni, 284; im Juli, 332; im August, 369; im September, 412; im Oktober, 452; im November, 494.

Nekrologe.

Domherr Heinrich Hermann, 53. — Todesanzeige von Ignaz von Kleinmayr, 122; — Friedrich Kokeil, 146; — Dr. Johann Holeczek, 364.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google